Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

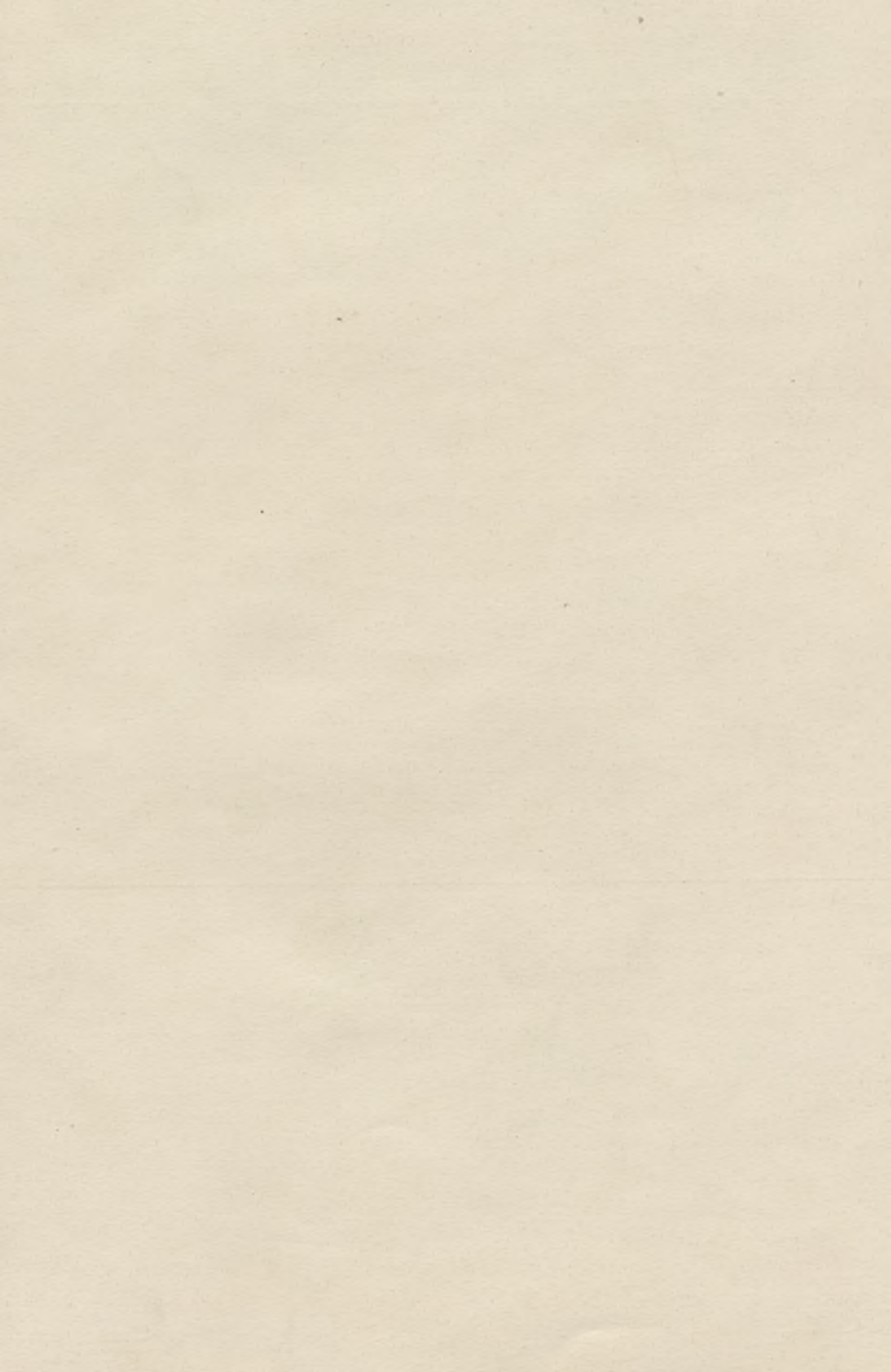
Band 59

Jahrgang 1928

★









Hans Beat Wieland — Bondascagruppe

Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Geleitet von Hanns Barth

Band 59

Jahrgang 1928





München 1928

Verlag des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Für den Buchhandel bei der J. Lindauer'schen Universitätsbuchhandlung (Schöpping) in München

Hergestellt durch F. Bruckmann A.-G. in München

Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und
Inhalt ihrer Arbeiten



Buch- und Kunstdruck,
sowie Herstellung der Klischees von F. Bruckmann A.-G. in München
Papier der Scheufelenschen Papierfabrik in Oberlenningen

Inhaltsverzeichnis

Text:

Bilder:

Tafeln in Kupferdruck:

Bilder auf Kunstdrucktafeln:

Bilder im Text:

Beilage:

Karte der Glocknergruppe 1:25000

von Dr. Finsterwalder und H. Rohn

Druck der Kartographischen Anstalt G. Freytag & Berndt, Wien



Hans Beat Wieland, der Maler der Berge

Von Henry Hoek

Reden wir von einem Berge oder von einer Vielheit von Bergen, von einem Gebirge, so ist mit diesen Worten immer „unsere Vorstellung" dieses Teiles der Natur, dieses Naturausschnittes, gemeint. Nur mit unseren Gedankenbildern können wir arbeiten, nur mit diesen uns andern verständlich machen. Vorstellungen sich zu bilden, das ist ein Begreifen, ein geistiges In-Besitz-Nehmen, ein „Ergreifen". Die Wege dazu führen zu zwei Polen. Der eine liegt im rein Wissenschaftlichen — man könnte mit andern Worten sagen im „Statistischen". Der andere Pol liegt in seiner vollendeten Ausbildung im reinen Gefühl. Aus dem Gefühl entspringt alles, was Kunst ist. Kunst aber gibt keine Erkenntnis, so wenig wie Wissenschaft allein ein Begreifen gibt. „Die Kunst hat vom Baume der Erkenntnis nicht genossen. Sie lehrt uns die unendlichen Gesetze der Welt fühlen und ahnen, aber nicht erkennen. Das Wissen ist ihr Tod. Das, was die Wissenschaft erkannt, entgöttert und entgeistert hat, verläßt sie, um aus den unberührten Tiefen der Natur neue Geheimnisse emporzuholen, die sie wie eine heilige Monstranz den Augen offenbart und den Händen verwehrt. Sie bereichert unsere Seele, da sie von allen Unermeßlichkeiten der Welt uns die einzige zu kosten gibt, die uns beseligt: die der Vielfältigkeit. So liegen die beiden im ewigen Kampf." (W. Rathenau.)

Wir können uns dem Begriff Berg mit Zahlen und Tatsachenfeststellungen nähern, können den Berg zum Beispiel geographisch und physikalisch beschreiben. Wir können von ihm aussagen: Er ist 3900 *m* hoch, er liegt in diesem Lande, auf dem 43. Breitengrade; er besteht aus gepreßtem Gneis und steilgestellten Kalkplatten, hat seine durchschnittliche Schneegrenze an der Nordseite in 2800 *m* Höhe und seine Fauna und Flora umfaßt diese und diese Arten ... und so weiter mit Anstand, Grazie und Wohlweisheit.

Und haben wir dann alles zusammengetragen, was die Wissenschaft über den Berg aussagen kann oder auch nur könnte, wüßten wir restlos alles, was gewußt werden kann ... wer noch nie einen Berg gesehen, wüßte immer noch nichts von ihm, könnte sich gar keine Vorstellung machen.

Denn der Berg, wie jede Erscheinung der Natur, ist für uns mehr als nur Objekt und Materie. Der Berg hat für uns eine Seele — freilich eine, die er erst von uns Menschen empfangen hat. Welchen Bergsteiger hätte noch nie ein Schauder gepackt, wenn ihm gelegentlich der „Haß" eines Gipfels zum Bewußtsein kam — der Haß der unberührten Natur gegen alles, was im Menschen fortschrittlich und künstlich ist?

Der hohe Berg ist grausam und böse. Unsere Freude über den Erfolg ist die Freude eines Sieges über den Gegner, der uns Menschen haßt. Nur selten scheinen die Schneeberge zu lächeln, aber dieses Lächeln ist verräterisch. Da zeigt sich die Seele des Berges, die wir ihm gaben.

Diese Seele aber kann uns keine Zahlenstatistik und keine Wissenschaft vermitteln. Nur das Bild kann es tun, das echte „Bild", in Linien und Farben, oder das bildliche Bild, das mit Worten arbeitet, Plastik und Musik könnten es vielleicht auch, doch wurde der Versuch bislang noch kaum im Anfang gewagt.

Jeder Künstler aber, der es — mit ausreichenden oder unzulänglichen Mitteln — unternahm, uns sein Empfinden der Naturseele, der Bergseele zu vermitteln, hat zum

mindesten ebensoviel für die Kenntnis des Gebirges getan wie der Geograph, der Geologe und der Meteorologe. Denn „Kennen" heißt nicht nur wissen — es ist im tiefsten Wesen ein unbewußtes Wissen, ein „Erfühlen".

Unsere darstellende Kunst ist sinnfälliger Ausdruck des Größenausmaßes unseres Fühlens. Sie gibt stets nur ein Bild von dem, was der Mensch gefühlsmäßig in der Umwelt erfaßt, liebt oder fürchtet. Eigentlich nur von dem, was er liebt — denn es gibt auch eine Liebe zu Grauen, Schrecken und Gefahr ... Sie gibt ein „Bild" — bleiben wir bei dem Wort im ursprünglichen Sinn, reden wir nur vom echten Bild, von dem „Nachgebildeten" und von der Nachbildnerin, der Malerei.

Eine Bergmalerei konnte sich erst entwickeln, nachdem wir zum Berge in ein Verhältnis gekommen, nachdem wir ihn gefühlsmäßig erfaßt, nachdem wir ihn für uns beseelt hatten.

„Die unbegreiflich hohen Werke
sind herrlich wie am ersten Tag" ...

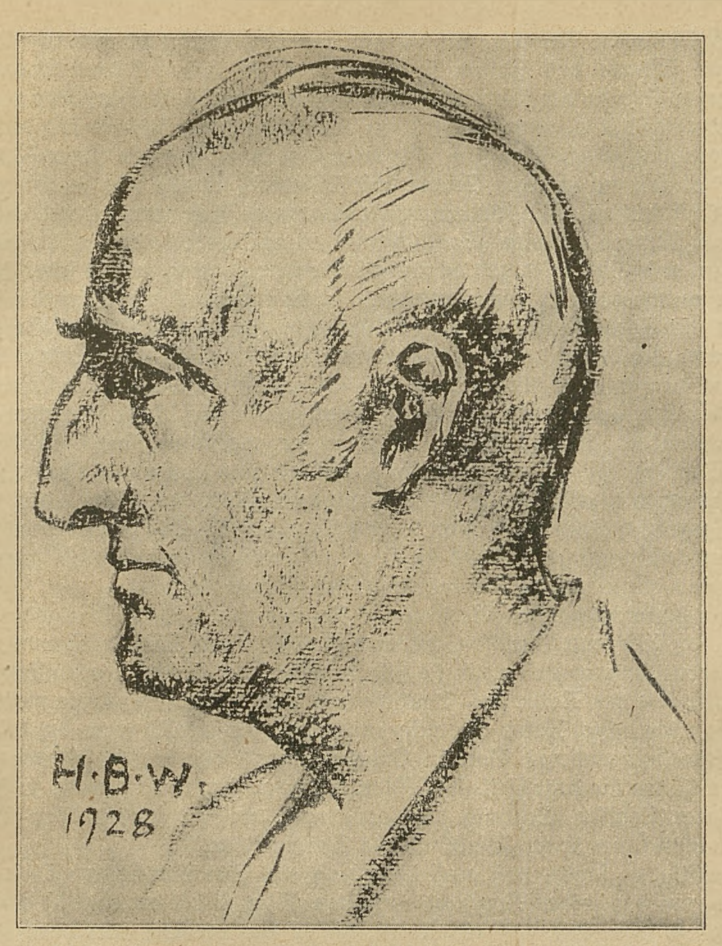
Gewiß — aber der Mensch war durchaus nicht schon am ersten seiner Tage soweit, daß er sie als herrlich empfand. Das gilt von allem, was wir heute uns gewöhnt haben als „Natur" zu bezeichnen in gefühlsmäßiger Betrachtung. Es gilt mehr als von allem anderen für Gebirge und Berg.

Das Verständnis für die Herrlichkeit der Natur kommt erst sehr spät. Und sehr spät erst entwickelt sich daher auch eine Landschaftsmalerei. Das was zuerst, im Anfang künstlerischen Empfindens, als schön gewertet wurde, das wurde selbstverständlich zuerst dargestellt: der schöne Mensch. Hier sehen wir den Eros am Werk. Sein Übergreifen auf das Nichtmenschliche, die Erfassung der außermenschlichen Natur durch die Sehnsucht ist erst eine Folge der Entwicklung von Tausenden von Geschlechtern.

Die Landschaft als einheitlich empfundenes und gewertetes „Bild", als eine Synthese von Fels, Baum, Erde, Himmel und Wolken, wurde, wenigstens in Europa, erst vor einigen Generationen entdeckt. Sie kann natürlich erst nach ihrer Entdeckung dargestellt werden. Ganz am Ende dieser Entwicklung kommen Berg- und Wolkenlandschaft an die Reihe.

Wir, wir Leute vom Alpenverein, wissen ja ganz genau, wie spät das Empfinden für den Berg kommt, wie kurz es erst her ist, daß es — nicht einmal Gemeingut — zum Besitz einer kleinen Minderheit wenigstens wurde. Es ist hier nicht der Platz, um das Werden dieses Gefühles geschichtlich zu entwickeln, noch es in seiner heutigen Bedeutung zu schildern. Aber auch heute noch — das dürfen wir nie vergessen — spricht die Hochgebirgslandschaft zu nicht gar zu vielen. Es sind ihrer nur wenige, im Verhältnis zur Masse, die das Hochgebirge „schön" finden. Die natürliche Folge ist, daß es auch nur wenige „Bergmaler" gibt. Denn noch immer gehört die Malerei zu den „schönen Künsten".

Freilich bin ich mir bewußt, daß dies vielleicht für manche eine veraltete Anschauung ist. Wer Kunstausstellungen der letzten Jahre aufmerksam und unvoreingenommen durchwandert hat, der kann sich an den Kopf greifen und fragen: „gehört sie wirklich zu den schönen Künsten"? Vieles dieser Malerei, die auf dem Standpunkt „l'art pour l'art" steht, ist wirklich alles andere als schön, alles andere als auch nur verständlich, ist nur zu werten als artistische und technische Leistung. Diese Malerei geht uns hier nichts an, denn die „Zeitschrift" ist ein Buch für Bergsteiger und Bergliebhaber, nicht für Kunstfreunde. Sie hat ihre Zeilen zur Verfügung gestellt für eine Würdigung des jetzt sechzigjährigen Alpenmalers Hans Beat Wieland. Und das soll geschehen von dem vielleicht naiven Standpunkt aus, wie Grimm die Malerei definiert: „Einen Gegenstand auf einer Fläche in Farben darstellen." Darstellen — das heißt so abbilden, daß der Beschauer des Bildes einen Eindruck von dem Gegenstand bekommt, daß er ihn erkennt.



Hans Beat Wieland Selbstporträt

Dieser Aufsatz ist ein Dank an den Schönheitssucher Wieland, an den Künstler, der uns die Schönheit des Hochgebirges vermittelt, der uns Freunde des Hochgebirges anspricht, der uns kongenial ist — weil auch er im Tiefsten seines Wesens dasselbe fühlt wie wir, weil er dasselbe hat wie wir, soweit wir echte Bergsteiger sind: „Die Ehrfurcht vor der Natur". Tiefe liebende Ehrfurcht vor der Natur, das ist es, was so vielen der „Modernen" fehlt.

Wunsch und Wille, Berge zu malen, wurden erst möglich mit der Geburt der „Liebe zum Berge" — erst mit Entstehung und Entwicklung des Alpinismus. Jede Darstellung des Berges ist letzten Endes sentimental, sie entspringt der Sehnsucht. Um aber Sehnsucht empfinden zu können, muß man das Ersehnte als ein dem eigenen Subjekt entgegengesetztes Objekt erkannt haben — darf es nicht hinnehmen als die selbstverständliche, nur unbewußt empfundene Umwelt. Man muß sich des Gegensatzes zwischen Ich und Berg, zwischen Ich und Natur klar sein.

Das Bewußtwerden der Natur, ihre Personifikation als etwas Fremdes kommt — wir sagten es schon — spät. Spät darum auch kommt die Darstellung der Natur. Die Landschaft ist zunächst nur nebensächliche Zugabe für die künstlerische Wiedergabe

biblischer Geschehnisse. Nehmen wir — um ein Beispiel zu nennen — Duccio oder Giotto. Ihre Bäume und Felsen sind Füllwerk, sie haben keinen Landschaftswert. Auch die zarten Fernen der flämischen Primitiven oder die Hintergründe von Gozzolis Fresken sind nur Mittel, leeren Raum zu füllen, sind nur Rahmen für das Geschehen des Vordergrundes zu schaffen. Ich habe keine Vorliebe für einen dieser Maler — dies ist nur eine Einleitung zu einer Studie über Wieland. Einige mir gerade erinnerlichen Bilder griff ich heraus. Der Kenner mag eine ganze Fülle von anderen und vielleicht bedeutenderen Namen einsetzen. Sachlich wird es auf dasselbe herauskommen.

Ausnahmen und Vorläufer gab es natürlich immer — hier, wie in jeder Entwicklung. So hängt eine wundervolle Hügellandschaft (nicht vollendet) von Dürer im Museum in Oxford und der Flame Millet (1642—1679) malte ein richtiggehendes Bergbild — ein Bild, auf dem „der Berg" der Gegenstand der Darstellung ist. Man kann es in München sehen ... Im ganzen aber darf man ruhig sagen, daß der Berg in der Malerei (in der europäischen wenigstens!) nicht vor der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erscheint.

Eine bedeutendere Rolle spielt er zuerst in der englischen Kunst (Wilson, Crome, Constable, Turner). Hier zum ersten Male tritt uns die Liebe zum Berge, zum Berge als Individuum, als selbständige Gestalt entgegen. Auch der junge Corot (vor 1830) hat schon Berge und Felsen um ihrer selbst willen gemalt. Die Entwicklung der eigentlichen Bergmalerei aber geht Hand in Hand mit dem Kommen des Alpinismus. Und Bergmaler sind ein Ergebnis der letzten beiden Generationen.

Einer ihrer hervorragendsten Vertreter ist für uns Hans Beat Wieland. Es ist wohl kein Zufall, daß Wieland Deutsch-Schweizer ist. Also einer Rasse entstammt, die bodenständig mit den Bergen verbunden ist und daneben das typisch germanische Einfühlen für das Mysterium der Natur hat. Deutsche und Engländer sind es, die mehr Verständnis für alles, was echte Natur ist, aufgebracht und künstlerisch zum Ausdruck gebracht haben als irgendein anderes Volk in Europa. Frankreich, in Kunstfragen lange führend, hat die Natur nie begriffen. Der Franzose ist zu verstandesgemäß, zu sehr ein unerbittlich klarer Logiker. Er kann die „Launen", den wetterwendischen Wechsel der Natur nicht hinnehmen ohne „künstlerisches Räsonnement".

Wohl unnötig zu sagen, daß auch dies bloß ein Durchschnittsurteil ist. Als Ausnahme wird man mir sofort Rousseau vorhalten. Aber selbst bei ihm ist es schwer, sich des Gefühles zu erwehren, daß die Natur, die er uns predigt, stark durch eine verbessernde Zivilisationsbrille gesehen ist.

Frägt man mich nach einem großen Künstler, einem großen Könner, der die Berge in Aufbau und Ausdruck — oder, was dasselbe ist in ihrem Eindruck auf uns — am tiefsten erfaßt und uns, die wir sie lieben, am verständlichsten dargestellt hat, so nenne ich neben dem Engländer C. J. Holmes den Deutsch-Schweizer Hans Beat Wieland.

Vielleicht kann nur ein Bergsteiger beurteilen, in welchem Maße Wieland wirklich Künstler ist. Wer die Berge nicht kennt, der kommt leicht in die Lage, in den Wielandschen Bergbildern nur „Bild", Abbild, Reproduktion zu sehen — also etwas, was schließlich die Photographie auch leisten kann. Erst, wer die Berge versteht, ihre Seele erfaßt hat, erkennt in den Werken unseres Malers die „gestaltende Wirklichkeit". Keine Kunst will Abbild des Lebens sein, stets will sie eine eindringlichere und stärkere Wirklichkeit, als die Natur sie uns geben kann. Kunst will schöpfen und gebären. Sie will „wirken" — will höhere Wirklichkeit. Natürlich muß sie sich an die Formen des Lebens, die Formen der Berge in unserem Falle halten. Wieland malt uns „Bergporträts" — aber sie stehen so hoch über der mechanischen Wiedergabe des Lichtbildners wie die Bilder eines Liebermann über den Erzeugnissen eines Photographenateliers. Um solches zu erreichen, muß man nicht nur ein Könner sein, man muß auch hinter die Dinge sehen, ihr Wesen erfassen. Dann aber kann es geschehen, daß diese höhere Wirklichkeit, dieses „wahre Wesen", das uns ein Bild enthüllt, daß also das echte Kunstwerk stärker

berührt und tieferen seelischen Eindruck erzeugt als es je der Gegenstand der Darstellung selbst vermöchte.

Für uns Alpinisten und Schiläufer ist Hans Beat Wieland, wenn nicht „der" Bergmaler, so doch einer der wenigen, denen wir diesen Namen geben möchten. Wohl wissen wir, daß es auch noch einen anderen Wieland gibt, einen der figürliche und symbolische Bilder malte.

Es sind viele gute und anerkannte Bilder darunter. In manchen Museen und offiziellen Kunstsammlungen sind sie zu sehen — die Fachkritik hielt sie für würdig neben den ersten Namen der Kunst zu hängen. Auch auf diesen — meist älteren — Bildern bewundern wir Kolorit und Synthese. Wir lieben und schätzen „unseren" Meister aber um seiner Berg- und Winterbilder willen. Wir sind ihm dankbar, daß er uns die Berge so zeigt, wie wir sie empfinden — oder vielleicht nicht einmal empfinden, sondern wie wir sie empfinden möchten, so wie wir sie in unseren Träumen sehen.

Mehr und mehr ist Wieland im Laufe der Jahre dazu übergegangen, den Berg als vom Menschen gefühlsmäßig erfaßte und beseelte Einzelerscheinung, den Berg als selbständiges Individuum uns zu zeigen. Es ist bei dieser Entwicklung nur folgerichtig — wenn es auch wohl ganz unbewußt und nur aus innerer Notwendigkeit geschah —, daß er den Berg nun unmittelbar auf uns wirken lassen will, daß er ihn loslöst aus der grob-sinnfälligen Verbindung mit dem menschlichen Leben. Es ist nur folgerichtig, daß Wieland mehr und mehr auf Staffage verzichtet. Mit seinem wachsenden Können, ich meine mit seinem wachsenden Künstlertum, nicht mit wachsender Technik, hat er die Staffage als Vergleichsmoment, als Hilfe nicht mehr nötig. Er kann die Größe der Berge, ihre Erhabenheit, ihr Grauen, ihren Schrecken uns auch ohne die Gebärde des organischen Lebens vermitteln.

Dieses Aufgeben der Staffage geschieht — das wollen wir betonen, um allen Mißverständnissen vorzubeugen — durchaus nicht, wie in so vielen anderen Fällen, etwa faute de mieux. Technisch-zeichnerisch und synthetisch-malerisch ist Wieland in der glücklichen Lage, alle figürlichen Schwierigkeiten zu meistern. Wir alle kennen „Bergmaler" genug, die aus ihrer Not in dieser Beziehung eine Tugend machten!

Sollen wir das Gesagte beweisen? Schön! so verweisen wir zum Beispiel auf das prächtige Bild „Prozession in Evolena" (1907). Leuchtende Gewänder, bunte, wehende Fahnen, braune, ehrwürdige Hütten, im Hintergrund Fels und Firn, das Ganze sehr farbig, aber ohne jeden schreienden Mißton — und in dieser Umgebung eine große bewegte Volksmenge. Sie ist der eigentliche Kern des Bildes, und jeder einzelne Kopf ist eine Physiognomie, ein Charakter. Dieses eine Bild würde vollkommen genügen, zu beweisen, daß seinem Schöpfer die Fähigkeit „Menschen" zu malen gegeben ist, wie nur wenigen der großen Kunst. Und diese Fähigkeit ist ihm mit den Jahren durchaus nicht etwa verlorengegangen. Aus dem Jahre 1924 stammen die „Tanzenden Führer" — sie wurden geschaut vor der Bovalhütte. Ihre Freude war der Abschluß eines Führerkurses. Wie wundervoll ist hier die derbe Plumpheit der Bewegung gezeichnet, bei gleichzeitiger voller und kindlicher Hingabe an den Rhythmus der einfachen Musik.

Nennen wir ein anderes Bild: „Die Walliser Leute". Fünf alte Leute sitzen nebeneinander. Jeder hat sich seinen eigenen Stil der Ruhe gesucht. Aber gleichmäßig monumental ist die hölzerne Starre dieser Männer. Man sieht sie schweigend und dumpf nach des Tages schwerer Arbeit, müde und ergeben in ihr Schicksal, wie Klötze nebeneinander hocken — klotzig und naturnah wie die Steine ihrer rauhen Heimat.

Wie ganz anders die „Sommervögel"! Ein lustiger Schwarm junger Mädchen auf aussichtsreicher Kuppe. Der Wind zaust Haare und Schleier. Eine heiter gelöste Gruppe unter einem heiteren wolkenfrohen Himmel, Sommervögel, bunte Schmetterlinge, die, farbig und schillernd, pulsenden Lebens und übermütiger Jugend voll, zur kurzen Rast freudig bewegt verweilen.

Auch Porträts hat Wieland gemalt. Mit wenigen Ausnahmen sind es Männerköpfe, sind Bilder von Führern, Jägern, Bergsteigern. Harte Köpfe und kühne Gesichter, zu denen seine kühne Pinselführung paßt. Nichts wird gemildert, nie wird geschmeichelt, nichts wird ins Romantische verkitscht. Ein wundervolles Bild des verunglückten Führers Guler hängt in Klosters im Silvrettahotel, ein anderes, den Autor dieser Zeilen darstellend, ist in meinem Besitz. Keine Frage: Wieland ist ein „Könner", ein Künstler, auch wo es sich um die Darstellung des Menschen in irgendeiner Form handelt.

Und trotz diesem Können hat er den Weg gefunden zum Bergbild ohne Menschen und ohne Staffage, ist er zu immer „stilleren" Bildern gekommen.

Zuerst hat Wieland Menschen gemalt, dann Menschen in den Bergen, dann Menschen zusammen mit den Bergen, dann Berge, die den Menschen nur noch duldeten, wie etwas zu ihnen Gehöriges, wie sie auch das Getier auf den Hochweiden, wie sie Wetterbaum und Pflanzendecke ertragen. So hat er uns die Weltanschauung des Impressionismus vermittelt, die da lautet: Alles Natürliche ist desselben Ursprungs; Mensch, Tier, Baum, Fels, Firn, Eis und Berg sind eine große Einheit.

Weiter führt der Weg: Der Mensch wurde ganz Nebensache. Er bleibt nur noch als ganz unauffällige Betonung des Übermenschlichen am Berge — aber genau so gut könnte er auch ganz fehlen.

Von den älteren Bildern ist hier zu nennen die „Schneeschmelze": Wir sehen einen Fleck zergehenden Frühlingsschnees, dahinter spannt sich eine blaue Bergkontur und darüber hängt ein niederer und lastender Himmel. Ein Mensch, gebeugt, schwer und mühsam stapfend, schreitet am Rande des Schnees entlang. Das Figürliche ist nur noch eine leise Hebung, eine Steigerung der sinnfälligen Idee: Untergang und Tod ist das Ende alles Gewordenen ...

Soll ein Bild uns irgend etwas geben, etwas mehr wenigstens als nur das Staunen vor einer fabelhaften Technik, dann muß es zu uns reden, muß uns erzählen. Es gibt — das wissen wir nur zu gut — auch eine andere Anschauung, sie legt nur Gewicht auf das Artistische, sie lehnt jeden Gedanken- und Gefühlsinhalt grundsätzlich als an sich schon minderwertiges und verwerfliches Mittel ab. Und trotzdem: Es geht nicht, es ist unmöglich, „Inhalt" aus dem Bilde wegzudenken. Vielleicht ist die Zeit, die solches wollte, auch schon wieder vorbei. Eine faulende tote Katze oder ein glänzend gemalter Kehrichtkübel gilt eben doch nicht soviel wie eine heilige Familie oder eine Gletscherlandschaft. Ist die Technik gleichwertig, so ist es doch von Bedeutung, welcher von zwei gemalten Stoffen mir mehr sagen kann. Es ist unsinnig, über der Würdigung der Mittel den Zweck, den sie verfolgen, zu vergessen.

Wielands Bilder haben — für den natürlich und unverdorben Empfindenden — den großen Vorzug, daß sie auch inhaltlich wertvoll sind. Zuerst ließ uns der Künstler Menschen erzählen, dann ließ er Menschen in den Bergen von den Bergen reden, dann sprechen die Berge selbst zu uns — aber noch zusammen mit Menschen. Endlich tut der Maler den letzten und gewagtesten Schritt, er schaltet den Menschen als direkten, aktiven und subjektiven Mitspieler aus, nur noch der Berg beherrscht die Bühne. Er allein ist der Darsteller, redet die Sprache der allmächtigen Natur und rüttelt an unserem Empfinden.

Es war ein gewagter Schritt, den Wieland da unternahm. Doch er gelang, wenn auch nicht restlos. Wäre unser Künstler größer als er ist, wäre er der größte Künstler aller Zeiten, er könnte doch mit dem Malen von Bergen nicht die ganze Allgemeinheit in seinen Bann ziehen. Das liegt am Objekt. Hohe Berge sind zu hart, zu streng, zu unverständlich für die Masse. Ihre Sprache läßt sich auch durch die größte Kunst wohl nicht so übersetzen, daß sie restlos allgemein verständlich wird. Wieland hat in den letzten Jahren die süße Frucht des Erfolges zu kosten bekommen, in einem Maß wie nicht viele andere. Auf seiner großen Ausstellung in Zürich (1927) hat man ihm eigentlich

alles weggekauft — er wurde „Mode“. Aber auch wenn er noch gesuchter und begehrter wird — ich glaube nicht, daß seine Bergbilder andere verstehen werden — wirklich im tiefsten Fühlen verstehen können — als die, die jahrelang zwischen, mit und in den Bergen lebten.

Diese „Personifikation“ des Berges bis zum äußersten war ein schweres und gewagtes Unternehmen. Gelingen konnte es nur einem Manne, dem die Natur viel mehr ist als nur Vorwurf, sie abzubilden oder kalt beobachtend zu zergliedern; gelingen konnte es nur einem, der die Fähigkeit hat, sie von sich aus zu beseelen, dem jeder Gedanke fernliegt, man könnte sich dessen schämen, der mit ganzer Kraft sein tiefstes Empfinden und seine letzte Liebe an sie verschwendet.

Gewiß: viele schon haben vor ihm denselben Versuch unternommen. Die halbe Landschaftsmalerei, soweit sie als große Kunst überhaupt in Frage kommt, lebt nur von diesem Beginnen. Nur ganz selten aber hat einer den Mut aufgebracht, dies mit dem höchsten Gebirge zu wagen.

Denn die Hochgebirge sind hart und herbe, abweisend und karg, streng in ihren Linien und riesenhaft in ihrem Ausmaß. Jeder Versuch sich ihnen geistig und seelisch zu nähern und sie künstlerisch zu erfassen, muß versagen, solange der Maler das Hochgebirge nicht aus eigenster, innigster, jahrelanger „Berührung“ und Bereisung kennt, solange er nicht von den Bergen „gerührt“ wurde — und sie dabei lieben gelernt hat. Der Versuch wird bei jedem versagen, dem die Berge nicht ein Teil seines Lebens wurden...

Bei wem das nicht zutrifft, der kann wohl Bergbilder malen, aber nie und nimmer ist es das „Hochgebirge“. Es ist eine unbedingte Notwendigkeit, daß man in mühsamstem Ringen, im Kampf mit Wetter und der eigenen Trägheit Gipfel erreicht habe, daß man in Granit, Kalk, Dolomit und Schiefer geklettert sei, daß man in Schnee aller Art sich mühsam voranquälte, daß man in jubelndem Rausch mit stäubenden Fahnen am Fuß zu Tal schoß — sonst weiß man einfach nicht, was ein „Berg“, was „Fels“ und was „Eis“ oder „Schnee“ ist. Und unmöglich ist es, ohne dieses Wissen Berg und Fels und Schnee zu anderen reden zu machen.

Wieland kennt die Berge. Er hat ein Leben lang mit ihnen und zwischen ihnen gelebt, in guten und in bösen Tagen. Sie wurden ihm Heimat. Er hat sich ihnen hingegeben. Und darum konnte ihm das Schwere gelingen: Seine Berge sind mit porträthafter Ähnlichkeit erfaßt, sie sind individuelle Gestalten, einer ist zum Beispiel das Matterhorn, und nicht bloß die verwachsene Idee, das Symbol eines ragenden Riesen — und trotzdem sind seine Berge wie das gute Bildnis eines Menschen belebt, beseelt. Ihre Eigenart, ihre Persönlichkeit wurde erfaßt und herausgearbeitet. Sie sagen was sie sind, fast was sie fühlen.

Für mein Empfinden ist das Großartigste, was Wieland in dieser Richtung geschaffen hat, sein „Sieger“. Hohnlachend reckt das Matterhorn den strahlenden Leib dem Himmel entgegen, hoch über dem neidisch kauernden Gewirr der Wolken und Nebel. In kaltem Stolz ist der hohe Berg der Sieger, der unüberwindliche, zu dessen Füßen, geduckt, schwer und schwarz, in Tiefe, Trübsal und Trauer der Unterlegene, das Riffelhorn, hockt.

Welche beneidenswerte Unbefangenheit, aber auch welche bewundernswerte Selbstsicherheit, Instinktsicherheit, ein solches Bild den „Sieger“ zu nennen!

Sieg und Niederlage .. Leben und Tod ... leuchtenden Lichtes bejahende Helle und dumpfer Trauer tödlichste Verzweiflung ... Kein Bild, das ich kenne, gibt so den Zwang himmelstürmender Berge wieder, macht derart verständlich, wie es möglich ist, daß Tausende sich ringend und strebend mühen, daß Hunderte diesem Gotte stürzend Blut und Leben opfern. Das ist die Geschichte, die uns der Sieger erzählt. Es sind ganz einfache klare Worte, die unromantische Feststellung einer Tatsache, vom Realen ausgehend: „So bin ich. Ich bin der Sieger. Ich schlage und zerschmettere. Ich rufe dich zum Kampf ...“

Und so ist alles, was Hans Beat Wieland uns vorträgt, einfach klar; es ist dem Grübeln und den mystischen Problemen abgewendet. Es ist alles im tiefsten Grunde gesund, ist einem gesunden und souveränen Kraftgefühl entsprungen, das im Erleben der Natur wurzelt. Hier sind keine verschwommenen Träume, keine von dekadenter Schwermut gefüllten Visionen — hier ist Licht und Klarheit, die Kraft und die Gesundheit des Gebirges. Hand in Hand damit geht ein klares Erkennen seines Könnens, seiner Mittel und seiner Wirkung. Wieland gehört nicht zu dem Künstlertyp, der bei jedem Bild, das seine Werkstätte verläßt, nun aufs neue überzeugt ist, daß er damit den Untergang des Abendlandes aufgehalten habe. Wieland ist ein Künstler, der weiß, daß Kunststückchen keine Kunst bedeuten, und der darum auf Mätzchen verzichtet. Er weiß — um ein Sprachbild zu gebrauchen, daß ein Gedicht nicht besser ist, wenn es mit violetter Tinte auf zartgelbem Büttenpapier geschrieben ist.

„Gesund" — das ist das Wort, das an erster Stelle bei einer Würdigung der Wielandschen Kunst auszusprechen ist. Es kennzeichnet ihn in jeder Beziehung. Es gilt nicht nur für Motiv, Auffassung und Darstellung — es gilt ebenso für das gute und ehrliche Können in Zeichnung, Pinselführung und Farbgebung. Immer fühlen wir die unbedingte Ablehnung von allem, was Schwindel, Kunststückchen, Unklarheit und Kitsch ist.

Auch seine Entwicklung als Maler ist eine durchaus natürliche. Sowie der Einzelmensch vom Embryo über das Kleinkind weg die ganze Entwicklung des Menschenstammbaumes wiederholt — so hat unser Künstler in wenigen Jahren den ganzen Weg beschritten, den die Bergmalerei — und den vor dieser die Landschaftsmalerei — im Verlaufe ihres allmählichen Werdens gegangen ist. Das kann hier natürlich nur angedeutet werden.

Als zum ersten Male in Europa Berge gemalt wurden, da waren sie nur Hintergrund, nur raumfüllender Rahmen für religiöse Darstellungen, sie waren gänzlich belanglos Landschaft, nur ein Mittel, um die Personen des Bildes in den Vordergrund zu rücken.

Viel später, als wir die Jäger-, Schmuggler-, Älpler- und Bauernbilder bekamen, da waren diese Menschen schon zwangsmäßig in einen Gebirgsrahmen eingefügt. Es war kein anderer Hintergrund und keine andere Umwelt mehr möglich. Die Berge sind ein notwendiger Teil des Ganzen — aber sie bleiben Umsicht, „Milieu" der Kunstsprache, und sind niemals Hauptsache.

Dann folgt alsbald die Darstellung des Berges mit unbedeutender und mehr oder weniger nebensächlicher Staffage. Die letzte Stufe aber ist die Erfassung des Berges an sich; er wird zum einzigen Motiv des Bildes, ihm ist das ganze „Interesse", die ganze Aufmerksamkeit gewidmet, er allein spricht seine eigene Sprache zu uns.

Denselben Weg, den die Kunst der Landschaftsmalerei in vielen Geschlechtern durchläuft, geht Wieland in seinem kurzen Malerleben. Und damit steht die Entwicklung seiner Kunst in einem beachtenswerten Gegensatz zu jener der zwei berühmten Maler, mit denen man ihn immer wieder mit Ausdauer und Vorliebe in Beziehung und Vergleich gebracht hat: Segantini und Hodler.

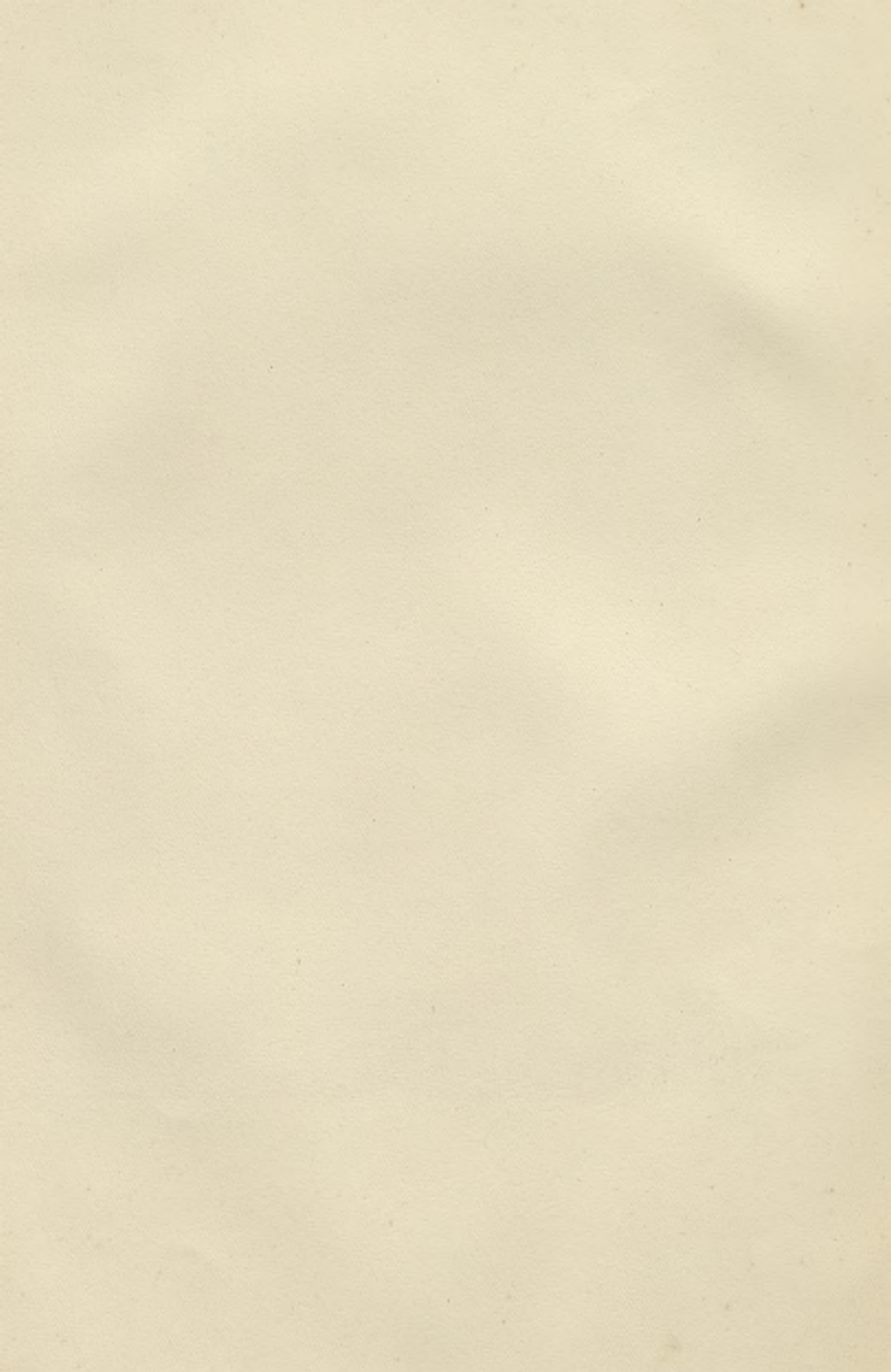
Diese beiden (Hodler aber noch viel mehr als Segantini!) haben in ihrer Jugend die Natur sinnlich unvoreingenommen angesehen, und dementsprechend auch zur Darstellung gebracht. Mit dem Kommen des Erfolges der eine und im Laufe der Jahre der andere, begannen beide immer mehr zu tüfteln, symbolisieren und konstruieren — was selbstverständlich auch die Versuchung und die Gefahr des Stilisierens mit sich brachte. In entgegengesetzter Richtung ging Wieland, der immer einfältiger, in liebender Ehrfurcht und Hingebung sich den großen Gestalten der Natur um ihrer selbst willen näherte — um ihrer selbst willen, das ist das Wesentlichste!

So viele Würdigungen unseres Bergmalers ich bisher gelesen habe — jede einzelne zieht Vergleiche mit den genannten Meistern von anerkanntem Weltruhm. Das ist begreiflich. Denn dem Kunstgelehrten vom Fach ist es ganz unendlich viel leichter,



Hans Beat Wieland — Mezzotinto Bruckmann

Morgenstimmung am Bietschhorn 1925



über diese zu urteilen als über Wieland. Und tatsächlich klingen auch die meisten dieser Aufsätze ganz ungewollt schließlich aus in eine Würdigung des Vergleichskünstlers! Was uns, wie schon gesagt, gar nicht wundert. Denn einmal steht das Urteil über sie schon fest — man kann Bekanntes wiederholen und variieren. Ein anderes aber kommt hinzu: Wohl kann der Fachkritiker über Wielands Technik, Komposition und so weiter, und so weiter, des Längeren und Breiteren sich ergehen — aber ein sehr Wesentliches, die Wielandsche Welt, die Welt der hohen Berge, ist ihm meistens gänzlich fremd; und damit wird ihm ihr Maler natürlich unverständlich. Es bleibt also nichts anders übrig, als über die Mittel zu reden, Mittel hier im weitesten Umfang des Wortes gemeint. Die Mittel sind aber immer noch die alten. Immer noch werden, wie beim Genter Altar, Farben auf einen opaken Untergrund gepinselt. Und da man über die neue Wielandsche Welt sich aus Gründen des einfachen Nichtverstehens ausschweigen muß — so redet man mehr von den Malern, mit denen man ihn in Beziehung bringt.

Es wurde in diesen Zeilen schon des öfteren ausgesprochen: Auf allen Bildern Wielands ist das Gegenständliche wertvoll, ja mehr, es ist die Hauptsache! In diesem Sinne ist Wieland alles andere als „modern". Er kann malen, er kann zeichnen — und er will auch zeichnen, und nicht verzeichnen. Er will auch malen, in dem guten Sinn der schon einmal angeführten Worte Grimms in seinem großen deutschen Wörterbuch: „Einen Gegenstand auf einer Fläche in Farben darstellen."

Einen Gegenstand an sich, oder das Symbol einer Idee in einer „Verkörperung" darstellen — das ist malen. Es gibt heute freilich Künstler — und Nichtkünstler! — genug, die ganz anderes tun, und die sich auch Maler nennen. Vor ihren Werken erhebt sich dann der leidenschaftliche Streit begeisterter und vernichtender Kritik. Keine Brücken des Verständnisses führen die eine Partei in das Land der anderen. Und das aus dem ganz einleuchtenden und simplen Grund, weil beide bei demselben Worte an ganz Verschiedenes denken. Wie einfach wäre alles, wenn die eine Seite nur behaupten wollte: Hier liegt vielleicht große Kunst vor („Kunst" ist bekanntlich ein Gefühlswert, also letzten Endes indiskutabel), aber mit „Malerei" hat dies freilich nichts mehr zu tun. Und wenn die andere Seite ehrlich sagen wollte: „Dies ist für uns etwas ganz Neues und Überraschendes. Wir suchten Bilder — wir finden etwas ganz anderes und für uns Unverständliches. Wir wollen nicht schimpfen, wollen abwarten, was daraus wird." Und dann sollten beide hingehen und diesem Neuen einen neuen Namen suchen, der aber, bitte, weit abseits liegt vom Worte „malen".

Zu diesen modernen „Malern" gehört Wieland also mitnichten. Er wohnt in einem ganz andern Lande der Kunstwelt. Er ist ein Maler in dem naiven Sinne der Grimmschen Definition. Er ist, was er auch als Mensch ist, einfach, heiter, unprätentiös, ehrlich und gesund.

Von allen Kritiken, die ihm zuteil geworden, hat ihn keine, wie er mir einmal sagte, mehr erstaunt als die eines englischen Kunstgelehrten, der seine ausgestellten Hochgebirgsbilder „hart, beinahe brutal" fand. Dieses Urteil zeigt uns, wie gut Wieland, einer der liebenswürdigsten Menschen zwischen Nordsee und Mittelmeer, den Charakter des Hochgebirges erfaßt hat. Wie sehr seine Bilder wirklich „Gebirge" sind — wie himmelweit sie verschieden sind von den mit Himbeertunke übergossenen Berglandschaften, die wir in ihrer ganzen Verlogenheit zur Genüge kennen.

Selbstverständlich muß das Hochgebirge, und die wahrhaftige Darstellung des Hochgebirges, auf den, der es nicht kennt, kalt, hart und brutal wirken. Denn so sind die Berge, und nicht anders! Die Luft, die „Atmosphäre", schon ist anders, ist weniger weich als in der Ebene, der Hügellandschaft oder am Meer. Scharf und hart sind die Konturen, wie geschnitten die Linien.

Es bedarf schon einer sehr genauen Kenntnis und der Bekanntschaft vieler Jahre, um in der Drohung der Berge die Schönheit, in ihrer Gefahr das Erhabene und in

ihrem Bau das Monumentale zu finden. Darum ist auch die Schönheit des Gebirges ein spät erworbenes Gut. Und darum ist sie — auch wenn sie, was selten genug vorkommt, richtig erfaßt und dargestellt wurde — doch immer nur den wenigen Genuß, die das Hochgebirge lieben gelernt haben. Wie viele sind ihrer?

Wieland wuchs in den Bergen und mit den Bergen auf, sie wurden Teil seines Lebens. Er lernte sie verstehen und liebgewinnen. So konnte er zum Bergmaler werden, der zeigt, wie sie wirklich sind. Darum auch muß seine Kunst für viele „brutal" wirken. „Wenn die Leute wüßten, wie sehr ich die Berge liebe, welches Vergnügen es mir macht, sie zu malen — nichts würden sie mir zahlen für meine Helgen", so sagte er mir vor einiger Zeit einmal in Bünden.

Grundeigenschaft der Wielandschen Bergbilder ist wohl diese: Sie sind vor sich selbst und vor dem Gegenstand der Wiedergabe von einer schonungslosen Ehrlichkeit.

Wieland malt mit derselben Ehrlichkeit, mit derselben Natürlichkeit und hingebenden Notwendigkeit, mit der er atmet — aus der Fülle des Lebens heraus. Er malt mit Hingebung, Verzückung und Selbstverständlichkeit. Daneben aber malt er mit Fleiß. Ich glaube, es war Edison, der das Genie einmal definierte als ein Hundertteil Inspiration und neunundneunzig Teile Transpiration. Hingabe und Verzückung scheiden unseren Meister von den Expressionisten, denen die Ekstase ein Greuel ist. Transpiration — oder auf gut deutsch, der Fleiß, scheiden ihn von so mancher Tagesgröße unter den Modernen. Er steht mitten in den Dingen, mitten in seinen Bergen, er sieht nicht, ein kühler Beobachter der Lichtphänomene, hochmutvoll über sie hinweg. Er arbeitet wirklich — er schuftet und strengt sich an und vergißt sich selbst und die Welt beim Malen. Darum seine Unbefangenheit — die Gleichgültigkeit gegen „Schule und Richtung". Darum konnte letzthin ein Kritiker schreiben: „Solche ganz mit der Natur verwachsene Wildlinge können wir brauchen als Schutz gegen die vielfach entartete moderne Großstadtkunst."

Die Phantastik der Landschaft selbst ist auch die Phantasie der Wielandschen Bilder, sie ist sein ureigenstes Gut. Die Kraft dieser Kunst geht aus einem starken Herzen hervor, stammt aus dem Miterleben des Meisters mit seinem Objekt. Seine Art strebt nicht danach, Lichtprobleme um des Problemes wegen zu lösen, sie ist nicht bloße Beachtung und Zergliederung und „Lösung" — sie ist die Darstellung erlebter und gesehener Schönheit durch das Mittel des als Selbstverständlichkeit gelösten Problemes.

Man betrachte zum Beispiel den „Winternachmittag am Eiger". Da ist nicht nur Luft, Schnee und Fels, da ist unendlich mehr. Es ist das ewig fruchtlose Branden der Wolken gegen den Bergkörper, ihr Zerrissenwerden, ihr Aufsteigen, Vergehen, ihr hoffnungsloses und doch nie aufgegebenes Bemühen des Feindes Berg Herr zu werden, ihn auszulöschen, zu vernichten . . .

Es ist ein großer Unterschied, ob ein Kampf, ein empfundenes Geschehen uns vorgetragen wird — oder nichts weiter als die expressionistische Feststellung irgendeines an und für sich bedeutungslosen atmosphärischen Effektes.

Soll das Wesen der Wielandschen Kunst gezeichnet werden, so könnte man sich vielleicht kurz so fassen: Schauen — Freude am Schauen — Freude am Geschauten — das Bestreben die Vision und auch die Freude, die sie gab, andern mitzuteilen. Und das alles unter starker seelischer Anteilnahme.

Dabei wird alles, was er uns zu sagen hat, mit einer unendlichen echten — nicht bloß gespielter und zur Schau getragenen Einfachheit und Bescheidenheit dargebracht. Trotz eines überragenden technischen Könnens immer das Hintansetzen des Artistischen als der selbstverständlichen Voraussetzung, von der man weiter kein Aufheben macht. Das macht ihn zu einem der erfreulichsten und liebenswürdigsten heutigen Künstler, im Gegensatz zu so vielen jüngeren, denen die „Akrobatik" alles, denen die Mittel Zweck, denen die Geschichte, die sie zu wählen haben, nichts bedeuten.

Vor den Bildern Wielands wird sich wohl niemand, der von Malerei das allergeringste nur versteht, des Eindrucks entziehen können, daß hier bewußt und doch gleichzeitig aus dem inneren Zwang eines vornehmen Empfindens, aus der Einstellung des geborenen Gentlemans heraus, auf billige Effekte verzichtet wird. Nie wird an Mitteln der Technik mehr aufgewendet als zur knappen Darstellung erforderlich ist, nie sehen wir den Versuch „brillieren" zu wollen. Um so größer und tiefer ist der Eindruck ...

Für Wielands Werk und Entwicklungsgang ist wohl am charakteristischsten, was er selbst über sich aussagt. Einem Briefwechsel der letzten Jahre entnehme ich:

„Viele von meinen Kollegen und Freunden reisten auf dem Wege zu Erfolg und zur künstlerischen Tat mit dem Schnellzug vor meiner Nase ab. Ich folgte mit dem Bummelzuge nach. Das Ziel stand damals, als ich junger Akademiker nach Rom zog, nur nebelhaft vor den Augen.

Von Rom zurückgekehrt nach München, begann ich eigentlich wieder ganz von vorne. Ein verstiegener, romantisch angehauchter Idealismus hatte mein Züglein zum Entgleisen gebracht. Die Menschen und die Berge in meinem Schweizer Land brachten mich wieder auf die Beine. Ich malte die „Ringkämpfer in der Sennhütte" — aber getaucht in braune Münchner Soße. Dann kam das Unglücksbild „Feldherr Tod", ein Rückfall in frühere Anschauung, und hatte das Pech angekauft zu werden. Wie ein Vorwurf schaut es mich aus seinem, gottlob dunklen Winkel im Vestibül des Züricher Künstlerhauses immer an. Und das „Ich will es gewiß nicht wieder tun" ist mir seitdem lebendig geblieben.

Nun blieb ich bei den Bergen; zuerst in großen, zu großen Formaten ... Die Bergnatur der Schweiz! Was läge uns Schweizer Malern wohl näher?

Und weshalb sind es so wenige, die sie zu ergründen suchen? Ich glaube, es kommt von der zwingenden Form, die jeden Symbolisierungsversuch ausschließt ... Dann ist es auch der Kampf mit dem Licht, mit dem unbarmherzigen Licht der Berge, der so manchen abschreckt. Zudem sind die Berge oft hart und unmalerisch. Es gibt Stimmungen, die alles andere als zum Malen verlockend sind.

Auch das Vedutenhafte, Kitschige gewisser Berglandschaften schreckt ab: Und trotzdem: Es ist der Inhalt meines Lebens geworden, mit der Bergnatur so zu verwachsen, daß die Bilder zur Synthese werden müssen. Vorausgesetzt, daß mir dies eben möglich ist. Ein Menschenleben ist kurz; und heute, wo ich im Herbste stehe, sehe ich genau mein Ziel und möchte nochmals jung sein, um von vorne anzufangen. Ich habe versucht, in meinen Aquarellen den Glanz der Wintersonne einzufangen, das Frohgefühl eines Wintertages zu wecken. Grade dazu eignet sich die einfache flächenhafte Aquarelltechnik sehr gut. Ich glaube, daß ich da neue Wege beschritten habe, und daß mir da möglich war, eine gewisse Sonderstellung einzunehmen.

Die feierliche Stimmung eines Abends oder Morgens in den Bergen versuchte ich wiederzugeben. Versuchte ... denn ich weiß nur zu gut, daß ich mich auch da oft und gründlich „verhaute". Es ist ein eigen Ding um die Bergmalerei. Sie ist wie ein rauher Bergpfad und sowohl äußerlich technisch, wie auch innerlich nur zu leicht zu Fehltritten verleitend.

Immer und immer versuchte ich den Einklang zwischen dem Menschen und der Natur darzustellen. Der Mensch als Träger des Stimmungsgehaltes, als lebendigster Ausdruck der Umgebung ... Das feindselig Düstere eines zerrissenen Gletschers suchte ich durch das Bild „Eine arme Seele" zum Ausdruck zu bringen. Das Bild streift hart ans Lächerliche. Und mir war so ernst dabei, als ich es malte! Heute lache ich über diesen Versuch.

Es sind immer neue Anläufe, die ich nehme und auch nehmen werde. Manches ist mir vielleicht mehr unbewußt gelungen, und wenn ich meine Bilder durchsehe, so erkenne ich nun auch die Linie und den geraden Weg. Es ist mir unmöglich ge-

wesen, jemals anders zu malen, als ich es tat. Ich ging meinen Bergpfad stetig weiter, und wie es so oft so geht, wenn man Alleingänger ist, man kommt langsam vorwärts. Die Wandlungen der letzten 30 Jahre in der Kunst haben mich stets sehr interessiert. Aber ich konnte und wollte mich nicht ändern.

Ich sah Kollegen, die atemlos mit der Spitzengruppe mitrannten, bis ihnen die Zunge heraushing. Sie waren modern. Ich war es nie. Und werde es nie sein. Daher bin ich auch für den berufsmäßigen Kritiker ein sehr uninteressantes Objekt. Unkompliziert, gar nicht problematisch, aber, wie ich hoffe, gesund. Was soll man über solche Leute schreiben?

Ich male für mich und habe nie ein größeres Glücksgefühl, als wenn ich vor der Natur arbeite. Ich bin kein Phantasiemensch, und deshalb gelingen mir die Bilder vor der Natur am besten. Wenn ich manchmal von der Arbeit heimkomme, und sehe, was ich gemalt habe, dann weiß ich nicht, ob es gut oder schlecht ist. Ich habe dann noch keine Distanz gewonnen. Nach einiger Zeit, im Atelier, oder noch besser in einer Ausstellung, sehe ich dann klar. Manchmal möchte ich am liebsten das Bild wieder zurückziehen, und manches Mal habe ich eine stille innere Freude bei seinem Anblick.

Ob ich in meinen Bildern meine Persönlichkeit zeige? Ich hoffe es. Kann es aber nicht fühlen. Vielleicht tun dies andere. Es gibt viele Maler, die einen persönlichen Stil dadurch anstreben, daß sie irgendeine technische Besonderheit hervorkehren. Ob sie nun stricheln, tüpfeln, breit oder spitz malen, darauf kommt es wohl weniger an. Das Persönliche liegt tiefer, und liegt nicht in äußerlichen Merkmalen. Gesund und stark möchte ich sein wie die Bergnatur, und ernst und froh zugleich wie die Menschen in den Bergen. Wenn es mir gelungen ist, etwas von dem Glücksgefühl zu wecken, das ich in den Bergen empfinde, dann habe ich nicht umsonst gearbeitet.

Von größtem Einfluß auf meine Arbeit war der Beginn des Schilaufes. Ich fuhr 1896 zum ersten Male ganz breitspurig über die Obstwiesen in Schwyz. Dann kam das Isartal daran, und als „Hochtur" der Taubenberg bei München. Der Schi führte mich in die Herrlichkeiten des Winters, und ihm verdanke ich, daß ich nun Winter um Winter draußen arbeiten konnte, im tiefverschneiten Wald, auf sonnigen Schneegräten, und daß sich mir die Geheimnisse der Winterschönheit so allmählich erschlossen.

Früher war ich ein eifriger Bergsteiger. Den vielen Hochturen habe ich es zu verdanken, daß ich mit der Natur droben verwachsen konnte. Heute gönne ich mir nur noch winterliche Fahrten, wenn auch die Sehnsucht nach den Gipfeln im Sommer nicht erloschen ist. Aber jeder schöne Tag, an dem ich nicht draußen arbeiten kann, reut mich, und ich geize mit der Zeit. Man weiß nie . . .

Noch so viel Pläne habe ich! Und weiß so vieles, was ich gerne malen möchte. Noch kenne ich die Alpen nur von der Nordseite her, war nie in den italienischen Hochtälern, nie in der Dauphiné, habe in den Dolomiten nur einen kurzen Anstandsbesuch gemacht — kurz, ich möchte noch so vieles, möchte reisen, möchte und möchte . . ."

Ganz kurz noch soll über Herkunft und äußeren Lebenslauf des Künstlers berichtet werden, soweit er nicht schon aus den oben angeführten Worten Wielands hervorgeht. Hans Beat Wieland wurde am 11. Juni 1867 geboren, auf dem Gute seines Vaters, dem „Gallusberg" bei St. Gallen. Sein Vater war Ingenieur, die Mutter stammte aus Verona, war aber die Tochter Schweizer Eltern. Die Wielands sind eine alte Basler Bürgersfamilie, Juristen und Soldaten waren die meisten von ihnen. Über einen bescheidenen Wohlstand hinaus brachten es nur die wenigsten.

Der Vater Wieland zeichnete leicht und gern. Zusammen mit den in dieser Richtung ebenfalls sehr begabten Brüdern der Mutter illustrierte er alle Familienvorkommnisse in einer Reihe von lustigen Bänden — namentlich in den fünfziger Jahren geschah dies. Von ihm hat Hans Beat, wie er meint, den „Malbazillus" überkommen.

Als er ein Jahr alt war, starb der Vater und die Mutter zog nach Basel. Sie pflegte einen regen geistigen Verkehr in ihrem Heim, wie sie das von ihren Eltern her gewohnt war. Denn nach der Rücküberſiedlung von Verona hatten im Hause Pauly viele berühmte Musiker verkehrt, so unter anderem: R. Wagner, Bülow und Hornstein. Seiner immer begeisterungsfähigen und geistig jugendlichen Mutter verdankt Hans Beat viel Anregung. Sie starb 74jährig im Jahre 1904.

Nach einer schweren Krankheit wurde der Knabe von 1874 an vier Jahre lang in einem Institut in Württemberg auf dem Lande erzogen. Dann kam er wieder zurück nach Basel.

Aus den oben zitierten Worten Wielands ergibt sich das Wesentliche seiner weiteren Entwicklung. 1893 war er zusammen mit Zeno Diemer in Chicago, um ein großes Reklamebild der Wildspitze in Tirol auf der dortigen Weltausstellung zu hängen. Das Bild schmückt jetzt den Bahnhof in Salzburg. Den folgenden Winter (1893/94) verbrachte Wieland in Rom mit einem Stipendium des Senators Morelli, eines Großonkels mütterlicherseits, der selbst Kunstfreund und Kenner war. Er lernte ihn aber nie persönlich kennen. Dort malte er, was er seine „größte künstlerische Entgleisung" nennt, „Die drei Lebensalter". Er kehrte von Rom wieder nach München zurück und heiratete 1898 Fräulein Elsa Henkel aus Wiesbaden. In München und auf seinem Landhaus am Ammersee, der „Hütte", spielte sich der größte Teil seines Lebens ab, bis er sich 1918 entschloß, ganz nach Schwyz überzusiedeln, wo er den wunderschönen alten „Acherhof" besitzt. Dort war er seinen geliebten Schweizer Bergen näher, die ihn immer und immer wieder zu langem Aufenthalt lockten.

Jetzt ist Wieland 60 Jahre alt. Er behauptet im „Herbste" zu stehen. Innerlich ist er aber noch sehr jung. Er ist von unverwüstlicher Frische und Begeisterungsfähigkeit. Ist einer nicht noch jung, der letzten Winter aus München schrieb: „... Der Fasching hier ist doch schön. Bald habe ich eine Perücke auf als Spanier, bald bin ich im Smoking, bald wieder ein Lump. Aber draußen bin ich jeden Abend. Der Fasching ist zu schön: Die Arme voller Damen, den Kopf voll Weindunst — den Husten habe ich und eine köstliche Diarrhöe, aber schön ist es doch?"

Wieland hat viel erreicht und viel Erfolg gehabt. Trotzdem möchte er noch so manches. Eines ist ihm im Frühling 1927 in Erfüllung gegangen — eine Reise nach Spanien. Er möchte, möchte, möchte noch so vieles mehr, damit es ihm vergönnt sei, „etwas von dem Glücksgefühl zu wecken, das die Berge ihm gaben". Hoffen wir, daß seinem Wunsche Gewährung werde — ihm und uns zur Freude!

Anschauung und Kenntnis der Hochgebirge Tirols vor dem Erwachen des Alpinismus

Von Otto Stolz, Innsbruck

Zweiter Teil[1])

Die Gletscherwelt

Eine besonders auffallende Erscheinung der Alpen sind ihre vom ewigen Eis und Schnee bedeckten Hochlagen. Wie gerade diese schon in den älteren Erwähnungen der Alpen hervorgehoben wurden, habe ich bereits oben angeführt[2]). Die Deutschen, die sich in den Alpen ansiedelten, fanden dafür in ihrer Sprache einen eigenen Ausdruck „Firn" und „Ferner". „Firn" bedeutet im Altdeutschen „alt", der Firn und der Ferner sind alter, seit langem lagernder Schnee; mit der weiten Ferne dieser Höhen von den menschlichen Siedlungen hat das Wort nichts zu tun. Auf Tiroler Boden ist wohl die älteste schriftliche Aufzeichnung des Wortes „Ferner" erfolgt, nämlich im 12./13. Jahrhundert in der Urkunde, mit der der Bischof von Brixen dem Kloster Wilten bei Innsbruck die Grundherrschaft über den mittleren Quellast des Sellraintales, das Liesner oder Liesenzer Tal mit Praxmar geschenkt hat; als innere Grenze dieses Besitzes wird hierbei „der Spitz des Berges, genannt Ferner" (cacumen montis qui dicitur Fernaer) angegeben[3]). Es ist der heute noch so genannte Fernerkogl, der als kühnes Felshorn sich über den bläulichen Abstürzen des Liesner Ferners erhebt und dem Tale einen Hintergrund von mächtigster Wirkung verleiht. In einer Urkunde vom Jahre 1347 wird „ain perg, haizzet der Ferner" im Stanzertal in der Gegend von Grins genannt, an welchem ein Wald liege[4]). Wahrscheinlich ist damit ein Waldgehänge am halben Fuße des Parseierspitzes oder des Rifflers gemeint, die eben beide Ferner tragen. Während man in der Schweiz für die Ansammlungen des ewigen Schnees „Firn" sagt, ist in Vorarlberg und Tirol von Westen her bis zur östlichen Begrenzung des Wipptales der Ausdruck Ferner allein in der Mundart des Volkes üblich und daher auch auf den Karten zur Bezeichnung der einzelnen Ferner verwendet.

Auch in den anderen, allerdings nicht sehr häufigen Erwähnungen älterer Zeit wird für dieses Gebiet nur der Ausdruck „Ferner" gebraucht: so die „Ferrner" im Stubaier Alpein, am Pfaffen und in der Sulzenau in dem Gejaidbuch Kaiser Maximilians von 1500, „der Verner" in der inneren Ötztaler Gruppe und im Wetterstein in der Oberstjägermeisterordnung Kaiser Maximilians I. von 1503, die „Hochen Verner" im Hintergrund des Stubaitales in einem Markenbeschrieb des dortigen Gerichtes vom Jahre 1672, der „Trueben Ferner" im Windachtal in einem Markenbeschrieb des Gerichts Petersberg von 1580, der „Ferner zu Vernagl" im hintersten Langtaufers 1702, der

---

[1]) Der 1. Teil befindet sich im Band 1927 der vorliegenden Zeitschrift.

[2]) Im ersten Teil dieser Abhandlung im Jahrgang 1927 vorliegender Zeitschrift, besonders S. 9, 16 und 24.

[3]) Über diese Urkunde siehe Bd. 1927, S. 11, Anm. 1. Das Wörterbuch von Grimm kennt für „Ferner" nur Belege vom 16. Jahrhundert herwärts.

[4]) Staatsarchiv Wien, Cod. 400, fol. 61; vgl. Stolz, Zollwesen Tirols im Archiv f. öst. Gesch., 97, 652.

„Ferner hinter Trafoi“ 1743, der „Vermontferner“ in der Silvrettagruppe 1600[1]). Auf Warmund Ygls Karte von Tirol vom Jahre 1604 ist im Inneren der Ötztalergruppe ein großer, diese ganz bedeckender Gletscher mit der Inschrift „Der Groß Verner, glacies continua et perpetua“ d. h. das ewige Eis, eingezeichnet, das älteste und für längere Zeit noch das einzige Beispiel einer graphischen Wiedergabe des Gletscherphänomens, wovon sich sonst weder in dieser noch in einer anderen zeitgenössischen Karte eine Spur findet[2]). Auch die Berichte über den Vernagt- und Gurgler Ferner aus dem 17. und 18. Jahrhundert[3]), sowie Anichs Karte von Tirol[4]) benützen ausschließlich, Burglechner und Wolkenstein[5]) vorwiegend den Ausdruck „Ferner“.

Der höchste Hof im Pfossental, einem Seitental des Schnalsertales, heißt Eishof, der jetzt übrigens in eine Alm umgewandelt ist. Der Name kommt seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts in Verbindung mit Personennamen, wie „Eppe von Eise“, und auch zur Bezeichnung des Hofes selbst vor. Der Hof hat wohl seinen Namen daher, weil er nahe den großen Ötztaler Fernern liegt. Vom Eishof führt ja das Eisjöchl ins Passeiertal. Demnach hat man auf die Ferner wohl auch den allgemeinen Ausdruck „E i s“ angewendet. Wenn derselbe „Eishof“ früher auch „Hof im H o r n“ genannt wurde, so war für diesen Namen vielleicht auch die Lage nahe den hornhart gefrorenen Fernern Anlaß gewesen[6]).

Östlich von der Wipptaler Linie, also im Bereiche des Zillertals, Pustertals und Pinzgaus ist der einheimische Name für den ewigen Schnee „K ö s“ oder „K e e s“. Die älteste Aufzeichnung dieses Wortes finde ich für das 15. Jahrhundert in der Ordnung des Gerichtes Windischmatrei[7]). Das Wort „Ches“ im Sinne von Kälte oder Eis wird bereits in einer aus dem 9. Jahrhundert stammenden Handschrift des Stiftes Tegernsee in Oberbayern angeführt, es war also bereits in der althochdeutschen Sprache vorhanden. Manche betrachten es als verwandt mit Kies im Sinne einer harten, glänzenden Masse; die Beziehung zu Käse, dem Milcherzeugnis, wird aber abgelehnt, dieses Wort lautet ja in der alpenländischen Mundart „Kas“[8]). Merkwürdig ist auch der Umstand, daß Wipptal und Zillertal beide dem bairischen Sprachgebiete angehören und dennoch zwischen ihnen die Verbreitung der Wörter „Ferner“ und „Kös“ strenge geschieden ist. Diese Scheidung wird in einer im Jahre 1765 aufgenommenen Kundschaft über die Grenzen des Landgerichtes Sterzing gegen das damals salzburgische Gericht Zell am Ziller im Bereiche des Zamser- und Zemmgrundes bewußt angedeutet. Es heißt da

---

[1]) M. Mayr, Jagdbuch Kaiser Max I., S. 111f.; Wopfner, Almendregal der Tiroler Landesfürsten (1906), S. 137; Stolz, Polit.-histor. Landesbeschreibung von Tirol, im Arch. f. öst. Gesch., Bd. 107, S. 366, 489, 748, 783.

[2]) Oberhummer, Die ältesten Karten der Ostalpen, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1927, S. 8 und 10.

[3]) E. Richter, Urkunden über die Ausbrüche des Vernagt- und Gurgler Gletschers in Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, 6. Bd., 4. Heft (1892).

[4]) Erschienen 1774; hier finden sich die Namen Gebatsch Ferner, Großer Ötztaler Ferner, selbst Hochferner am Mösele in den Zillertaler Alpen, wo doch „Kös“ für Ferner allgemein gesagt wird, allein Anich übertrug seinen heimischen Oberinntaler Sprachgebrauch hierher.

[5]) Siehe unten Anhang I, 9 und 16; II, 1.

[6]) Klebelsberg, Die Obergrenze der Dauersiedlung in Südtirol, Schlernschriften 1, 7. Der Hof heißt im 14. Jahrhundert auch „curia in Horn“, „datz Horn“, „curia dicta Horn vel Eis“. Im Monatsnamen Horn für den Jänner, Hornung (d. h. Nachfolger des Horn) für den Februar, bedeutet „Horn“ nach der Meinung einiger Germanisten Spitze, d. h. Anfang des Jahres, nach der Meinung anderer „hornharter Frost“ (siehe die Wörterbücher von Lexer und Grimm).

[7]) Österr. Weistümer 1, 303.

[8]) Grimm, Deutsches Wörterbuch 5, 621; Grienberger, Die Keese in Österr. Touristenzeitung, 1887, S. 188. Über die sprachliche Stellung der Worte „Kös“ und „Ferner“, sowie ihre räumliche Verbreitung siehe neuerdings O. Mayr, Die Wassernamen Nordtirols in den Veröffentl. d. Museums 6. Heft (1928), S. 216 f. u. S. 184.

nämlich: „In dem Landgericht Störzing befinde sich ein das ganze Jahr hindurch mit Schnee und Eis bedeckter Ferner, so die Pfitscher (das sind also Bewohner eines Seitentals des Wipptals) Furtschagl nennen; dieser (Ferner) sey bis am Grad oder Joch zum Landgericht Störzing gehörig. Von Sonnenaufgang über vorbemelten Grad hinaus fange schon das Salzburgische Territorium an und heiße der Zemer Berg, aber soweit der Ferner Furtschagel salzburgisch sei (d. h. zum Zillertal gehöre), werde er von den Jägern und gemein Leuten Köß benambset"[1]). In einem Markenbeschrieb des Gerichtes Zell a. Z. vom Jahre 1793 wird der Bach unter dem Ferner oder „Käs" zu Wildendux (Hintertux) erwähnt[2]); auch hier zieht die Grenze zwischen dem Zillertal und Wipptal in siedlungsgeschichtlichem und politischem Sinne durch, da Hintertux über das Joch zu Schmirn (Gericht Steinach im Wipptal) gehörte. Zwei Übergänge aus dem Gerlostal in den Zillergrund werden 1607 „Kheslenkhen" d. h. Fernerscharte genannt[3]).

Der Ausdruck „Gletscher" ist in der Schweiz aus dem französischen „Glacier", d. i. wörtlich Eis übernommen worden[4]). Auch im Italienischen heißen die Ferner „Ghiaccio" oder „Monte di Ghiaccio", in Welschtirol mundartlich aber „Vedretta", in Graubünden „Wadret". Dieses letztere Wort leitet die maßgebende Sprachwissenschaft von der lateinischen Wurzel „vetus" d. h. alt ab; demnach liegt auch dieser romanischen Bezeichnung Vedretta dieselbe Vorstellung zugrunde wie dem deutschen „Ferner", nämlich die alte, langjährige Lagerung des Schnees[5]). Da die Schweizer den Ausdruck „Gletscher" bereits im 16. Jahrhundert in literarischen Arbeiten verwendeten, verbreitete er sich auch in das übrige deutsche Sprachgebiet. So wird in einem Markenbeschrieb der Herrschaften Bludenz und Sonnenberg im Vorarlberger Oberland vom Jahre 1610 stets die Bezeichnung „Gletscher" gebraucht, obwohl hier die einheimische Mundart „Ferner" hat. Die südliche Landesgrenze gehe darnach hier „über alle hoche Gradt und Gletscher bis an den höchsten Gletscher, so in diesem Land und im Tal Brannd liegt" (Brandner Ferner an der Scesaplana[6]). In einem Schreiben des Pflegers von Nauders vom Jahre 1599 wird von „dem Glötschner oder Verner" im Vermontale gesprochen, und ebenso im Grundsteuerkataster der Gemeinde Galtür im Patznaun von 1775, „Gletschner und Verner" im Jamtal und Larein [7]). Die Grenzbeschreibung des Gerichtes Zell vom Jahre 1793 gibt als dessen Südgrenze „Das Gletschergebirg" vom Reichenspitz bis zum Löffler und Greiner an[8]). Die Form „Gletschner" entspricht einer mundartlichen Fortbildung, ich habe diese selbst bei Ötztaler Bergführern gehört. Daß Burglechner (1610) den Ausdruck „Gletscher" öfters verwendet, erklärt sich aus seiner starken Benützung schweizerischer Schriftsteller. Walcher („Von den Eisbergen im Tyrol" 1773) betont, daß das Wort „Gletscher" aus der Schweiz stamme, in Tirol sage man dafür „Ferner".

Die erste nähere Beschreibung der Ferner oder Gletscher in Tirol lieferte der eben genannte Burglechner um das Jahr 1610 in seinem handschriftlichen Werke „Tiroler Adler", ich teile die Stelle unten im Anhang I, 16—18 mit. Allein, abgesehen von der örtlichen Aufzählung der wichtigsten Gletschergebiete von Tirol, Ötztaler-, Ortler-, Adamellogruppe, Marmolata und Hohe Tauern, ist diese Darstellung Burglechners

---

[1]) Staatsarchiv Innsbruck, Ambraser Akten, VII, 162.
[2]) Stolz, Polit.-histor. Landesbeschreibung von Tirol im Arch. f. österr. Gesch. 107, 173.
[3]) Urbar des salzburg. Amtes Zell von 1607, fol. 5 (Staatsarchiv Innsbruck).
[4]) Vgl. Kluge, Wörterbuch, und Oberhummer, diese Zeitschrift, 1909 S. 10. Doch muß die Meinung, daß der Ausdruck „Gletscher" erst im 19. Jahrhundert in die Ostalpen gekommen ist, gemäß obiger Darstellung berichtigt werden.
[5]) Meyer-Lübke, Roman. Wörterbuch. — Laien denken vielleicht beim Worte „Vedretta" auf italienisch „Vetro", d. h. Glas, denn mit diesem Stoffe hat das Gletschereis äußerlich eine gewisse Ähnlichkeit.
[6]) Staatsarchiv Innsbruck, Cod. 3883, fol. 50 und 54.
[7]) Stolz, Landesbeschreibung, S. 783. — Staatsarchiv Innsbruck, Kat. 46, 4, fol. 45 u. 46.
[8]) Stolz, Landesbeschreibung von Tirol, S. 173.



Dr. Hippolyt Guarinoni (S. 44 u. f.)

Gemsjagd aus dem Jagdbuche Kaiser Max I. (s. S. 49)



Gemsjäger: Gruppe aus Maximilians Jägerei; in Hans Burgkmairs Triumphzug Maximilians I.

Nota das meins herrē von Österreich ir Wildpan geet Als der Erwaldt
vnd das Baytal aneinannder stöst albeg oben nach dem grat an den wetterstain
Item vom wetterstain in des teufels gesäss
Item Von des teufels gesäss in das Reintal
Item Von dem Reintal den grat auss in die prunngraet grüben da es steygt
abhin geet in den förhen see
Item vom förhensee in das hälsly vom hälsly in die werd
Item von derselben werd neben prunnenstain mitten auf die yser
Item von derselben yser hinein da sy entspringt

Item nach dem Ferrwendt vntz an das torital Von dem torital vntz an den Ranperg
albeg nach dem grat Von demselbigen Ranperg bis an den werenpach da mitt
walder Alben stösset vnd der werenpach in die Riss rynnet Item von denselben
werenpach über die Riss die albenmoss vnd von derselbigen grat an die Dürrach
Item von der Dürrach gen dem schöttlein am vall derselbigen schatz must am haus ab
prechen aine stainwurf weit hin ab als daz haus noch da steet Item von denselben
haus oben über die Dürrach am hienerpach zu der Rotenwandt Item von der
wandt über gegen nach über da der steyg gen lenggriess geet Item von demselbigen
weeg vntz auf den grat Von denselben grat bis an schiltenstain Von schiltenstain
vntz an den Stainperg Nach dem Stainperg auss nach dem grat vndan an den
prantenberg Denselbigen grat nach auf vntz an den falckenstain albeg nach
dem grat Von denselbigen falckenstain vntz da der Weissach entspringt vnnd
in das Inn rynnet.

Der Wildbann zwischen Tirol und Werdenfels bzw. Bayern. Handschrift aus dem Jahre 1430 (s. S. 52)

kaum mehr als eine teils wörtliche, teils inhaltliche Wiederholung der einschlägigen Stellen der Kosmographie von Seb. Münster (1544) und der Landesbeschreibung der Schweiz von Joh. Stumpf (1548)[1]. Insbesondere bei diesem finden wir bereits alles, für die Schweiz natürlich, gesagt, was Burglechner uns für Tirol vorsetzt: so über die Entstehung der Gletscher und ihres Eises, ihre Mächtigkeit und Zerklüftung, die Gefahr ihrer Begehung bei Neuschnee, über die Verwendung des Gletschereises zu Heilzwecken und als Kühlraum seitens der Älpler. Das meiste davon mochte ja auch auf die Tiroler Gletscher zutreffen; unrichtig ist jedenfalls aus der Vorlage übernommen, daß gerade die Bauern das Hochgebirgseis „Gletscher" nennen, denn das stimmt für Tirol nicht. Auch die Behauptung, daß im Jahre 1540 ein besonders heißer Sommer gewesen und die Firnlagen des Hochgebirges stark abgeschmolzen seien, hat Burglechner aus Stumpf abgeschrieben, ist also für Tirol nicht bewiesen.

Zur besonderer Beobachtung der Gletscher regten in Tirol der Vernagtferner im Venter Tale und der Gurgler Ferner im anderen Quellaste des hinteren Ötztales an, weil diese in periodischen Vorstößen, ersterer in den Jahren 1599, 1677, 1770 und 1845, letzterer 1716 und 1770, die Abflüsse anderer benachbarter Gletscher zu großen Seen aufstauten und deren Ausbrüche das ganze, abwärts gelegene Tal verheerten oder zum mindesten bedrohten. Die Landesregierung und die gefährdeten Gemeinden suchten nach Mitteln und Wegen, um die Gefahr rechtzeitig zu bannen, ließen sich Berichte hierüber vorlegen und diese enthalten nun allerlei über die allgemeine Natur der Gletscher[2]. In diesen Berichten und auch sonst fehlt jeder bestimmte Hinweis, daß bereits früher diese Ferner solche Vorstöße gemacht und ähnliche Verwüstungen hervorgerufen hätten. Zwar ist bereits aus dem Jahre 1317 eine landesfürstliche Verordnung überliefert, welche einer ganzen Reihe von Bauernhöfen im Ötztal einen fünfjährigen Nachlaß ihrer Steuern und Grundzinse zusichert, weil ihre Gründe durch Überschwemmung und Verschüttungen (ex alluvionibus et inundationibus) zerstört worden seien[3]. Allein es ist immerhin fraglich, ob dieses Hochwasser gerade durch den Ausbruch eines Gletschersees oder durch ein anderes Naturereignis hervorgerufen worden ist. Über die Beschaffenheit des Vernagtferners sagt der im Jahre 1600 dorthin entsandte Baubeamte A. Jäger: „Er ist nicht wie andere Ferner, mit ganzem Eis glatt gewachsen, sondern mit lauterm Krackgestell (Rissen), Spitzen, Zinnen, Wasserstuben, Zwerchklüften (Querspalten) und seltsamen Farben, daß man sich darob nie genug wundern kann[4])." Die starke Neigung und die Raschheit der Vorrückung des Vernagtferners in seinem damaligen Zustand bewirkte die ungewöhnlich heftige Zerreißung seiner Eismasse. Diesen Unterschied des Vernagtferners als eines Hängegletschers zu den großen Talgletschern wie dem Gurgler Ferner deutet ein Bericht vom Jahre 1717 so an: „Der Gurgler Ferner ist ein alter Ferner von harten und glatten Eis, der zu Rofen ist ein ganz neu gewachsener Ferner und also ganz mürb[5])". Über die Veränderlichkeit, ja Beweglichkeit der Gletscher zeigt auch schon der Bericht Jägers vom Jahre 1601 eine bestimmte Vorstellung, denn er meint, daß der Vernagtferner „ob dem Pützentaler Joch (dem Gebirgskamm zwischen dem Rofen- und Pitztal) seinen Anfang und Ursprung hat, sich von da in das tiefe Tal sich begibt und erstreckt und dieses mit einem Damm gleich einer runden

---

[1]) Mitgeteilt von Böhm, Gesch. d. Moränenkunde, Abhd. d. Geogr. Ges. Wien, 3. Bd., (1901).

[2]) Diese Berichte und Anordnungen hat als wichtige Zeugnisse der Gletscherbewegung in historischer Zeit E. Richter, Urk. usw., wie oben S. 15, Anm. 3, näher angegeben, mitgeteilt. — J. Walcher gab im Jahre 1773 eine Druckschrift „Nachrichten von den Eisbergen im Tyrol" heraus, die einiges über diese im allgemeinen bringt, in der Hauptsache die Gefahren des Vernagt- und Gurgler Ferners behandelt; eine beigegebene Abbildung des Vernagtferners stellt die älteste Ansicht eines Gletschers in Tirol dar.

[3]) Kogler, Steuerwesen Tirols im Arch. f. öst. Gesch. 90, 704.

[4]) Richter, Urk., S. 17. [5]) Richter, Urk., S. 43.

Bastei von der Höhe des Bergisels bei Innsbruck einfüllt". Der Ferner erscheint ihm also wie ein selbständiger, beweglicher Körper, der sich von oben nach unten schiebt[1]). Der Ferner „wachst", dieser Ausdruck ist ihm und auch den anderen gleichzeitigen Beobachtern durchaus geläufig; ein Bericht vom Jahre 1717 bezeichnet den Gurgler Ferner als „eine von lauter Eis zusammengesetzte ungemeine, ein ganzes Tal völlig schließende Machina"; er habe sich seit 40 Jahren nach Beobachtung der Jäger „immer mehr ins Tal herabgezogen". Ein Bericht vom Jahre 1771 will auf die Fragen „wie die Ferner entstehen" und „wie ihr Wachstum sei", bestimmte Antwort geben: „Die Ferner entstehen auf den höchsten Gebirgen, die mit Schnee und Eis bedeckt sind und in den nächst daran gelegenen Tälern (wir würden heute sagen in den Firnbecken), wo der Schnee schmilzt und wieder zu Eis gefriert. Der Eisstock wird durch die Erdwärme und äußeres Wasser stellenweise aufgelöst, das Wasser sammelt sich am Untergrunde des Eisstockes, hebt diesen in die Höhe, dadurch entstehen Klüfte, die losgerissenen Teile des Eisstockes geraten wegen der Neigung des Grundes ins Gleiten und schieben sich allmählich ins Tal; das Wachstum des Ferners entstehe durch eigenen Abbruch und Nachschub des Eises[2])." Von der Regelation des Eises, seiner Fähigkeit zu scheinbar plastischer Formung, die ja erst von Faraday um 1850 klarer erkannt worden ist, hat natürlich jene Theorie noch keine Ahnung, das Vorschreiten der Gletscher ist ihr ein ruckartiges Losbrechen einzelner großer Teile des Eisstockes, die Probleme des Wachstums und der Eigenbewegung der Gletscher werden noch kaum voneinander geschieden. Derselben Auffassung huldigt auch die Schrift von Walcher (1773), wenn sie auch richtigere Ursachen für das allgemeine Wachsen der Ferner angibt. Die Meinung, daß die Ferner alle sieben Jahre zu- und dann wieder abnehmen, sei eine Fabel (diese Meinung hat auch Roschmann in seiner 1740 gedruckten Beschreibung von Tirol S. 18 ausgesprochen). Vielmehr hänge das Wachstum der Ferner von der Witterung ab, die oftmals sehr ungleich sei; die Ferner nehmen ab, wenn das Eis schmelze, sie wachsen, wenn durch große Kälte neues Eis hervorgebracht, oder das Eis in den Tälern durch herabstürzende Eisstöcke aufgehäuft und weitergeschoben werde.

Für die Ferner im Stubai lieferten die ersten etwas näheren Beschreibungen J. Volderauer und J. Anreiter im Jahre 1808, sie wurden im Jahre 1825 im Druck veröffentlicht[3]). Insbesondere wird hierbei der Alpeiner Ferner geschildert, der damals nach unten weit stärker entwickelt war als heute, er bildete hier damals „turmhohe Eiswände" und ein tausendfaches Gewirr von Klüften, rauschende Wasser brechen aus einer Eishalle hervor usw. Weiters wird hier berichtet, daß in die blaue Lacke, einen Wildsee in der Sulzau (ober der neuen Leipziger Hütte), im Jahre 1772 „ein großes Stück des Eisgebirges gestürzt sei und dadurch eine plötzliche, äußerst verheerende Anschwellung des Sulz- und Ruetzbaches verursacht habe". Daß eine große Eisscholle plötzlich und auf einmal in den See eingetreten und dieser deshalb übergelaufen sei, ist wohl weniger wahrscheinlich als eine allmähliche Aufstauung des Sees durch einen vorrückenden Gletscher und ein plötzlicher Durchbruch des Wassers durch das Eis, wie dies der Vorgang bei den andern „gefährlichen Gletschern" der Alpen ist[4]). Die ersten geschichtlichen Nachrichten über ein auffallendes Vorschreiten des Suldengletschers

[1]) Richter, Urk., S. 17, 24, 42.

[2]) Richter, Urk., S. 72 und 82.

[3]) In den Beiträgen z. Gesch. usw. von Tirol (alte Reihe der Zeitschr. d. Ferdinandeums in Innsbruck), 1. Bd., bes. S. 173 und 178. Die betreffenden Handschriften, die etwas ausführlicher sind als der Druck, liegen im Ferd. Bibl. Dipaul., Nr. 1035. Vgl. dazu Richter, Die Gletscher der Ostalpen, S. 190.

[4]) Siehe dazu die Schrift von A. Hueber, Die gefährlichen Gletscher von Tirol, eine geschichtliche Skizze im Programm der Realschule Innsbruck 1906. — Verheerungen des Ruetzbaches bei Kanalt und weiter talaus, gerade im Jahre 1772, werden auch sonst berichtet (vgl. Gsaller im Sammelwerk Stubai, S. 270).

im Ortler, das sogar zur zeitweiligen Räumung der Gampenhöfe geführt hat, stammen aus den Jahren 1815—1818[1]). Doch liegt dieser Zeitpunkt schon jenseits der geschichtlichen Schwelle, die ich für meine Betrachtung nicht überschreiten will.

Über die Gletscher des Zillertales, insbesondere jene des Zemmgrundes, das Schwarzenstein-, Horn- und Wareggkees, hat Karl von Moll im Jahre 1785 den ersten näheren Bericht geliefert; er bereiste diese Gegend aus wissenschaftlichem Forschungsdrang und diesem suchte er auch durch die Veröffentlichung seiner Briefe zu dienen, wenn er auch den ästhetischen Eindrücken jener Hochgebirgswelt manche sinnige Bemerkung widmet[2]). Die Bewegung der Gletscher führt er nicht auf stoßweises Abreißen der Eismasse, sondern allmähliches Schieben zurück, kommt also damit späteren, richtigeren Anschauungen näher und noch mehr tut er dies in seiner Erklärung der Reichweite der Gletscherbewegung: diese werde bestimmt durch den Umfang der vorrückenden Eislage einerseits und die Wärme der sie umgebenden Luft andrerseits.

Moll hat auch als erster die Gesteinsablagerungen auf und neben den Gletschern, die Moränen, für den Bereich der Ostalpen näher beschrieben und sie zu erklären versucht. Die bei den Bauern schon lange vorhandene Meinung, daß das Eis des Gletschers von selbst alle Fremdkörper, Steine usw., vom Untergrund an die Oberfläche liefere, sich selbst „reinige", lehnt er zur allgemeinen Erklärung der Bildung der Moränen ab, wenn er sie auch nicht ganz ausschließen will; der größere Teil der Moränen entstehe gemäß der Ansicht der Schweizer Gelehrten, indem Gesteinstrümmer seitlich von den Felswänden auf den Ferner herabstürzen. Jene erstere Meinung spricht auch ein Bericht aus, den zwei Innsbrucker Bergknappen im Jahre 1601 über den Vernagtferner erstatteten: „Der Ferner habe große breite Klüfte, alle zwerch (quer) übern Ferner von Abend gegen Morgen, darob Wasen und große Stein liegen, so die Kälten durch die Klüften herauswirft"[3]). Der Ausdruck „Moräne" ist übrigens erst seit dem 18. Jahrhundert durch die Fachwissenschaft aus den französischen Alpen in die deutsche Schweiz und dann auch in die Ostalpen verpflanzt worden. Im Berner Oberland sind dafür die Worte „Guffer" und „Gandecken" einheimisch[4]). In Tirol hat die alte Volkssprache insbesondere im Ötztal und Stubai für die auffallendste Form der Moräne, für die wallförmigen Stirn- und Ufermoränen, einen bezeichnenden Ausdruck, nämlich „Santruggn" d. i. Sandrücken, wobei Sand nicht nur im Sinne des jetzigen schriftdeutschen Gebrauches feinen Sand, sondern auch schwereres Geröll bedeutet. Im Pitztal sagt man in demselben Sinne auch „Griesruggen". Das Blockwerk, das nicht so unmittelbar mit den heute vorhandenen Fernern zusammenhängt, sondern durch Verwitterung an Ort und Stelle, eigene Schwerkraft auf geneigtem Boden oder Kraft des Wassers sich ansammelt, heißt in der Sprache jener Täler „Maurach" oder auch „Glammer". Im Pitztal sagt man für Moränen ebenso wie für Geröllstürze, die nur durch Wasser verursacht wurden, Muere (Mure). Auf der Südseite der Hohen Tauern (in den Tälern von Virgen, Matrei und Kals) werden die wallförmigen Moränen „Kösrigl", d. h. vor und von den Gletschern aufgeworfene Riegel, genannt; das übrige Gerölle „Maurede"[5]).

Daß in gewissen Zeitläuften die Ausbreitung des ewigen Eises und der Ferner sich verändere, insbesondere diese sich vergrößern, ward gelegentlich auch schon frühe ausgesprochen. Laut eines Berichtes vom Jahre 1531 hat man damals

---

[1]) Richter, Gletscher der Ostalpen, S. 93; Hueber a. a. O. S. 26; Finsterwalder in Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1887.

[2]) Moll und Schrank, Naturhistor. Briefe über Österreich, Salzburg usw., 1, 88 und 104ff.

[3]) Richter, Urk., Vernagtferner, S. 19.

[4]) Böhm Moränenkunde. a. a. O., S. 36. Gant bedeutet allgemein soviel wie Geröll.

[5]) Alle diese Ausdrücke habe ich aus dem Munde von Bergführern oder anderen Einheimischen der betreffenden Hochtäler erfahren.

im Gebiete des Dorfes Tirol, das am südlichen Ausgange des Passeiertales liegt, mehrere Weingärten in Wiesen verwandelt, „weil wegen der Fernerluft das Weingewächs dortselbst nicht reifen will". Diese Begründung scheint mittelbar zu besagen, daß der kühle Wind, der von den Ötztaler Fernern durch das Passeiertal herabstreicht, stärker als früher geworden sei und dies wegen des Anwachsens jener Ferner. Die Chronik von Schnals berichtet geradewegs, daß sich im Jahre 1599 der erste Ferner am Niederjoch angesetzt und eine merkbare Erkältung der Luft durch das Schnalser Tal hinab bis in die Gegend von Meran bewirkt habe. Freilich war das Anwachsen der Gletscher selbst eine Folge einer allgemeinen Änderung des Klimas und so kann diese auch die Durchschnittswärme in den niederen Lagen unmittelbar herabgedrückt haben. Auf solche allgemeine Verschlechterung des Klimas geht es wohl zurück, wenn im inneren Ultentale früher noch Weizen gebaut wurde, später nicht mehr, wenn auf der Hochfläche von St. Jenesien bei Bozen der Anbau des Buchweizens oder Plentens als zweiter Getreidefrucht im 17. Jahrhundert eingestellt wurde, weil er nicht mehr ausreifte[1]). Auch die Verwandlung der höchstgelegenen Siedlungen in den Alpen, der sogenannten Schwaighöfe, in Almen und Bergwiesen geht zum Teil auf allgemeine Änderung des Klimas zurück[2]). Im Jahre 1601 berichtet auch der Gerichtsherr von Kastelbell amtlich: „Die Leute von Schnals hausen (wirtschaften) jetzt viel härter als früher, da die Gegend von Jahr zu Jahr wilder wird und durch Zunahme der Ferner Vieh, Güter und Waiden verwildert und verdorben werden[3])." Aber auch aus einem anderen Teile Tirols, der Silvrettagruppe, wird um diese Zeit eine starke Zunahme der Größe und Zerklüftung der Gletscher gemeldet. Die Gemeinde Steinsberg oder Ardez im Unterengadin war seit alters Eigentümerin der Weiderechte und der Alm im Vermonttale, das jenseits des Gebirgskammes liegt[4]). Laut eines Schreibens des Pflegers von Nauders, dem damals das Unterengadin und innere Patznauntal unterstand, vom Jahre 1595, war der Auftrieb von Steinsberg bisher über einen „hochen, wilden, beschwerlichen und unsicheren Glötschner oder Verner" erfolgt; es war dies wohl der große Vermontferner, der über den Vermontpaß direkt von Steinsberg ins Vermonttal führt. Wie nun jenes Schreiben fortfährt, sei der Gebrauch dieses Überganges „nunmehr aus diser Ursach unmüglichen, dieweil diser Gletschner oder Ferner von Jar zu Jar, je lenger, je mehr nit allain wilder, kelter und schärfer, sonder auch mit Zerspaltung, Aufwerfung und Weiterung der Kliffter (Klüfte) sich zaigen thue". Daher suche die Gemeinde Steinsberg auf einem anderen Wege den Auftrieb auf die Vermontalalm zu bewerkstelligen, nämlich durch das Gebiet der Gemeinde Galtür, das ist also jedenfalls über den eisfreien Futschölpaß und das Jamtal. Bei den gespannten Beziehungen, die damals zwischen Graubünden und Tirol herrschten, ward aber dieses Ansuchen der Steinsberger abgeschlagen und laut eines Berichtes vom Jahre 1599 mußten sie von der Alpe Puel (Pillerhöhe im Vermonttal) über den Ferner heimfahren, obwohl sie „große Gefar und Verlust des Vihes auf den Fernern" befürchteten. Um diese zu bannen, haben sie „eine Kaserin oder Tägen (Taia, Almhütte), so mit Prättern bedeckt gewesen, abgedeckt und über die Ferner und unsichern Ort Pruggen (Brücken) geschlagen und sind also mit dem Vihe one Schaden hinüber gefaren". An sich war der Viehtrieb über den Gletscher nichts Besonderes, er wurde z. B. regelmäßig auch zwischen dem Schnalser Tal und Ötztal ausgeführt, wie wir aus verschiedenen Nachrichten wissen[5]).

---

1) Siehe Tarneller, Hofnamen im Arch. f. öst. Gesch. 100, 17, Anm. 1, und S. 43. Über den kalten „Fernerwind" am Reschen laut eines Berichtes vom J. 1568 siehe unten S. 25.

2) Vgl. darüber meine Abhandlung „Die Schwaighöfe in Tirol", die demnächst in den Wissenschaftlichen Beiheften zur Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins erscheinen wird.

3) Richter, Urk., S. 25.

4) Stolz, Landesbeschreibung, S. 783. Die Akten Staatsarchiv Innsbruck, Grenzakten, 38, 5a.

5) Siehe unten S. 32.

Durch diese aktenmäßigen Angaben wird auch die Behauptung einer zu Anfang des 19. Jahrhunderts verfaßten Ortschronik des Patznauntales und ihre spätere Kritik auf das richtige Maß zurückgeführt; diese Chronik behauptet nämlich, daß der Gletscher am Vermontpaß sich erst im 17. Jahrhundert gebildet und früher ein Fahrweg über den Paß geführt habe. Richtig ist also nur, daß der Gletscher vor der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert weit zahmer gewesen ist als nachher und daß vorher regelmäßig das Almvieh vom Engadin über den Paß ins Vermonttal getrieben worden ist; wo das Weidevieh ging, konnte auch das Saumroß gehen. E. Richter (Die Gletscher der Ostalpen, S. 78) hat also mit Recht die Angabe jener Chronik insoferne für unglaubwürdig erklärt, daß der Vermontgletscher erst im 17. Jahrhundert überhaupt entstanden sei. Aber seine Ausführungen über den Vermontgletscher sind dahin zu ergänzen, daß derselbe im 17. Jahrhundert gegenüber früher sich stark vergrößert und zerklüftet hat.

Die Vereisung wird uns mitunter auch für Lagen gemeldet, die später davon frei sind. So lag laut eines im Jahre 1513 verfaßten Markenbeschriebes des Hofes Almör im Senderstal (Zugang von Kematen in die Sellrainer Kalkkögel) im Hintergrund jenes Tales, offenbar in der nordostseitigen Mulde unter dem Schwarzhorn, 2813 *m*, ein „Ferner"[1]). Eine Jagdrechtsurkunde vom Jahre 1844 nennt im Hintergrunde des Wattentales am Fuße des Reckners, 2897 *m*, den „Lizumer Ferner"[2]). In der Grenzbeschreibung des Forstes in der Gerlos (Zillertal) vom Jahre 1607 wird die „Schwarzacher Keslenken" angeführt[3]), also müßte im Hintergrund des Schwarzachtales damals ein Kees gewesen sein. An allen diesen Orten ist heute die Firnansammlung, wenn überhaupt eine solche zustandekommt, nicht so groß, daß man von einem Ferner spricht; die Spezialkarte trägt ein Firnfeld wohl beim Reckner, nicht aber am Schwarzhorn ein und auch im Schwarzachtal nicht[4]).

Die Gletscher waren auch Gegenstand von Handlungen des religiösen Kultus. So hat das Kirchspiel Sölden im Ötztal im Jahre 1717, als der Gurgler Ferner den Eissee in gefahrdrohender Weise aufstaute, dorthin einen Betgang (Prozession) abgehalten und der Geistliche brachte auf dem bekannten steinernen Tisch am Rande dieses Ferners das Meßopfer dar, „hat auch das Fernergewässer benediziert und hochgeweichte Sachen zur Verhinderung des höchst besorglichen Übels (des Ausbruches des Fernersees) hineingeworfen"[5]). Im Pitztal wurde früher alljährlich am Annatage (26. Juli) eine Prozession zum Mittelberggletscher veranstaltet, um für die Abwendung der Wassergefahr zu beten; hierbei ward an der Zunge des Gletschers für den Geistlichen zur Vornahme seiner Handlungen eine Art Kanzel ausgehauen[6]). Als im Jahre 1719 im Pitztal Priester der Gesellschaft Jesu eine Mission abhielten, haben sie merkwürdigerweise ebenfalls von dieser Gletscherkanzel aus zum Volk gepredigt und den Segen erteilt[7]). Damals reichte der Mittelbergferner viel tiefer ins Tal herunter als später,

---

[1]) Stolz, Landesbeschreibung von Tirol, S. 335. Vgl. auch Stolz, Geschichtskunde des Kalkkögelgebietes in Zimmermann, Führer durch die Kalkkögel (1922) S. 23.

[2]) Stolz, Landesbeschreibung S. 225. [3]) Wie oben S. 16, Anm. 3.

[4]) Vgl. die Brennerkarte in der Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1920, und österr. Spezialkarte 1:75 000, Blatt 5148.

[5]) Richter, Urk. S. 73f.; Rapp, Beschreibung der Diözese Brixen 3, 405.

[6]) Schucht, Das Pitztal in Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V., 1900 S. 128, mit (modernem) Bild von H. B. Wieland.

[7]) Die Annuae (wie oben Jahrg. 1927, S. 26, Anm. 8, näher angegeben), S. 5, schildern diese Szene mit folgenden Worten: Terminatur vallis Pizzthal asperrimo horridoque monte, quem propterea quod perpetua glacie nec aestivis Syrii caloribus dissolvenda niteat, Ferner appellent." D. h. das Pitztal wird durch einen überaus rauhen und schreckbaren Berg abgeschlossen, den man Ferner heißt, weil er von ewigem und auch durch die Sommerhitze nicht auflösbarem Eise erglänzt. (Und dann in Übersetzung weiter:) „Am Fuße dieses Gletschers, wo man noch stehen kann, hat man mit Äxten das Eis ausgehauen, damit die Missionäre wie auf Stufen zu einer vorspringenden Stelle, von wo sie von allen gesehen werden konnten und

jetzt begnügt man sich, jene Prozession bis zur Kapelle beim Mittelberghofe, der letzten, heute übrigens auch nur mehr im Sommer bewohnten Ansiedlung, zu führen. Außer dem Pitztaler Ferner erwähnen jene Missionsberichte auch noch besonders „den überaus berühmten Ferner“ von Gurgl im Ötztal und „die von ewigem Eis starrenden Berge“ des Martelltales[1]).

Winterschnee im Gebirge und Lawinen (Lahnen)

Mehr als anderswo verursacht im Gebirge der Schnee infolge der größeren Niederschlagsmenge und der dünnen Besiedlung während des Winters eine Unterbrechung der Verkehrsmöglichkeit. Das wird ja in den alten Urkunden, welche die Gründung von Seelsorgen beinhalten, öfters betont[2]). In einem politischen Schreiben einiger Tiroler Adeliger an den deutschen Kaiser Sigmund vom Jahre 1407 wird diesem geraten, seinen Zug nach Tirol nicht zu verzögern, bis daß „daz Pirg versneybt sein wird“[3]). Leonardo Bruni, der berühmte Verfasser der florentinischen Geschichte, hat im Jahre 1414, da er als päpstlicher Sekretär nach Konstanz zum Konzil reiste, den Arlberg bei starker Schneelage überschritten. Über die Eindrücke dieser Fahrt hat Bruni in seinen Briefen einen Bericht hinterlassen, der auch sonst zu den wichtigsten Schilderungen der Tiroler Alpen aus jener Zeit gehört. Ich führe ihn, da auch Ramsauer ihn in seiner Studie über die Alpen im Mittelalter (Zeitschrift des Alpenvereins 1902) nicht verwertete, in Übersetzung an. Bruni reiste von Meran auf die Malser Haide, in deren südlichem See nach seiner Meinung die Etsch, im nördlichen der Inn entspringe. Er sagt dann wörtlich:

„Der Abstieg von diesem Joche (nämlich vom Reschen nach Norden) ist weit schwieriger als der Aufstieg (von Süden her). Ein jäher, enger Weg führt in weitem Bogen wie in einen tiefen Schlund (die Finstermünz!), auf der rechten Seite hängt ein ungeheurer Berg herein, auf der linken sind schwindelnde Abstürze. Oben und unten stehen in Menge Tannen, Kiefern, Zypressen, Eschen und Buchen aller Art. Von jenem Joche (dem Reschen) zogen wir zwei Tage lang durch tiefe Täler (das Oberinntal). So kamen wir wieder an ein anderes Joch, das die Barbaren (d. h. die Deutschen) den Adlerberg (Arlberg) nennen. Der Übergang über diesen Berg war noch weit schwieriger und härter (als jener über den Reschen). Denn abgesehen von dem stets steilen Anstieg, bedeckten damals die ganze Gegend Schneemassen, deren Höhe an manchen Stellen mehr als zwanzig (!) Fuß betrug. Mitten durch den Schnee führt ein durch die Wanderer ausgetretener Pfad, nicht breiter als ein Fuß. Auf diesem konnten Menschen zu Fuß leicht dahinschreiten, die Pferde wurden aber mühselig an den Zügeln nachgezogen. Wenn aber ein Wanderer mit einem Fuße außerhalb des Pfades trat, versank er im tiefen Schnee und konnte nur mit Mühe und Gefahr herausgezogen werden und auf den Pfad zurückgebracht werden.

Diese Schwierigkeit bedrängte uns unausgesetzt auf einer Strecke von drei Meilen und auch als wir den Gebirgskamm überschritten hatten und den Abstieg begannen, waren dieselben Gefahren und Mühen vorhanden. Die Breite der Alpen, durch die wir unsern Weg

---

wo das Eis selbst nach Art einer Tribüne gebildet war, steigen konnten. Von dieser neuen und bis damals noch nicht gesehenen Kanzel aus wurde dem Bauernvolk (gens rustica) gepredigt und der Segen erteilt.“

[1]) Annuae fol. 227: „Gurgl ad pedem celeberrimi montis Ferneriani“, wo abgesehen von fetten Weiden alles zum Leben nötige fehle, auch kein Getreide wachse. — Fol. 352: „Martell, hec perangusta sed oblonga vallis asperrimis montium jugis perpetua glacie rigentibus clauditur.“

[2]) Siehe die Angaben im 1. Teil, Jahrgang 1927, S. 25 f. Hierzu wäre noch die Urkunde vom Jahre 1315 anzuführen, mit der die Gemeinde Truden, die südlichste deutsche Siedlung im Fleimstale, eine eigene Seelsorge erhielt. Truden sei nämlich von der alten Hauptpfarre des Tales zu Cavalese über zehn Meilen entfernt und zur Winterszeit sei wegen der Kälte und Höhe des Schnees (propter nimiam frigiditatem et altitudinem nivium) der Weg oft nicht zu begehen, so daß zu dieser Zeit die Leute zu Truden ohne Empfang der Sakramente sterben müssen. (Huter, Archivberichte aus Truden und Altrei in Veröffentlichung des Ferdinandeums 7. Bd., derzeit im Druck).

[3]) Dieser Brief befindet sich im Archiv des Schlosses Dornsberg bei Meran.

von der Mündung des Etschtales bis zu ihrem jenseitigen Fuße genommen haben, beträgt 200 Meilen. So ungeheuer sind hier die Berge und Felsen, so vielfach und weitgestreckt die Bergrücken, so gewaltig die Gipfel und Spitzen, die überall emporragenden Höhen, daß man sich wohl wundern muß, was die Mutter und Bildnerin der Welt, die Natur, beabsichtigt haben kann, als sie dies alles erschuf. Als ich diese ewigen und unermeßlichen Massen betrachtete, erfaßte mich oft Grauen und Ehrfurcht und auch jetzt kann ich ihrer nicht ohne Grauen gedenken." (Leonardi Arretini epistole familiares, Ausgabe von Venedig, 1495, lib. IV.)

Der Arlberg wird seit dem 13. Jahrhundert als Übergang vom Inn- ins Rheingebiet erwähnt, um 1310 wurde der Weg über denselben verbessert und ein Zoll darauf gelegt[1]). Aber der Schneereichtum, der heute den Arlberg und seine Umgegend für den Schilauf so geeignet macht, war ehemals für die Wanderer eine große Gefahr. Nicht wenige von ihnen sind infolge Unwetter und Schneegestöber auf dem Berge verirrt und an Erschöpfung gestorben. Um dem Jammer zu steuern, gründete ein frommer Mann, Heinrich von Kempten, genannt das Findelkind, um das Jahr 1380 das Hospiz zum hl. Christoph auf dem Arlberg und eine Bruderschaft zur Erhaltung desselben. In der landesfürstlichen und päpstlichen Bestätigungsurkunde dieser Gründung wird ihres Zweckes, den Gefahren dieses Bergweges insbesondere zur Winterszeit abzuhelfen, ausdrücklich gedacht[2]). Etwa hundert Jahre früher (um 1300) hat die vorsorgliche Tiroler Landesgewalt auch auf dem Jaufen (2100 *m*), der als Übergang vom Meraner Etschgebiete ins mittlere Inntal sehr stark benützt war, ein Hospiz, das Jaufenhaus, erbauen lassen. Auf diesem Hochpasse hat man, wie Schriften aus dem 16. Jahrhundert besagen, im ersten Frühjahr den Weg aus dem Schnee ausschaufeln lassen, um jenen für das Gewicht der Saumpferde benützbar zu machen[3]).

Sehr lebhaft schildert die Beschwerden des Weges über Reschen und Nauders zur Winterszeit ein Bericht des dortigen Pflegers, Eustach von Stampp, vom Jahre 1568. In Nauders bestand von alters her, als eine Stiftung der dort ansässigen Geschlechter von Port und Schweigkl, ein Spital (Hospiz) zur Aufnahme von Reisenden. Es sollte damals neu hergerichtet werden und die Dringlichkeit dieser Absicht begründet nun der Pfleger in jenem Schreiben folgendermaßen[4]): „Die Gmain Nauders ist von andern Dörfern und Gmainen zu bederseits als gegen Malser Heydt und Vinstermüntz ain weiten Weg gelegen und seer hoch, kalt und scharf, auch besonders zu Winterszeyten mit gewaltigen großen hohen und tiefen Schneen, darzu vilfeltigen Wyndten, von Ferner und andern wilden Orten herkommende, unsäglich beladen, dardurch die Landstraßen und ander Weg und Steg vilmals verwät (verweht) und mit Schnee underthan wird. Daher muß die Armuet ir Zueker, Herberig und Underschlaif alsda im Spital zu Nauders nemen." Jenseits des Reschen, zu St. Valentin auf der Haid, war ein ähnliches Hospiz nachweisbar schon im 12. Jahrhundert begründet worden, im Jahre 1489 erließen für dasselbe die drei Gemeinden Mals, Burgeis und Nauders eigene Satzungen. Diese bestimmten, daß der Maier oder Verwalter des Spitals bei „Ungewitter, Schnee und Kälte" die Straße nach beiden Richtungen absuche und etwa aufgefundene erschöpfte Wanderer berge. Viel merkwürdiger ist aber folgende Bestimmung: „Das Spital soll ein offenes Haus sein und das Feuer soll in diesem nimmer, weder Tag und Nacht, zugedrückt werden und soll immer Holz beim Herd sein, damit sich jedermann da wärmen mag. Wenn aber einer sich wärmen will und kein Holz beim Herd findet, so soll er um sich sehen und wo er Schüssel, Stühl, Bänk, Teller und Löffel u. dgl. sieht, das mag er

---

[1]) Die alten Namensformen lauten Arle, Arlsperch, Arelperch. Vgl. Stolz, Landesbeschreibung, S. 677, und Stolz, Die Anfänge der Arlbergstraße in Innsbrucker Nachr., 1923, 3. Nov.

[2]) Siehe Rapp, Beschr. d. Diözese Brixen 4, 166 f.

[3]) Stolz, Verkehrsgeschichte des Jaufen, Schlernschriften 12, 141 f.

[4]) Staatsarchiv Innsbruck Ferd. Beneficia Lit. N.

nehmen, zerhacken und zerschlagen, damit Feuer machen und sich wärmen, damit er nicht erfriere[1])." Ein solcher Rechtssatz würde auf mancher Schutzhütte der Gegenwart, wo für den Winter kein Brennholz zugerichtet ist, zu üblen Folgen führen. Im Jahre 1582 berichtet der Pfleger von Nauders auch hinsichtlich dieses Spitals, daß „weit und breit im Lande in keinem Ort ein solches so nötig sei wie auf dieser hohen, wilden, winterlichen und kalten Malserhaid, wo zu Winterszeit öfters arme Leute vor Ungemach und Kälte sterben und verderben müssen."

Anderseits war wieder gerade der reichliche und haltbare Schnee ein Mittel, um über die holprigen Gebirgswege eine glatte und mühelos zu befahrende Schlittenbahn zu legen. So heißt es in einem Urbar des Amtes Heunfels (Sillian) im Hochpustertal vom Jahre 1629, daß die Bauleute das als Zins schuldige Getreide und andere Naturalien an das Amt bringen sollen „zum Fasnachtzeit, wann soviel Schnee fallt, daß man vom Gebürg herzue (fahren) mag"[2]). Die Zeit des Schlittweges verband diese Hochtäler am besten mit der Außenwelt. Aber auch der Jaufen ward im 15. Jahrhundert nachweisbar mit Schlitten überschritten[3]).

Die große Masse des Schnees im Gebirge und die Steilheit des Geländes verursachen eine dem Gebirge besonders eigentümliche Naturerscheinung, die Lawinen oder Lahnen. Da sie mitunter mit rauher Hand in das Leben der Bewohner der Alpen eingreifen, werden sie auch schon ziemlich früh und häufig in geschichtlichen Aufzeichnungen erwähnt. So finden wir in den ältesten Rechnungsbüchern der landesfürstlichen Kammer von Tirol aus der Zeit um 1300 öfters Eintragungen, daß einzelnen Leuten die Zahlung der Steuer wegen Verwüstung ihrer Felder durch Lawinen — „lavinae" im lateinischen Text dieser Bücher — nachgesehen werde[4]). Die sprachliche Herkunft des Wortes ist nicht entschieden. Manche Forscher leiten es aus dem rätoromanischen „lavina" her, das letzten Endes wieder vom lateinischen „labi" d. h. gleiten herstammt; andere geben dem Wort einen deutschen Ursprung und bringen es mit „leunen" d. h. durch laue Luft weich werden in Zusammenhang[5]). Jedenfalls ist das heutige schriftdeutsche Wort „Lawine" auf dem Wege über die Schweiz in die Schriftsprache eingeführt worden, im bairischen Sprachgebiet und so auch in Tirol sagte man nur „Lan" oder „Lahn", wie auch heute in der dortigen Mundart. Doch bedeutet Lahn ursprünglich nicht bloß Schneelawinen, sondern auch Erdabrutschungen, Geröll- und Bergstürze. Noch im 16. Jahrhundert heißt es in einer bäuerlichen Gemeindeordnung des Vintschgaus „Schnee- und andere Lanen"[6]). Guarinoni spricht (1610) von „Stein- und Schneelahnen oder -brüch"[7]); und Walcher betont (1773) ausdrücklich: „Unter Lähnen versteht man (im Ötztal) alles, was von hohen Bergen in solcher Menge herabfallt, daß es in den Tälern vieles Unheil stiften kann. In diesem Verstande gehören auch die Muren (d. s. die durch Wasser herbeigeführten Geröllstürze) in das Fach der Lähnen und werden zum Unterschied von den Schneelähnen Berglähnen genannt[8])." Wenn daher in einer Urkunde vom Jahre 1326 gesagt wird, bei Terlan seien Güter durch „Laeunen" verwüstet, zum Teil zu „Laenen" und zum Teil zu „Mose" dadurch verwandelt worden, so ist das wahrscheinlich durch einen Erdbruch oder Wildbach geschehen[9]). Laner (Lahner) hei-

---

[1]) Egger, Tirol. Weistümer 2, 354; Ladurner, Das Hospital St. Valentin im Arch. f. Gesch. Tirols 3, 170 (1866).

[2]) Dieses Urbar liegt im Staatsarchiv Innsbruck. [3]) Wie oben S. 25, Anm. 3.

[4]) Kogler, Steuerwesen Tirols. Arch. f. öst. Gesch. 90, 577.

[5]) Vgl. Kluge, Wörterbuch unter Lawine; Meyer-Lübke, Roman. Wörterbuch; Tarneller, Hofnamen usw. im Arch. f. öst. Gesch. 101, 513 und 528.

[6]) Tirol. Weistümer 2, 239.

[7]) In dem Buche Greuel der Verwüstung usw. S. 443. Über Guarinoni siehe Näheres unten S. 44 f. [8]) Walcher, Eisberge in Tirol, S. 76.

[9]) Die Urk. bei Chmel, Österr. Geschichtsforscher 2, 381.

ßen dann auch die offenen, baumlosen, steilen Gassen an den Berghängen, durch die im Winter die Schneelahnen, im Sommer aber auch Wildbäche und der trockene Steinfall ihren Weg nehmen. Aus dem Sellrain- und Senderstal ist der Gebrauch dieses Wortes in der Form „Lönaer" schon für das 13. Jahrhundert beurkundet [1]). In den Hofnamen „ouf der Leune, ze der Leunen" in Aldein und im Passeier, die ebenfalls im 13. Jahrhundert vorkommen, bedeutet „Lahn" auch eine steile, offene Berglehne [2]). „Ertprich und Schneeläun", „Lahnen und Mueren", „Erdgissen und Lahnen", „Rifen und Schneelawinen", werden in Gemeinde- und Waldordnungen des 16. bis 18. Jahrhunderts oft zusammen als die bedrohliche Folge von unbedachtem Holzschlag angeführt und dieser daher verboten [3]). Gisse oder Güsse sind steile Wasserrinnen, die mitunter die Gewalt eines kleineren Wildbaches annehmen, der Ausdruck kommt zum erstenmal im Urbare der Grafschaft Tirol von 1288 vor [4]); Rifen oder Riefen sind dasselbe; Muren sind die großen Erdbrüche, welche durch plötzliche oder allmähliche Wirkung des Wassers, Wildbäche und Sickerwasser bei heftigem oder lang andauerndem Regen, herbeigeführt werden [5]).

Sicher eine Schneelahn ist gemeint, wenn der Vorstand des Haller Salzamtes im Jahre 1330 eine schwere Beschädigung der Röhrenleitung im Halltale „propter lavinas nivium" meldet und Auslagen zur Wiederherstellung derselben verrechnet [6]). Die erste nähere Schilderung der Schneelahnen lieferte Felix Faber in seinem Reisebericht vom Jahre 1483/84. Bei der Beschreibung des Weges über den Brenner sagt er darüber [7]): „In diesem Gebirgsgebiete sind mächtig hohe Bergspitzen, und im Winter, vor allem zur Zeit der Schneeschmelze, ist der Übergang sehr gefährlich, weil von den höheren Bergen die Schneemassen losbrechen und im Abstürzen zu ungeheuren Lawinen wachsen, die mit solcher Kraft und solchem Getöse zu Tal gehen, als würden die Berge mit Gewalt auseinandergerissen. Alles, was einer solchen Lawine in den Weg kommt, reißt sie mit fort; Felsen hebt sie aus ihrem Lager, entwurzelt Bäume, erfaßt Häuser, reißt sie mit sich, und überschüttet manchmal ganze Orte." Den Namen Brenner habe aber das ganze dortige Gebirge (die Alpes Brenni) deshalb erhalten, weil der Kriegsfürst Brennus und dessen Heer auf ihrer Rückkehr von einem großen Beutezug durch die Lawinen, den weißen Jungfrauen des Delphischen Orakels, hier vernichtet worden seien. Georg Ernstinger von Innsbruck gibt in seinem Reisebuche von 1579 eine Schilderung des Halltals, das ja durch die Gewalt seiner vom Bettelwurf herabsausenden Lawinen heute noch bekannt ist. „Es ist", sagt er, „ein engs Tal mit hohem Gebürg umbgeben, davon der Schnee von schlechter (einfacher) Bewegung fallent wiert, sich spalt, Stain, Erden und Bäum mitnimbt, und mit großem Gethön ins Tal falt, alles was er antrifft, Vieh und Leut verlänt oder verschitt, welches geschiht, so es großen Schnee im Gebürg macht." Auch Kaiser Max wäre einmal im Halltale beinahe unter eine Schneelahn geraten, wenn

---

[1]) Stolz, Landesbeschreibung von Tirol, S. 328 ff. Im Jahre 1329 werden Höfe in Florutz im Fersental „infra duas lavinas" gelegen, verliehen (Staatsarchiv Innsbruck, Urk. II., 3898 und 3912). In diesem Fall bedeutet „lavina" auch den Lahnstrich oder Lahngang, auch Lahn kurzweg, nicht etwa die Lawine an sich.

[2]) Zingerle in Font. rer. Austr. 45, 78 und 155; Tarneller im Arch. f. öst. Gesch. 101, 556.

[3]) Tirol. Weistümer 2, 243, 279; 4, 576 und 621. [4]) Font. rer. Austr. 45, 43, All. 99.

[5]) Ob Riefen von romanisch rovina d. h. Erdsturz, und Mur von romanisch mara d. h. Geröll in die Sprache der alemannischen und bajuvarischen Alpenbewohner übernommen wurden, oder altgermanisch sind, darüber scheint die Sprachwissenschaft sich noch nicht entschieden zu haben (siehe die Wörterbücher von Meyer-Lübke, Kluge und Lexer, ferner Schneller, Beitr. z. Ortsnamenkunde Tirols 2, 96 ff.).

[6]) Vgl. Stolz, Anfänge des Bergbaues in Tirol in Zeitschr. f. Rechtsgesch., germ. Abt., 48, 238; Schönach, Zur Gesch. d. Haller Saline in Neue Tiroler Stimmen 1908, Nr. 152 f.

[7]) Garber, Die Reisen des F. Faber durch Tirol in Schlernschriften 3, 31. Lateinischer Urtext in Bibl. d. Lit. Ver. Stuttgart 4, 455. — Eine Äußerung über die Gefahr der „Schneelanen" am Jaufenweg aus dem Jahre 1747 siehe bei Stolz in Schlernschriften 12, 143.

er nicht rechtzeitig sein Roß zurückgerissen hätte; ein Holzschnitt im „Theuerdank" stellt diese Szene dar, freilich war es auch für einen guten Zeichner eine schwere Aufgabe, eine im Sturze befindliche Lawine zum Ausdruck zu bringen[1]). Genaueres weiß Burglechner über die Entstehung der Lawinen mitzuteilen[2]): Zur Zeit der beginnenden Schneeschmelze, werde durch einen kleinen Anlaß, einen Vogel, einen Windstoß oder auch nur durch ein Geräusch der Schnee an einer Stelle in Bewegung versetzt und reiße dann immer größere Massen mit sich fort. Burglechner verweist auch auf den in Tirol einheimischen Ausdruck für diese Naturgewalt, nämlich „Lan". Die ausführlichste Beschreibung der „Schnee- und Windlähnen" bringt dann nach der zeitlichen Folge Walcher im Jahre 1773 in seinen „Nachrichten von den Eisbergen in Tirol" (S. 76). Er unterscheidet gemäß der volkstümlichen Auffassung Grundlähnen und Staublähnen, bei letzteren bedecke der feine Schneestaub die ganze Nachbarschaft. Die Windlahnen seien die Windstöße, die durch eine abgehende Schneelahne ausgelöst werden und weit über den Bereich der Schneebahn die Wälder und Bauten vernichten können. Natürlich stimmen diese Begriffserklärungen wie auch andere Ausführungen Walchers noch nicht völlig mit jenen der heutigen Geophysik überein, aber sie zeigen schon die Anfänge zu einer wissenschaftlichen Alpenkunde, bei denen volkstümliche Anschauungen offenbar Pate gestanden sind.

Guarinoni, der in seinem 1610 erschienenen Werke[3]) die Vorzüge des Gebirgslandes um jeden Preis darzulegen sich bemüht, sucht nach dem Grundsatze „Selten ein Schaden ohne Nutzen" auch bei den Berg- und Schneelähnen neben ihren großen Gefahren und Unheilstiftungen gewisse Vorteile für die Bergbewohner herauszufinden. Die Schneelähnen brächten nämlich Feuchtigkeit auf die mitunter zu trockenen Berghalden und die Bergbäche schlössen nutzbare Gesteine, manchmal auch Quellen auf; auch die Herabführung von Holz durch die Schneelahnen erspare den Leuten oft schwere Arbeit. Die Wirkung der großen Grundlahnen als Wasserspeicher, indem sie nämlich im Frühjahr allmählich abschmelzen und daher allmählich das Wasser abgeben, ist insbesondere in den Kalkalpen gewiß nicht zu unterschätzen; aber ansonsten können jene Vorteile der Lahnen gegenüber ihren furchtbaren Verheerungen wohl nicht in Frage kommen.

Die Begehung des Hochgebirges aus Gründen der Wirtschaft und des Verkehrs

Die Sucht, wirtschaftlich nutzbare Güter zu gewinnen, hat gewiß seit alters den Menschen in engere Berührung mit der eigentlichen Hochgebirgswelt gebracht. Der Hirte mußte den Schafen und Geißen in jähe, felsendurchzogene Bergflanken nachsteigen, auf den Bergmähdern sieht es mitunter nicht viel zahmer aus, Kräuter- und Wurzensammler kamen ins gleiche Gelände an der obersten Grenze des alpinen Pflanzenwuchses. Edle Holzsorten, insbesondere die für Schießbogen so geschätzte Eibe führten in den Hochgebirgswald[4]). Dorthin und noch höher hinauf lockte den Jäger der mannigfache Reichtum des Gebirges an Wild und Federspiel, in das völlig schroffe Felsgebiet die Gemse und der heute in den Ostalpen ausgestorbene Steinbock. Die Bergwerksleute kamen auf der Suche nach edlem Gestein und Erz oftmals in die einsamste Bergwildnis.

Einzelfunde aus der vorgeschichtlichen Bronzezeit zeigen uns, daß der Mensch, wenigstens im Durchzuge, wahrscheinlich auf der Jagd, vielleicht auch zum Weidetrieb, schon damals in die Lagen über die Holzgrenze gekommen ist. So fand man im Bereiche des

---

[1]) Das Bild ist, wie unten S. 42 Anm. 3 angegeben, zu sehen.
[2]) Siehe unten Anhang I, 17. [3]) Greuel der Verwüstung, S. 444.
[4]) Über Eibenholzgewinnung in den Hochwäldern Tirols siehe Stolz, Landesbeschreibung, Seite 853; Hilf, Die Eibenholzmonopole des 16. Jahrhunderts in Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgesch. 1924, S. 183 und 186.

späteren Tirol eine kleine Bronzefigur ober der Parzinalm (Hanauer Hütte), Messerklingen auf der Imster Alm ober Namlos und am Tarneller in den Lechtaler Alpen, auf dem Turer Joch eine Nadel, einen Dolch auf der Schöntalalm am Rettenstein, ein Beil auf der Hohen Salve, eines am Jaufen und am Gampenjoch, eines am Wildsee im obersten Valser Tale nördlich Brixen, vorgeschichtliche hölzerne Bergwerksgeräte auf der Kelchalm bei Kitzbühel[1]). Auch die vielen Alm- und Bergnamen vordeutscher, rätischer und romanischer Wurzel deuten darauf hin, daß die Hochlagen der Bevölkerung Rätiens vor der Einwanderung der Deutschen bereits näher bekannt gewesen sind[2]). Nachdem diese im 6. und 7. Jahrhundert nach Chr. erfolgt war, wurden die Hochlagen von den neuen Herren des Landes nicht weniger, vielmehr in steigendem Maße beachtet. Seit dem ersten Einsetzen der urkundlichen Überlieferung, d. i. seit dem 8. Jahrhundert, werden die Nutzungen im unbewohnten Gebirge, Alm, Weide und Jagd, in allgemeinen Ausdrücken, meist als Zubehör der Güter im Tale oft genug angeführt. Bestimmte einzelne Hochgebirgslagen werden in diesem Zusammenhange wohl erst seit dem späteren Mittelalter näher erwähnt[3]).

Insbesondere für die Steinbock- und Gemsenjagd in Tirol beginnen die ersten schriftlichen Nachweise seit dem 13. Jahrhundert. So werden bei der Übergabe des landesfürstlichen Amtshauses zu Gries bei Bozen im Jahre 1292 unter den Gegenständen, die sich in diesen befanden, genannt: „Stainbokes horn capita (Häupter) 4“[4]). Und im Jahre 1327 verrechnet der Richter von Prutz im Oberinntal für die Lieferung von Steinböcken (capricornus) aus dem Kaunertal an den landesfürstlichen Hof je 15 Pfund Berner (gleich 180 Kreuzer)[5]). Das Steinbockgejaid in der Floite wird seit dem 14. Jahrhundert als Besitz der Herzoge von Bayern erwähnt, kam aber dann in jenen der Erzbischöfe von Salzburg[6]). „Das gamzen hetzen bi Tirol“ erwähnt der schwäbische Dichter Meister Boppe um das Jahr 1280[7]). Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß der Landesname „Tirol“ gerade in Verbindung mit der Jagd auf das Hochgebirgswild zum erstenmal im deutschen Schrifttum auftaucht. Einzelne „Gemsgejaide“ erscheinen um 1400 als landesfürstliche Lehen im Besitze adeliger Geschlechter, so jenes im „Inntal“ d. h. im Gebirge südlich von Innsbruck im Besitze der Herren von Vellenberg und Liebenberg, das Gemsgejaid zwischen dem Vomperbach und Duftbach (bei Hötting) d. i. im Vomperloch, Halltal und oberen Gleirschtal in der Hand der Kämmerer von Thaur[8]). Federspiel (Vogeljagd), Gejaid (Jagd), Fischweide, Wald und Holz „ze inndrist (zu hinterst) in Sulden, da die Sulden entspringt, heraus bis an die Etsch und hinauf bis an die Jöcher“, also die Jagd am ganzen Nordabfall der Ortlergruppe war landesfürstliches Lehen der Herren von Tschengelsburg im Vintschgau[9]). Andererseits müssen

[1]) Diese und andere vorgeschichtlichen Funde aus den Gebirgslagen Tirols werden im Museum Ferdinandeum zu Innsbruck aufbewahrt. Zum Teil sind sie verzeichnet in den Aufsätzen von F. Weber, Spuren des Menschen der Bronzezeit in den deutschen Hochalpen Korrespondenzblatt d. deutschen anthropol. Ges. 1905 und die Besiedlung usw. des Inntals in den Beitr. z. Anthropologie und Urgesch. Bayerns 1888, ferner von Much, Prähistorischer Bergbau in den Alpen. Zeitschrift des Alpenvereins 1902, S. 14 und 25, von Wieser, Einzelfunde aus Tirol in Zeitschr. d. Ferdinandeums 36, 573.

[2]) Darauf verweist des näheren u. a. J. Jung, Die romanischen Landschaften (Rätien usw.) 1881, S. 427 f.

[3]) Vgl. dazu oben 1. Teil, Jahrgang 1927, S. 9 ff.

[4]) Zingerle, Urbar von Tirol in Fontes rer Austr. 45, 4.

[5]) Tiroler Rechnungsbuch Cod. 13 im Hauptstaatsarchiv München, fol. 217. — Weitere Nachrichten über „Das Steinwild in Tirol“ siehe in meinem diesbezüglichen Aufsatz in den Veröffentl. d. Mus. Ferd. H. 2 (1922). Obige Notizen hatte ich bei jenem Aufsatz noch nicht zur Hand. Siehe dazu auch unten, Anhang I, 18, und II, 2.

[6]) Siehe Stolz, Steinwild, a. a. O., S. 2 f. [7]) Hagen, Deutsche Minnesänger 2, 386.

[8]) Schwitzer, Urbare in Tiroler Geschichtsquellen 3, 316; Stolz, Landesbeschreibg., S. 253.

[9]) Laut Urkunden von 1434 und 1460, Staatsarchiv Innsbruck, Cod. 19, fol. 90 und Lib. Fragm. 5, 371.

manche bäuerliche Besitzer hochgelegener Höfe als Zinsabgabe „Gampsen" liefern, so der Hof zu Maldon, die heutige Imster Alm am Hahntennsattel, dem bekannten Übergang von Imst ins Lechtal; der Afenhof in Pfitsch dient dem Bischof von Brixen „alle manod mit einem wilden tiere gemzen"[1]). Im Jahre 1414 erließ Herzog Friedrich für ganz Tirol eine neue Jagdordnung, in der unter andern auch die Jagd auf Gemsen dem Ritterstand vorbehalten wird[2]). Ganz besonders scharf hat Kaiser Maximilian das landesfürstliche Jagdrecht gegenüber den Bauern angezogen. Die gewaltige Ausdehnung der landesfürstlichen Gemsreviere über ganz Nordtirol zeigt das Gejaidbuch Kaiser Max I., dieses muß mit seiner genauen Beschreibung der örtlichen Lage und jagdlichen Beschaffenheit aller einzelnen Reviere als die erste Topographie der Hochgebirge Tirols betrachtet werden[3]). Im 16. und 17. Jahrhundert erhielten die Bauern der Oberinntaler Gerichte Imst, Landeck, Laudeck (Prutz) und Pfunds von den Landesfürsten das Recht der freien Gamsbirsch wieder zuerkannt, man nannte diese Gebiete daher „Freigerichte, bzw. Freigebirge"[4]). Doch haben auch die Bauern in anderen Gerichten Tirols im 16. bis 18. Jahrhundert die Gemsjagd unter mehr oder weniger stillschweigender Duldung der landesfürstlichen Forstbehörde genossen: so nachweisbar in den Gerichten Ehrenberg (d. i. Lechtal, Ehrwald und Tannheim), Passeier und Ulten (bei Meran), in Eppan bei Bozen und gewiß auch noch in manchen anderen[5]). Den Gegenden an der venezianischen Grenze, das war vor allem im Pustertal, hat Kaiser Max selbst die Jagd freigegeben, da er aus politischen Gründen wünschte, daß die dortigen Gebirge von tirolischen Untertanen besucht und von diesen dort Rechte ausgeübt würden[6]). Wo aber diese bäuerlichen Jäger in ihrem rechtmäßigen Reviere nicht genug Ausbeute hatten, zogen sie zum „Wildpratschießen" ganz gewohnheitsmäßig auch in fremde. Hierbei mußten sie oft hohe und vergletscherte Joche übersteigen. So wird dem landesfürstlichen Forstknecht (Forst- und Jagdaufseher) im Pitztal von seiner Oberbehörde im Jahre 1503 aufgetragen, mit den Forstknechten benachbarter Täler besser zusammenzuarbeiten, denn „etlich Paurn an der Etsch, die da stoßen an Jaufen (das sind in erster Linie die Leute von Passeier) gehn herüber (ins Ötz- und Pitztal) über den Verner"). Mit diesem können nur die Gletscher des Gurgler und Venter Tales gemeint sein. Im Jahre 1671 erließ die tirolische Regierung auf Ersuchen der salzburgischen an die Gerichtsobrigkeiten von Steinach, Sterzing und Taufers einen Befehl, bei ihren Untertanen das heimliche Birschen in den salzburgischen Gejaiden im Zillertal und insbesondere auf das Steinwild in der Floite hintanzuhalten[8]). Dorthin konnte man aus jenen Gerichten nur über hohe Gebirge kommen. Umgekehrt schärfte die tirolische Jagdbehörde dem neuen Forstknecht in Pfitsch und Zams im Jahre 1506 ein, die Leute aus Wildentux (Vordertux) an dem „Wildpretjagen" in diesen Tälern zu hindern[9]). Auch hierzu führte die kürzeste Wegverbindung über die Scharten des Tuxer Hauptkammes. Die Tuxer haben ihre Jagdfahrten auch von ihrem Tale weit nordwärts bis ins Achental und in die Hinterriß ausgedehnt[10]). Bei den Leuten der Außferner Gemeinden, insbesondere von Ehrwald und Biberwier, war das Wildern in dem angrenzenden Landgericht Werdenfels des Hochstifts Freising und in der Hofmark des Stiftes Ettal eine ständige Gewohnheit.

---

[1]) Staatsarchiv Innsbruck, Urbar der Grafschaft Tirol von 1406, fol. 227. Urbar des Hochstiftes Brixen von ca. 1350, fol. 47.

[2]) Wopfner, Das Almendregal der Tiroler Landesfürsten, S. 114.

[3]) Herausgegeben von Michael Mayr, Innsbruck 1901.

[4]) Stolz, Steinwild a. a. O., S. 11; Stolz, Landesbeschreibung, S. 522.

[5]) Siehe Stolz, Landesbeschreibung, S. 620 und 624; B. Weber, Das Tal Passeier, S. 44 und 212 ff.; Stolz, Das Bärengejaid im Ultental in der Zeitschrift „Schlern" 1923, S. 315 ff.; Staatsarchiv Innsbruck, Cod. 530 (für Eppan).

[6]) Wopfner, Almendregal, S. 50.

[7]) A. a. O. S. 137. [8]) Stolz, Steinwild, S. 9. [9]) Wopfner, Almendregal, S. 142.

[10]) Lechner, wie unten S. 48, Anm. 3.

Als im Jahre 1797 hierbei einige Ehrwalder gefangengenommen wurden, brachen mehrere hundert Wild- und Scharfschützen aus den benachbarten Gemeinden Tirols ins Gebiet von Ettal mit bewaffneter Hand ein und zwangen den Abt zur Herausgabe ihrer Genossen[1]).

Die Überschreitung der Sarntaler Gebirgsgruppe von Meran nach Mühlbach am Eingang ins Pustertal gibt Burglechner (1. Buch 3. Kap.) als eine der Streckenabmessungen im Inneren des Landes Tirol folgenderweise an: „Dan von Meran über das hoche Gepürg der Herrschaften Schenna, Sarental und Gericht Saleren (bei Brixen) bis an die Mühlbacher Clausen künen und migen von den Jagern und Gambsensteigern ungefehr sechs Meil Wegs über lauter Gampsen- und Gaissteig gar wol ersetzt, aber nit darfür gangen werden." D. h. die Weglinie über diese Gebirgsjoche, mit denen wohl der Naifer Paß, 2100 *m*, das Durnholzer Jöchl, 2660 *m*, und die Flagger Scharte, 2460 *m*, gemeint sind, betrage 6 Meilen, ihre tatsächliche Bewältigung, die bei erfahrenen Berggehern offenbar nichts Seltenes war, erfordere aber gemäß der Schwierigkeit des Weges weit mehr Zeit. Laut eines Berichtes vom Jahre 1808 steigen „Jäger, die den Gemsen nachgehen, vom innersten Stubai öfters über das Eisgebirge ins Ötztal, brauchen hiezu nur wenige Stunden, freilich sei die Reise nicht eben die bequemste und gefahrloseste, aber die Leute seien gewisser Pfade auch über diesen großen Ferner kundig"[2]).

Alle diese Angaben sollen beweisen, wie die Hochgebirgsjagd manche Bewohner der Tiroler Alpentäler regelmäßig ins Gebirge geführt und damit eine gewisse Kenntnis desselben veranlaßt hat.

Urkunden über einzelne Almen und deren Nutzung in Tirol sind seit dem 13. Jahrhundert noch weit zahlreicher als jene über Jagdrechte. Allein gerade diese Fülle veranlaßt mich, hier darauf nicht näher einzugehen und ich begnüge mich, ganz allgemein darauf zu verweisen, daß auch die Almwirtschaft schon längst den Menschen dem eigentlichen Hochgebirge nahegerückt hat. Nur eine besondere Folgeerscheinung dieses Almbetriebes sei hier noch näher angedeutet, nämlich die häufige Überschreitung der Gebirgskämme. Viele Joche (Übergänge) in und über der Almregion wurden regelmäßig von ganzen Herden von Almvieh überschritten, weil die Bauern, die auf der einen Seite des Gebirges ihre ständigen Höfe hatten, auf der anderen Almen besaßen. Nur ganz beiläufig sei in diesem Sinne erwähnt, daß die Gemeinden des Inntales die Almen in den obersten Quellgründen der Isar, Loisach und des Lech hatten und noch haben, jene des Ahrntales und Pfitsch die Almen in den Gründen des Ziller, die Schnalser die Almen im Venter Tal. Diese wirtschaftlichen Zusammenhänge sind urkundlich seit dem 13. und 14. Jahrhundert in mehr oder minder bestimmter Gestalt zu verfolgen[3]). Von dem Heiliggeist-, Hundskehl- und Hörndljoch, 2700—2500 *m*, sagt der Markenbeschrieb des Gerichtes Zillertal vom Jahre 1793, daß über diese die Leute und das Weidevieh vom Ahrntal in die Zillergründe hin- und hergehen, früher nannte man sie „Eurer Lenken", d. h. Ahrner Joch[4]). In einer Karte des Zillertals aus dem 17. Jahrhundert ist am Abschluß des Zillergrundes (also an der Stelle des Hundskehljoches) vermerkt: „Joch und Weg auf Praunegen", d. h. Übergang nach Bruneck im Pustertal[5]). Wie aber aus dem 18. Jahrhundert berichtet wird, war damals bei den Älplern auch der Übergang vom Zemmgrund über das Hornkees und den Schwarzenstein ins Ahrntal und umgekehrt durchaus bekannt und gebräuchlich,

---

[1]) Siehe die lebhafte aktenmäßige Schilderung dieser kaum hundert Jahre zurückliegenden Grenzgebirgsromantik in Schönherrs Gesammelten Schriften 2, 726 ff.

[2]) Ferd. Bibl. Dipaul. Nr. 1305, fol. 45 und 53 (vgl. oben S. 20, Anm. 3).

[3]) Betreffs der geschichtlichen Herleitung der Inntaler Almrechte im Isar- und Lechgebiet siehe Stolz, Landesbeschreibung in den Abschnitten über die Gerichte Freundsberg, Rottenburg, Thaur, Hörtenberg, Imst, Landeck.

[4]) Stolz, Landesbeschreibung, S. 173.

[5]) Staatsarchiv Innsbruck, Karte Nr. 19.

ebenso über das Wareggkees in den Schlegeisgrund und über die Mörchnerscharte in die Floite [1]). Da neben jenen Ahrner Lenken im 15. Jahrhundert als Südgrenze des damals zum Lande Salzburg gehörigen Zillertals noch das „Leiterjoch" bezeichnet wird und andererseits erwiesen ist, daß man früher unter „Leiten" den Zemmgrund verstanden hat, so kann sich dieses Leiterjoch nur auf den vergletscherten Hintergrund des Zemmgrundes beziehen[2]). Ob Joch hier im besonderen Sinne von Übergang oder als Berg überhaupt aufzufassen ist, kann freilich nicht sicher behauptet werden. Daß man aus dem Zillertal über das Pfitscher Joch Vieh ins Eisacktal trieb, besagt ausdrücklich eine Urkunde vom Jahre 1382[3].) Für das Salzbergwerk im Halltale hat man nachweisbar bereits im 14. Jahrhundert das Holz über das Lafatscher Joch, 2085 *m*, und über das Stempeljoch, 2218 *m*, aus dem Lafatsch- und Gleirschtal herbeigeschafft, zu diesem Zwecke hat der berühmte Tiroler Straßenbauer dieser Zeit, Heinrich Kunter, der ja auch die Eisackschlucht zwischen Klausen und Bozen mit einem Verkehrswege versah, im Gleirschtal einen Weg angelegt[4]).

Wenn Vent im Ötztal seit dem Aufdämmern der bekannten Geschichte politisch und kirchlich über das Schnalsertal stets zum Vintschgau gehört hat (Gericht Kastelbell, Pfarre Tschars), so muß die Verbindung hierfür über das Niederjoch und das Hochjoch gegangen sein. Ersteres war bevorzugt, weil sein nordseitiger Ferner weniger lang war [5]). Die Schnalser hatten nicht nur auf der Ötztaler Seite Almweiden und befuhren sie über die Joche, auch die Bevölkerung der Höfe zu Vent hing in ihren Familienbeziehungen mehr nach Schnals als ins Ötztal. Sogar die Sage beschäftigt sich mit dem Weg über das Niederjoch: als ein Rofner Bauer, der eine arme Schnalser Maid sitzen gelassen und eine reiche gefreit hatte, mit dem Hochzeitszug über den Niederjochferner kam, da öffneten die dortigen Eismanndeln eine Spalte und zogen den Ungetreuen ins eisige Grab[6]). So enge war die Verbindung zwischen Vent und Schnals, daß man im 14. Jahrhundert einen in Vent ansässigen Mann als aus dem Tale Schnals stammend bezeichnete [7]). Eine Überschreitung des Hochjochs, das an der Nordseite einen großen Ferner trägt, schildert kurz im Jahre 1601 der Gerichtsherr von Kastelbell, Maximilian Hendl, als er zur Besichtigung des gefahrdrohenden Eissees im Rofental dorthin sich begeben mußte. „Er sei mit nicht geringer Gefahr bei allem groben Ungewitter, Regen und Geschneib über das Joch und Ferner mit Gottes Gnad dorthin übergelangt und kommen[8])." Die Leute der obersten Höfe im Schnalser Tal, Kurzras und Gerstgras, hatten in alter Zeit über das 2800 *m* hohe Taschljöchl ihren regelmäßigen Kirchgang nach Göflan bei Schlanders zu nehmen, da von dorther die Gegend zuerst besiedelt worden war [9]). Aber selbst der Übergang über den viel größeren Gurgler Ferner (Langtaler Ferner) vom Ötztal ins Passeier war damals nichts Ungewöhnliches, denn ein Bericht über jenen Ferner vom Jahre 1717 sagt, daß dieser „bis an das höchste Joch ziehet und an selbiges anschließet, von dar man in Passeyer kommen kann"[10]). In der ältesten Druckschrift über die Ötztaler Ferner von J. Walcher (1773) erwähnt dieser, daß über die mehr sanft geneigten Talgletscher nicht nur Menschen gehen, sondern auch Vieh getrieben wird, um Umwege zu ersparen. Er meinte damit wohl hauptsächlich den Hoch- und Niederjochferner. Anichs Karte (1774) zeichnet über den Gepatsch-, Hochjoch- und Gurgler

[1]) Moll, Naturhistor. Briefe 1785, S. 106 und 112.
[2]) Stolz, Landesbeschreibung, S. 172 f.
[3]) Mairhofer, Neustifter Urkundenbuch (Font. Austr. 34). S. 357.
[4]) Näheres bei Stolz, Die Anfänge des Bergbaues in Tirol in der Zeitschrift f. Rechtsgesch. German. Abtl. 48, 238.
[5]) Siehe oben Jahrgang 1927, S. 17 f.
[6]) Alpenburg, Sagen aus Tirol, S. 102 f. Vgl. dazu oben Jahrgang 1927 S. 32 f.
[7]) Tarneller, Hofnamen d. Burggrafenamts, S. 60; Hainricus dictus Vender ex valle Snals, bzw. Hainrich uz Vend.
[8]) Richter, Urk. über Vernagtgletscher usw., S. 23.
[9]) Siehe oben Jahrg. 1927, S. 26.
[10]) Richter, Urk., S. 70.

Ferner sogar ordentliche „Wege“ ein, d. h. Richtungen, in denen diese Gletscher gewohnheitsmäßig damals überschritten wurden. Auch Burglechner spricht schon von diesen „Steig oder Straßen“ über die Ferner[1]) und gleich ihm warnt Walcher vor den Gefahren, die dem Wanderer hierbei die Klüfte und Spalten des Ferners, besonders wenn sie mit neu gefallenem Schnee verdeckt sind, bereiten können.

In ähnlicher Weise bezogen die Engadiner manche Almen im Vermonttal über den Vermontgletscher[2]). Unsere besondere Aufmerksamkeit muß auch eine andere Mitteilung Burglechners erregen, daß nämlich nicht nur die Leute von Sulden, sondern auch jene von Martell, Ulten, Cogolo und Pejo über das Gebirge, d. i. also über die innere Ortlergruppe „in wenigen Stunden“ bis zum Vormittag nach Bormio zu gehen pflegen[3]); denn hierbei waren große Ferner zu überschreiten. In einem starken Tagesmarsche waren diese Übergänge immerhin zu bewältigen und das hat Burglechner wohl mit seiner etwas übertriebenen Ausdrucksweise gemeint. Eine gewisse Bestätigung, daß diese inneren Hochpässe in der Ortlergruppe in älterer Zeit gut bekannt waren, sind die Nachrichten, die im sogenannten Frühmesserbuch von Martell nach der Überlieferung mitgeteilt sind[4]): daß von Martell nach St. Caterina bei Bormio früher sogar ein Saumweg gegangen sei, daß man am Zufallgletscher, der früher hier viel kleiner gewesen, Hufeisen und im Hintergrunde des Marteltales und des Val Furva Mauerreste von Hospizen oder Herbergen finde; auch sei früher auf dem Zufallboden ein Viehmarkt zwischen den Martellern und Ultnern abgehalten worden, zu dem letztere wohl über das Zufrittjoch, 3200 *m*, den Übergang zu nehmen hatten.

Almvieh geriet öfters auf das Fernereis, sei es, daß es durch wilde Tiere dorthin versprengt wurde oder sonstwie sich dorthin verirrte. Dann mußten die Hirten, um das Vieh wieder zusammenzubringen, sich selbst auf den Ferner begeben und lernten dabei seine Gefahren näher kennen. Eine einschlägige Geschichte, die sich auf einem Gletscher des Stubaitales im Jahre 1697 ereignet hat, erzählt das im Jahre 1732 vom Wiltner Chorherren Adalbert Tschaveller verfaßte Büchlein „Der uralte Marianische Gnadentron unter den vier Säulen zu Wilten“ (3. Teil, S. 26). Da es sich dabei um den ersten, geschichtlich näher bezeugten Sturz in eine Gletscherspalte handelt, setze ich die Erzählung in ihrem ursprünglichen Wortlaute hierher:

„Seltsam/ doch gantz gewiß ist, was ich jetzt erzehle. Gall Tantzer auß Stubay im Jahr 1697 erhielte auß der Vich- Almb Nachricht/ daß seine 38 daselbst habende Schaaf von denen Bären theils zerrissen/ theils versprengt worden. Ferneren Schaden zuwenden/ macht er sich mit seinem Knecht auf/ und kombt in der Nacht vor S. Cassian Tag/ der in diser Dioeces als Patronus dessen den 13. August. gefeyret wird/ in der Almb an/ allwo/ weilen er von der Zahl seiner Schaaffen noch 30 abgängig fande/ schickt er den anderen Tag in aller Fruhe seinen Knecht auf die eine/ er aber steigt auf der anderen Seiten den Ferner (das ist/ den Eiß-Berg) hinauf/ die zerstreute Schäflein auffzusuchen. Da allgemach die aufgehende Sonne an denen Spitzen der Bergen sich sehen ließe/ hatte er das Unglück/ daß eben unter seinen Füßen der Eiß-Felsen mit großem Krachen sich spaltete/ und er wohl Thurn-hoch in die Klufft hinunter stirtzte. Er blib mit dem Leib zwar aufrecht/ wurde aber mit denen Füßen also in die Enge der Klamb hinein getriben/ daß er dieselbige im mindisten nit bewegen kunte. Es ware dise Höle so finster/ daß er von einigem Tag-Liecht nicht mercken kunte/ und zugleich so kalt/ daß er glaubte/ er wurde vor Frost bald gestorben seyn. Sein gröstes Glück ware/ daß er gleich anfangs/ da er das Eiß unter seinen Füßen zubrechen vermerckte/ mit heller Stimm Mariam unter denen 4. Saulen angerufen/ ja er hat sie in diser seiner seltsammen Keuchen (d. h. Kerker) wohl vil tausent mahl gebittet/ jhn nit zu verlassen/ anbey auch ein Gelübd gethan/ wann sie jhme in diser ser Menschlicher Weiß gantz verzweiffleten Noth helffen wolte/ alle Jahr seines noch übrigen Lebens ein mahl dahin zu wallfahrten/ und auf jhrem Gnaden-Altar zur schuldigen Dancks-Erstattung ein Heil. Meß lesen zulassen. Und/ O Güttigkeit diser lieben Mutter! da er sich in disem Grab/ so gut er kunte/ schon zum Todt bereit hatte/ dringt unversehens ein heller Glantz in die Grufft hinein/ und allerseits um jhne herum sangt es an also zukrachen/ als ob der gantze Eiß-Berg solte zu Trimmern gehen. Er

---

[1]) Siehe unten Anhang I. 16 (Ende). [2]) Siehe oben S. 22.
[3]) Siehe unten Anhang I. 12. [4]) Siehe Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1886, S. 196.

wußte selbst nit/ was er thun solte/ doch auß innerlichem Antrib stossete er mit seinem Stecken/ den er noch beständig in der Hand gehalten/ neben seinen Füßen an eben den Orth/ wohin der Glantz meistentheils geschlagen hat. Ein Wunder! ein großes Stuck Eiß löset sich ab/ und fallet hinaus/ also daß er durch das eröffnete Loch füglich hinnach schliessen kunte/ kame auch glücklich auß seinem Kercker eben zur Zeit/ da die Sonne wolte untergehn/ daß er also den gantzen Tag in diser Eiß-kalten Herberge zugebracht. Er kunte sich selbst kaum fassen/ und glaubte gleichsam von Todten zum Leben erweckt zuseyn. Aber neue Todts-Gefahr! indem er sich Rings-herum sihet/ erblicket er dort in der Wildnuß 4 wilde Bären/ welche Zweiffels-ohne eben jene Schaaf-Dieb waren/ so diesen gantzen Handel angerichtet. Er suchte sein Hilff widerum alldorten/ wo er sie schon einmahl gefunden/ nemlich bey der Wunder-würckenden Gnaden-Mutter unter denen 4. Saulen/ ruffet sie von gantzem Hertzen um Schutz an/ und wird auch das zweyte mahl erhöret; dann da das gröste diser Anthieren gehling darvon luffe/ seynd die übrige drey ohnverweilet nachgefolgt/ also daß er mithin Lufft bekommen/ sein Ruck-Weg nach Hauß zusuchen."

Ich überlasse es dem Leser, die Errettung aus dieser Gletscherkluft sich auf natürliche Weise zu erklären, jedenfalls kommt es nicht häufig vor, daß ein in eine Fernerspalte gestürzter Mann sich allein aus dieser befreien kann, indem er das Eis mit dem Bergstock durchstößt und so seitlich irgendwo einen Ausgang findet. Bemerkenswert ist auch an dieser Geschichte das häufige Vorkommen von Bären im Gebirge, das für jene Zeit auch sonst bezeugt wird[1]).

Der Reichtum der Berge an „edlen Kräutern und Wurzen" und das Sammeln derselben zur Bereitung von Heil- und Genußmitteln wird z. B. im Tiroler Landreim des Georg Rösch vom Jahre 1558 und in Wolkensteins Beschreibung von Tirol erwähnt[2]). Wie die Plateniglen (Bergaurikeln) schon in alter Zeit wegen Duft und Farbe geschätzt waren, das zeigt eine Eintragung in das Rechnungsbuch der landesfürstlichen Kammer zu Innsbruck vom Jahre 1473, Fol. 180: „Einem genant Hensl Vischer umb gelbe Blümble, die er meinem gnedigen Herrn (dem Herzog Siegmund) vom Pirg (Gebirg) herabpracht hat, geben 1 Pfund Perner"; d. h. diesen Betrag (gleich 12 Kreuzer) hat die Kammer dem Überbringer dieser Blumen als Entlohnung bezahlt.

Wenn Landes-, Gerichts- oder Gemeindegrenzen, die über Hochgebirgsgebiete liefen, bestimmt werden sollten, so hielt man sich an Jäger, Holzfäller, Hirten und andere Bergler, die im Rufe standen, das Gebirge besonders gut zu kennen. Als z. B. um das Jahr 1320 die Grenze des Gerichts Rottenburg im Inntal über das Sonnwendgebirge beschrieben wurde, hat man am Schlusse die Eignung der hierzu aufgebotenen Gewährsmänner folgenderweise betont[3]): „Der vorgenannten leut waren etleich vederspieler, etleich draechsel und pauten das gepirg allzeit und waren in auch die gepirg paz kunt dann anderen leuten", d. h. etliche waren Falkenjäger, etliche Drechsler, die nämlich auf der Suche nach besonderem Holze ins Gebirge kommen, und sie waren allezeit im Gebirge beschäftigt und kannten daher dieses besser als andere Menschen. Man hatte also bereits damals die Vorstellung von besonders bergkundigen Leuten. Daß die Bergler felsige Abhänge kriechend mit Hilfe der Hände, das heißt offenbar kletternd, zu nehmen pflegen und hierin eine besondere Fertigkeit haben, vermerkt ein Geschichtsschreiber des 15. Jahrhunderts[4]). Wolkenstein hebt die Gefahren und Mühen der Jagd auf Gemsen und Steinböcke hervor, bemerkt aber auch, daß solches „Steigen und Jagen" und die Fähigkeiten hierzu in Tirol allgemein im Volke verbreitet seien[5]). Über einen Unfall bei einer Adlerjagd in der Gegend des Klosters St. Michael an der Etsch (jetzt S. Michele zwischen Bozen und Trient) berichtet bereits eine Urkunde vom Jahre 1330. Ein Mann wurde mittels eines Seiles über eine Felswand hinuntergelassen, verklemmte

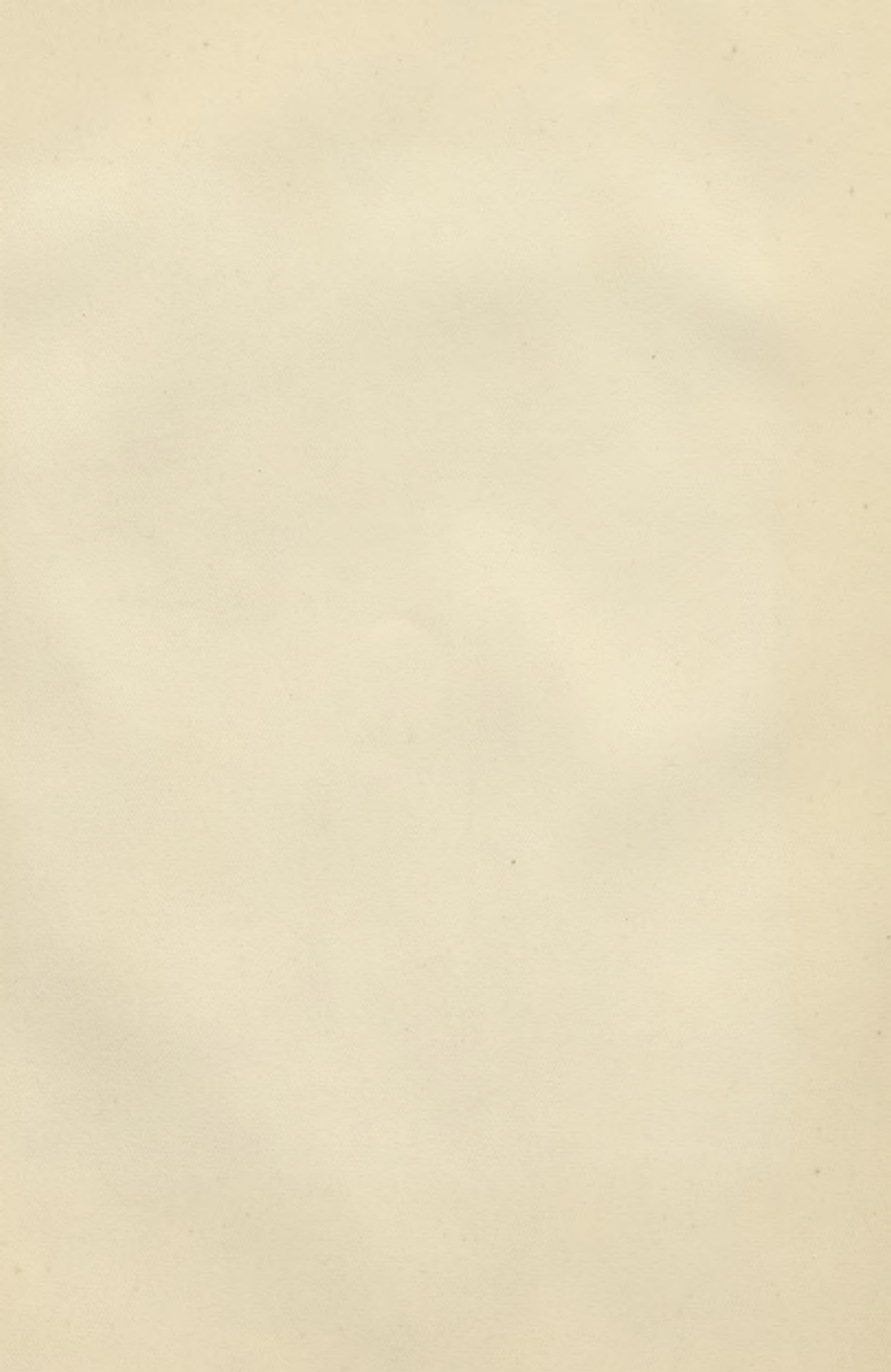
---

[1]) Vgl. Stolz, Das Bärengejaid im Ultental und sonst in Tirol. Im Schlern 1923, S. 315 ff.
[2]) Siehe oben Jahrg. 1927, S. 27, und unten Anhang II, 3 und 5.
[3]) Der Satz steht am Ende der bei Stolz, Landesbeschreibung S. 198 ff. näher mitgeteilten Grenzbeschreibung.
[4]) Siehe unten S. 38, Anm. 1.
[5]) Siehe unten Anhang II, 2.

Hans Beat Wieland

Mezzotinto Bruckmann

Beim Schmied von Maloja 1927



sich hierbei und starb. Zwei Geistliche jenes Stiftes, die an der Jagd teilgenommen hatten, fühlten sich deshalb in ihrem Gewissen beschwert und suchten beim Papste Lossprechung, die ihnen auch gewährt wurde [1]). Ein Bauernbursche ist im Jahre 1787 in den Felsen des Fermedakofels im Grödentale abgestürzt, wohl auch auf der Jagd oder bei der Heumahd, vielleicht beim Edelweißsuchen [2]).

Man hatte auch eine landläufige Vorstellung davon, wie weit ein geübter Steiger im felsigen Hochgebirge vorwärts kommen könne. So vermerkt Wolkenstein die Möglichkeit, das Rosengartengebirge zu „durchsteigen", während ihm der Langkofel völlig unersteiglich erscheint [3]). Guarinoni, der im Gebirge wohl bewandert ist, unterscheidet in dessen Aufbau eine höchste (siebente) Höhe, der „unüberwindlich nachgestiegen werden kann" [4]). Burglechner vermerkt die Bergbesteigungen, die er in den Jahren 1605—1607 anläßlich der Vermarkungen im Vilgreiter Gebirge gegen Venedig und im Waidringer Gebirge gegen Salzburg unternommen habe, und er tut dies mit einem gewissen Stolze auf seine Leistung: „Ich bin auf vielen hohen Bergen, insonders auf jenen, so gegen den Granizen liegen, mit großer Gefahr, Mühe und Arbeit gewesen und bin die (diese Berge) überstiegen, darzu mir meine Roß (Reitpferde) jederzeit nachfolgen (nachgeführt werden) mußten." Aber auf die höchsten Gebirge habe er wegen des darauf liegenden Schnees und Eises nicht gelangen können noch wollen [5]). Hier glaubte er wohl unüberwindlichen Schwierigkeiten zu begegnen. In einem Schreiben des Tiroler Landesguberniums vom Jahre 1776 wird die in der Tat große körperliche Leistung der bekannten Kartenzeichner P. Anich und B. Hueber folgenderweise bezeichnet: als „eine höchst beschwerliche Arbeit, der sich bloß zur Besteigung der höchsten Gebürge, Hitze und Kälte, auch oft schlechter Kost gewöhnte Tirolische Bauern unterziehen konnten" [6]).

Diese Bergler werden oftmals auf einzelne Gipfel gestiegen sein, um sich einen Überblick über das Gebiet ihrer ständigen Betätigung zu verschaffen, ebenso den Übergang auf die andere Seite des Gebirges gemacht haben.

Auf nicht allzu schroffen und schwierigen Gipfeln errichtete man schon früh, zum mindesten zwecks Andeutung der Alm- und Gemeindegrenzen, eigene G i p f e l z e i c h e n. Am Allgäuer Hauptkamm, vom Hochvogel nordwärts werden anläßlich einer Markenbegehung zwischen den Grafschaften Tirol und Rotenfels (Allgäu) im Jahre 1560 auf den Gipfeln „K r e u z e und S t a i n i g e M a n" (Steinmanndeln) aufgestellt, nur hinsichtlich des Hochvogels selbst begnügte man sich, ihn von der Ferne als Mark gelten zu lassen [7]). Auch für die Brixner Gegend wird um das Jahr 1574 berichtet, daß auf den Graten der Plose „staine Mändle und Creutz" das Weidemark zwischen den Gemeinden von St. Leonhardsberg und Lüsen bezeichneten [8]). Der Markenbeschrieb des Land-

[1]) Siehe Schönach, Ein Touristenunglück im Jahre 1330 in N. Tiroler Stimmen 1907, Nr. 160. Der Titel ist aber irrig, es handelt sich in diesem Falle vielmehr, wie gesagt, um einen Jagdunfall. [2]) Näheres darüber siehe unten S. 60, Anm. 5.

[3]) Siehe unten, Anhang II, 8 und 6. [4]) Siehe oben Jahrg. 1927, S. 30.

[5]) Siehe unten, Anhang II, 1, und Richter, Begleittext zu Burglechners Landtafeln. S. 7.

[6]) Hartl, P. Anich usw. in Mitt. d. Milit.-geogr. Inst. Wien, 5. Bd. (1885), S.A. S. 55.

[7]) Stolz, Landesbeschreibung, S. 633.

[8]) Im Jahre 1574 wurden zwischen den Gemeinden St. Leonhardsberg und Lüsen die damals strittigen Weidegrenzen bestimmt und hierüber von einem „Maler" auch zwei Karten angefertigt. (Diese liegen mit den Akten im Staatsarchiv Wien, Wetzlarer Kammergerichtsprozesse Nr. 1323.) In dem Protokoll heißt es nun: „Die Lienhartter und Reuttersperger zaigen an, daß sie den Lienhartts- oder Reutterperg von dem Niedergang oder der Statt Brixen hinauff von St. Lienharttskürchen an das Aigentumb haben bis auf die Hoche oder Schneyde des Perges, darauf das s t a i n e M ä n d l e u n d C r e u t z, von da hinab in der andern seytten gegen den Aufgang der Sonnen hinab bis an den Garnelbach." Dann heißt es: „Nota, die Höche des Lienharttsberg oder Reuttersjoch von der Statt Brixen hinauf bis an die Spitz zu dem staine Mändle ist ungefärlich ainer teutschen Meill Wegs hoch, man hat vier Stund genuog hinauff zu gehen." Dieses „Reuttersjoch" ist der nördliche Teil des Rückens der Plose, in der erwähnten Karte wird auch ihr Name angeführt: „Pflosse,

gerichtes Lienz vom Jahre 1583 erwähnt das „Stainmandl“ am Seichenspitz im Debanttal. Ähnliches erzählt Franz v. Moll in seinen „Naturhistorischen Briefen“ (erschienen im Jahre 1785, S. 106) aus dem Zillertal, und zwar dem Zemmgrund: „Vom Gipfel eines Berges im Südost blickte ein Steinmännchen auf uns her; so heißen die Älpler steinerne Säulen, die die Hirten auf den höchsten Bergrücken für ihr Vergnügen aufbauen, wenn sie dort ihre Schafe zur Weyde haben.“

Die Kreuze als Gipfelzeichen hatten auch eine gewisse sakrale Bedeutung zur Fernhaltung von Unwettern; nach diesen „W e t t e r k r e u z e n“ werden vielfach die Punkte, auf denen sie aufgestellt sind, meist Vorgipfel am oberen Rande der Almregion, ständig benannt. Mitunter werden auf den Gipfeln und Jochübergängen statt der einfachen Kreuze auch Kruzifixe oder Heiligenstatuen, sogenannte B i l d s t ö c k e l n, errichtet. Ein wegen der Höhe seiner Aufstellung und seines Alters besonders bemerkenswertes Bildstöckel steht z. B. am Bildstöckeljoch (3188 *m*). Dieser Übergang von Stubai ins innere Ötztal ist schon in alter Zeit oft benützt worden, ja die Volkssage will wissen, daß die ersten Siedler von Sölden aus Stubai über jenes Joch gekommen seien[1]). Jedenfalls hat letzteres nach dem dort aufgestellten Bildstöckel seinen Namen erhalten, der schon vor dem Einsetzen der alpinistischen Erschließung vorhanden gewesen ist. Am Galtenberg (2422 *m*) und am Hohen Rettenstein (2361 *m*), den höchsten Erhebungen des Alpach- und Brixentals, sind nahe dem Gipfel in altarartigen Holzkästen H e i l i g e n f i g u r e n aufgestellt. Jene am Rettenstein werden im Winter in der nächsten Talkirche in Aschau verwahrt und nur im Sommer über auf der luftigen Höhe belassen und von den umwohnenden Älplern wallfahrtsmäßig verehrt[2]). Die Gestalt des Großen Rettensteins, der als mächtiger Felssockel hoch über seine Umgebung emporragt, legt die Vermutung nahe, daß hier schon zur Heidenzeit eine H ö h e n k u l t s t ä t t e gewesen ist und die christliche Verehrung daran anknüpft. Heißt ja die Alm, die am Fuße des Rettenstein liegt, heute noch Sonnwendalm, und dieser altgermanische Festbrauch hat jedenfalls auch dem Vorderen und dem Hintern Sonnwendjoch im Unterinntaler Gebirge zu seinem Namen verholfen. An manchen solchen Stätten uralter Götterverehrung auf freier Bergeshöhe sind in der christlichen Zeit später statt einfacher Wetterkreuze und Bildstöcke Kapellen und Kirchen errichtet worden und vielbesuchte W a l l f a h r t e n entstanden, so am St. Vigiljoch (1800 *m*) bei Meran, nachweisbar im 13. Jahrhundert, auf der Hohen Salve (1824 *m*) im Brixental im 16., auf dem Latzfonser Kreuz (2300 *m*) im Kamme zwischen dem Eisack- und Sarntal im 18. Jahrhundert[3]).

---

ein hocher Spiz eines Bergs; Plossach, Sam (d. h. Bergrücken), der ist die Hoch oder Schneid durch und durch.“ Der Höhenunterschied zwischen dem Gipfel der Plose, 2505 *m*, und der Stadt Brixen beträgt ungefähr 2000 *m*, die Entfernung in Luftlinie etwas über 6 *km*, das ist allerdings etwas weniger als eine deutsche Meile. Wenn man aber die Knickungen im Gelände nimmt, so dürfte von einer Meile nicht viel fehlen. Da aber die Neigung hinzukommt, kann dieser Weg von einer deutschen Meile nicht wie in der Ebene in zwei Stunden begangen werden. sondern bedarf das Doppelte, vier Stunden, und auch das ist knapp gerechnet. Es ist das ein weiteres Beispiel zu der Art, H ö h e n a b z u s c h ä t z e n, wie ich sie bereits im ersten Teile dieser Abhandlung (Zeitschrift 1927, S. 16) nach Wolkenstein (Anhang II, 1) angegeben habe. Nur scheint bei Wolkenstein die „Meile Wegs“ nicht als reines Längenmaß, sondern als ein Zeitmaß verstanden zu sein, denn zwölf Stunden Anstieg (für drei Meilen) kann man wohl nicht für die Entfernung von den Talböden zu den Gipfeln veranschlagen.

[1]) Rapp, Beschr. d. Diözese Brixen, 392 Anm. Siehe dazu auch oben S. 31. — Laut Gsaller (im Sammelwerk Stubai 1890, S. 188) stand damals dort ein holzgeschnitztes Muttergottesbild, das heute noch dort ist. Das „Eisjöchl am Bild“, ein Übergang (2908 *m*) von Passeier ins Schnalser Tal, hat auch jedenfalls von einem solchen Bildstock den Namen.

[2]) Siehe J. Mayr in Zeitschr. d. Alpenvereins 1908, S. 203, und Hofmann a. a. O., 1879, S. 141.

[3]) Vgl. Atz und Schatz, Der deutsche Anteil des Bistums Trient 3, 127 und 4, 46; Greinz, Erzdiözese Salzburg, S. 292.

Abgesehen von den engsten örtlichen Zusammenhängen, wie sie für den Almbetrieb bestanden, sind manche Hochpässe früher auch von etwas weiter reichenden Verkehrsbeziehungen benützt worden, die heute hierfür in keiner Weise mehr in Betracht kommen. Aber zu einer Zeit, da es auch in große und wichtige Seitentäler keine guten Fahrwege gab, war die kürzeste Richtung über das Gebirge, soferne nur ein Pfad ohne unmittelbare Gefahr für Fußgänger und Tragtiere darüber leitete, der wirtschaftlichste Weg. Insbesondere um von der Nord- auf die Südseite des Alpenhauptkammes und umgekehrt zu gelangen, wählte man von jedem Tale aus den nächstgelegenen Hochpaß und machte keine Umwege, um auf die Hauptstraßen zu gelangen. Die Kraxe und das Saumroß beförderte auf solchem Wege auch recht bedeutende Frachtmengen[1]). Über das Timmelsjoch, 2500 *m* hoch zwischen dem Ötztal und dem Passeier gelegen, wurde schon im 14. Jahrhundert von der Landesverwaltung der Weg verbessert, um den Verkehr zwischen beiden Tälern zu erleichtern, insbesondere Wein nordwärts und Molkereierzeugnisse südwärts zu liefern. Der Jaufenpaß, 2100 *m* zwischen dem Passeier- und dem obersten Eisacktal, zählte überhaupt mit seinem Saumwege zu den wichtigeren Verkehrszügen des Landes, erst mit dem Bau der Kunststraßen des 19. Jahrhunderts und dann der Eisenbahnen verlor er diese Bedeutung. Die ersten bestimmten geschichtlichen Nachrichten über einen regelmäßigen Verkehr über den Jaufen datieren seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts, um das Jahr 1300 wurde über Veranlassung des Landesfürsten dort der Weg verbessert und knapp unter der Jochhöhe eine Herberge („domus" oder „hospicium") erbaut, dessen Bewirtschafter zur Winterszeit oder sonst bei Unwetter die Paßstrecke nach verirrten oder erschöpften Wanderern abzusuchen hatte[2]). Der Jaufenpaß stellte die kürzeste Verbindung von Meran nach Innsbruck dar und wurde nicht nur für den Personenverkehr, sondern auch für die Lieferung von Wein und Südfrüchten aus der Meraner Gegend ins Inntal und nach Bayern und umgekehrt von Salz aus dem Inntal nach dem südlichen Landesteil sowie überhaupt als Zugangsweg zu den ziemlich bedeutsamen Meraner Märkten benützt. „Der Berg über den man von Vinschgau nach Bormio geht", erscheint in einer Urkunde vom Jahre 1327 als Handelsweg von der Stadt Como nach dem Norden und umgekehrt[3]). Gemeint ist damit das Wormser Joch, das 2512 *m* hoch in unmittelbarer Nähe des Stilfer Joches liegt, auf Burglechners Landtafel als „Samersteig Sommerszeiten in das Feldlin" (Veltlin) verzeichnet. Damit ist wohl gesagt, daß im Winter der Verkehr über diesen durch Lawinen gefährdeten Übergang eingestellt war.

Wichtig für den alpinen Nord-Südverkehr waren ferner auch die ziemlich hohen Tauernpässe. Im 15. Jahrhundert war allgemein die Ansicht verbreitet, daß Herzog Rudolf von Österreich im Januar des Jahres 1363 unter außerordentlichen Beschwerden und Gefahren über den Krimmler Tauern gestiegen sei, um überraschend aus Österreich nach Südtirol zu gelangen und das damals erledigte Fürstentum Tirol an sein Haus zu bringen. In einem dieser Berichte heißt es, Rudolf habe mit seinen wenigen Begleitern die Felsen nach Art der Bergbauern mit den Händen kriechend, d. h. kletternd überwunden; das würde darauf hindeuten, daß die Wanderer absichtlich den vielleicht lawinengefährlichen Mulden des Sommerweges ausge-

---

[1]) Eine Vorstellung davon gibt uns das von den Malern Altmutter für die Innsbrucker Hofburg unter anderen Wandgemälden, die Szenen aus dem damaligen Volksleben Tirols darstellen, geschaffene Bild „Säumer und Kraxentrager auf einem Tiroler Hochgebirgspfade". Über Altmutters Werk s. Schmölzer, Die Anfänge des alpinen Sittenbildes in Tirol in der Zeitschrift des D. und Ö. Alpenvereins 1891.

[2]) Siehe Stolz, Verkehrsgeschichte des Jaufen in Schlernschriften, 12. Bd., S. 127 ff.

[3]) Stolz, Gesch. des Transportwesens in Tirol in Vierteljahrsschrift f. Sozial- und Wirtschaftsgesch. 8, 219: „Mons per quem itur in Burmium."

wichen und über irgendeinen felsigen Grat an- oder abgestiegen seien[1]). Die neuere Geschichtsforschung hat allerdings diese Erzählung in das Reich der Sage verwiesen, denn es fanden sich Urkunden, die Herzog Rudolf der Reihe nach am 5. Januar 1363 zu Wien, am 11. zu Judenburg in Steiermark, am 16. zu Lienz im Pustertal und am 18. Januar zu Rodenegg bei Brixen ausgestellt hat[2]). Rudolf ist also damals in Wahrheit von Kärnten, das er ja auch beherrschte, einfach durch das Drautal nach Tirol gekommen. Allerdings ist Rudolf noch einmal, nämlich im Jahre 1365, überraschend von Österreich nach Südtirol gereist und vielleicht hat er damals seinen Weg über den Tauern genommen, was dann in der Folgezeit auf die politisch viel bedeutsamere Reise im Jahre 1363 bezogen worden wäre. Jedenfalls bleibt — und das ist für uns hier das Wichtige — die Tatsache bestehen, daß im 15. Jahrhundert der Krimmler Tauern als Alpenübergang allgemein bekannt war und daß man seine Überschreitung auch im Winter für möglich, wenn auch mit großen Mühen und Gefahren verbunden, gehalten hat. Laut der Haller Salinenordnung aus dem 14./15. Jahrhundert bezog der Hauptmann des Schlosses Taufers im Ahrntal eine ständige Salzgülte (zehn Fuder jährlich) als Entgelt dafür, daß er die Einfuhr fremden Salzes, die verboten war, durch Wachen verhinderte[3]). Nach der Ortslage kann es sich da nur um den Weg über den Krimmler Tauern gehandelt haben, auf dem Salz aus dem salzburgischen Pinzgau ins Ahrntal und von da weiter nach Tirol geschmuggelt werden konnte. Wie häufig übrigens der Krimmler Tauern (2670 *m*) von Reisenden damals besucht worden ist, das erweist der Umstand, daß das landesfürstliche Urbaramt zu Taufers laut seiner Bücher aus dem 16. Jahrhundert angewiesen war, dem Kasrer am Taurn (d. i. dem Inhaber des Hofes Kasern im innersten Ahrntal) alljährlich 8 Star Roggen zu liefern „von wegen Kappen, Handschuch und Flaschen über den Tauern zu leihen"[4]). Die letzte ständige Siedlung am südlichen Fuße des Krimmler Tauern war also verpflichtet, Kälteschutzmittel und anscheinend Feldflaschen für Leute, die mit ungenügender Ausrüstung den Weg über das Joch unternehmen wollten, bereitzuhalten, offenbar waren die Gegenstände beim Abstiege auf der Nordseite bei der ersten dortigen Siedlung wieder abzugeben und wurden hier an Wanderer, die in umgekehrter Richtung gingen, ebenso entlehnt. Auch Burglechner und Wolkenstein führen den Krimmler Tauern als bekannten Gebirgsübergang an[5]). Noch wichtiger für den Personen- und Frachtenverkehr war der Matreier oder Velber Tauern, 2545 *m*, er hatte nachweisbar seit dem 14. Jahrhundert in regelmäßiger Weise jenem Zwecke zu dienen[6]). Da das Gericht Windischmatrei bis zum Jahre 1809 zum Erzstift und Land Salzburg gehört hat, war dieser Paß auch die einzige gerade Verbindung für diese politische Gemeinschaft. Der Kalser Tauern, 2507 *m*, war zwar nicht so besucht wie der Matreier, aber der im Jahre 1576 aufgetauchte Plan, ihn mit einem neuen Saumweg zu

---

[1]) A. Huber, Gesch. d. Vereinigung Tirols mit Österreich (1864), S. 84, stützt sich hierfür nur auf Berichte des 15. Jahrh. Den Namen des Passes, den Rudolf benützte, den „Krümel Tauern", nennt zum erstenmal ein Brief des Bischof Georg von Brixen vom J. 1476. Die Geschichte Österreichs, die Thomas Ebendorfer um 1450 verfaßt hat, sagt über diese angebliche Reise Herzog Rudolfs: „Rudolphus nec hiemis inclementia, quae tunc plus solito alguerat, nec montium asperitate fatigatus cum paucis per alpium crepitudinem reptando ut plurimum rusticorum arte venit ad Athesim."

[2]) Näheres darüber bei Steinherz in Mitt. d. Inst. f. öst. Gesch. 9, 459 f. und Wilhelm ebenda 22, 462 ff.

[3]) Staatsarchiv Innsbruck Cod. 3176, fol. 10.

[4]) Staatsarchiv Innsbruck, Urbare von Taufers von 1529 und 1583.

[5]) Siehe unten, Anhang I, 4, und II, 7.

[6]) Näheres dazu siehe bei Stolz, Geschichte von Osttirol (Festschrift Osttirol 1925), S. 161 und 202.

versehen, zeigt an, daß auch er für den Verkehr ziemlich in Betracht gekommen ist[1]). An den Wegen, die über den Matreier und den Kalser Tauern führten, waren laut Nachweise seit dem 16. Jahrhundert die zu oberst gelegenen Bauernhöfe seitens der salzburgischen Regierung mit jährlichen Bezügen an Getreide und Geld, den sogenannten Tauernpfründen ausgestattet, wofür sie den Weg bei Schneefall offenzuhalten, verirrte und erschöpfte Wanderer zu bergen und die armen Reisenden unentgeltlich aufzunehmen und zu laben hatten[2]). Andererseits hatten diese Hospize auch das Recht des Wirtsgewerbes oder Tafernrecht. Das bekannteste dieser Tauernhäuser war die „Gastschwaig unter dem Tauern" im Hintergrund des Matreier Tales. In einem Steuerkataster von beil. 1770 heißt es von ihr, „sie sei sehr gewerbig, indem die Reisenden in diesem Wirtshaus einzukehren fast unausweislich genötigt sind"[3]).

Wenn wir dann noch einen Sprung auf den westlichen Rand des Landes Tirol machen, so finden wir auch zwischen dem Unterengadin und dem Patznauntal Hochpässe, die abgesehen vom Almtrieb bis ins 18. Jahrhundert auch vom örtlichen Handelsverkehr benützt wurden, nämlich den Fimberpaß, 2600 *m*, und den Futschölpaß, 2760 *m*. Über beide führten früher Karrenwege; für jenen über den Fimberpaß hat der Landesfürst im Jahre 1505 der zunächst beteiligten Gemeinde Ischgl ein Mautrecht verliehen. Wie das Bodenwirtshaus im Fimbertal als Herberge für diesen Verkehrsweg damals bereits errichtet worden ist, so stand ein solches Haus auch im inneren Jamtal, seine Überreste waren noch um 1840 zu sehen[4]). Zur Geschichte des Arlberges habe ich das Wichtigste bereits oben S. 25 f. mitgeteilt.

Nach alldem war also die Begehung der Hochpässe, selbst mancher vergletscherter, bei den Bewohnern der Gebirgstäler etwas ziemlich Gewohntes. Fremden kamen freilich solche Wanderungen als außerordentliche Leistungen vor. So wird in den Jahresberichten der Jesuitenmission von 1720 bis 1740 öfters bemerkt, daß Leute in großer Zahl aus einem Tal über die Joche in das jenseitige Tal, in dem gerade die Mission abgehalten wurde, herbeigekommen sind. Hierbei werden dann diese Übergänge mit sehr starken Ausdrücken, deren Klang sich in der lateinischen Sprache womöglich noch steigert, bedacht. So heißt es hier: Zur Mission in St. Valentin im Ahrntal kamen die Leute aus dem salzburgischen Pinzgau in 12stündiger Übersteigung des ungemein hohen und steilen Krimmler Tauern „superato altissimo et rigidissimo monte Taur"[5]); zur Mission in Pfitsch kamen die Leute aus dem damals salzburgischen Zillertal nach 14stündiger sehr schwieriger Wanderung über schneebedeckte und ungeheure Bergjoche „per immania montium juga iam nivibus altis obsita difficillimo itinere superato". Vom Velber Tauern, über den Leute aus dem Pinzgau zur Mission in Virgen gingen, wird gesagt, daß er von neuem und älterem Schnee bedeckt war und die rasenden Winde die Leute fast in Lebensgefahr brachten[6]). Einmal (im Jahre 1723) machten die Missionare selbst einen Bergübergang vom Eisacktal nach Durnholz im Sarntal, wahrscheinlich über das Latzfonser Kreuz, 2375 *m*, oder die Kassiansspitze, 2583 *m*, und beschrieben ihn derart: „Der Weg führte über sehr hoche Joche, die mit stolzem Scheitel auf die niederen Berge der Umgebung herabsehen. Die Schwierigkeit des Steigens

---

[1]) Stolz, Gesch. v. Osttirol, S. 161.

[2]) Widmann, Geschichte Salzburgs 3, 147. Staffler, Tirol 2, 483.

[3]) Staatsarchiv Innsbruck, Urbar der Pflege Matrei von 1560, fol. 22; Kataster 121, 4, Nr. 719.

[4]) Zangerle, Notizen über Patznaun, Zeitschr. d. Ferdin. 1844, S. 66. Archivberichte aus Tirol 1, 315. Rapp, Beschr. der Diöz. Brixen 4, 232.

[5]) Annuae wie oben, Jahrgang 1927, S. 26, Anm. 8, S. 17.

[6]) A. a. O. S. 35: „Superandum fuit altissimum Taurini montis jugum plurime recenti et annosa nive consitum ob perpetuos furentesque ventorum turbines vix sine vitae discrimine transeundum."

erhöhten noch dichte Nebel, Hagel, Schneefall und Sturmwind, die den Wanderern auf dem ohnedies wenig deutlichen Pfad kaum einen sicheren Tritt zu fassen gestatteten[1]).

Dienten so manche Gebirgsjoche von alters dem Verkehre, so mußten sie auch für die Landesverteidigung in Frage kommen. Eine Aufzeichnung aus dem 15. Jahrhundert zeigt uns, daß man schon damals nicht bloß die Talfurchen unter diesem Gesichtspunkte betrachtete, sondern auch die Möglichkeit ihrer Umgehung durch seitwärts liegende Gebirgsjoche erwog. Die Verbindung zwischen dem Eisack- und Pustertal bewachte die Klause (d. h. Sperrfeste) von Mühlbach, die schon im 13. Jahrhundert in dieser Eigenschaft erwähnt wird. In einer Amtsordnung für den dortigen Pfleger vom Jahr 1485 werden nun auch Anweisungen für die Verteidigung der Klause gegeben und hier heißt es[2]): „Die rigk (engen Gebirgswege), so hie an dem pirg notturftig zu versechen wern, wo pruch (Einfall) ins land beschechen wolten: Das pirg auf Donn in Nidervintler gericht hinüber in Pfitsch (d. i. das Pfunderer Joch 2570 *m*); das pirg, haist die Scharten, aus Weytental get hinüber auf Meransen ob der Klausen; ob Rodnegker alben und perg (Grabnerberg 2200 *m*, südöstlich Mühlbach) verloren wurdt, der mit klainer macht nit zu behüten ist, dan vil weg (aus dem Pustertal) auf dieselben alben und perg gen." Freilich hat man in manchen Fällen diese ersten Elemente der Gebirgsstrategie nicht beachtet, so haben z. B. die Graubündner im Jahre 1499 an der Calven, d. i. bei der Einmündung des Münstertales ins Vintschgau, mit Hilfe einer Umgehung über das 2358 *m* hohe Tellajoch dem tirolisch-österreichischen Heeresaufgebote eine sehr schwere Niederlage beigebracht[3]). Kriegsgeschichtlich noch bedeutsamer ist der strategische Umgehungsmarsch, den im Jahre 1526 das kaiserlich-deutsche Landsknechtsheer unter Führung des Georg von Frundsberg vom Trientner Etschtal „über das hoch Gebirg Sarca genannt" ins Chiesetal und von da in die Poebene gemacht hat. Wie die von Adam Reißner noch im 16. Jahrhundert verfaßte Lebensgeschichte des Frundsberger sagt, führte der Weg in seinem entscheidenden hochalpinen Teil „auf einem engen schmalen Steyg, drey teutsche Meil (d. s. ungefähr 24 *km*) hinauff, über alle Felsen, daß alle Menschen, einem nach dem anderen wie die Gembsen haben müssen steigen und niemands mögen reyten. Es sind auch Menschen und Roß verfallen. Das Gebirg war so hoch, das einem mußt grausen, wenn er in das Tal sahe. Es mußt auch der (Oberbefehlshaber) von Frundsberg hinauff zu Fuß steigen, doch haben etwan die Knecht (Landsknechte) lange Spieß wie Glander (Geländer) neben im gehalten. Er hat einen starken Knecht in das Koller gegriffen, der in gezogen und einer hinter im hat in geschoben, denn er war stark und schwer von Leib." Dem des Bergsteigens offenbar ungewohnten Frundsberger ist dieser Weg also sauer genug geworden, aber die beabsichtigte Wirkung, überraschend und ohne Kampf in den Alpen selbst in die Poebene zu gelangen, ward erreicht, denn die feindlichen Venetianer hatten nur mit einem Vormarsche auf der Etschtaler Straße gerechnet und diese bewacht. Die nähere Lage jenes Gebirgsüberganges kann mangels genauerer Berichte nur vermutet werden: Jedenfalls ist Frundsberg von Trient ins obere Chiesetal zum Idrosee auf den gewöhnlichen Talstraßen gelangt, da dieselben völlig innerhalb des österreichischen Gebietes liegen. Vom Chiesetal kann er dann unter der Führung des Grafen von Lodron, des tirolischen Dynasten dieser Gegend, den Gebirgsübergang entweder südostwärts in das Val Vestino,

---

[1]) Annuae a. a. O., S. 15: „Iter erat per altissima montium juga, que superbo veluti supercilio circumjectos alios minores montes elato vertice longe infra se depressos despiciunt. Accesserunt ad scandendi arduidates et anhalitus densi nimbi, quos horrida grandine permixtos subita procella effuderat. Exciperunt hanc tempestatem copiosissimi nives inter perpetuos turbines decidentes. Unde factum, ut secto alias incognito et parum trito calle inter illos aeris fusores errantibus vix tutum certumque vestigium figere licuerit."

[2]) Nach Zingerle, Mittelalterl. Inventare aus Tirol (1909), S. 74.

[3]) Jecklin, Calvenfeier (1899), S. 69 f. und Karte.

oder westwärts in das Val Trompia oder Val Camonica und von da in den Raum von Brescia genommen haben[1]).

Im ganzen betrachtete man die Gebirgslage Tirols, seine allseitige Umstellung von hohen Bergketten, die nur schmale Zugangswege freigeben, als die beste natürliche Sicherung gegen feindliche Angriffe. Das sprechen u. a. Burglechner (oben Jg. 1927, S. 25) und Guarinoni aus, letzterer folgenderweise: „Die Bürg haben natürliche Pasteyen und Rinckmauern, die man mit keiner Gewalt der Welt zwingen kann und die Pasteyen auf ebenen Stätten gegen denen nicht anderst als ein Papier gegen einer dicken Maur seyn. Herrliche Gelegenheiten des Bürgs, die es vor den ebenen Ländern hat, daß die Inwohner keiner sondern Festung noch Bollwerks bedürftig seyn, sondern ihnen von Natur gibt, was die Ebenländischen mit keiner Macht noch Kunst zuwegen bringen können." Die Päße seien so enge, daß man sie mit wenigen Mann gegen tausende und mit Steinen und Köfeln, die man auf den Schröfen loslaßt, verteidigen könne[2]). „Die von Natur wohl verschanzte und fast unüberwindliche Grafschaft Tirol" lautet der Titel einer Landesbeschreibung, die Christof Beer zu Augsburg im Jahre 1703, kurz nach Abwehr des bekannten bayerisch-französischen Einbruches, herausgegeben hat.

Das Aufsuchen des Hochgebirges um seiner selbst willen; einzelne Bergsteiger und Bergfahrten

Wir haben bisher Begehungen des Hochgebirges angeführt, die alle aus bestimmten Zwecken unternommen wurden, nicht aber oder wenigstens nicht merkbar aus der bloßen Absicht, das Hochgebirge als eine Welt ganz besonderer Eigenart aufzusuchen und kennen zu lernen. Die erste derartige Unternehmung, die uns aus Tirol gemeldet ist, ist die Besteigung eines nicht näher genannten Firngipfels durch Kaiser Maximilian um das Jahr 1500; so knapp auch der uns darüber überlieferte Bericht gefaßt ist, so schwingt in ihm doch das Gefühl eines außerordentlichen Sehens und Erlebens nach[3]). Max ist nicht nur der größte Weidmann seiner Zeit gewesen, wie er sich selbst bezeichnet, nicht nur der „letzte Ritter", wie ihn die Geschichte nennt, sondern auch der „erste deutsche Bergsteiger", der ausgehend von der Gemsjagd, im Steigen auf die Berge besondere Kräfte des Körpers und des Geistes angeregt fühlte und dies auch mit treffenden Worten aussprach. Die geschichtliche Tatsache, daß zwischen dem Rittertum der älteren Zeit und dem Sporte, der Leibes- und Willensübung um der Leistung willen, ein enger Zusammenhang besteht, kommt in der Gestalt Kaiser Max I. zu sinnfälliger Erscheinung. Da Kaiser Max die Hochgebirgsjagd hauptsächlich in Tirol betrieben hat, dürfte auch hier jener Berg zu suchen sein, der nach seiner Ansicht der höchste in Europa war. Bei der gewohnten Handhabung der Steigeisen ist es ohne weiteres zu glauben, daß Kaiser Max einen höheren Gipfel in den vergletscherten Mittelalpen Tirols bestiegen habe, nur schade, daß wir über diese Unternehmung keinen näheren Bericht besitzen.

Kaiser Maximilian hat in seinem geheimen Jagdbuch und in den beiden Schriften, die in dichterischer Freiheit, aber unter seiner persönlichen Mitwirkung, sein Leben schildern, dem Weißkunig und Theuerdank, die Erfahrungen, die er auf der geliebten Gemsjagd im Felssteigen gesammelt hat, niedergelegt und muß daher als der erste Theoretiker der Bergsteigerkunst, zum mindesten des Felskletterns, gelten. Drei Dinge seien, sagt er im Weißkunig, hierbei besonders gefährlich: die Möglichkeit des Absturzes, wenn man ängst-

[1]) Baumgartner, Gesch. Karl V. 2, 526; Pastor, Gesch. der Päpste 4, 236. Diese Werke scheinen diesbezüglich nur die Angaben Reißners, die örtlich nicht genauer bezogen sind, zu kennen. Es wäre natürlich nicht ausgeschlossen, darüber doch noch genauere archivalische Angaben zu finden.

[2]) Guarinoni, Greuel der Verwüstung usw., S. 436.

[3]) Den Wortlaut teilte ich bereits im 1. Teil, Jahrg. 1927, S. 16, Zeile 1 von oben mit.

lich wird; das Ablassen von Steinen durch Tiere und Menschen, die an der Jagd beteiligt sind; und das Versagen der Steigeisen, wenn sich zwischen ihren Zacken Schnee und Eis ballen. Er, Max, sei stets selbst zu höchst auf das Gebirge und in die Wände eingestiegen und wenige seiner Jäger vermochten es ihm gleich zu tun. Aber er sei auch stets vorsichtig gewesen und fühle sich frei von Schwindel. Die Gemsjagd sei eine vortreffliche Übung der Schenkel und Arme, der Hände und Füße, sowie des ganzen Körpers, befördere die Gesundheit und bewahre vor Verweichlichung und Laster[1]). Im geheimen Jagdbuch warnt Kaiser Max seine Nachfolger besonders vor den Gefahren des Steinfalles. Man solle nicht „in Riffe und unter die Wände zugehen, da die Steine herablaufen". Beim Aufstieg soll der Herrscher mit einem oder zwei Begleiter immer an der Spitze des Jagdgefolges steigen, beim Abstieg ebenso am Schlusse, eben weil häufig Steine angelassen werden[2]). In den Holzschnitten zum Theuerdank sind mehrere Fährlichkeiten des Felssteigens bildlich dargestellt: Wie Theuerdank, d. i. Maximilian in dichterischer Einkleidung, mit einem seiner Fußeisen in einer Felsenritze hängen bleibt und sich vorsichtig aus dieser Lage befreit; wie ein Jäger vor ihm durch eine Eisrinne zu Tode stürzt und er diese über die seitlichen Felsen umgeht; wie Theuerdank endlich an seinem langen Birgschaft sich „durchlassen" d. h. über eine Felsstufe herabgleiten will, hierbei von einem Windstoß aus seiner Richtung gebracht und nur durch einen Notsprung sich retten kann[3]). So war also bei Kaiser Max als Erfordernis und Ergebnis seiner Freude an der Gemsjagd neben tatsächlicher Kletterfertigkeit ein gutes Stück bergsteigerischer Erfahrung ausgebildet und in Lehrsätze gefaßt.

Wenn wir dann in zeitlicher Folge die weiteren Nachrichten über Bergbesteigungen vornehmen, so ist auf eine allerdings ganz einfache Eintragung ins Tagebuch des etschländischen Adeligen Jakob von Payersberg zum 24. August 1552 zu verweisen: „Bin mit meiner Schwieger und Hausfrau auf den hechsten Laugenspitz gegangen[4])." Dieser Berg, 2370 *m* hoch zwischen Lana und dem Deutschen Nonsberg gelegen, bietet einen ungemein weiten Rundblick auf das deutsche Etschland und wurde gewiß aus diesem Grunde von dem für sein Land mannigfach tätigen Freiherren besucht; daß Damen sich hierbei beteiligten, verdient besondere Beachtung. Selbst der Landesfürst Erzherzog Ferdinand II., dem ja ein lebhaftes Interesse für die Merkwürdigkeiten der Kunst und Natur eigen war, machte Ausflüge auf Berggipfel, um seine Neugierde, wie es dort oben aussehe, zu befriedigen. Über eine solche Bergfahrt aus dem Jahre 1569 besitzen wir einen Bericht seitens eines der Teilnehmer, eines niederländischen Künstlers, der dann in Italien sich niedergelassen und den Namen Pietro Francavilla angenommen hat. Der Bericht lautet in deutscher Übersetzung aus dem italienischen Original[5]):

„Der Erzherzog wollte eines Tages seine eigene Neugier befriedigen, welche darin bestand, sich auf den Gipfel eines der höchsten Berge in der Nachbarschaft zu begeben, welcher schier auf den meisten Seiten unnahbar war. Nach den nötigen Rüstungen, die zur Überwindung des rauhen Weges erforderlich waren, begab er sich in Gesellschaft vieler seiner Hofleute, unter denen nach seinem Wunsche sich Pietro befand, auf den Weg. Dieser Pietro wußte

---

[1]) So nach dem Auszug bei Mayr, Jagdbuch, S. XXI ff.

[2]) Karajan, Geh. Jagdbuch, S. 16 f. (Siehe dazu oben Jahrg. 1927, S. 16, Anm. 1.)

[3]) Die Bilder sind bei A. Steinitzer, Der Alpinismus in Bildern, S. 12, und zum Teil auch von Bredt in der Ztschr. d. Alpenvereins 1906, S. 79 ff., wiedergegeben.

[4]) Straganz, Das Tagebuch d. J. v. Payrsberg Programm d. Gymnasiums Hall i. T. 1895/96, S. 14.

[5]) Mitgeteilt von A. Ilg in seinem Aufsatz „Erzh. Ferdinand im Lichte d. humanist. Zeitbildung" in Nr. 7 der Monatshefte des wissensch. Club Wien 1880. — Da Ilg und der ihm in dieser Frage folgende J. Hirn, Erzh. Ferdinand II. v. Tirol 1, 361, die Mitteilung des geh. Jagdbuches Kaiser Max I. über dessen Ersteigung eines Firngipfels anscheinend nicht kannten, erklären sie die Bergfahrt Ferdinands als die erste derartige Unternehmung in Tirol und überschätzen damit wohl einigermaßen ihre geschichtliche Bedeutung.

nicht genug zu schildern, wie gefahrvoll und ermüdend diese Reise war, da man durch dichte und fürchterliche Wälder, über trümmerhafte und ungangbare Steige mußte; die größte Schwierigkeit aber ergab sich, als man jenen Grad der Höhe erklommen hatte, wo dichte Nebel die Sonne verhüllten und die Luft so feucht war, daß alle wie gebadet schienen. Der Boden war dort in der Oberfläche schlüpfrig wie eine Salbe, so daß man den Fuß nicht aufsetzen konnte. Hier wuchsen in Menge feuchte, weiche und schleimige Pflanzen, schier als wären sie in Öl getränkt. Im weiteren Auffsteigen zum Gipfel dieses hohen Berges fühlte man eine unerträgliche Kälte, ohne daß ein Wind geblasen hätte, und hier war die Erde so rauh, so trocken, daß sie ganz in feinsten Staub zerfiel. Als endlich die höchste Höhe erreicht war, machte man soviel ebenen Raum mittelst menschlicher Bemühung, daß jeder bequem ruhen und sich mit Speise stärken konnte. Pietro aber schrieb die Ankunft jenes großen Fürsten samt den Namen der Hofleute, den Tag und die Stunde der Ankunft in den Boden, und nach zwei Jahren (d. i. im Mai 1571 oder vielleicht 1572), als sich der Erzherzog abermals diese Partie zu unternehmen entschloß, da fanden sich diese Buchstaben unverletzt, als wenn sie nicht in den Staub, sondern in Porphyr gegraben wären."

Der Anstieg auf diesen Berg, der in der Nähe von Innsbruck lag, hat also über Wälder und Alpenmatten geführt, nicht aber über steiles, kahles Gestein oder Schnee. Der Gipfel war so breit, daß auf ihm Lagerplätze für etliche Personen hergerichtet werden konnten und der Boden erdig. Dies alles spricht dafür, daß jener Berg der höchst harmlose Patscher Kofel (2248 *m* südlich Innsbruck) gewesen ist und die hochtrabenden Worte am Eingang des Berichtes, wie „unnahbar" und „gefahrvoll" sind eben als Übertreibungen aufzufassen, wie sie damals beliebt waren. Über den Erzherzog Ferdinand II von Tirol berichtet sein jüngerer Zeitgenosse Guarinoni, daß er „meistens in den wilden Jöchern und Gebürgen dem Jagwerk nachgezogen sei und seine Übungen vollbracht habe". Ferdinand war zwar gleich seinem Urgroßvater Maximilian ein leidenschaftlicher, ja unersättlicher Jäger, aber, daß er bei den Gemsjagden ebenfalls selbst in die Felswände eingestiegen sei, das Felssteigen als Sport betrieben habe, wird sonst nicht angedeutet[1]). Sonst war aber zu seiner Zeit (d. i. in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts) auch von den Innsbrucker Bürgern die umliegende Bergwelt recht eifrig beachtet und selbst durchstiegen; dafür ist uns Zeugnis die Schilderung, die H a n s G e o r g E r n s t i n g e r über sein Vaterland Tirol und die Stadt Innsbruck an die Spitze seines im Jahre 1579 verfaßten Reisebuches gestellt hat. Es heißt da[2]):

„Umb Innsprugg herumb hat es drey hoher und namhafter Gebürg, als nemblich die Frauhüt, ain sehr hohes Gebürg und das höchst, so da herumb ist, welches ain lauter felsen sich in der Höh etwas zuespizent und auf der Seiten sich naigt, als ob er in das Tal fallen wolt, welches schröcklicher tieffsen und siht man von dannen vil Meil Wegs hinein in Bayrn über alle hohe Gebürg aufs gegenüber; wie ich dann s e l b s d a r o b e n g e w e s t nit ohne große Gefar und Mue, weil gar sorglich und zwarsamb (d. h. behutsam) dahin zu staigen, also daß sich etlich zu Tod darob gefallen hab. Das ander Gebürg ist der Zürschenberg, darauf die Zirblnussen in großer Menge wachsen und von dannen gehen Insprugg und andere Ort gebracht werden. Das dritte hohe Gebürg ist die Waldrast, ein sehr hoher Berg, gar gäh aufzusteigen..."

Dieser Bericht gliedert ganz richtig die drei Hauptgebirgsgruppen, die das Tal von Innsbruck beherrschen, die Südkette des Karwendels (Frauhütt), die Stubaier Kalkalpen (Waldrast) und den Nordwestzug der Tuxer Schieferalpen (Glungezer—Patscherkofel), wo sich in der Tat ausgedehnte Zirmwälder befinden, die den Namen Zürschenberg rechtfertigen. Die Schilderung des seitlich übergeneigten Felsens auf dem Frauhüttgebirge scheint auf die Frauhüttfigur zu deuten, aber wie der Ausdruck „Gebirge" sagt und auch andere Angaben erweisen, verstand man darunter das ganze Felsengebiet oberhalb der Höttinger Alm mit dem Brandjoch als höchste Erhebung[3]). Wenn nicht auf dieser, so auf dem leichter zugänglichen östlichen Sattelspitz oder Kemmacher ist Ernstinger ge-

[1]) Vgl. Jos. Hirn, Erzh. Ferdinand II., Bd. 2, 485. Guarinoni, Greuel usw., S. 1206.

[2]) Raisbuech von Ernstinger, herausgegeben in Bibl. d. Literar. Vereins Stuttgart, 135. Bd., S. 3.

[3]) Vgl. Stolz, Landesbeschreibung, S. 254 f. und 258 f. Mayr, Gejaidbuch, S. 103.

wesen, denn erst von dort aus eröffnet sich der volle Blick auf die bayerische Hochebene und die höheren Gebirge im Süden. Vom Bergsteigen selbst spricht Ernstinger aber wie einer, der es aus längerer Erfahrung kennt und betreibt. Er bemerkt die Mühe und Gefahr, die es bereitet, die Notwendigkeit besonderer Vorsicht und die Unglücksfälle durch Absturz, die sich gerade in jenem Gebirge bereits ereignet haben. Im ganzen zeigt sich aus diesem Bericht ein ziemlicher Grad von Vertrautheit des Innsbruckers mit dem Hochgebirge des engeren Heimatbereiches.

Durch seine amtliche Tätigkeit, insbesondere bei Besichtigungen der vielfach im Hochgebirge verlaufenden Landesgrenze, ist um 1600 der Vizekanzler Mathias Burglechner ins Gebirge und auf einzelne Berggipfel geführt worden. Er spricht davon mit unverkennbarer Vorliebe und ist daher auch unter die ältesten Bergsteiger, noch mehr aber unter die ältesten Entdecker der Hochalpen einzureihen. Er hat die bei seinen Bergreisen erworbene Kenntnis in seinem landeskundlichen Werke über Tirol verarbeitet; hierbei vermengt sich wohl eigene Anschauung und Erfahrung mit dem Studium der damals weit fortgeschritteneren Alpenbeschreibungen schweizerischer Forscher. Burglechners Schilderungen der Tiroler Bergwelt zeigen, wie vor allem deren naturkundliche Merkwürdigkeiten seinen Sinn beschäftigt haben, sie verraten aber mitunter auch rein ästhetische Empfindungen, besonders wenn ihn der Anblick der Berge zu allerhand Vergleichen veranlaßt. Besonders gerne vermerkt Burglechner die weite Aussicht, die man von gewissen Bergen aus hat. Freilich so bewußt ist die Schönheit des Gebirges bei ihm nicht ausgesprochen wie bei seinem Zeitgenossen Guarinoni[1]).

Wenn wir alle diese Nachrichten über alpine Unternehmungen auf ihren allgemeineren geschichtlichen Zusammenhang betrachten, so fällt uns auf, daß sie zeitlich in den Rahmen einer neuen Geistigkeit fallen. Mit der Regierung des Kaisers Max I., mit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts, beginnt in Deutschland bekanntlich das Zeitalter des Humanismus (d. h. der Menschheits- oder Diesseitsforschung) auf dem Gebiete der Wissenschaft und Geistesbildung und das Zeitalter der Renaissance (der klassisch bedingten Neublüte) auf dem Gebiete der Kunst. Der Geist suchte nun neue Bahnen und Ziele der Betrachtung und Forschung und er setzte mit verjüngter Schwungkraft in diese neuen Betätigungen ein. Ein Strahl dieser frischen Geisteskraft fiel auch auf das Gebirge, trieb den Menschen, und zwar den geistig auf der Höhe der Zeit wandelnden Menschen, an, faustischen Erlebnis- und Erkenntnisdrang auch in jener bisher so wenig bekannten Welt zu üben. Am Schlusse dieses ersten Anlaufes, das Hochgebirge und seine Wunder für das bewußte menschliche Innenleben zu erobern, steht auch in Tirol eine markante Persönlichkeit, Hippolyt Guarinoni. Dieser Mann hat so tief und umfassend wie kein anderer vorher den Wert des Gebirges und des Bergsteigens um ihrer selbst willen erkannt und in eindringlicher, ja begeisterter Form schriftstellerisch, wie er sagt, „der ganzen teutschen Nation aus Lieb und Treu" dargelegt. Guarinoni ist im Jahre 1571 als Sohn eines Hofarztes Kaiser Rudolfs II., der aus Mailand stammte, geboren, war selbst angesehener Arzt in Hall in Tirol seit etwa 1600 und starb dort im Jahre 1654; trotz seiner Herkunft und wohl infolge seiner Lebensstellung fühlte er sich

[1]) Burglechners Schilderungen des Gebirges haben uns schon öfters beschäftigt, so oben im 1. Teil, Jahrg. 1927, S. 16 (Höhe der Gebirge und einzelner Berge), S. 22 (Gruppeneinteilung der Gebirge Tirols), S. 25 und 27 (Vorteile des Gebirgslandes, insbesondere der Almen), S. 29 (Anblick einzelner Berge), S. 31 f. (Entstehung der Gebirge und ihre theologische Bedeutung; diesen Jahrgang oben S. 16 f. (Natur der Gletscher), S. 28 (Natur der Lawinen), S. 35 (Schwierigkeiten beim Bergsteigen). Eine zusammenhängende wörtliche Wiedergabe der bemerkenswertesten Teile von Burglechners Alpenbeschreibung siehe unten Anhang I. — Speziell die Fernsichten vermerkt Burglechner beim Muttekopf (Anhang I, 8), den Bergen von Vilgreit östlich Rovereto (I, 14) und beim Scheibelberg zwischen Lofer und Waidring: von dort habe er bei der Markensetzung „auch über etlich Berg aus auf die Ebene gesehen" (E. Richter, Begleitwort zu Burglechners Landtafeln, S. 7).

seit seiner Jugend unbedingt als Deutscher, was er in seinen Schriften ausdrücklich betont, bedient sich in diesen auch einer körnigen deutschen Sprache[1]). Unter dem etwas eigenartigen Titel „Greuel der Verwüstung des menschlichen Geschlechts" (Ingolstadt 1610) veröffentlichte Guarinoni eine ebenso umfassende wie gedankenreiche Gesundheitslehre. In deren Rahmen bespricht er zuerst die landschaftlichen Reize des Gebirgslandes, wie ich bereits oben (Jg. 1927. S. 29) näher mitteilte, in einem weiteren Abschnitte (dem 3. Buch S. 429 ff.) seine gesundheitlichen Vorzüge und im 6. Buch, das „die „Leibsbewegung und -Übung" behandelt, das „Bergsteigen" (S. 1203 f.). Man muß wenigstens stückweise seine Darlegungen wörtlich kennenlernen, um sie voll als das zu würdigen, was sie sind: Die geschichtlich erstmalige Erfassung des Bergsteigens als einer selbständigen „Übung" (heute würde man sagen Sport) von einem einheimischen Tiroler. Guarinoni sagt da:

„Das Bürg ist das allerherrlichste Ort der Übung ... Erstlich, das sich durch das Bürgsteigen der Leib auff manifaltige Weiß übet, sintemal die Weg nicht einerley, sonder allezeit anderst und anderster, bald über Wasen, dann über Stöck, wider über Stein und Felsen, zuweilen durch die Stauden und Gesträuß, öffters durch Wälder, unversehens und im höhen Gebürg über ein Schnee, behend durch Wasserbäch, zuweilen neben See und Weyern, in höchsten Jöchern nit selten mit Händen und Füßen in dem Geschröff herumb, auß wellichem Unterschied geschiht, daß die Füß, die Tiecher (d. h. Schenkel) und der Leib sich anderst und anderst üben und sich dem Gebürg nach wenden müssen. Zum andern, das über die manigfaltige Übung sich auch das Gemüht in sollicher verwunderlicher Varietet und Manigfaltigkeit des Gebürgs, auß angeborener Natur weit mehrers als ob der Ebene erfreut, und gleichsam ihme die Wahl wehe thut, zu wellichem Bürg Lust es sich wenden solle und auff der ein Seiten die schönen grienen schättichten Wälder, auff der andern die köstlichen, frischen Brunnen, dorten die yber das Geschröff abrauschenden Bächer, daselbsten die schöne umbfliegende Vögel und springende Wildpret das Gemüht hinziehen und zu sich locken. Zum dritten, demnach wie der berühmte Weltweiß Aristoteles nicht allein bezeugt, sonder probiert und darthut, die Übung im Gebürg weit sänffter als auff der Ebne ankommt. Dann was sich stets auff einerley Weiß bewegt, das müdet sich besonder ab, als was Manier und Weiß der Bewegung offt verwechßlet, als im Bürg geschicht. Zum vierten, weil die Übung umb so viel besser, als der Lufft, darinn dieselb geschicht, köstlicher. Nun aber ist kein Lufft über des hohen Bürg Lufft, als ich im dritten Buch erwiesen, also ist und bleibt die Übung auff dem Gebürg Orts, Luffts und allerley Gelegenheit halber die fürtreflichste. Zum fünften, weil das Gemüht auß angeborner Natur sich weit mehrers in der Höch als Nidere ergötzet und erlustiget, wie dann die Kinder, als balde sie nur gehen können, behend jeder Höhe zu zusteigen anfangen, fürnemlich aber die, so dem Bürg zusteigen, je höher sie kommen, je mehr begieriger noch höher zu steigen werden. Hierauß der sterbliche Mensch leicht abnemmen kan, was ihme sein angeborne Eygenschafft andeut, wohin er nemlich sein Sinn und Begierd wenden solle, nemlich zu dem aller höchsten, darzu er erschaffen, und nicht zu disem nidern, bethörten und verderblichen Wesen. — Weil dann das Gebürg in diser runden Welt nichts anderst als ein gespitzter Diamant und Edelstein im gulden und runden Ring und derhalben das allerköstlichst in der Natur ist und bringt, also hat das Gebürg nicht vor jeden sondern allein vor die zwey höchsten Menschenständ ein Ort der Übung sein wollen nemlich vor die Ritterschaft und die Gelehrten."

Die Ritter ziehe es „in die Höch des herrlichen Gebürgs" zum Zwecke der Jagd. Den Theologen erweise sich dort die Allmacht Gottes und die Höhe der Tugenden. Die Philosophen gewinnen im Gebirg einen besonderen Einblick in die Kräfte der Natur, in den Wechsel der Luft und des Wetters. Die Gelehrten der Arznei finden im Gebirge seltsame und heilkräftige Gewächse. Selbst für die „Herren Juristen" weiß der lehrhafte Guarinoni etwas besonderes aus dem Gebirg mitzubringen, nämlich die Aufforderung, „standhaft wie das Gebirg bei der Gerechtigkeit unverrückt zu bleiben und dieselbe rein und lauter zu üben als alle Wasser in dem Bürg sein".

Fürsten, wie Kaiser Max I. und Erzherzog Ferdinand II. seien „in den wilden Bürgen und Jöchern dem Jagwerk" nachgegangen. So sei es wahr, daß „das Gebirg mit seiner wunderlichen Schöne viel Menschen an sich ziehe." Und im Anschlusse daran erzählt Guarinoni ausführlich eine „Birgfahrt", die er mit mehreren Freunden von Hall aus durch das

---

[1]) L. Rapp, H. Guarinoni (1893); J. Hirn, Erzherzog Maximilian von Tirol 1, 455 f. (1915). Ein Brustbild des Guarinoni siehe oben S. 17, ferner in dem Sammelbuche von K. Bell, Südtirol (1927), S. 240.

Voldertal über „den höchsten Gipfel des Jochs" ins Wattental unter Führung eines Hirtenbübleins durchgeführt hat[1]). Er nennt den Namen des Gipfels nicht, der Lage nach dürfte es der Malgrübler oder Suntiger gewesen sein. Der Aufstieg führte über steilen harten Schnee neben einer Wand und tiefen Kluft und auf der Schneide des höchsten Jochs saßen die Bergfahrer rittlings. Als sie so „neun starker Meil über das Bürg, Geschröff und so viel Jöcher gestiegen, haben sich etliche verredt, nimmer sich in die Gefahr zu begeben. Aber diese haben von gehabten Lusts wegen ihr Verreden gewandt" und auch das nächste Jahr sich mit Guarinoni zu einer neuen Fahrt besprochen. Falls ein Leser hiezu Lust und Lieb hat, werde ihm jener hiezu gern Geleitsmann sein. „Dis dem löblichen Gebirg zu Lieb und Ehr."

Wir finden so bei Guarinoni schon so ziemlich alles ausgesprochen, was das Wesen des Alpinismus, wie er im Laufe des 19. Jahrhunderts sich entfaltet, ausmacht. Wir finden bei ihm zum erstenmal die kurzen, aber einen großen Vorstellungsinhalt umfassenden Bezeichnungen, wie „Bergsteigen" und „Birgfahrt" (ein treffliches Wort, das erst seit neuerem in der Form „Bergfahrt" die sprachlich geschmacklose Zwitterbildung „Bergtour" zu ersetzen beginnt)[2]). Guarinoni spricht als erster von der „Schöne" des Gebirgs. Er erfaßt den elementaren Höhendrang als die halb unbewußte seelische Voraussetzung des Bergsteigens und stellt dessen Werte fest, die ihm unter vielen anderen „Übungen" in reichem Maße zukommen. Einerseits nämlich die Mannigfaltigkeit der Körperbewegung beim Bergsteigen und der gesundheitliche Einfluß der Höhenluft, andererseits die reiche Anregung des Gemüts aus der Fülle der landschaftlichen Schönheit des Gebirges. Eine psychologische Grundtatsache des Alpinismus kündigt er am Schlusse des Berichtes über seine Bergfahrt an: daß trotz aller Mühen die Erinnerung an die Eindrücke dieses Tages die Sehnsucht nach einem neuerlichen Besuche des Gebirges gebiert.

So nahe stehen uns, dem voll entfalteten Alpinismus unserer Tage, diese Gedankengänge und Empfindungen des Haller Arztes aus der uns doch schon so entrückten Zeit vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, daß man meinen möchte, ein unmittelbarer Zusammenhang leitet von diesen hinüber in das Zeitalter des Erwachens des Alpinismus im 19. Jahrhundert. Dem ist aber in Wirklichkeit nicht so. Die hundert Jahre vor Guarinoni enthalten manches, was als Wegbereitung für ihn gedeutet werden kann, er hat hellen und scharfen Geistes das Bergsteigen und die Bergfreude aus dunkler Ahnung zu einer voll bewußten Lebensregung und Bereicherung des menschlichen Daseins emporgehoben. Allein dieses sein Vermächtnis hat unmittelbar nach ihm keine verständnisbereiten Erben gefunden, für das weitere 17. und 18. Jahrhundert vermelden uns die Schriften aus dem Lande Tirol weniger an bewußter Würdigung des Hochgebirges und an Reisen ins Hochgebirge und bergsteigerischen Unternehmungen als vorher. Ich wüßte aus jener ganzen Zeit hierfür nichts anzugeben als einen Ausflug, den der spätere Kaiser Josef II. im Jahre 1765 zum Alpeiner Ferner im Stubai gemacht hat, und eine ähnliche Unternehmung des damaligen Statthalters von Tirol Graf Sauer zum „ansehnlichen Ferner bei Liesens" im Sellraintal im Jahre 1774[3]). Die dortigen Bewohner staunten, wie der Bericht über die letztere Reise

---

[1]) Die Schilderung dieser Bergfahrt Guarinonis ist neuerdings wiedergegeben worden in Amthors Alpenfreund 1873, S. 184 und in Edlingers Alpenfreund 1895, S. 1169; seine Ansichten über die landschaftlichen und gesundheitlichen Vorzüge des Bürgs in W. Jägers Tourist 1881, Heft 9, S. 3 f.

[2]) Nachträglich finde ich den Ausdruck „Bergsteigen" auch in der Reisebeschreibung des bayerischen Hofpredigers Jakob Rabus vom J. 1575 (herausgegeben von K. Schottenloher 1925 unter dem Titel „Rom"). Hier heißt es S. 17: „Bei Pratovecchio (an den Apeninen) fangt das grobe, unmilde Gebirge an, über das der Pilger steigen muß. Was für ein Schnaufen und Rasten es allda gegeben hat, kann jeder erwägen, der da wisse, was es um Bergsteigen für eine sanfte Kurzweil sei. Das Kloster Camaldoli vergleicht sich mit den Alben, wie es auf unsern deutschen Gebirg pflegt zu haben."

[3]) Gsaller im Sammelwerk Stubai, S. 281; Zoller, Gesch. v. Innsbruck, S. 190. Ferner Mitteilung aus den Papieren v. Molls von Th. Trautwein in Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1893, S. 119.

sagt, nicht wenig, daß „dieser hochgestellte Herr Gegenden, welche bisher nur von Gemsjägern und Enziansammlern bestiegen wurden, und Eisberge, zu denen nur die engsten Pfade führen, besuchte." „Die Merkwürdigkeiten des Landes Tirol", meint der Bericht weiter, würden es allerdings verdienen, daß dieses „von neugierigen und gelehrten Reisenden ebenso besichtigt werde wie die Schweiz." Es ist immerhin ein merkwürdiger Wink der Geschichte, daß gerade jene Männer, die so einschneidend für die Einführung neuartiger Ideen und Zustände gewirkt haben, wie Kaiser Josef II. und sein Statthalter gerade auch im Interesse an der Hochgebirgswelt führend vorangegangen sind. Im Jahre 1797 reisten der damalige Hofkommissär (Minister) und der Landesgouverneur für Tirol, die Grafen von Lehrbach und Bissingen, von Innsbruck über Axams zu den „Fernern", womit nach der Richtung des Weges auch nur der Liesner Ferner im Sellrain gemeint sein kann[1]). Zum Besuche des Alpeiner Ferners im Stubai gibt der Landrichter Josef von Anreiter im Jahre 1808 bereits nähere Auskünfte betreffs Ausrüstung und Führer[2]). Im Jahre 1792 erschien im Drucke das erste englische Reisewerk über Tirol, die „Travels throug the Rhaetian Alps" von Albanis Beaumont. Dieser hat den Stubenferner im Pflerschtal unter einheimischer Führung bestiegen und in seinem Buche (S. 55) nicht nur eine sachliche Beschreibung des Gletschers gegeben, sondern auch die ästhetischen Eindrücke dieser eigenartigen Landschaft mit warmen Worten gezeichnet; auch in der Schilderung des Talweges über den Brenner widmet Beaumont einzelnen besonders auffallenden Berggestalten, wie dem Tribulaun und dem Habicht besondere Beachtung.

Allein die eigentliche Entfaltung des Alpinismus mußte hier in Tirol im 19. Jahrhundert ganz neu einsetzen[3]). Dieses Abreißen einer bereits hoffnungsvoll angebahnten Bewegung hat in der Geistesgeschichte des Landes eine bemerkenswerte Parallele. Auch die wissenschaftliche Landeskunde gerät, nachdem sie bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine Höhezeit der Leistung und des Interesses erreicht hatte, in einen langen Zustand der Brache und der Untätigkeit. Der Alpinismus, der im Wesen eine geistige Entfaltung ist, war eben von dem allgemeineren Gange derselben abhängig. Im Zeitalter und im Zeichen des Humanismus hat auch in Tirol der Alpinismus seinen ersten bedeutsamen Anlauf genommen; als aber der Geistesstrom, der jenen getragen hatte, versiegte, verlor auch er seine Lebenskraft. Es bedurfte einer neuen geistigen Bewegung, um die Hochlandsfreude neu zu entzünden: die wahre Wiedergeburt deutschen Geistes, die in der Geschichte der deutschen Dichtung als das klassische und romantische Zeitalter bekannt sind.

Die Ausrüstung des Bergsteigers

Waren der Bauer und Jäger des Hochgebirges die ersten Bergsteiger gewesen, so haben sie auch die ersten Geräte erfunden und ermittelt, die dem Bergsteiger zur Erleichterung und Sicherung dienen sollen. Zusammenfassende Darstellungen der bergsteigerischen Ausrüstung des Gems- oder Hochgebirgsjägers verdanken wir mehrere der Zeit und Person Kaiser Maximilians, dessen Bedeutung für die Bergsteigerei wir bereits oben (S. 41) hervorhoben. In seinem geheimen Jagdbuch[4]) gibt Max hierüber und über das Verhalten beim Felssteigen seinem Nachfolger eine Reihe von An-

---

[1]) Über diese Reise berichtet uns nur ein Gedicht, das den Grafen im Dorfe Axams zur Begrüßung vorgetragen und dann gedruckt wurde (Ferdinandeum Bibl. Werner Nr. 468, „Anrede usw.").

[2]) Wie oben S. 20, Anm. 3.

[3]) Über die spezielle Entwicklung der Alpinistik in dem geistigen Mittelpunkt des Landes Tirol bis zur Gegenwart handelt mein Aufsatz „Innsbrucks Bergsteiger" in Mitteil. des D. u. Ö. A.-V. 1925, Nr. 17, S. 195 ff.

[4]) Wie oben Jahrg. 1927, S. 16, Anm. 1.

weisungen: Die Schuhe sollen „mit Reinen (d. h. Rändern) gemacht werden, daß die Stain nit darin fallen". Auch soll man stets zwei Paar Schuhe zum Wechseln mitnehmen, wenn das eine Paar „im Gepirg und Schne" naß wird; dort soll man auch „wullen Socken über Schuech und Hossen" anziehen. Die Ärmel des Wamses und die Hosen sollen nicht bauschig sein, ein „fliegender Rock" dient zum Schutze gegen Kälte, Regen und Schnee. Das Wams soll am Hals eng anschließen, damit beim „Schliefen durch die Zunken (Felsenriffe) nichts in den Rücken komme." Der Kopfbedeckungen gibt es mehrere: Ein „graues Hütl mit einem Furschlag und Bandl" daran, damit es der Wind nicht wegreißt; bei starkem Wind eine Kappe aus Zendlein (Taffet), bei Regen und Schnee eine wollene Kappe, also eine Schneehaube; eine „Hirnhaube" zum Schutze gegen Steinschlag, ein Ausrüstungsstück, das heute nicht mehr üblich ist, wenn es auch mitunter sehr vorteilhaft wäre. Besonderen Wert legt der groß Waidman auf gute „Schäfte". Der eine kürzere, „Pirgschaft" genannt, ist immer noch 2½ Klafter lang, also mehr als zweimal mannshoch (1 Klafter war ungefähr 2 *m*); wie der Name sagt, diente er als Bergstock. Die Jäger in den Salzburger Kalkalpen haben auch heute noch Bergstöcke von 2—3½ *m* Länge, sie benützen dieselben beim Felssteigen, indem sie sich an dem mit der Spitze fest eingesetzten Stock emporziehen oder herablassen[1]). Auch Maximilian übte dieses „Durchlassen" am Bergschafte so ausgiebig, daß er einmal dabei von einem Windstoß beinahe aus seiner Bahn geschleudert worden wäre[2]). Der noch längere „Gejaidschaft" mißt nach Kaiser Max 4 Klafter, er hatte gleich dem Bergstock unten eine „zech gestechelte Tillen" d. h. eine Spitze aus zähem Stahl, oben aber ein scharfes, lanzenartiges „Tillmesser". Daß Gemsen wurden durch Treiber und Hunde über die Felswände in Stellen gehetzt, aus denen sie nicht mehr weiter konnten, und vom Jäger mit diesem Jagd- oder Gemsschaft erstochen, was man das „Ausfällen" oder „Auswerfen" der Gemsen nannte. Mit der Armbrust wurde damals auf der Gemsjagd nicht viel gearbeitet, erst das Aufkommen der Feuerbüchse verdrängte das Ausfällen mit dem Schaft[3]). Es versteht sich aber, daß eine solche Jagdart, bei der man der Gemse im Felsgelände bis auf wenige Meter auf den Leib rücken mußte, einen erheblichen Grad von Kletterfertigkeit und Trittsicherheit erforderte. Kaiser Max benützte zum Felssteigen den eigenen Birgschaft und ließ sich den Gemsschaft zum Bedarf nachtragen, der einfache Jäger gebrauchte wohl den letzteren gleichzeitig als Bergstock. Möglicherweise waren die Till- oder Tullmesser am Schaft nicht unbeweglich befestigt, sondern konnten nach Bedarf auf- und abgenommen werden, wodurch die Benützung des Schaftes als Bergstock vereinfacht war; wenigstens werden eigene „Tullmesser" in unseren Schriften genannt. Wie Max im geheimen Jagdbuch weiter angibt, müssen die Schäfte aus selbstgewachsenem Holz gefertigt und hängend in eigenen Kästen aufbewahrt werden, damit sie sich nicht einbiegen. Für Tirol hatte Max in Innsbruck und im Schloß Ehrenberg bei Reutte solche Kästen mit 20 und mehr Schäften. Weiter bezeichnet Max im geheimen Jagdbuch als „erstlich" notwendig zum Felssteigen „ehrlich Fußeisen mit sechs Zinken", er unterscheidet dann diese „Pirg- oder Gemseisen" von den „Waldeisen", die für die Bärenjagd getragen werden. Auch ein gutes „Geseil" (Seil) brauche der Gemsjäger, es scheint ebenso zur Beförderung des erlegten

---

[1]) Vgl. L. Purtscheller, Zur Entwicklungsgeschichte des Alpinismus, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1894, S. 139.

[2]) Siehe oben S. 42.

[3]) Dies war vollständig erst im 17. Jahrhundert der Fall, wie M. Mayr, Gejaidbuch, S. XII und XVII, Anm., mitteilt. Im Jahre 1560 sagen Gerichtszeugen, daß die Leute der Herrschaft Ehrenberg (Reutte) seit langem am Seylingspitz (Säuling) das „Gamswild mit Schaft und Eisen, auch Büren gejagt, gefällt und geschossen" hätten (Stolz, Landesbeschreibung, S. 621). Vgl. dazu auch den Aufsatz von R. Lechner, Vom alten Tiroler Jagdwesen in der Innsbrucker Zeitschrift „Bergland", 1926, Nr. 9.

Wildes wie zur gegenseitigen Hilfe und Versicherung der Jäger verwendet worden sein. Abseilen über Felswände bei Jagden wird schon im 14. Jahrhundert mitgeteilt[1]).

Diese Angaben des geheimen Jagdbuchs über die bergsteigerische Ausrüstung der Gemsjäger werden wesentlich veranschaulicht und vervollständigt durch das Bild und die Erklärung, die Hans Burgkmair von Augsburg, ein Zeitgenosse Kaiser Max I., in seinem Meisterwerke der Holzschnittkunst, dem „Triumphzug" bringt[2]). Hier ersehen wir die nähere Art der Gemsschäfte und Fußeisen, letztere sind noch nicht gegliedert; die Schuhe der Gemsjäger werden hier als „hohe Gemsschuhe" bezeichnet, also eine Art eigener Bergschuhe, wenn auch die Benagelung nicht kenntlich ist. Außerdem trägt jeder Jäger einen „Schnürffsack" (Rucksack) und ein Paar Schneereifen. Auf dem Bilde aus dem Jagdbuch beobachten wir die Handhabung der Birg- und Gemsschäfte, die Befestigung der Steigeisen, und das Geräte, das die Jäger, die nicht schon einen Rucksack tragen, über den Rücken gehängt haben, darunter der Kaiser selbst, der am Bilde links unten mit dem Schaft steht[3]). Das schnabelförmige Ding scheint ein Hifthorn zu sein, das wulstförmige ein zusammengerolltes Seil oder Netz[4]). Die Ausrüstung und Gewandung des Gemsjägers beschreibt auch recht anschaulich ein Wappenbrief, den Erzherzog Ferdinand II. im Jahre 1591 „seinen Gambsjagern den Rueffen" in Tannheim verliehen hat und der das Wappen so bestimmt: „Im ganzen Schilt stehend auf ainem Geschröff oder Felsen ain Jagers Manspersson mit praunem Har und Part, auf seinem Haubt einen grienen Jagerhuet, in ain ganz griens Jagerkhlaid und den Leib der Schrege nach ain Heykupl mit seinem Jagerhorn, item an den Füßen Fußeisen tragen, mit der linggen under sich und der rechten Hand über sich ainen gelb oder goldfarben langen Schaft[5])."

Die Schneereifen sind das in den Tiroler Alpen einheimische Geräte zum Gehen über tiefen Schnee, die Schi sind erst in unserer Zeit hier bekannt geworden. Jene werden übrigens zum erstenmal in der um das Jahr 1420 entworfenen Ordnung des Hospizes St. Christof am Arlberg genannt, der Vorsteher desselben und sein Knecht sollen im Winter mit „vier Sneraiffen" jeden Abend den Paßweg nach erschöpften Reisenden absuchen und diese in die Herberge schaffen[6]). In einem Inventar des Schlosses Sigmundsburg am Fern vom Jahre 1462 werden „4 Bar Schneeraiff und 2 Jagschäfft" erwähnt[7]). Laut einer Urkunde vom Jahre 1503 hatte Hans Witting als Abgabe von einem Bauerngute zu Bichelbach bei Lermoos auf das Schloß Ehrenberg, das Besitz des Landesfürsten war und von ihm zum Jagdaufenthalt benützt wurde, jährlich „ain Par Fußeysen und ain Schaft, die zu dem Gembsengejaid gut und gerecht sein", zu liefern[8]). In dem Rechnungsbuch der landesfürstlichen Kammer von Tirol vom Jahre 1460/61 (Fol. 204) wird eine Ausgabe von 40 Groschen „umb Fueßeisen" ausgewiesen. Daß aber die Steigeisen nicht bloß zur Jagd, sondern von den Bergbauern auch zur Heu- und

---

[1]) Siehe oben S. 34 letzte Zeile.

[2]) Siehe die Wiedergabe dieses Bildes auf S. 18; eine solche findet sich auch bei Henne am Ryn, Kulturgesch. d. d. Volkes 1, 466.

[3]) Den oberen Teil dieses Bildes, das in der Ausgabe des Jagdbuches Kaiser Maximilians I. von Michael Mayr (1901) bei S. 78 in den lebhaften Farben des Originals wiedergegeben ist, siehe auf S. 17.

[4]) Ein „mittelmäßig Horn" hat der Gemsjäger laut des geh. Jagdbuches. Seil nebst Horn trägt der Schwarzwildjäger am Rücken im Triumphwagen Burgkmairs (Henne am Ryn, Kulturgesch. 1, 467). „Gemsseiler" und „Gemsnetze", offenbar zum Stellen der Gemsen oder zur Lieferung des erlegten Wildes werden z. B. genannt bei O. Zingerle, Inventare aus Tirol, S. 313.

[5]) Nach dem Original des Wappenbriefs im Besitz der Familie Rief in Tannheim.

[6]) Rapp, Beschr. d. Diözese Brixen 4, 169, Anm. Den Jaufenpaß überschritt man im 18. Jahrhundert im Winter allgemein mit Hilfe von Schneereifen. (Stolz, Verkehrsgesch. des Jaufen, Schlernschriften 12, 143.)

[7]) O. Zingerle, Inventare, S. 107. [8]) Staatsarchiv Innsbruck, Urk. 7914.

Holzarbeit gebraucht wurden und zu deren ständigem Rüstzeug gehörten, zeigt das Inventar des Holzerhofes im Mühlwaldtale ober Taufers vom Jahre 1534, in dem verschiedene Fußeisen zum Heuziehen, Madeisen und Fraueneisen genannt werden[1]). Übrigens sind Steigeisen, bestehend aus ein oder zwei Stollen mit 2—3 Zacken, bereits in vorgeschichtlichen Fundstätten, wie bei Hallstadt und am Nonsberg, festgestellt worden[2]). Ein bisher nicht beschriebenes Hilfsgerät zum Bergsteigen erwähnt eine italienische Reisebeschreibung aus dem Jahre 1668. Darnach habe die Reisegesellschaft während eines Aufenthaltes in Nassereit am Fernpaß Bauernburschen zugesehen, die über ihren Wunsch auf die schroffen Bergwände kletterten, wie sie es auf der Jagd zu tun pflegen. Um sich an den Felsen zu halten, hatten die Burschen Steigeisen an den Schuhen und in den Händen zwei (!) Stöcke, die mit hakenförmigen Eisenspitzen versehen sind[3]). Daß die Leute je zwei Stöcke beim Klettern verwendet hätten, ist doch kaum glaubhaft. Doch waren in den Ostalpen mindestens im 18. Jahrhundert Bergstöcke in Gebrauch, die oben einen zurückgebogenen Haken hatten, um sich beim Steigen in Fels und Gras anzuklammern oder auch Gegenstände (Zweige usw.) an sich zu ziehen. Ein solches Gerät benutzte und beschrieb z. B. der berühmte Ostalpenforscher B. Hacquet[4]). In Tirol sah ich selbst noch vor einigen Jahrzehnten in Praxmar im innersten Sellrain bei den dortigen bäuerlichen Gemsjägern alte Bergstöcke, an denen unten neben der geraden Spitze noch ein kräftiger, nach außen gebogener Haken aus Eisen befestigt war. Auch dieser Haken diente zum Festhalten auf steilem Gras und Fels, ja auch auf Schnee und Eis, wie mir der alte Hansjörg Schöpf von Praxmar mitteilt. Auch im Alpinen Museum zu München sind zwei solche alte „Hakenbergstöcke" zu sehen (Abbildung nebenstehend). Wie ich nachträglich erfahre, werden im Ötztal heute noch von den einheimischen Jägern solche Haken an den Bergstöcken getragen und diese „Jägerstecken" genannt[5]).

Für die Begehung der Gletscher, die namentlich in der Ötztaler Gruppe aus bloßem Verkehrsbedürfnis schon lange ziemlich lebhaft betrieben worden ist[6]), haben sich zwei besondere Hilfsmittel herausgebildet, die Walcher in seinem Büchlein „über die Eisberge in Tirol" im Jahre 1773 folgendermaßen beschreibt (S. 18): „Um einen dergleichen Unglücksfall (Sturz in Fernerspalten) zu verhüten, pflegen sich diejenigen, die allein ohne Gefährten gehen, mit einer langen Stange zu versehen, um bey etwa ereignender Gefahr entweder den Fall zu verhindern, oder nach dem Falle sich damit retten zu können. Sind aber auf dem Wege zween oder mehr beysammen, so entfernen sie sich auf einige Schritte voneinander, nehmen eine starke Schnur mit sich, oder binden sie zu ihrer Sicherheit wohl gar um den Arm herum." Die Stange ist jedenfalls ein langer Bergstock nach Art der Bergschäfte Maximilians. Wie

[1]) Mitgeteilt von Stolz in der Zeitschrift „Schlern" 1922, S. 345 ff.

[2]) Vgl. Sacken, Das Grabfeld von Hallstatt (1868), S. 110. Ferner Originalsammlung im Museum Ferdinandeum in Innsbruck. — Dazu im ganzen der Aufsatz von G. Lücke, Die Geschichte der Steigeisen in Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1925, Nr. 12.

[3]) Mitgeteilt von Dengel, Reisen mediceischer Fürsten durch Tirol in Veröffentl. des Ferdinandeums Innsbruck, 7. Bd. (derzeit im Druck).

[4]) Siehe G. Jakob, B. Hacquet in der Festschrift der Sektion Pfalz des D. u. Ö. A.-V. 1928, S. 59.

[5]) Einen gleichen Bergstock trägt ein Holzknecht aus dem Salzkammergut auf einem älteren Trachtenbild (bei Müller-Gutenbrunn, Ruhmeshalle deutscher Arbeit in Österreich, Seite 290). Hier dürfte der Haken auch zum Heranziehen des Holzes beim Triften dienen. Doch haben die eigentlichen Griesbeile, die zu diesem Zweck bestimmt sind, noch längere und schwerere Schäfte, auch stärkere Haken, und können als Bergstöcke nicht verwendet werden.

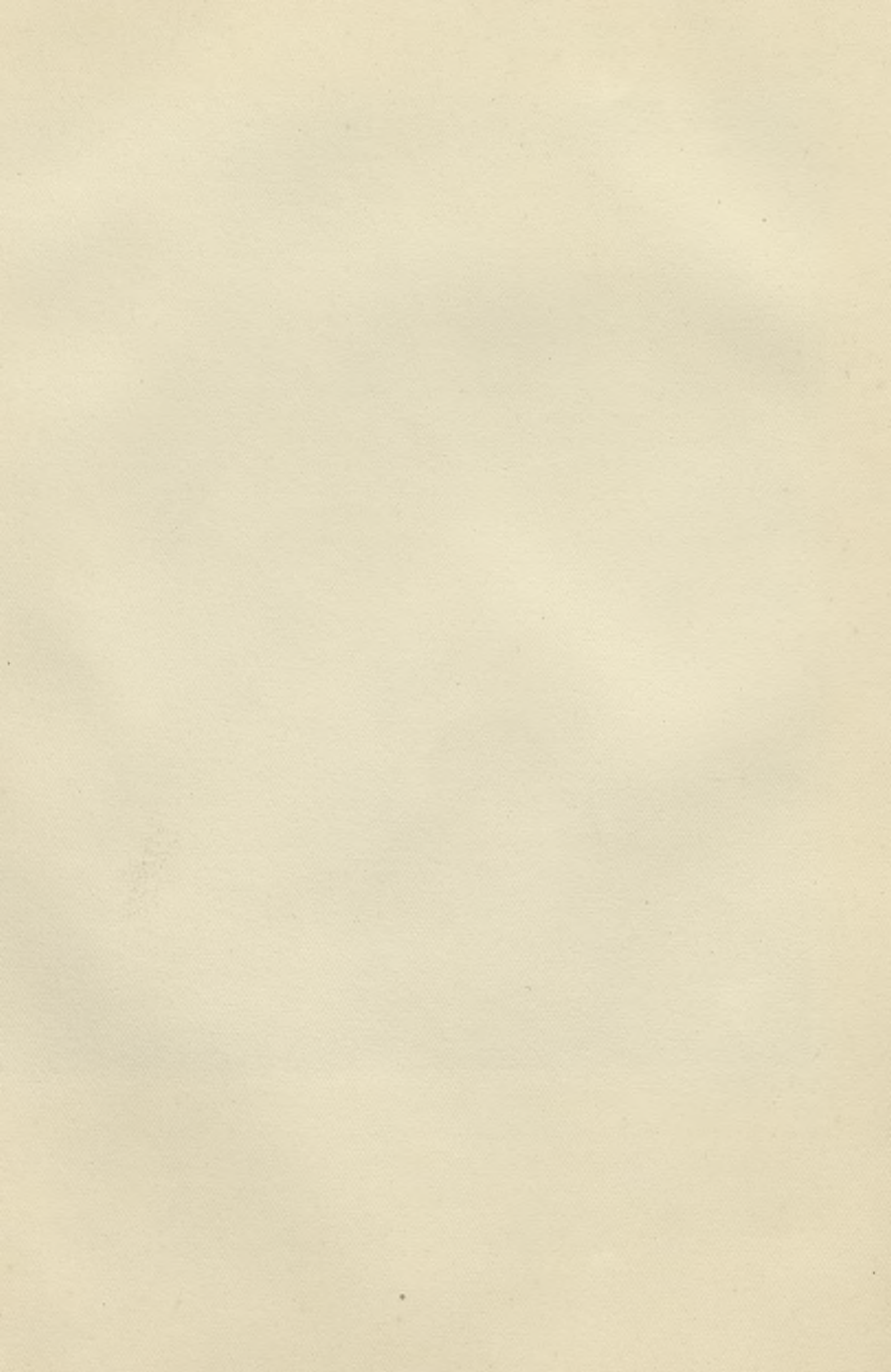
[6]) Siehe dazu oben S. 32 f.



Hans Beat Wieland

Mezzotinto Bruckmann

„Der Sieger" (Matterhorn) 1926



das Seil benützt wurde, zeigt näher das erste Bild, das dem Buche Walchers beigegeben ist. Es sind auf diesem drei Gruppen von Menschen dargestellt, die den Gurgler Gletscher überschreiten. Bei jeder derselben, sind die zwei ersten Personen durch das Seil im Schreiten auf eine Entfernung von etwa zehn Meter verbunden. Die dritte Person geht knapp hinter der zweiten mit dem langen Schaft.

Zusammenfassend können wir sagen: Die wichtigsten Ausrüstungsgegenstände des Bergsteigers sind, abgesehen vom Eispickel, im Gebrauche der Jagd und des Bergbauern auch in den Ostalpen schon vorgebildet gewesen, als der Alpinismus auf den Plan trat und nach Hilfsmitteln sich umsehen mußte. Für das Gebiet der Schweiz hat ja Josias Simler schon im 16. Jahrhundert dieselben Ausrüstungsgegenstände (und dazu noch die Schneebrille) in lehrhaftem Sinne beschrieben[1]).

Die Benennung einzelner Berggipfel

Wenn der Gebirgsbewohner einzelne Berggipfel mit Eigennamen belegt, so bekundet er dadurch eine gewisse Vertrautheit mit ihnen, ob er nun diese Berge bis auf ihren Scheitel zu wirtschaftlichen Zwecken besucht oder bloß ihr Anblick seinen Sinn und seine Einbildungskraft beschäftigt. Aus dem Umstand, daß die einzelnen Berge ständige Namen haben, kann man daher auf einen gewissen Grad von Kenntnis des Hochgebirges schließen und will man daher diese in ihrer geschichtlichen Entfaltung erfassen, so ist es angezeigt, das Auftauchen der Bergnamen in der geschichtlichen Überlieferung zu verfolgen. Den wichtigsten Anlaß zur schriftlichen Erwähnung von Bergnamen in älterer Zeit bildet die Festsetzung der Marken von Gemeinden, Gerichten, Grafschaften, Ländern, mitunter auch von Pfarr- und Bistumssprengeln. Urkunden solchen Inhaltes kommen einzeln in Tirol seit dem 11. Jahrhundert vor, zahlreicher werden sie seit dem 14. und besonders ausführlich als sogenannte Markenbeschriebe seit dem 16. Jahrhundert. Außer diesen sind noch die Beschreibungen der Jagdreviere, die im Jagdbuch des Kaiser Max enthalten und demnach in der Zeit um das Jahr 1500 angelegt worden sind, reich an Gipfelnamen[2]). Natürlich werden in diesen Aufzeichnungen nur diejenigen Berggipfel und -kämme berührt, über die eben die betreffende Grenze läuft, andere hingegen gelangen nie zur Erwähnung. Man darf aber deshalb nicht glauben, daß in solchen Gebieten überhaupt keine Eigennamen für Berge bestanden haben. Andererseits wäre es auch irrig anzunehmen, daß die Bergnamen, die in einem Markenbeschrieb zum erstenmal genannt werden, zur Zeit der Abfassung desselben erst geschaffen worden sind, sie waren vielmehr schon längst im Gebrauche des anwohnenden Volkes vorhanden und wurden damals nur zum ersten Male schriftlich niedergelegt. In dieser Hinsicht ist die Meinung, die W. Lehner in seinem Werke „Die Eroberung der Alpen“ (1923), S. 49, ausspricht, irrig oder kann wenigstens zu irriger Auffassung Anlaß geben, wenn er sagt: „Schritt für Schritt nur ging die Bergbenennung in langsamster Weise vor sich. Bis tief ins 15. Jahrhundert hinein gab es in den Alpen in der Tat kaum 40 Gipfel über 2000 *m*, die damals eine bestimmte Kennzeichnung hatten.“ Vielmehr wäre richtig zu bemerken: Die Gebirgsbewohner hatten schon früher für die einzelnen Berge eigene Namen, allein diese sind meistens erst spät — aus den oben angedeuteten Anlässen — zur schriftlichen Aufzeichnung gelangt, und schließlich in die gelehrte geographische Kenntnis und Literatur übergegangen. Dieses Vorhandensein von Eigennamen für die einzelnen Berge der Alpen wird sogar direkt von einem Schriftsteller des 15. Jahrhunderts, F. Faber, bestätigt, in-

[1]) Vgl. Lehner, Eroberung der Alpen, S. 58 f.

[2]) Das Jagdbuch Kaiser Max I. gab Michael Mayr 1901 heraus; eine Übersicht über die Bergnamen der Stubaiergruppe, die im Jagdbuch enthalten sind, gab Gsaller in der Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V., Bd. 1886, S. 160.

dem er sagt: „Obwohl das ganze Gebirge ‚Alpen‘ genannt wird, haben dennoch einzelne Berge besondere Namen, die den Anwohnern geläufig sind[1]).“

Unter den vielen Markenbeschrieben, die seit dem 15. Jahrhundert für den Bereich von Tirol überliefert sind, teile ich hier einen besonders bemerkenswerten in dem Schriftabbild des Originals mit (s. S. 18). Es ist dies der Markenbeschrieb des Wildbannes, d. h. der Forst- und Jagdhoheit der Herzoge von Österreich als Landesfürsten von Tirol gegen die Grafschaft Werdenfels im Wetterstein- und Karwendelgebirge; dieser Beschrieb ist, wie wir aus anderen Urkunden wissen, um das Jahr 1430 verfaßt worden und auch in einer Niederschrift dieser Zeit uns überliefert und zwar in einer für solche Aufzeichnungen sonst ungewöhnlichen Form, nämlich auf einem Pergamentblatte von 41 *cm* Höhe und 33 *cm* Breite und in einer sehr starken Schrift; wahrscheinlich war das Blatt zum öffentlichen Aushängen bestimmt. Diesem Wildbann gemäß hat sich auch die Landesgrenze zwischen den Grafschaften Tirol und Werdenfels, welch letztere mit ihren Hauptorten Garmisch, Partenkirchen und Mittenwald bis zum Jahre 1802 dem Hochstifte Freising angehörte und dann dem Staate Bayern einverleibt wurde, herausgebildet; jedoch gehörte damals, im 15. Jahrhundert und auch noch später, das obere Raintal und der Ebenwald in der Gegend von Ellmau noch zu Tirol, das Karwendeltal hingegen zu Werdenfels und erst durch einen Vertrag vom Jahre 1766 haben Österreich und Freising diese Gebiete gegeneinander ausgetauscht und ihre Landesgrenze über den Kamm des östlichen Wettersteins und der vorderen Karwendelkette gezogen und damit den heutigen Verlauf der Landesgrenze festgelegt. Jener Wildbann von 1430 stellt die älteste genauere Aufzeichnung der Grenze Tirols gegen Werdenfels bzw. Bayern dar und bietet ein gutes Beispiel für die Markenbeschriebe jener Zeit und ihren Inhalt an Berg- und Talnamen. Für die Grafschaft Werdenfels liegt übrigens ein kurzer Markenbeschrieb schon aus der Zeit um 1300, für das Bistum Freising in kirchlichem Sinne sogar aus der Zeit um 1020 vor. Jener Markenbeschrieb von 1430 hat folgenden Wortlaut, wobei ich die Ortsnamen nach ihrer Lage in den Anmerkungen näher erkläre[2]):

„Nota das meins herren von Österreich etc. wildtpan geet als der Erwaldt und das Gaystal[3]) aneinander stöst albeg oben nach dem grat an dem Weterstain[4]); item vom Wetterstain in des Tewfels gesäss[5]); item von des Tewfels gesäss in das Reintal[6]); item von dem Reintal den grat auss in die Pawmgartgruoben, da der steyg abhin geet in den

---

[1]) Faber wie oben in Jahrg. 1927, S. 24, Anm. 6. (Bibl. d. Literar. Vereins Stuttgart, 4, 443) Jacobi, Die Gipfelnamen der Alpen im Spiegel der Geschichte (Mitt. d. D. u. Ö. Alpenvereines 1908, S. 82) bringt die ältesten geschichtlichen Angaben über einzelne Bergnamen in den Alpen. Doch betont auch er zu wenig entschieden, daß die erste Erwähnung der Bergnamen mit der Schöpfung derselben zeitlich und ursächlich keineswegs zusammenfällt, vielmehr meist aus irgendeinem zufälligen Anlasse die schon lange üblichen Namen anführt. Gsaller, Werden und Vergehen unserer Bergnamen (Österr. Turistenzeitung 1888, S. 81 u. 93) handelt hauptsächlich über den Einfluß des heutigen Alpinismus auf die Bergnamen, die ja durch jenen manche Verschiebungen und Veränderungen gegenüber dem bisherigen volkstümlichen Gebrauch erfahren haben.

[2]) Den Wortlaut dieser Wildbannbeschreibung habe ich bereits in meiner „Polit.-histor. Landesbeschreibung von Tirol“ (Arch. f. öst. Gesch., Bd. 107, S. 202 u. 426) mitgeteilt. Das Mittelstück, das sich auf den Schönwieshof bei Scharnitz bezieht, lasse ich hier weg. Das Original befindet sich im Staatsarchiv Innsbruck Urk. I 8581. — Näheres über die Geschichte der tirol.-bayer. Landesgrenze im Wetterstein- und Karwendelgebirge siehe in der gen. Landesbeschreibung S. 202, 235 u. 414 ff.

[3]) Die Gegend des heutigen Ortes Ehrwald hieß früher „der Erwald“; das Gaistal liegt davon ostwärts gegen die Leutasch zu.

[4]) Die Wetterwand, das Felsmassiv südlich der Zugspitze ober der Ehrwalder Alm.

[5]) Auf der Karte von P. Anich heißt Teufelsgsäß der Teufelsgrat im Hauptkamm des Wetterstein wie heute und auch der vom Teufelsgrat vorgeschobene P. 1943 südwestlich ober dem Schachen; hier scheint das letztere gemeint zu sein, weil ja die Grenze den Hauptkamm nach Norden zu verläßt.

[6]) Das Rain- oder Partnachtal.

Förkensee[1]); item vom Förkensee in das Hölsly[2]), vom Hölsly in die Werd[3]); item von derselben Werd neben Prunnenstain mitten auf die Yser[4]); item von derselben Yser hinein, da sy entspringt;[5]); item nach dem Gerwendl[6]) untz an das Tortal, von dem Tortal untz an den Ranperg[7]) albeg nach dem grat, von demselbigen Ranperg bis an den Wernpach, da Mitterwalder alben stösset und der Werenpach in die Rüss rynnet[8]); item von demselben Werenpach über die Rüss die alben Mos[9]) und von derselbigen grat an die Dürrach; item von der Dürrach gen dem Schöttlein am Vall[10]), derselbigen Schoth must ain haus abprechen ainen stainwurf verrhin ab als daz haws noch da steet; item von demselben hauss oben über die Dürrach am Hüenerpach zu der Rotenwandt[11]); item von der Walch über gegen Wach über, da der steyg gen Lenggriess geet[12]); item von demselbigen Wach untz auf den Grat, von demselben grat bis an Schiltenstain[13]), vom Schiltenstain untz an den Stainperg, nach dem Stainperg auss nach dem grat und auf an den Pranntenberg[14]), demselbigen grat nach auf untz an den Falckenstain[15]) albeg nach dem grat von dem selbigen Falckenstain untz da der Häbach entspringt unnd in das Yn rynnet"[16]).

Gleichmäßige Verzeichnungen der Bergnamen eines größeren Gebietes erfolgten erst seit dem Beginn der speziellen Landesmappierung, die in Tirol mit dem Werke des Anich-Hueber (1774) einsetzt und im 19. Jahrhundert in den Militärkarten sich fortbildet. Dazu kommt dann die Literatur über die bergsteigerische Erschließung des Gebirges, denn für diese war und ist eine feste Namengebung oder Benamung (Nomenklatur) der einzelnen Bergspitzen unbedingt erforderlich. Freilich ist man dabei oft nicht sehr sorgfältig vorgegangen, hat die Namen, die man der Volkssprache entlehnte, mitunter recht willkürlich der Schriftsprache angepaßt, hat sich auch nicht bemüht, durch Heranziehung verschiedener Gewährsmänner eine möglichst sichere Form und Beziehung der Namen festzustellen; daher die Erscheinung, daß die Älpler heute einzelne Berge anders benennen als die Spezialkarte und der gedruckte turistische Führer und daß die Namensformen der letzteren zum Teil sprachlich widersinnig sind; dasselbe ist ja auch bei den Namen der Ortschaften mitunter der Fall, eine Berichtigung ist aber heute kaum mehr durchzusetzen, da sich die unrichtige Namensform im Wege der Literatur schon überall verbreitet hat[17]). Immerhin hat man seit dem Beginn der bergsteigerischen Erschließung auf eine möglichst vollständige Aufnahme der Bergnamen gedrängt, während die Namen für einzelne auffallende Punkte und Lagen im Gelände unterhalb der Gipfelregion in den Spezialkarten vielfach übergangen worden sind. Eine Schwierigkeit der Benamung der Gipfel besteht darin, daß ehedem von der einheimischen Bevölkerung ein Berg öfters auf zwei verschiedenen Talseiten verschiedenartig benannt worden ist und andererseits ein und derselbe Name auf verschiedene Punkte bezogen wird. Schon im

---

[1]) Der Ferchensee westlich Mittenwald. Zwischen ihm und dem Partnachtal liegt der Ebenwald, den die Landesfürsten von Tirol für sich beanspruchten.

[2]) Hasl, der 1276 m hohe Übergang von Unterleutasch nach dem Ferchensee, jetzt meist der Franzosensteig nach einer kriegerischen Begebenheit im Jahr 1805 genannt.

[3]) Die von der Isar durchflossene Talebene südlich Mittenwald.

[4]) Die Isar zwischen Mittenwald und Scharnitz unterhalb des Brunnsteinköpfels.

[5]) Der Ursprung der Isar im Hinterautal. Damals gehörte also von der Ortschaft Scharnitz aufwärts nur das Gelände links (südlich) des Laufes der Isar zu Tirol, das andere Ufer zu Werdenfels. Vom Isarursprung ging die Grenze über das Birkkar hinüber gegen die Hochalm im Karwendeltal.

[6]) Der östliche Karwendelspitz ober der Hochalm.

[7]) Das Tor- und Rontal westlich der Hinterriß.

[8]) Fermersbach, der östlich die den Mittenwaldern gehörige Vereinsalpe begrenzt und in die Riß mündet.

[9]) Die Moosalm am Westhange des Scharfreiters; über dessen Kamm ging die Grenze zur Dürrach, einem südl. Seitenflusse der Isar.

[10]) Fall bei der Mündung der Dürrach in die Isar; hier ist die Landesgrenze später (durch Vertrag von 1493) auf den Grat des Demeljoches gegen Südosten zurückgenommen worden.

[11]) Der Hühnerbach ist ein südlicher Seitenbach des Walchenbaches.

[12]) Die Wacht am Walchenbach, der aus dem Achensee in die Isar fließt.

[13]) Ein Berg im Kamme nördlich des Achentals.

[14]) Damit sind nicht die Täler Stein- und Brandenberg, sondern die Berge im Westen und Süden derselben, d. s. der Unnutz und der Rofan gemeint.

[15]) Ein Berg in der Nähe des Vorderen Sonnwendjoches, vielleicht dessen Gipfel selbst.

[16]) Die Habach entspringt unterhalb des Sonnwendjoches und rinnt gegenüber Brixlegg in den Inn.

[17]) Vgl. J. Schatz, Die Schreibung Tiroler Ortsnamen, Zeitschr. d. Ferd. 40, 100 ff. (1896). Nachträglich sei hier noch auf einen andern Aufsatz von J. Schatz in der Festschrift für Kluge (1926) verwiesen, der die verschiedenen allgemeinen Ausdrücke für den Begriff „Berg" in der deutschen Sprache behandelt und insbesondere zum 1. Teile der vorliegenden Abhandlung (Band 1927 S. 9 ff.) in enger Beziehung steht.

Jahre 1485 wird anläßlich einer Grenzfestsetzung zwischen dem tirolischen Lechtal und dem Allgäu vom berufenen Beamten diesbezüglich gesagt: „Ich kann der Perg Namen nit erfaren, vermain aus der Ursach, daß die Paurn an ainem End die Perg villeicht anders nennen als an dem andern[1])."

Ich will zwar hier keinen vollständigen geschichtlichen Katalog der Bergnamen Tirols geben, aber immerhin eine beiläufige Übersicht über das Auftauchen derselben in der geschichtlichen Überlieferung und folge hierbei der örtlichen Lage der einzelnen Gebirgsgruppen[2]). Den „Stainperg an dem Pilersee" (Leoganger Steinberg) nennt das Urbar des Amtes Kitzbühel von beil. 1400, das „Praithorn" dortselbst ein tirolisch-salzburgischer Grenzvertrag von 1606[3]). Zahlreiche Gipfel auf den Grenzkämmen der Gerichte Kitzbühel und Itter (in den Kitzbühler Alpen also) führen deren Markenbeschriebe aus dem 17. Jahrhundert an, so z. B. Spielberghorn, Gaisstein, Rettenstein, Kröndl, Geier, Torhelm, Feldalmhorn, Hoche Salve[4]). Eine Sperberjagd am „Horn" nennt jenes Urbar des Amtes Kitzbühel von ca. 1400, es dürfte damit das Kitzbühler Horn gemeint sein. Beim Namen „Kaiser" (Chaiser), der in den Urbaren des Herzogtums Bayern von 1220 und 1280 zum erstenmal aufscheint, ist nicht sicher, ob er sich damals auf das Kaisertal oder das Gebirge bezieht[5]). Sicher ist aber letzteres der Fall, wenn im Urbar des Amtes Kitzbühel von beiläufig 1400 das „Gamsgiayt an dem Chayser" oder in den Markenbeschrieben der Landgerichte Kufstein und Kitzbichl aus derselben Zeit das „Wachsegg an dem Hintern Kaiser" und „das Großtor am Kaiser" erwähnt wird[6]). Namen einzelner Gipfel kommen für das eigentliche Kaisergebirg in älterer Zeit nicht vor, wohl aber für dessen Vorberge, wie Kranzhorn (Grenzhorn) und Spitzstein[7]). In der Sonnwendgruppe erscheinen im 14. und 15. Jahrhundert die Grenzberge der Gerichte Kufstein, Rattenberg und Rottenburg, wie Traunsjoch, Grünberg, Kreuzberg, Sunwendjoch, Rafan (Rofan), Roßkopf, Spiljoch, Unnutz, Schiltenstein[8]). Im Rissergebirge (Vorkarwendel), ebenso der Sulfenstein, Scharfreiter, Juifen[9]) Fansjoch, Seeberg, Mumpär (Kompar) u. a.[10]).

Ins 13. Jahrhundert läßt sich der Name Karwendel zurückverfolgen. Wenn es aber in der Beschreibung der Marken der Grafschaft Werdenfels von beil. 1300 heißt, diese sollen von „Alyders (Laliders) durch daz gepirge untz (bis) an die Gerbintla" gehen, so ist damit wohl das Karwendeltal oder dessen Bach verstanden[11]). Doch war der Name weit älter, denn in einer Urkunde, die eine Markensetzung zu Seefeld in Tirol im Jahre 1260 betrifft, wird als Zeuge ein Perhtoldus Gerwendelaur genannt[12]). Wenn es damals schon einen Familiennamen „Karwendler" gegeben hat, so kann derselbe nur von der Talgegend abgeleitet sein, in der eben jene Familie ihren Stammsitz gehabt hat. Eine ständige Ansiedlung kommt im Karwendeltal später allerdings nicht mehr vor, allein die Erscheinung, daß in alter Zeit vorhandene Siedlungen später verlassen worden sind, trifft sich auch sonst in Hochgebirgstälern; es wäre hier auch denkbar, daß man früher den Namen Karwendel auch noch auf das Talbecken von Scharnitz bezogen hat,

[1]) H. Sander, Die Erwerbung des Tannberg durch Österreich, Programm der Realschule Innsbruck 1885/86, S.A. S. 55.

[2]) Die reichhaltigsten derartigen Verzeichnisse von Bergnamen bieten die Indizes zu Mayr, Jagdbuch Kaiser Max', S. 173 ff., und zu Stolz, Landesbeschreibung von Tirol (im 107. Bd. d. Arch. f. österr. Gesch.), S. 860.

[3]) Staatsarchiv Innsbruck, Urbare; Stolz, Landesbeschreibung, S. 78 ff.

[4]) Stolz, Landesbeschreibung, S. 80 und 120.

[5]) Sinwell, Kaisergebirge, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1917, S. 12, aus Monum. Boica 36.

[6]) Stolz, Landesbeschreibung von Tirol im Arch. f. österr. Gesch., 107. Bd., S. 81 u. 114.

[7]) A. a. O. 117. [8]) A. a. O. 114, 140 und 201 ff. [9]) A. a. O. 201 ff.

[10]) Mayr, Jagdbuch, S. 21 ff. [11]) Stolz, Landesbeschreibung, S. 415 f.

[12]) Baumann, Traditionsbuch von Benediktbeuern in Archival. Zeitschrift 20, 62. Über die sprachliche Herleitung siehe Buchner, Die Ortsnamen des Karwendelgebietes im oberbayer. Archiv 61, 276.

da letzterer Name auch sich erst allmählich auf die heute so benannte Ortschaft festgelegt hat[1]). Der Garwendelspitz wird in dem Grenzvertrage zwischen Tirol und Werdenfels vom Jahre 1500 zum erstenmal verzeichnet. Eine Amtsordnung für den tirolischen Obristjägermeister vom Jahre 1503 bildet für das ganze Gebiet, das man heute als Karwendel bezeichnet, zwei Aufsichtssprengel, der eine umfaßt „die Pirg Lafatsch, Rüß bis an Fumperbach", der andere „Gleirsch, Grawandt und Insprugger Gepirg"[2]). Damals bezog man den Namen Karwendel also nur auf die Bergkämme längs des Karwendeltales, d. i. auf den nordwestlichen Teil der Gesamtgruppe. Im Jagdbuch Kaiser Max I. wird „Garwendlberg" und „Garwendlpirg" ebenfalls im Sinne des ganzen Gebirgszuges zwischen Mittenwald und der Hochalm gesagt. Hier werden auch zahlreiche andere Gipfel der Gesamtgruppe wie Lamsenspitz, Gamsjoch, Falggen (Falken), Heissenkopf, Ferrn Gleirsch (Hoher Gleirsch), Solstein, Örlspitz, Frauhitt und auch die meisten Kare der Hinterau- und Gleirschtalkette mit eigenen Namen versehen, wenn auch nicht immer mit den gleichen wie heute[3]). Doch hat eine Grenzbeschreibung zwischen Tirol und Bayerland, die aus dem 17. Jahrhundert stammt, für die Kare und demnach auch für die Gipfel der Hinterautalkette fast durchwegs dieselbe Benamung wie heute, nämlich Mitter-, Hinter-, Breitgries-, Öd-, Birk-, Kuh-, Roßkar[4]). Auf der Karwendelkarte des M. Gumpp von 1720 werden dazu noch die Kare auf der Nordseite der Hinterautalkette, nämlich das Schlaucher-, Marx-, Rigl-, Larcherkar genannt, ferner auf der nördlichen Karwendelkette das Schlichten-, Vögele- und Grabkar[5]). Der Name „Hittenberg" für das Gebirge nördlich von Innsbruck ist übrigens schon im 14. Jahrhundert beurkundet, ebenso und bald hernach die Almen Gleyrs, Kristen, Pfeiß, Lafeiß (Lafatsch), Hinteröd, Ron- und Tortal, Hochalm[6]). Einer der anmutigsten Gipfelnamen des Karwendels und der Alpen überhaupt, nämlich das Hochglück, taucht zum erstenmal in Anichs Karte (1774) auf, allein eine Beziehung zu „Glück", die ja dem Namen mancher Bergsteiger in dichterischer Auffassung zumuten möchte, kann vor der nüchternen wissenschaftlichen Betrachtung nicht bestehen. Der Name kommt vielmehr von Gleck, worunter man die Stellen versteht, an denen die Gemsen eine natürliche Salzlecke haben[7]).

---

[1]) Stolz, Landesbeschreibung, S. 420. [2]) Wopfner, Almendregal, S. 135.

[3]) Mayr, Jagdbuch, S. 86 ff. [4]) Stolz, Landesbeschreibung, S. 462.

[5]) Staatsarchiv Innsbruck, Karten Nr. 520 u. 58 (letztere eine Skizze zu ersterer Karte). Über diese Karten siehe auch Jg. 1927, S. 34. — Auf der Karte Nr. 58 ist ausdrücklich vermerkt, daß das Schlauchkar von den Mittenwaldern einfach das „Kharl" genannt wird, wie es auch im Grenzvertrag von 1500 heißt (Stolz, Landesbeschreibung, S. 432, Anm. 15, wozu diese Gleichsetzung nachzutragen wäre).

[6]) Stolz, Landesbeschreibung, S. 236, 254 f., 428 u. 439. Die Abhandlungen von Schatz, Zösmair, Schuler usw. zur Frau-Hütt-Sage und Erklärung des Namens sind näher angeführt bei Buchner, Ortsnamen des Karwendels, a. a. O., S. 273 ff.

[7]) Nieberl erklärt in Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1925, S. 90, Hochglück und Gran Paradiso als die schönsten und verheißungsvollsten Gipfelnamen in den Alpen. Denn jenes sage zum Bergsteiger: „Komm herauf zu mir; du findest, was du suchst; ich bin das Hochglück." Diese Deutung ist natürlich nur dem unmittelbaren Empfinden entsprungen und demnach über sprachwissenschaftliche Kritik erhaben. Buchner (Ortsnamen des Karwendel, Oberbayerisches Archiv 61, 274) leitet Hochglück von Lücke d. i. Scharte ab; allein dieses Wort lautet in der Mundart Lucken und das „u" der Stammsilbe unterliegt auch nicht der Umlautung, auch kommt die Kollektivform „Gluck" nie vor. Hingegen ist die Ablautung von Gleck zu Glick nach dem Vorgang von Berg zu Gebirge möglich. „Gleck" findet sich im Sinne von Salzlecke für Gemsen im Jagdbuche Kaiser Max' I. sehr oft, hier werden auch „selbst gewachsen Gleck" genannt (z. B. in der Ausgabe von M. Mayr, S. 144)), d. h. natürliche Salzleckstellen im Gegensatz zu künstlich hergerichteten. Ein anderer Ausdruck für denselben Begriff, der auch im Jagdbuch öfters gebraucht wird, ist „Sulz", nach dem ja auch öfters Hochtäler und Gipfel in den Tiroler Alpen benannt sind. Unter „Glack" versteht man im östlichen Tirol Markzeichen (vgl. Stolz, Landesbeschreibung. S. 789, und Stolz, Steinwild, S. 8), allein es wäre eine Ablautung des a zu i lautgesetzlich nicht zu erklären. Daß Anich aus einem gesprochenen Hochglick oder auch Hochgleck ein Hochglück geschrieben hat, wäre immerhin denkbar.

Der Wetterstein (Weterstain), und zwar sein Westabfall gegen Ehrwald, wird zum erstenmal in der Beschreibung des Wildbanns der Tiroler Landesfürsten von etwa 1430 erwähnt, diese setzt dann fort über das Teufelsgesäß ober dem Raintal (Teufelsgrat) gegen Mittenwald[1]). In dem tirolisch-werdenfelsischen Grenzvertrag vom Jahre 1500 wird auch der Grat unmittelbar ober der Leutasch als Wetterstein bezeichnet, womit der einheitliche Name für das ganze Gebirge gegeben ist. Des näheren erscheint hier um 1500 das Trauchtal und die Rotwand bis an den Verner (Plattachferner); um 1600 der Wetterspitz, das Terl (Dreitorspitzgatterl), Karljoch, die Platten (Plattach), der höchste Wetterstain oder Zugspitz[2]); die Dreispitz (Dreitorspitz), und der Hundsstall[3]); der Wechsel- oder Warenstein schon früher, um das Jahr 1400[4]). Für die Mieminger Kette erwähnt das Jagdbuch Kaiser Max I. die Muntan (Hohe Munde), Tschirgant, Wannach (Wannig), Mariaberg.

Die Gipfel des Allgäuer Hauptkammes werden in den Verträgen des 15. und 16. Jahrhunderts erstmals benannt wie u. a. Kugelhorn, Hochvogel, Medelinspitz (Mädelegabel), Hochtrettach, Rappenkopf, Biberhorn, Widderstein; im Tannheimer Gebirge Aggenstein, Rote Flüh, Kellenspitz und Gachtspitz, jenseits des Lech der Säuling[5]). Für die Gipfel der Lechtaler Alpen treffen wir Erwähnungen zum Teil im Jagdbuch Kaiser Max I., zum Teil erst aus dem 17. Jahrhundert, wie Wetterspitz, Eisenspitz, Rockspitz, Sparchen oder Muttekopf, Heiterwand[6]).

Für die westlichen Urgebirgsalpen Tirols (Silvretta und Ötztaler Alpen) enthält das Jagdbuch Kaiser Max I. wohl zahlreiche Namen von Hochgebirgstälern, Karen und Seitengipfel, aber wenig Namen von Gipfeln in den Hauptkämmen, wie etwa Ryfl (Hoher Riffler) und Plankenwand (Blankahorn)[7]). Nur für eines der hier gelegenen Gerichte, nämlich Petersberg, besitzen wir einen genaueren Markenbeschrieb aus dem Jahre 1586 und dieser zeigt uns die reichliche Gipfelbenamung auch in den inneren Sellrainer, Stubaier und Ötztaler Alpen von damals. In jener wird nämlich vom Kühtaiersattel an südwärts an Gipfeln angeführt[8]): Plenderleskogl, Schellenkogl, Roßkogl (Zwieselbacher), Sonnenwandt (Gleirschtaler), Platigerkogl, Rotenkogl, Stücklschnee und Nüblstein (Seebleskogel), Schrankargrat, Pockogl, Seekogl (Mutterberger), Hohe Rötte, Gaiskogl, Kogel zu hintrist des Trüeben Verners (gleich Zuckerhütl), dann im Gurgler Kamm Künigsrad, Gaisberg, Hohe Kirchen (Kirchenkogl); endlich im Geigenkamm (zwischen dem Pitz- und Ötztal): Hoche Peunt (Hohe Geige), Feuerkogl, Äußerer Grieskogl, Kaltenkogl, Schwarzenkogl, Prechenkogl. Für den Gurgler Kamm bringen Passeirer Jagd- und Gerichtsbeschriebe einige Gipfelnamen, die ich unten (S. 59) noch mitteile. Sonst erwähnt noch das Jagdbuch Kaiser Max I. d. i. für die Zeit um 1500 in den Stubaier Alpen folgende Gipfel: Grieskogl, Birkkogel, Gaiskogel (bei Kühtai), Hohe Röt (Villerspitze), Fernerkogl, Am Pfaffen, Haber (Habicht), Kirchdach, Särls (Serles), Tribulaun, Purckstal (Burgstall), Sliggerwandt (Schlicker Kalkkögl), Ampferstain u. a. mehr[9]).

Im Zillertaler Hauptkamm, dessen Nordabdachung bis zum Jahre 1815 politisch zum Erzstift und Lande Salzburg gehört hat, nennt das Landrecht des Zillertals vom Jahre 1487 als dessen Grenze nach Süden nur drei Namen, Eurer (Ahrner)

---

1) Vgl. dazu oben S. 52.
2) Wopfner, Almendregal, S. 137; Stolz, Landesbeschreibung, S. 432, 443 f., 615.
3) Karte und Ansicht des Wetterstein von 1720 siehe oben Jahrg. 1927, S. 20, 34 u. 36.
4) Stolz, Landesbeschreibung, S. 442.
5) Stolz, Landesbeschreibung, S. 619, 624, 632, 656. Mayr, Jagdbuch, S. 143 f.
6) Stolz a. a. O., S. 604 ff. bzw. Mayr, S. 139 f.; Burglechner unten Anhang I, 8; Wolfstrigl, Erzbergbaue Tirols, S. 25 und 28.
7) Mayr, Jagdbuch, S. 156.
8) Stolz, Landesbeschreibung, S. 489 f.
9) Siehe dazu oben S. 51, Anm. 2.

Lenken, Falkenstein und Leiterjoch[1]). Daß aber die vielgipfligen Kämme zwischen den Zillergründen auch in alter Zeit reichlich mit Namen versehen waren, das zeigt die im Jahre 1607 angelegte Beschreibung des Stein- oder Fahlwildrevieres, das die Erzbischöfe von Salzburg in der Floite und Gungl als den letzten größeren Bestand dieser Wildgattung in den Ostalpen besessen und gehegt haben. Es erscheinen da auf den Kämmen zwischen diesen Tälern bei dreißig verschiedene Gipfelnamen, darunter die bekannten Tristner, Gigeritz und Merchner[2]); ferner in der gleichzeitigen Beschreibung des Forstes Leuten oder Zemm der Schwarzenstein und Riffler, etwas früher auch der Ahornspitz[3]). Die Namen anderer Hauptgipfel der Zillertaler Alpen tauchen in den Grenzbeschrieben des 18. Jahrhunderts auf, wie Hoher Eiskopf in der Wilden Gerlos, Reichenspitz, Löfflkopf, Hornkopf, Roßruggkopf, Schneekopf (Mösele), Greiner[4]).

Aus den Tuxer Voralpen nennt das Jagdbuch Kaiser Max I., also beiläufig um das Jahr 1500, eine Reihe von Gipfeln, darunter Patscherkogl, Morgenkogl[5]), Rotewand, Tulfein, Hannburg, Hilpold. Außer diesen werden in den Grenzbeschrieben des 17. und 18. Jahrhunderts noch viele andere angeführt, wie Rosenjoch, Reggenert (Reckner) in der Wilden Lizum, Clammerspitz, Kallwand (Kalchwand), Torspitz, Rastkogl, Gilferts, Marchkopf, Keller[6]).

Am weitesten geht in der schriftlichen Überlieferung wohl von allen Bergnamen der Ostalpen der Name der Tauern zurück, der vom 9. bis 13. Jahrhundert oftmals in wechselnder Form (Mons Durus Turus, Turo, Thaurus, Tur, Turen, Tower) erscheint[7]). Meist beziehen sich diese früheren Erwähnungen allerdings auf die Päße des Mallnitzer und Radstatter Tauern; sicher ist der Velber (Matreier) Tauern in einer Urkunde von 1287 und der Kalser Tauern in einer von 1244 gemeint[8]); 1414 wird „eine Alben am hindern Tauern in Matrayer Gericht", zur selben Zeit der Krimbler Tauern genannt[9]). Sicherlich verstand man schon in alter Zeit unter dem Namen Tauern sowohl im allgemeinen die ganze große Bergkette südlich des Salzach- und Ennstales als auch einzelne Übergänge in derselben. Einzelne Gipfel auf der zu Tirol gehörigen Südseite der Tauern werden in ziemlicher Anzahl in den Grenzbeschrieben der Gerichte Lienz, Virgen, Kals, Windischmatrei aus dem 16. Jahrhundert namentlich angeführt: so auch die Hauptgipfel Dreyherrenspitz, Hinter Ader (beim Großvenediger), Cristallenwant (diese auch schon im 15. Jahrh.), Glogger (Großglockner), Schwertegg, Unholdenkofl, Schober, Glödis, Seichenspitz, das Pese (Böse) oder Wilde Weib, der Pogstain (Bockstein), der Schleinitzkofl u. a.[10]). Der Gloggner ist auch einer der wenigen Bergnamen, die Lazius (1560) und Burglechner (1610) auf ihren Karten anbrachten[11]).

Eine besondere Bewandtnis hat es mit dem Namen Großvenediger. Den ersten

---

[1]) Zur Erklärung dieser Namen siehe oben S. 31. Anm. 4.

[2]) Stolz, Das Steinwild in Tirol (Veröffentl. d. Ferdinandeums, H. 2, 1922), S. 8.

[3]) Stolz, Landesbeschr., S. 171 u. 801.

[4]) A. a. O. S. 173.

[5]) Betreffs der späteren Umwandlung des Grundwortes „Kogl" in „Kofel" in diesen zwei Namen siehe oben Jahrg. 1927, S. 12, Anm. 6.

[6]) Stolz, Landesbeschreibung, S. 169, 173, 229, 288, 346.

[7]) Martin, Salzburger Urkb. 3, N. 80; Jaksch, Monum. Carinthiae 4. 820.

[8]) Martin a. a. O., 2, 709; Staatsarchiv Innsbruck, Görzer Repert. fol. 1350. — Ferner wird um 1420 ein Hof „unter dem Tauern" in Kals erwähnt (a. a. O. Cod. 581).

[9]) Mitt. d. Salzb. Landesk. 1904, S. 244; Österr. Weist. 1, 284. — Der Crümler Thawrn wird ferners 1503 als oberes Mark des landesfürstlichen Gemsenreviers im westlichen Pustertal bezeichnet (Wopfner, Allmendregal, S. 136). S. dazu auch oben S. 38.

[10]) Des näheren werde ich diese Grenzbeschriebe im zweiten Teile (Südtirol) meiner Landesbeschreibung von Tirol anführen, der noch nicht erschienen ist. Die Berge um das Debanttal nennt auch näher eine Urkunde von 1670, die die Verleihung der Jagd auf „der Hofalm und den anhängigen Gebirgen" betrifft (St.-A. Innsbruck, Stift Hall, Akten XII, 7).

[11]) Vgl. Oberhummer, Zeitsch. d. D. u. Ö. A.-V. 1907, S. 10. Burglechners Karte bringt nur an den Landesgrenzen etwas mehr Gipfelnamen.

Hinweis auf denselben bringt der Brixner Historiker J. Resch um die Mitte des 18. Jahrhunderts: er sagt, daß man das Gebirge nördlich von Lienz nach den Slawen, die einstmals dorthin gekommen waren, die „montes Veneti", d. h. die Wendenberge nenne und daß er selbst diese bereist habe[1]). Der Hauptort des Gebietes hieß ja seit dem 14. Jahrhundert allgemein Windischmatrei, wenn auch damals dort kaum mehr ein Einwohner windisch gesprochen hat. Es fragt sich nun, ob Resch den Namen „montes Veneti" infolge jenes Zusammenhanges frei erfunden oder ob er denselben dem lebendigen Volksgebrauche nachgebildet habe. Anichs sonst so reichhaltige Karte bringt den Bergnamen „Venediger" nicht. Zum ersten Male finden wir ihn in dieser deutschen Form in einem Salzburger Berichte vom Jahre 1797 und hier wird gleich hinzugefügt, daß man vom Berge aus bis nach Venedig sehen könne[2]). Stafflers um 1840 verfaßtes Werk über Tirol (2, 476) führt den Namen „Großvenediger", der damals in der geographischen Literatur schon allgemein eingebürgert war, an, fügt aber hinzu, daß das einheimische Volk diesen Namen nicht kenne, sondern den Berg „Stützenkopf" nenne, auf älteren Karten heiße er „Sulzbachferner". Ein anderer guter Kenner des Iseltales sagt, daß der Name Großvenediger erst durch die auswärtigen Bergwanderer in der Bevölkerung des Iseltales bekannt geworden sei, diese habe ihn früher, die „Buttermodel" geheißen[3]). Wenn nicht die Angabe von Resch vorläge, so würde man daraus schließen, daß der Name „Venediger" auf der Salzburger (Pinzgauer) Seite zuerst aufgekommen und dann erst auch auf der Südseite der Tauern im Iseltal üblich geworden sei. Dem Wortlaute gemäß brachte man den Namen zuerst mit der berühmten Handelsstadt Venedig in Zusammenhang. Zwar kann man vom Großvenediger aus weder die Stadt noch ihre Meeresküste sehen und ein Berg hat wohl noch nie von einem Punkte seiner Aussicht seinen Namen erhalten. Eher könnte man meinen, daß man vom Pinzgau aus die Richtung nach Venedig vor Augen hatte, als man die höchsten Schneeberge der Tauern darnach benannte. Auch die Venediger Mandlen mußten zur Erklärung des Bergnamens herhalten, sagenhafte Zwerge, die in den Bergen nach Gold suchen. Hierzu kamen dann die Versuche, den Namen geschichtlich zu deuten. Man dachte an das Volk der Veneti oder slawischen Wenden, was ja der ersten Erwähnung des Namens durch Resch entspricht; bald darauf nahm man aber den Berg für ein anderes Volk desselben Namens, die illyrischen Veneter, die im Altertum die Ostalpen bewohnt haben, in Anspruch und deutete den „Venediger" aus einem antiken „Mons Veneticus"[4]). In letzter Zeit war die überraschende Mitteilung zu lesen, daß ein Bauerngut bei St. Johann im Pongau heute „zum Venediger", im alten Grundbuch „Fein-Öding" heißt; es hat sich also der „Feinödinger" zum „Venediger" gewandelt und warum soll der Name des Berges Venediger nicht auch so entstanden sein? Das „Fein" deutete man aber nicht auf „Fein" (eine „schöne Öde" wäre zwar denkbar, doch kommt der Gebrauch des Wortes „fein" im Sinne von „schön" für Ortslagen sonst kaum vor), sondern auf „Firn" oder, wenn dies nicht zuträfe, auf „Fenn" (d. h. altdeutsch Moor). Freilich wurde im Anschluß daran bemerkt, daß auch im ladinischen Gebiet der Dolomiten der Bergname „Venetiga" öfters vorkommt[5]). Ein vorsichtiger Leser wird aus diesen Möglichkeiten ebensowenig einen endgültigen Schluß ziehen wie ich es tun möchte.

[1]) Resch, Annales ecclesiae Sabionensis (1752) 1, 494; vgl. Unterforcher in Zeitsch. d. Ferdinand. 50, 240. Die Stelle lautet: „Hodiedum Montes Veneti Agunto, quod invasere Sclavi anno 610, vicini sunt, uti egomet illius regionis tractum perscrutatus fui anno 1752."

[2]) Vgl. Richter, Erschließung der Ostalpen 3, 132 f.

[3]) V. Hintner. Beitr. z. Tirol. Ortsnamenforschung (1904), S. 15. „Stützenkopf" hängt vielleicht mit „Stotzen", d. h. Milchgeschirr, zusammen und es wäre damit ein ähnlicher Begriff wie „Buttermodl" gegeben.

[4]) Schmitt, Der Name Großvenediger in Amthors Alpenfreund 10, 336 f. (1877). — F. Stolz, Die Urbevölkerung Tirols (1892), S. 48, unter Berufung auf Pauli.

[5]) Mitt. d. D. u. Ö. A.-V. 1927, S. 214 u. 242, „Woher der Name Venediger?" von Büchlmann und Wolff; ferner Podharsky im Salzburger Volksblatt vom 28. Januar 1928.

Für die Lienzer Dolomiten wird ebenfalls aus dem 16. und 17. Jahrhundert eine ziemlich reiche Benamung überliefert, so die Unholden (Hochstadel), Wilder Sant, Sigmundskopf (Simonskopf), Eißenschuß (Seitengipfel der Hohen Kreuzspitz), Spitzkofl, Rauchkofl[1]).

Wir gehen nun auf Südtirol über. Die Ortlergruppe wird bei Burglechner nach ihrem Hauptübergange als Ganzes „Wormser Joch" oder „Mons Praulius" genannt. Der erstere Name ist ja bereits in einer Urkunde vom Jahre 1327 vorgebildet und von der deutschen Namensform für Bormio, der ersten größeren Ortschaft auf der Südseite der Gruppe genommen. Den Namen „Mons Praulius" finde ich zuerst auf der Schweizer Karte des Tschudi vom Jahre 1538 bzw. 1560, kann ihn aber nicht erklären oder in einem späteren Namen wieder erkennen. An einer anderen Stelle nennt Burglechner „die hohen Berg, die hinter dem Tschengelburger Joch (d. i. die Tschengelser Hochwand) an das Wormser Joch stoßen[2])." Sonst treffen wir bis zum Erscheinen der Karte Anichs hier keine Gipfelnamen. Der Hauptkamm des Gebirges ist eben hier so hoch und geschlossen, daß, trotzdem über ihn stets die Grenze der Grafschaft Tirol gelaufen ist, keine Veranlassung war, ihn näher zu beschreiben. Auf einer Karte des Veltlin von Hans Schnierl vom Jahre 1637[3]) heißen die Berge östlich des „Camino di Stelfio" (Stilfser Joch), also die engere Ortlergruppe „Cristallo Montes", die westlich davon „Ombraglio Montes" (Pitz Umbrail).

Eine reichere Namengebung für Berggipfel vermögen wir für die Passeirer und Sarntaler Berge bereits aus Schriften des 16. Jahrhunderts und der Folgezeit feststellen und es sei betont, daß wir da fast durchwegs Namen deutscher Wurzel finden. So nennt eine um 1500 verfaßte Beschreibung des Gejaids, das dem fürstlichen Hauptschlosse Tirol in Passeier zustand, den Wildenspitz ob Lazins, d. i. die Hochwilde im Gurgler Kamm, das Eisjoch (südlich davon), die Hochenweiß, die Röt und Sakenwand (in der Texelgruppe), den Eren- und Kalbenspitz[4]). Ein Markenbeschrieb des Gerichtes Passeier vom Jahre 1752 führt im Gurgler Kamm ebenfalls die Hoche Wilde an, weiters den Planer Ferner, den Hangenden Ferner, den Fürst (Hochfirst), das Seeber Kor, gegen das Stubai den Königsberg (heute Königshofen- oder Hoffmannspitz). In dem Kamme zwischen Passeier- und Sarntal und in jenem zwischen Sarn- und Eisacktal erwähnen die Markenbeschriebe der anstoßenden Gerichte aus dem 16. bis 18. Jahrhundert folgende Gipfel und Joche: Plattenspitz, Penserjoch, Liffelspitz, Schrothorn, Lorenzenspitz, Angerberg, Latzfonser Joch, Gufelreit, Horn (Rittnerhorn), Sarnerscharte, Wendelstein u. a.[5]). Den bekannten Iffinger ob Meran nennt zum erstenmal Burglechner[6]).

---

[1]) Markenbeschrieb des Landgerichtes Lienz von 1583 und Verleihung der Jagd auf dem Rauchenkofl und seinen anhenigen Gebürgen von 1670 (wie oben S. 57, Anm. 10).

[2]) Siehe unten Anhang I, 12 u. 16; oben S. 33 und 37. Vgl. Srbik, Die Darstellung Tirols auf der Deutschlandkarte des Chr. Schrott, 1565, (in Mitt. d. Geogr. Ges. Wien, Bd. 70, S.-A. S. 20). Dieser bezeichnet den Ortlerstock als „Juga Retnica" d. h. rätisches Gebirge) und nennt hier zwei Einzelberge, Mons Minsul und Mons Palarius (vielleicht verschrieben für Mons Praulius). Ötztaler und Hohe Tauern nennt Schrott einfach „die hoghe Schneebergen".

[3]) Innsbruck, Ferdinandeum, Bibl. Ferd. Nr. 7171. [4]) Egger, Tirol. Weistümer 4, 5.

[5]) Diese Markenbeschriebe der Gerichte Passeier, Sarntein, Sterzing, Salern bei Brixen, Latzfons Villanders werde ich im zweiten Teile meiner polit.-histor. Landesbeschreibung von Tirol (1. Teil Arch. f. österr. Gesch., Bd. 107) noch herausgeben. Einige derselben sind übrigens bei Egger, Tirol. Weist. 4, 357, 396 f., bereits gedruckt.

[6]) Vgl. Kraft in Veröffentl. d. Museums Ferdinandeum, 7. Bd. (derzeit im Druck). Laut einer Lehenbereitung der Herrschaft Schenna vom Jahre 1768 (Staatsarchiv Innsbruck) hatte die Gemeinde Hasling von dieser Herrschaft „die Alpen Ising oder Pising" seit langem zu Lehen. Der Gipfel hat demnach von dieser, an seiner Flanke liegenden Alm den Namen bekommen. Die österr. Spezialkarte von 1892 nennt einerseits die Iffinger Spitze und anderseits die Piffinger Alm.

Ziemlich gut steht es auch mit der geschichtlichen Kenntnis der Bergnamen in den Dolomiten, da hier die Gebirgsstöcke durch tiefe Sättel zerlegt sind und von den Grenzen der Gerichte und Landschaften vielfach überschnitten werden. So wird der Latemar schon um das Jahr 1100 genannt[1]), um 1600 erscheint dieses Felsmassiv auf Seite der Gerichte Karneid (bei Bozen) und Deutschnofen mit deutschen Namen belegt, nämlich Walchenwand, Schwarzschild und Reiterjoch[2]); ersterer Name deutet an, daß dieser Berg auf der Scheide zwischen dem deutschen und ladinischen (welschen) Siedlungsgebiete des Eggen- und Fleimstales liegt. Der nördlich davon folgende Rosengarten wird mit diesem Namen, der Langkofel unter dem Namen Wolkenstein auch um 1600 erwähnt[3]); der Schalern oder Schlern schon etwas früher, um das Jahr 1560, die Blosse „ein hocher Spiz" als Grenze zwischen den Gemeinden Lüsen und St. Leonhardsberg ebenso[4]); die Geißlerspitzen als Grenze des Gerichtes Gufidaun und innerhalb derselben die Fermeda im 18. Jahrhundert[5]). Das Joch Grimm bei Aldein am Rande des geschlossenen deutschen Sprachgebietes südöstlich von Bozen wird unter diesem Namen bereits in Urkunden und Urbaren des 13. Jahrhunderts genannt; es kommt auch in der deutschen Heldensage, wie diese im „Heldenbuch an der Etsch" im 15. Jahrhundert aufgezeichnet ist, vor, über seine Höhe reitet in stürmischen Nächten der König Egge im Goldpanzer[6]). Die Aussicht vom höchsten Punkte dieses Bergrückens, dem Weißhorn, wird schon von Wolkenstein um das Jahr 1600 gerühmt[7]). Der Schwarzenberg (Schwarzhorn), Zanggenberg und Kegelberg auf der Grenze der deutschen Gemeinde Aldein gegen das Fleimstal werden auch schon im 16. Jahrhundert genannt[8]). Sehr viele einzelne Bergnamen enthalten auch die aus dem 14. bis 16. Jahrhundert stammenden Markenbeschriebe der ladinischen Gerichte Evas (Fassa), Enneberg, Thurn a. d. Gader, Buchenstein (Livinallongo) und Ampezzo (Haiden). In jenem von Fassa wird auch zum erstenmal um 1550 die Marmolata genannt. Die Grenzberge des Ennebergs als eines Teiles der Grafschaft Pustertal kommen übrigens schon in der Markensetzung der letzteren aus dem Jahre 1002, der ältesten von Tirol überhaupt, vor, nämlich die Petra Vanna (Fannesspitz), Mons Lanaga (Col di Lana), Mons Aurina (wohl der Berg oberhalb der Ortschaft Ornella, das wäre die Marmolata)[9]). Ein Markenbeschrieb des Gerichtes Welsberg (Toblach) vom Jahre 1500 führt unter anderen Gipfelnamen auch den Cristallen (Monte Cristallo) und die Zwei Hohen Spitzen (Drei Zinnen) an[10]).

Aus all dem ersehen wir, daß die Gipfel des Hochgebirges in ihrer Erscheinung den anwohnenden Menschen wohl bekannt und daher von ihnen benannt waren, wenn auch die schrofferen von ihnen noch keines Menschen Fuß betreten hatte.

---

[1]) In dieser Urkunde vom J. 1100 wird ausdrücklich der Felsgipfel Crispa de Laitemar genannt (Acta Tirol. 1. Nr. 407); in einer Urkunde vom J. 1237 der Hof Latesmar im oberen Eggental zu Füßen jenes Berges (Acta Tirol. 2. Nr. 932).

[2]) Die nähere Anführung der betreffenden Grenzbeschriebe wie oben S. 59, Anm. 5.

[3]) Siehe unten Anhang II, 4 u. 8. Über das Vorkommen des Namens „Rosengarten" in Tirol zur Bezeichnung von Grundflächen im Tale und des Personennamens Laurin handelte Zingerle in Forsch. u. Mitt. z. Gesch. v. Tirol 15, 8 ff.; über Hofnamen „Rosengarten" in der Meraner Gegend siehe Tarneller im Arch. f. österr. Gesch. 101, 563. Über die Beziehung des Namens zur Sage siehe oben Jahrg. 1927, S. 32.

[4]) Tirol. Weistümer 4, 769; ferner oben S. 35, Anm. 8.

[5]) Im Archive der Weidegemeinschaft Tschisles (Gemeinde St. Ulrich, Gröden, Standort der alten Regensburger Hütte) fand ich eine Verlassenschaftsabhandlung des Stephan Vinatzer vom Jahre 1787, laut der dessen Sohn Veit „mitlst einen unglücklichen Fall über einige Praecipia (Felsen) in Tschisles auf dem Fermedakofel verstorben ist". — Grenzvertrag des Gerichtes Gufidaun von 1759 wie oben S. 59, Anm. 5.

[6]) Vgl. Stolz, Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol usw.. 2. Bd. (im Druck).

[7]) Siehe unten Anhang II, 3, und oben Jahrg. 1927, S. 17.

[8]) Staatsarchiv Innsbruck, Cod. 3907, Waldbeschreibung von Deutschnofen und Aldein von 1558.

[9]) Acta Tirol. 1, 23.

[10]) Wie oben S. 59, Anm. 5.

In der ältesten Landesbeschreibung von Tirol, dem „Tiroler Landreim", den Georg Rösch um das Jahr 1550 verfaßt und auch gleich zum Druck befördert hat, werden die Merkwürdigkeiten und Vorzüge des Landes Tirol geschildert. Wie Rösch den Reiz der Almen und der Gebirgslandschaft andeutet, habe ich bereits mitgeteilt[1]). Einzelne Berggipfel erwähnt er nur im Zusammenhang mit besonderen Naturerscheinungen: den Pelchen bei Kufstein, wo der Berg — infolge des Kohlenlagers in demselben — brenne und die Natur selbst gebrannten Kalk liefere; das Sonnwendjoch wegen der Nierensteine, das sind Feuersteine, die sich dort fänden; „die hohen Perg umb Patscher Kofl" wegen ihres Reichtums an „Zirmelnuß". Vom eigentlichen Hochgebirge führt der Landreim nur eine allgemeine, allerdings besonders auffallende Erscheinung an: „Ferrner oder Köss, ain ewigs Eyss[2])."

[1]) Siehe Jahrgang 1927, S. 27.

[2]) Ausgabe des Landreims durch Fischnaler (1898), Reim 909. — Diese Stelle wäre noch den oben S. 14 gebrachten Erwähnungen hinzuzufügen.

Anhang

I.

Aus dem „Tyrolischen Adler" von Matthias Burglechner (Burgklehner)

Dieses große Werk, eigentlich eine Landesgeschichte und Landesbeschreibung von Tirol, ist von Burglechner, der hoher Beamter bei der oberösterreichischen Regierung in Innsbruck war, in den Jahren 1605—1610 verfaßt worden. Aus politischen Gründen wurde aber damals das Werk nicht gedruckt und dies wurde auch später nicht nachgeholt. Das Werk ist daher nur handschriftlich in 10 Bänden erhalten und zwar das Original im Haus-, Hof- und Staatsarchive in Wien, eine Abschrift aus der Zeit um 1830 im Museum Ferdinandeum. Abschriften der 1. (allgemeinen) Abteilung des Werkes befinden sich auch im Staatsarchiv in Innsbruck Cod. 453 und 454. Die von Burglechner entworfene Karte „Tyrolische Landtafeln" hat Ed. Richter 1902 neu herausgegeben. Über Burglechner und sein Werk siehe Josef Hirn, Erzherzog Maximilian, Regent von Tirol (1915), S. 419 ff. und L. Rangger, M. Burgklehner in Forsch. u. Mitt. z. Gesch. v. Tirol, 3. u. 4. Bd. — Als Vorlage zu den unten folgenden Auszügen habe ich die Abschrift des Ferdinandeums benützt, doch hierbei die Häufung der Konsonanten — außer bei den Eigennamen — vereinfacht.

1. 1. Teil, Liber 2. Cap. 1. Von den fürnembsten Gepürgen in Tyrol. (Zuerst kommt der Absatz über die Bereisung der südöstlichen Grenzgebirge Tirols, die Burglechner in amtlicher Eigenschaft gemacht hat, er ist von Richter im Begleittext zu den Landtafeln S. 7 abgedruckt; dann fährt Burglechner fort:) Jedoch hab ich kain so hoches Gepürg angetroffen, dass nit ein und anderes, so noch heher, dabei gewesen wäre; darauf ich aber wegen der darauf ligenden grossen Schnee, Eis und Köss nit komen kinen noch wellen. Doch sovil hab ich gesechen, dass die nidern Perg gegen den hochen ain sollichen Formb und Aussechen heben, wie die hochen und nidern Mörwellen. Meinem Erachten nach sein dis die hechsten Gepürg, welche ober dem Ursprung der fürnembsten Wasserflüss in disem Land gelegen sein und anfangs die[1]), so auf Garditsch und auf Tilliach[2]) der Herrschafft Heimbfels[3]) befunden werden, daraus die Gail, so in das Herzogthumb Kärendten rint, ihren Ursprung nimbt. —
2. Zum andern der Perg, so da ligt oberhalb der Alben Iselz und Omail[4]) im Thal Virgen, in die Herrschaft Lienz gehörig[3]), daraus die Isel ihren Ursprung nimbt,

[1]) Dieser nach heutiger Schreibweise etwas nachlässige und nicht sofort verständliche Satzbau ist so aufzufassen: Und sind die höchsten Berge im Land Tirol folgende, anfangs oder 1., dann 2., 3., 4. usw.

[2]) Kartitsch und Tilliach östlich Sillian im Pustertal.

[3]) Die Lage der ehemaligen Herrschaften oder Gerichte Tirols ist aus dem Histor. Atlas d. österr. Alpenländer, Abt. Tirol, von F. Egger, O. Stolz und H. Voltelini bearbeitet und 1910 herausgegeben, zu ersehen.

[4]) Umbal- und Kleiniseltal, der darüber liegende Berg ist der Stock Dreiherrenspitz—Großvenediger.

so bey der Statt Lienz in die Traab[1]) kombt und daselbsten iren Namen verliert. —

3. Zum 3ten der Kalser Thaurn und die hochen Spiz darbey, da die Stainpeck gefangen werden[2]). —
4. Zum 4ten so ibertreffen alle dise Jöcher diejenigen, so man die Thaurn nennt, so gleichwol nit in disem Landt gelegen sein, sondern allein daran stossen und der Tyrolischen Nachbaurn sein als nemblich der Krimbler, Velber oder Matreyer[3]), dariber ich von Kitzbichl aus durch das Pinzgau in die Herrschafft Lienz komen bin und beede Stätt Kitzpichl und Lienz nur 11 Meill wegs weit voneinander teilt, obgedachter Kalser, der Raurisser oder Kürchhaimber, der Villacher und Rastatter Thaurn. —
5. Zum 5ten ist in der Herrschaft Khueffstain der Khayser, ain sehr hoches Gepürg, so ainer Kaiserlichen Cron gleich ist, seiner vilfeltigen Zinggen halber, dann auch, dass er in der Heche von vil Meil Weegs weit, als ob er rund und gekrönt wäre, gesechen wird. —
6. Zum 6ten ist der Hoche Gleirs, so in der Herrschaft Thaur hinter dem Salzberg gelegen, so hoch, dass er schier alle daselbst umb gelegene Perg überhechen tuet, ist formiert wie ein spitziger Diemant, hat auch in der Heche ain schen, grienen Platz, daraus entspringt ain frisches Wasser auf ebnen Poden unter freyen Himmel, so ainem Sauerprunnen wohl zu vergleichen ist[4]); ab sollichen Perg wird gueter Gallmey durch die Samross herab an das Landt gefuert. —
7. Zum 7ten ist der Garwendell, nit weit von der Scharnitz gelegen, so hoch, dass er von der Statt Minichen gesehen und von denen anderen erkennt wierd. —
8. Zum 8ten wierd in der Herrschaft Ymbst ainer[5]) befunden, der Sparchhardt genant, gleich hinter der Platein gelegen, der wirdt für den allerhechsten gehalten, weil man ab sollichen bey schenen, haitern Himmel die Gegent des Podensees und all umb in gelegne Perg auf eine grosse Weite übersechen mag. —
9. Zum 9ten werden in Özthall insonderhait aber zu hinderist an ainem Ort, im Vendt genant, allda ein Kirchl ist, bey St. Jacob, in die Herrschaft Castelbell mit der Jurisdiction gehörig[6]), dann auch bey dem Rofner überaus hoche Perg gesechen, darauf die ewigen Ferner oder Glätscher ligen und vil unterschidliche Gericht daran stossen, als nemblichen Petersperg wegen des Özthals, Imbst mit dem Pitzenthal, Laudegg mit dem Goggel[7]) und Kaunserthal, Nauders wegen des Landt Taufers[8]), Glurns und Mals wegen des Thal Matsch, dann Schlanders, Castelbell und das Landtgericht Meran wegen der Thäler und Perg Schlandraun, Mastaun, Schnals und Fineil, Rofen und Velders, dan das Landgericht Sterzingen wegen des Hintern Schneebergs und Pflersch, Stainach wegen des Miternberg[9]) und Trinserthal[10]), dan Stubaj zu hinderist im Langenthal und Grienau. —
10. Zum 10ten der Arlperg zu hinderist in dem Stanzerthal, dann das Joch auf Galthür, so das Pretigeu von Tirol absondert. —
11. Zum 11ten werden in dem Engadein sehr hoche Perg gesechen, sogleich wol sonnenhalber an etlichen Orten insonderhait zu Schuls dermassen so fruchtper, dass sie bis an das Joch schen, lustig und grien sein, auch guetes, syeses Gras geben; meinem Erachten nach ist in derselben Gegent der allerhechste gegen Tirol zu halten, so bey dem Dorf Silz[11]) ist, darbey drey See ligen, daraus der Yhnstromb seinen Ursprung nimet. —
12. Zum 12ten ist das Wormser Joch, Mons Praulius genannt, so hoch, das vil unter-

---

[1]) Drau. [2]) Mit diesen Bergen ist der Zug Eislögele—Großglockner gemeint.

[3]) Zu ergänzen Tauern. Hier sind damit sowohl die Gebirgsketten wie die darüber führenden Pässe gemeint.

[4]) Dieser grüne Platz ist wohl die Pfeisalm; die hier entspringende Quelle ist meines Wissens wohl wegen ihrer Kälte, nicht aber als säuerlich im Geschmack bekannt.

[5]) Nämlich ein Berg, gemeint ist der Muttekopf, in dessen Stocke Plattein und Sprachen heute noch so genannt werden.

[6]) Vent gehörte früher über das Hochjoch zum Gerichte Kastelbell im Vintschgau und wurde erst im Jahr 1827 dem Landgerichte Silz (Petersberg), das das übrige Ötztal seit jeher umfaßte, zugeteilt. Der Rofnerhof, die höchst gelegene Siedlung in den Ostalpen, liegt hinter Vent.

[7]) Mit Goggles bezeichnet Burglechner auf seiner „Landtafel" die Gegend südlich vom Piller, heute heißt so die Alm der Gemeinde Fließ nördlich des Piller.

[8]) Langtaufers; vgl. Stolz, Landesbeschreibung von Tirol, S. 872.

[9]) Damit ist wohl das Oberbergtal gemeint, das bei Gries ins Silltal mündet. In einer anderen Handschrift steht hier „Matern Berg", das würde sich ebenfalls auf das Obernberg beziehen können, da letzteres zum Gericht Markt Matrei gehörte.

[10]) Gschnitztal, Seitental des Silltals, westwärts von Steinach.

[11]) Sils im Oberengadin mit den Seen am Maloja.

schidliche weit endtlegne Tyrolische Gericht in etlich wenig Stunden geen Wormbs zu den Gottsdienst frue komen migen, als die im Thal Sulten des Gerichts Glurns, die in Martell Gericht Schlanders, die in Ulten und zu hinderist in Sulz im Dorf

13. Pei und Kogl[1]) ihre Wohnung haben. — Zum 13ten ist allhie wohl in Acht zunemen der überaus schön fürtreffliche und nutzliche Perg der Nonsperg genant, darauf nachend bey 30 Schlösser, 143 Dörfer und ain grosse Anzal Kürchen erpaut worden. —

14. Zum 14ten sein die Vilgreiter[2]) Perg so hoch, dass, ob sie gleichwol gegen Mittag ligen und kaine andere vor ihnen mer gegen dem Wälschland haben, so hab ich doch in dem Augusto auf dem Monte May genant ainen alten Schnee gefunden. (In der Einleitung zum ganzen Kap. 1 sagt Burglechner noch über dieses Berggebiet: Die hochen und eusseristen Welschen Gepürg, darob man die fürnembsten Landschaften in dem Welschland absechen künden, als nemblich der Perg Frizzon, Campo Rosato, Spiz

15. zu Tbonezza, Perg Fenuncul, sogar hoch ob dem Dorf Vilgreida.) — Zum 15ten so weichen in der Höche den obbemelten Pergen gar nit diejenigen, so im Fleimbs[3]) gesechen werden, insonderheit der, so da ligt ober St. Marthins Almb[4]), Someda genannt, dann diejenige, so zu Buechenstein[5]) und dann die, so gegen dem Cadober[6]) gränzen. — Letzlichen so ist der Perg Schleren im Gericht Vels, wie auch der Perg ober der Seiser Albm, in der Herrschaft Castlruth gelegen, so hoch, dass ainer von der Landstrassen an dem Eysackh bis an die Höche derselben an nachendt sechs Stund, auch der, so der Gepürg Höche nit achtet und wol steigen mag, zuezubringen hat. Disen allen kan zuegeben werden der hoche Perg, so ob Jhenesien und ober Mölten gelegen ist, der Salten genannt, so in aller Höche so lustig, dass vil hundert Tagmad Wisen maistenthails auf schenen Poden darauf ligen, so gemahnt und das Hey davon durch die Ochsenfuehr herab an die Landstrassen gebracht wierd.

16. Burglechner, Tyroler Adler 1. Teil, Lib. 9. Cap. 2. An welchen Gepürgen und aus was Ursachen der Schnee Sommer- und Winterzeit und also das ganze Jar verbleiben thuet. — In disem Land der fürstl. Grafschaft Tyrol seind etliche Perg oder Albgepürg so hoch, dass die obristen Spiz und Heche mit ewigen imerwerenden Schnee bedecket sein und bleiben, als nemblich der Hoche Gletscher zu hinterst im Özthal, so nachent bey dem Rofner Hof seinen Anfang nimbt und Wasser gibt den Herrschaften und Gerichtern[7]) Petersperg durch das Özthal, Laudegg durch das Kaunserthal, Nauders durch das Lanndtaufers, Castlbell wegen des Schnalserpach, Passeyr, Sterzingen, Stainach und Stubay, dan der hoche Berg bey hinden im Sulz und die, so hinter den Tschengelburger Joch an das Wormser Joch stossen[8]), dergleichen werden aufgefunden in Randenna[9]), Malfein[10]), Puechenstain und in Fleimbs, dan auch in wilden Tal zu Kals, in Virgen und Deffriggen. Auf bemelten Pergen gehet der Schnee nimer gar ab und beruern derselben Spiz die meiner Zeit im Jar, ausgenomen bey claren und hellen Himel die Wolken, zu deme auch, wan es in den Tölern hernider und auf den warmen Pöden im Frueling und in Sommer regnet, so schneibt es gemeiniglich daselbsten in der Höche und obgleich bei etlichen haissen Sommerszeiten, als im Jar Christi 1540 geschehen, der alt Schnee etwas ergangen, so haben doch die obristen Spiz stätigs Schnee. Disen verlegnen Schnee nennet man ainen Ferner, der ist gefroren wie das Wintereys und so dann etliche der obbemelten Perg solchen Schnee und Ferner viel hundert Jar

---

[1]) Pejo und Cogolo im obersten Sulzberg oder Val di Sole.

[2]) Vilgreit der deutsche Name für Folgaria, eine deutsche Siedlung im Gebirge östlich ober Rovereto.

[3]) Fleims heißt das mittlere Avisiotal, das oberste Fassa oder Evas.

[4]) St. Martino di Castrozza, damals auch stark von deutschen Bergknappen bewohnt.

[5]) Livinallongo, jenseits Enneberg; Buchenstein heißt das Schloß und die Herrschaft des Hochstiftes Brixen dortselbst.

[6]) Cadore, die Landschaft südlich von Ampezzo; mit all diesen Berggebieten sind die Dolomiten gemeint.

[7]) Das Gericht Petersberg entspricht dem heutigen Gericht Silz, Laudegg dem Gericht Ried im Oberinntal; das Gericht Kastelbell umfaßte die Gemeinde Tschars im Vintschgau und das Schnalsertal samt der Gemeinde Vent im innersten Oetztal; die übrigen obengenannten Gerichtsorte sind allgemein bekannt, siehe dazu auch den Histor. Atlas wie oben S. 61, Anm. 3.

[8]) Damit ist die Ortlergruppe gemeint.

[9]) Val Rendena zwischen Tione und Pinzolo, die darüber liegenden Berge sind Pressanella und Adamello.

[10]) Molveno, darüber liegt die Brentagruppe; Buchenstein (Livinallongo) und Fleims (der Talbereich von Cavalese), dazwischen die Gruppe der Marmolata (Dolomiten).

her besamblet haben, wierdt derselb zulezt an vilen Orten also hört[1]), lauter und clar wie ain schöner Christall, verlasst etlicher Massen die Natur und Aigenschaft des gemainen Schnee und Eys, wierdt verhertet dermassen, dass es auf der Heche nit mer zergeet, sondern gleichsamb zu ainem Stain wierdt; solches Eys wiert hernach von den Jägern und Paurn und Hürten ain Gletscher genant. Diser ist an etlichen Orten gewaltig dick, oftermals spaltet er sich von einander, macht grosse weite Schrundten mit ainem solichen grausamen Ton oder Knall, als wolt das Erdreich zerschnellen. Die Nachpaurn, wie auch die Knappen und Wildpretschizen henken Somerszeit das Fleisch und gefelte[2]) Wildpret darein, das wiert ain guete Zeit darinnen behalten, gefriert hert[1]) und wann man das niessen oder brauchen will, ist es frisch und guet. Dann so brauchen sie auch disen Gletscher in schwären Krankhaiten für ain Arztney und löschen darmit die scharphen Fieber und hizigen Krankhaiten, sie trinken auch das alte[3]) Wasser, so davon fleusst, für die Rot Ruehr, Dissenteria genant, dieselbig darmit zu stellen[4]), so die von Hiz kombt. Wo die Steig oder Strassen über dise Gletscher gehen, da ists von wegen obbemelter Spalten sehr geferlich, insonderhait wann sie mit neuen Schnee überdeckt und dise Schrunten durch
17. den Wind mit Schnee[5]) verfelt werden. — In Sommer geben dise Perg aus den obgenenten Schnee und Ferner viel Wasser, dannenhero dise Pergwasser gemainiglich in dem Sommer grösser und wietiger seynt dann in Winter, der Schnee durch der Sonnen Hiz blut[6]) und waich wie auch durch die warmen Luft und Regen zerschmelzt und zu Waser gemacht wierdt. Die grösste Gefahr ist in Frieling, dann wann der Schnee feicht und nass ist und durch die Wildvegel beriert oder durch Wint, auch etwan durch ainen Widerhal bewegt wierdt, dass er anfacht zu reissen, so mert er sich alsbald zu ainem solichen Haufen, dass er gegen Tal lauft, stosset vor ihm und nimbt hinweck Grund, Poden, Pamb, Erderich, Stain, Velsen und alles, das er ergreift, dermassen, dass er oftermals ain ganzen Flecken oder Dorf, wan er das antreffe, hinstossen und verdecken kunte. Solcher Schneepruch wiert an etlichen Orten ain
18. Löwin, bey uns aber in Tyrol ain Schnee Lana[7]) genannt. — Die Ursachen, dass in disen hohen Pergen der Schnee so lang verbleiben tuet, ist fürnemblich dies, weil die Sonnen durch iren Widerschein oder Roverberation wenig daselbsten operieren kan und dieselbigen Perg gemainigelich nit per rectos, sondern allain per obliquos radios berieren tuet[8]). Und ob gleichwol im Sommer bey dem langen Tag der Schnee etwas erwaicht wirdt, so gefreurt er doch die Nacht wider und wierdt je lenger je herter. Dann so sein auch ieder zeit kalte und frische Wint daroben, so der Sonnen Hütz kain oder doch schlechte Wirkung lassen. Bey disen hohen Alpen, insonderhait aber im Gericht Kals, so in der Herrschaft Lienz geherig ist, werden vil Stainpeck befunden, so in aller Hehe auf den unwandelbarsten Velsen zunechst bey den Fernern oder Glötscher ir Wonung haben, so werden auch daselbsten gefunden vil Gambsen, Beren und Murmentel.

II.

Aus der „Chronik von Tirol" von Marx Sittich von Wolkenstein

Auch dieses Werk enthält gleichzeitig Landesgeschichte und Landesbeschreibung, letztere allgemein und mit Bezug auf die einzelnen Gerichte des Landes. Marx von Wolkenstein gehörte einem der ältesten Adelsgeschlechter von Tirol an und verfaßte sein umfangreiches Werk um

---

[1]) D. h. hart. [2]) Fällen d. h. erlegen; verfällen d. h. verschütten.
[3]) Eine andere Abschrift hat hier „kalte", was unmittelbar einen Sinn gibt.
[4]) Wohl verschrieben für „stillen" oder im Sinne von „zum stehen bringen" angewendet.
[5]) Fällen d. h. erlegen; verfällen d. h. verschütten.
[6]) Das Adjektiv „blut" bedeutet „bloß, nackt", das Verb. „bluttern" aber „im Wasser plätschern" (Schöpf, Tirol. Idiotikon). Der Begriff „wässrig" scheint hier vorzuschweben.
[7]) D. h. Schneelahn, Leuin (in der Schweiz), Lawine.
[8]) D. h. die Sonne scheine im Hochgebirge nicht in geraden, sondern schiefen Strahlen und verringere dadurch ihre Wirkung. (Vgl. weiter dazu oben Jg. 1927, S. 31 f.)

das Jahr 1600. Dasselbe ist nur handschriftlich erhalten und zwar die allgemeine Beschreibung und Geschichte des Landes Tirol (1.—7. Buch) in der Universitätsbibliothek Innsbruck Hs. 871, jene der Hochstifter Trient und Brixen (11. und 12. Buch) ebenda Hs. 875, die Beschreibung der einzelnen Gerichte von Südtirol (14. Buch) im Museum Ferdinandeum Bibl. Nr. 3618. In formeller Hinsicht haftet dem Werke eine gewisse Flüchtigkeit, mitunter sogar Fehlerhaftigkeit des stilistischen Ausdruckes an, wodurch aber seine inhaltliche Bedeutung nach der historisch-topographischen Seite nicht geschmälert wird. — Näheres über das Werk und die Person des Verfassers bei Josef Egger, Die ältesten Geschichtsschreiber Tirols (1867) und Josef Hirn, Erzherzog Maximilian, Regent von Tirol (1915), S. 437 ff.

1\. Wolkenstein, 1. Buch 8. Kap. (Univ.-Bibl. Innsbruck 821, Fol. 36): Von Alben, Holz und Wisen. . . . Je höher das Gebürg ist, je schönre Waldungen sich erzaigen und sehen lassen, dergleichen auch die schönsten Wisen mit besten Kräutern und schönsten Blumen geziert. An etlichen Orthen aber erstreckt sich das Gebürg in die Höhe auf 3 Meil Weegs, aber doch zu oberst ist weder Laub noch Gras, ursachlich der harten Felsen, so bloss und ohne Erdrich sich erweisen, suchen also die Gäms ihren Strich und Aufenthalt darauf, ist doch allezeit mit Schnee bedeckt, der selten oder in grösster Hiz und Wärmb zergehet; wann es zu Thal und Land regnet, ist es zu oberst im Gebürg Schnee, doch inmitten des Gebürgs und wohl in der Nidere seynd die schönsten Waiden für das Wild und das haimische Vich fürtrefflich, beneben den schönsten finstern Wäldern mit den allergrössten Tannen, Feichten und Lerchen . . . Insonderheit ist hie einer weiten und grossen Alben keineswegs zu vergessen, zwischen Bozen und Brixen ligend, die Seyser Alben genant . . . Es sind vor wenig Jahren auf diser Alben die wilden Leuth, Sylvani genannt, sowohl bei der Nacht gehört als bey Tag gesehen worden, auch ist von glaubwürdigen Leuthen erfahren, dass auf Villanders vor 15 Jahren ein wilder Mann, ganz rauch, harig und ungestalt in einem Loch ist gesehen und von Leuten zur Red gebracht worden. . . . Weiter ist des Ferners zu gedenken, welcher im Tal Matsch ligt und haben auf disem Ferner 9 unterschidliche Wasser, deren etlich hinab gegen Malser Haid, etlich ins Oberinntal in das Ezthal, in Passeyr, in Schnals und ins Vinsgau ihren Lauf nehmen, (ihren

2\. Ursprung). — 6. Kap.: Von wilden Thieren. . . . Gamsen und Stainböck hat dises Land vil, inmassen dann solch guete Gelegenheit haben in den hohen Felsen, Schrofen und Steinwänden zu wohnen, werden von den Jägern gar sorchlich und in Gefahr Leibs und Lebens mit grosser Mühe ab den hochen Felsen mit geschoss und andern Waffen gefellt, und solches Steigen und Jagen der Gamsen ist hierinnen zu Land gemain. . . . Stainböck der findet man in den allerwildesten hohen Schrofen und sonderlich im Rhätischen Gepürg, dergleichen zu Kitzbichl und in Tauffers. —

3\. Wolkenstein, 14. Buch (Museum Ferdinandeum Innsbruck, Bibl. Ferd. 3618, Fol. 38): Gericht Enn und Calthiff[1]. . . . So gehört under dise Herrschafft Enn mit der hohen obrigkeydt der Perg und Gericht Althreu und Rathein[2]), ist ein ser hoch Gebirg, da ligt das Joch Greim, so das hochst Gebürg an der Etsch sein solt, darbey hat auch ein sunderlich Prunen, genandt der Goltprunnen, hat auff disem Jochern aller-

4\. ley etlen Kreyter und Wurzen. — A. a. O., Fol. 300. Gericht Vels[3]). . . . In disedt ist das fyrnembest Gebürg, den man den Schlern nendt, von Pozen aus und weym herumb sicht und über alle Perg hoch hinauf zu steigen ist. Darauff liegt eine schöne Alm, so bey einer teitschen Meyl wegs gross ist und wagset darauff von allerley köstlichen Kreyter und Wurzlen maisterwurt vill, dass vil Volckh weit herzuekhumbt, umb zu suechen und khlauben tuen, sowohl als auf Seysner Alm geschiecht. So ist sich wol auch zu verwuendtern, das darauff so schene Prunnen und guet Wasser vil zu hat. So wayt man auch im Sumber oder gien pei 400 bis in 500 Ogsen dar-

5\. auff und Ross. — Fol. 308. Gericht Castelruedt[4]). . . . Es ligt auch ob dem Dorf Castelrudt die allerschöniste und grosse Alm, so man nit ire gleichen im Landt findt, genandt di Seysser Almb, darauf man iarlichen in Sumber in die 1500 Kie

---

[1]) Enn und Kaldiff war der ehemalige, nach den Schlössern genommene Name für das Gericht Neumarkt südlich Bozen. Betreffs der näheren Lage dieses und der weiters genannten Gerichte wie oben S. 61, Anm. 3.

[2]) Die Orte Altrei im Fleimstal und Radein im Gebirge östlich oberhalb Neumarkt.

[3]) Völs nördlich Bozen. [4]) Kastelruth ebenda.

und bey 600 Ogsen erhalten und nicht destweniger in die 1800 Fueter Hey[1]) herab gefiert werten und auch etliche huntert Zendten[2]) Schmalz und Kas gemacht werten. So sollen auch bey 400 Heythillen[3]) darauff sein und 100 Kasserthillen[4]) und umb Jacobi bey 4 oder 5 Wochen bey 4000 Man und Weib daroben ligen und arbayten thien in Hey und das kröfftigist und peste Hey, so man im Landt findt, ist und man kann sy[5]) in ain ganzen Tag umbgien. Da wagsen auch die aller kostlichen Kreiter und Wurzen und sich vill Leydt von weiten Landten dahin kumben und ausgraben und suechen thien, auch zu Erzneyen gebraucht werdten. Man sagt auch fyr gewiss, dass man ob 100 Jaren alda wilte Leyt gesechen seindt worten. — A. a. O., Fol. 314.

6. Gericht Wolckhenstain . . . hat also ein ser hochen und über sich gegen[6]) Koffl oder Perg, so also Wolckhenstain haisst, so vill Zingen und Spitzen zu hat und selten on Nebel oder Regen ist. Es saust und rauscht vast darin, als wenn grosse Wendt oder Stain herabfiellen und ist diser Perg und Koffl ser wilt und wagst weder Hey noch Holz, und wie man sagt, dass bisher kain Mensch hinauf komen ist und stosst soliche Perg, so schier runnd herumb ist und ainer ein tag zu gien hat, an 4 Gericht[7]), von einander scheit, als Wolkenstain, Guffithaun, Castelrundt und Effas[8]). So hat es auch auff der Alm, so man in Calfeuschg will gen, ein Perg, so lautter Rotten Redelstain[9]) ist oder ain solliche Farb, so gibt es auch in disem Gericht oder Koffel vil ser grosse Jochgeyer, den Viech und Wilt grossen Schadten tuet. — A. a. O., Fol. 400.

7. Gericht Taufers . . . und stosst solliches Gericht an das Gericht Uttenhaimb und den Zillerstal und an der Herschafft Lienz und Pinzgau, Prethau man kan darvon in ain Tag bis gen Salzburg gen. Es stosst auch an den grossen Perg der Khrymelthaurn[10]), der scheit oben an den Gippfel volgete Fyrstenthuember als Tyroll, Salzburg und Kärnten. Es hat dises Gericht herliche Giater[11]) als Stainpekh, Gambsen, grosse Menge Lux, Pern, Welff, Fügs und ander dergleichen Thier. — Wolkenstein, 12. Buch, Univ.-Bibl. Innsbruck, Hs. 875, Fol. 42:

8. Gericht Tyrs. . . So hats ein fürnembes Gamsengebürg, ein hocher blosser Schroffen unnd ist der merertail im Jar schnebedeckht, ist genandt der Rossengarten, man kan in allenthalben durchstaigen und (kan) durchgangen werden und wirdt durch Bozen aus gar praidt gesechen.

---

[1]) Fuder, d. h. Wagenladung Heu. [2]) Zentner gleich 100 Pfund; Schmalz gleich Butter.
[3]) Heustädel. [4]) Sennhütten, auf der Seiser Alm Schwaigen genannt.
[5]) Nämlich die Seiser Alm. [6]) „Über sich jäh“, d. i. überhängend.
[7]) Hier fehlt wohl das Wort „sie“ oder „so“, mit Bezug auf „Gericht“; „scheit“ bedeutet „scheidet“.
[8]) Die Gerichte sind nach heutiger Schreibweise: Wolkenstein, Gufidaun, Kastelruth und Evas oder Fassa.
[9]) Damit ist wohl der sog. rote Grödner Sandstein am Joch zwischen Gröden und Kolfuschg gemeint.
[10]) Krimmler Tauern und Dreiherrenspitz. [11]) Soll heißen Gejaider oder Jagdreviere.



Blick von der Kammerscharte gegen Kleines und Großes Wiesbachhorn, Bratschenkopf, Klockerin, Großen Bärenkopf, Wasserfallboden und Moserboden



Blick vom Punkt 2823 südlich Berger Törl gegen Großglockner, links Lange Wand, Gramul, rechts Hohenwartkopf, Kellersberg, Schwerteck

Begleitworte zur Karte der Glocknergruppe

Von Dr. Richard Finsterwalder, München

Die Glocknerkarte, die der heurigen Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins beiliegt, wird in der Geschichte der Alpenvereinskartographie denkwürdig bleiben. Ist sie doch die erste Karte nicht bloß des Alpenvereins, sondern wohl überhaupt, für die alle Vorteile der modernen Aufnahmetechnik voll ausgenutzt werden konnten und der in gleicher Weise die hohe Kunst der alten Geländedarstellung zugute gekommen ist. Der Alpenverein war seit jeher bestrebt, das Beste auf kartographischem Gebiet zu leisten, er hat in den letzten Jahrzehnten eine Reihe sehr guter Karten geschaffen, doch litt seine Tätigkeit auf diesem Gebiet während der Kriegs- und Nachkriegszeit unter vielerlei Schwierigkeiten, hauptsächlich wirtschaftlicher Art. — Die Glocknerkarte ist die erste Alpenvereinskarte nach dem Krieg, deren Herstellung nicht mehr unter dem Druck der schlimmen Inflationsverhältnisse stand. Ihre ersten Anfänge — der Beschluß zu ihrer Ausführung wurde Ostern 1924 gefaßt — fallen in die Zeit, als nach Überwindung der Inflation die Möglichkeit zu zielbewußtem Arbeiten auf weite Sicht, wie es die Kartographie erfordert, gegeben war. Seither ist in solch zielbewußter, über vierjähriger emsigster Arbeit die Glocknerkarte entstanden, die heute fertig vor uns liegt.

Die fertige Karte sagt dem, der sie aufmerksam betrachtet, zweifellos sehr viel über die Hochgebirgswelt, die, an der Grenze von Tirol, Kärnten und Salzburg gelegen, vom höchsten Berg der heute österreichischen Alpen überragt wird, und je eingehender das Studium der Karte ist, desto mehr wird sie es mit Aufschlüssen aller Art lohnen. Manch Wichtiges aber kann uns die Karte nicht direkt vermitteln. So vor allem ein Urteil über ihre Genauigkeit und ihren inneren Wert und über vieles, was bei ihrer topographischen Ausgestaltung richtunggebend war. Ein solches Urteil über den Wert der Karte ist zum Beispiel für jeden, der sie benützt, von großer Bedeutung; denn er muß wissen, ob er ihrem Inhalt wirklich ganz vertrauen kann, ob er draußen die in der Karte eingezeichneten Formen an der angegebenen Stelle findet und ob sie ein richtig deutbares Abbild der Natur sind. Es möge deshalb an dieser Stelle durch begleitende Worte bei Herausgabe der Karte über all das berichtet werden, was aus ihr nicht unmittelbar hervorgehen kann, dessen Kenntnis aber doch von Wichtigkeit und allgemeinem Interesse ist.

1. Überblick über die Fortschritte der Alpenvereinskarten in letzter Zeit

Die Kartographie stellt besonders im Hochgebirge eine Reihe ganz schwieriger, aber auch interessanter Aufgaben, die teils wissenschaftlicher, technischer und teils künstlerischer Art sind. Die Entwicklung der Alpenkarten hat im letzten Jahrhundert einen großen Aufschwung genommen. Die Staaten, deren Länderbesitz sich auf die Alpen erstreckt, haben im Wetteifer miteinander auf diesem Gebiet große Fortschritte erzielt, über die eingehend und an Hand von vielen Kartenproben E. Oberhummer in dieser Zeitschrift 1901 bis 1905 berichtet hat. Etwas Abgeschlossenes und End-

gültiges ist aber trotz aller Fortschritte bis heute noch nicht geschaffen worden, die kartographischen Methoden sind noch immer einer ständigen Umbildung und Entwicklung unterworfen, Verbesserungen aller Art werden ständig erzielt. — Auch der D. u. Ö. Alpenverein ist seit seinem Bestehen kartographisch tätig gewesen; während er sich vor der Jahrhundertwende darauf beschränkte, das Aufnahmematerial des österreichischen Militärgeographischen Instituts zu verbessern und für seine Zwecke zu Karten meist im Maßstab 1 : 50 000 umzuarbeiten, trat er nun immer mehr mit eigener kartographischer Aufnahmetätigkeit und ganz vorzüglichen Karten in den Vordergrund. Seine Karten erreichten nicht nur an Güte die übrigen von amtlicher Seite herausgegebenen der Schweiz, von Bayern und Österreich, sie haben darüber hinaus in vieler Hinsicht noch Besseres geleistet. — Um 1900 besaß die Schweiz in dem sogenannten Siegfriedatlas wohl die unbestritten beste Hochgebirgskarte. Der Siegfriedatlas ist in den Jahren 1868 bis etwa 1900 entstanden und stellt das Gebirgsland der Schweiz im Maßstab 1 : 50 000 in einer teilweise auch heute noch vorbildlichen Weise dar. Das bewachsene Gelände erscheint in braunen Schichtlinien, der Fels in einer besonderen feinen und ausdrucksvollen Zeichnung in Schwarz. Kartenproben und eine nähere Beschreibung des Siegfriedatlas finden sich in dem erwähnten Artikel von E. Oberhummer in dieser Zeitschrift, Band 1904. Seit 1905 hat sich auch der Alpenverein diese bewährte Darstellungsweise des Schweizer Siegfriedatlas zu eigen gemacht. Die 1905 erschienene Karte der Langkofel- und Sellagruppe war von dem aus der Schweizer Schule hervorgegangenen Kartographen L. Ägerter nach der sogenannten Schweizer Manier bearbeitet, seit dieser Zeit ist der Alpenverein dieser Darstellungsart treu geblieben. Er hat sie aber nicht bloß einfach übernommen, sondern von vornherein gesucht, sie noch weiter zu verbessern und auszugestalten. Der erste Schritt dazu war der Übergang vom Maßstab 1 : 50 000 auf 1 : 25 000. Das war eine bedeutungsvolle Neuerung. Denn so schön und ausdrucksvoll die Felszeichnung des Schweizer Siegfriedatlas war, so bedingte doch der verhältnismäßig kleine Maßstab von 1 : 50 000 vielfach eine weitgehende Generalisierung und Schematisierung der vielgestaltigen Hochgebirgsformen, sowie die Anwendung von Signaturen. Diese Karten sind deshalb keine bis ins einzelne getreue Darstellung des Hochgebirgs und lassen viele Wünsche des Bergsteigers und Wissenschaftlers unbefriedigt. Man hat in der Schweiz in neuerer Zeit vergeblich versucht, bei der Neubearbeitung einzelner Blätter des Siegfriedatlas den Maßstab 1 : 50 000 durch weitgehende Verfeinerung der Zeichnung noch besser auszunützen, doch litt dann die Klarheit des Kartenbilds, es wurde zu sehr überladen, unübersichtlich und schlecht lesbar, so daß man in der Rückkehr zu der früheren einfacheren Darstellung das kleinere Übel sah[1]. — Der Maßstab 1 : 25 000, der seit 1904 fast allen Alpenvereinskarten zugrunde gelegt ist, ermöglicht es im Gegensatz dazu, alle wichtigen Einzelheiten maßstabs- und naturgetreu abzubilden, ohne das Kartenbild zu überlasten, anderseits erlaubt er doch noch die Darstellung geschlossener Gebirgsgruppen auf einem Blatt, das für den praktischen Gebrauch nicht zu groß und unhandlich ist. Die maßstabs- und naturgetreue Abbildung der schwierigen Hochgebirgsformen ist eine Aufgabe, die keineswegs leichter zu bewältigen ist, als die vielfach generalisierende Darstellung 1 : 50 000. Man darf wohl sagen, daß der Alpenverein zuerst die Lösung dieser Aufgabe mit Erfolg versucht hat und daß sie ihm auch in steigendem Maß bei seinen letzten Karten gelungen ist. Freilich vor Einführung der modernen photogrammetrischen Aufnahmemethoden war eine Lösung nur nach der rein zeichnerischen Seite hin möglich, da mittels der Meßtischaufnahme die schwie-

[1] Ed. Imhof, Unsere Landeskarten, Schweiz. Zeitschrift für Vermessungswesen und Kulturtechnik, 25. Jahrg., Nr. 4, 1927.

rigen Formen des Geländes nicht geometrisch richtig festgelegt werden konnten. Es blieb dem Topographen überlassen, vieles willkürlich und nach seiner eigenen subjektiven Auffassung darzustellen. Dies gilt ebensosehr für die Schichtlinienführung im bewachsenen Gelände wie für die Zeichnung des reinen Felsgebiets. In klarer Erkenntnis dieses Mangels hat der Alpenverein, sobald es überhaupt möglich war, die neuen photogrammetrischen Aufnahme- und Auswerteverfahren für die Bearbeitung seiner Karten herangezogen. Kaum war das erste brauchbare Modell des Zeiß-Orelschen Autographen im Jahr 1911 gebaut, als die neue Methode bei der Aufnahme für die Dachsteinkarte 1913 Verwendung fand. Bei der Dachsteinkarte wurden nur die leicht einzusehenden Teile photogrammetrisch bearbeitet, große Teile nach den alten unvollkommenen Methoden ergänzt. Immerhin bedeutete die Dachsteinkarte einen großen Fortschritt gegen früher. Dann brachte der Krieg schwere Hemmungen für die kartographische Tätigkeit des Alpenvereins, die kostspieligen neuen Aufnahmeverfahren konnten nicht mehr angewendet werden und den folgenden Karten mit Ausnahme der Kaiserkarte fehlte deshalb wieder die feste geometrische Grundlage. Erst 1923 bei Aufnahme der Loferer- und Leogangerkarte gelang es wieder, die Photogrammetrie für die Alpenvereinskarten dienstbar zu machen. Sie wurde dabei in einer besonderen, den Verhältnissen des Hochgebirgs angepaßten Weise verwendet, wie sie bei den Gletschervermessungen im Zillertal und Gepatsch erprobt worden war. In dieser Zeitschrift wurde 1925 darüber berichtet[1]). Das neue sehr bewegliche Aufnahmeverfahren hatte sich bei den flüchtigen Aufnahmearbeiten für die Loferer- und Leogangerkarte sehr bewährt, es war in kurzer Zeit und mit geringen Kosten gelungen, das Kartengebiet eingehender und vollständiger aufzunehmen als seinerzeit bei der Dachsteinkarte. Deshalb wurde es auch bei der Glocknerkarte angewendet und es gelang, die für diese Karte von vornherein angestrebte größere Genauigkeit zu erreichen. Die Aufnahme wurde dabei auch auf eine vollständig neue Vermessung gestützt, nicht mehr wie früher auf die alten, meist verfallenen Katastertriangulierungen des Militärgeographischen Instituts. Die Genauigkeit und Vollständigkeit der Aufnahme, die dabei erzielt wurde, liegt wohl innerhalb der Grenzen, die durch den heutigen Stand der photogrammetrischen Aufnahmetechnik gegeben und die für eine topographische Karte 1 : 25 000 nötig sind. An anderer Stelle, Seite 75, ist in diesem Artikel eingehender über die geodätischen und photogrammetrischen Arbeiten und ihr Ergebnis an dem Beispiel der Glocknerkarte berichtet.

Währenddessen ist auch die Entwicklung der Geländedarstellung auf den Alpenvereinskarten nicht stehengeblieben. Der Übergang zum Maßstab 1 : 25 000 hatte die topographische Bearbeitung auf eine neue Grundlage und vor neue Aufgaben gestellt. L. Ägerter hat diese Aufgabe, alle wichtigen Formen, ohne zu generalisieren, naturgetreu abzubilden, in den zwischen 1905 und 1915 erschienenen Karten des Alpenvereins rein darstellerisch gelöst[2]), freilich manchmal noch unter bewußter Abweichung vom geometrisch richtigen Grundriß der Formen, wobei ihm das Fehlen genauer geometrischer Unterlagen eine gewisse Freiheit bei der Herausarbeitung der Formen ließ. Seit aber die genauen photogrammetrischen Schichtenpläne vorliegen, hat der Topograph diese Freiheit nicht mehr und er muß nun streng gebunden an den vorgegebenen Grundriß die Geländedarstellung entwickeln. Es ist ein großes Verdienst des Kartographen Hans Rohn, auch unter diesen Verhältnissen Geländezeichnungen auf den letzten Alpenvereinskarten geschaffen zu haben, die den früheren

---

[1]) „Begleitworte zur Karte der Loferer Steinberge" von Dr. R. Finsterwalder.

[2]) Eine Beschreibung seiner Arbeitsweise gibt Ägerter in den Begleitworten zur Karte der Brentagruppe. Diese Zeitschrift, Bd. 1908.

an Schönheit keineswegs nachstehen, aber dabei den großen Vorteil unbedingter geometrischer Lagerichtigkeit haben.

Ein schwieriges Kapitel bei allen topographischen Karten ist die Beleuchtungsfrage. Es stehen sich da verschiedene Ansichten ganz schroff gegenüber. Von wissenschaftlicher Seite wird die neutrale Beleuchtung senkrecht von oben bevorzugt, die zwar wenig plastisch wirkt, aber keine groben Täuschungen über die Steilheit zuläßt. Die praktische Kartographie wendet dagegen fast immer aus den Bedürfnissen der Praxis heraus eine einseitig schräge Beleuchtung an, um eine kräftige, eindeutige Plastik zu erzielen; dabei stehen sich die Anhänger der „naturgemäßen" Südbeleuchtung und die Anhänger der für den Gebrauch der Karte im Zimmer angenehmeren Nordwestbeleuchtung gegenüber. Die Alpenvereinskarten zeigen seit 1904 zunächst einseitige Nordwestbeleuchtung, dann Süd- und Südostbeleuchtung. Die einseitig schräge Beleuchtung aber hat den grundlegenden Nachteil, daß die verschiedenen Teile der Karte, je nachdem sie auf die Licht- oder auf die Schattenseite fallen, stark bevorzugt oder benachteiligt sind, so daß eine Abschätzung der Steilheit auf Grund der Helligkeit sehr schwer ist. Diesem Mangel suchte vor allem Rohn bei der Lofererkarte dadurch abzuhelfen, daß er mit dem Lichteinfall stark wechselte und jeden Gipfel so beleuchtete, wie es zu seiner günstigsten Darstellung nötig war. Das förderte die plastische Wirkung im einzelnen ungemein, wirkte aber im ganzen etwas unruhig. Rohn hat bei der Leogangerkarte das Prinzip des wechselnden Lichteinfalls zwar auch angewandt, jedoch steht seine Lichtquelle dem Zenit erheblich näher und vielfach kommt das Licht senkrecht von oben. Dadurch wurde das Kartenbild ausgeglichener und ruhiger, ohne an Plastik einzubüßen. Bei der Glocknerkarte ist Rohn in dieser Richtung noch weiter gegangen, die Beleuchtung kommt nun fast überall senkrecht von oben und schwankt nur ganz unmerklich, um, wo es nötig ist, da und dort durch einen schwachen seitlichen Lichteinfall eine klarere Plastik zu erzielen und eine Form besser herauszuarbeiten. Die Plastik des Ganzen ebenso wie der Kleinformen ist trotzdem klar und ausdrucksvoll. Jedenfalls liegt darin nach der praktischen Seite und für den Wissenschaftler ein großer und sehr erfreulicher Fortschritt in der vielumstrittenen Beleuchtungsfrage.

Die Glocknerkarte weist eine sehr sinnenfällige Neuerung auf, die sie von den bisherigen Alpenvereinskarten auf den ersten Blick unterscheidet: nämlich eine Schummerung im bewachsenen Gelände und im Eis[1]). Die bisherigen Alpenvereinskarten ebenso wie der Siegfriedatlas stellten das bewachsene Gelände und das Eis lediglich durch Schichtlinien dar, die zur Erzielung eines gewissen plastischen Effekts bei dichterer Zusammenscharung an steileren Stellen etwas verdickt gezeichnet waren. Das war im Gegensatz zu der feinen hochentwickelten Felszeichnung eine recht rohe Darstellungsart[2]). Es ist deshalb sehr zu begrüßen, daß nun diesen bisher bei der Darstellung etwas vernachlässigten Gebieten erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt wird. Die neuangewendete Schummerung formt die sanften weichen Formen der Almen und Waldgebiete und des Firns und bettet die schroff aufragenden Felsen harmonisch in die übrige Landschaft ein. Sie ist so zart gehalten, daß sie nichts von der übrigen Geländezeichnung verdeckt. Sie geht nicht auf alle Einzelheiten ein, sondern gibt hauptsächlich die großen Formen, deren Zusammenfassung über größere Gebiete auch dem geübten Kartenleser auf Grund bloßer Schichtlinien sehr schwer ist. Die Kleinformen muß man dagegen nach wie vor aus den Schichtlinien ablesen. Auch für die Schummerung gilt das gleiche Beleuchtungsprinzip wie im Fels: senkrechte

[1]) Infolge Zeitmangels mußte von der Schummerung bei der Glocknerkarte noch Abstand genommen werden, da dadurch eine einwandfreie Ausführung in Frage gestellt war.

[2]) Siehe darüber auch bei Imhof, Unsere Landeskarten, Seite 78—80, Schweiz. Zeitschrift für Vermessungswesen, 25. Jhrg. Nr. 4, 1927.

Beleuchtung von oben mit schwachem, ganz unmerklichem seitlichen Lichteinfall an einigen Stellen.

Wenn hier die Rede davon war, welche Fortschritte der Geländedarstellung gelungen sind, so soll auch eines noch ungelösten Problems gedacht werden. Es ist dies die exakte Wiedergabe der Höhengliederung im Felsgebiet. Die Alpenvereinskarten geben im Fels, wo die Schichtlinien fehlen, nur den Grundriß der Formen, für ihre Höhenentwicklung fehlt außer einigen kotierten Punkten jeder sichere Anhalt. Das ist gerade im Felsgebiet, wo der Grundriß der Formen infolge ihrer Steilheit auf eine ganz beschränkte Fläche zusammengerückt ist und über die schwierigen, vielgestaltigen Formen oft nicht genügend aussagen kann, ein großer Mangel. Gerade dort, wo man besonders darauf angewiesen wäre, die Höhengliederung zu kennen, gibt die Karte nur eine ganz beschränkte Auskunft. Dazu kommt, daß durch die photogrammetrisch gewonnenen Schichtlinien im Fels bereits eine klare, eindeutige und geometrisch richtige Erfassung der Formen der Lage und Höhe nach gegeben war. Der Grund dafür, daß der Alpenverein die photogrammetrischen Schichtlinien im Fels noch immer zugunsten der althergebrachten Felszeichnung entfernt, liegt darin, daß sich die Felszeichnung in ihrer alten Form mit den sich an steilen Stellen eng zusammendrängenden Schichtlinien nicht verträgt. Es muß entweder die Felszeichnung weggelassen werden oder die Schichtlinien. Eine dritte Möglichkeit wäre noch die Erhaltung der Schichtlinien im Fels, in Verbindung mit einer passend abgeänderten Felszeichnung. Der Alpenverein hat sich zunächst zwar entschlossen, die frühere Art der Geländedarstellung, also ohne Schichtlinien im Fels, beizubehalten, da der Wert und die Brauchbarkeit dieser Darstellungsart unzweifelhaft feststeht, er hat sich aber auch den Mängeln, die ihr anhaften, nicht verschlossen und die Möglichkeit, die durch die Erhaltung der Schichtlinien im Fels gegeben ist, in einem größeren Versuch erprobt. Neben der gewöhnlichen Ausgabe der Lofererkarte, die in der alten Darstellungsart gezeichnet ist, wurde zum Vergleich eine zweite, Versuchszwecken dienende sogenannte „Wissenschaftliche" Ausgabe herausgegeben, in der die Schichtlinien konsequent an allen Stellen der Karte, also auch im Fels, erhalten sind. Die Wirkung der Schichtlinien ist im Fels durch eine graue Schummerung, im bewachsenen Gelände durch eine braune unterstützt. In dieser Zeitschrift, Bd. 1925, wurde über den Zweck und die Ausstattung dieser Ausgabe berichtet[1]). Der beste Weg, um die Vorteile und Nachteile der neuen Darstellungsart gegenüber der alten objektiv abzuwägen, war durch die Einholung einer Reihe von Gutachten kompetenter Fachleute gegeben, unter denen sich auch eine große Zahl von Bergsteigern befand. Die Mehrzahl der über 80 Gutachten befürwortete die Beibehaltung der alten Felszeichnungsmethode unter Weglassung der photogrammetrischen Schichtlinien im Fels, hauptsächlich deshalb, weil sie die Charakteristik der Felsen und die Oberflächenbeschaffenheit unmittelbarer und verständlicher zum Ausdruck bringt als die Schichtliniendarstellung; freilich sprachen einige gewichtige Stimmen für die Einführung der objektiveren Schichtliniendarstellung. Der Hauptausschuß hat dem Ergebnis der Rundfrage entsprechend beschlossen, die zukünftigen Karten zunächst wie bisher in reiner Felszeichnung herauszugeben. — Die Wissenschaftliche Ausgabe der Loferer-karte war ein erster Versuch zur Erprobung der neuen Darstellungsart, dem alle Mängel eines solchen ersten Versuchs anhaften mußten und der deshalb keine endgültige Entscheidung über die ganze Frage zuließ. Deshalb wurde vom Hauptausschuß weiter beschlossen, die Versuche in der neuen Richtung fortzusetzen. Ein solcher Versuch, der die Darstellung der genannten Wissenschaftlichen Ausgabe hauptsächlich

[1]) Siehe darüber auch R. Lichtenecker, „Moderne Kartographie", Naturwissenschaften 1928, Art. 667. Springer, Leipzig.

durch Anwendung einer besseren Reproduktionsmethode ausbaut, ist im Festband der Ges. für Erdkunde in Berlin 1928 veröffentlicht[1]). Das österreichische Kartographische Institut beabsichtigt, seine Karten 1 : 50 000 mit Schichtlinien im Fels in Verbindung mit einer Schummerung herauszugeben und damit die in der Wissenschaftlichen Ausgabe der Lofererkarte vorgeschlagene Darstellungsart praktisch einzuführen. Bei den Karten des Alpenvereins wird man sich deshalb schwerer zu diesem Schritt entschließen, weil auf ihnen die altbewährten Geländedarstellungen so hoch entwickelt sind, daß das Neue, so wichtige Verbesserungen es auch mit sich brächte, doch noch kein vollwertiger Ersatz für das Frühere ist. So sehr der Alpenverein um den Fortschritt in der Kartographie bemüht ist, so kann er doch nicht ihm zuliebe eine neue Darstellungsart einführen, ehe sie wirklich unstreitig Besseres liefert als die alten Methoden. — Um einer einwandfreien Felsdarstellung wenigstens näherzukommen, hat Rohn besonders bei der Glocknerkarte versucht, an möglichst vielen Stellen auch im Fels die Schichtlinien neben der Felszeichnung zu erhalten, was ihm erfreulicherweise an vielen Stellen geglückt ist, so zum Beispiel an der Hohen Dock.

Besondere Sorgfalt wurde von jeher bei den Alpenvereinskarten auf die Namengebung verwendet. In erster Linie waren es zunächst die Gipfelbezeichnungen und die für den Bergwanderer wichtigen Namen, die mit großer Genauigkeit für die Karten erkundet und festgelegt wurden. Dadurch unterschieden sich die Alpenvereinskarten zum Beispiel vorteilhaft von den österreichischen Spezialkarten 1 : 75 000, auf denen manche falsche und mißverständliche Bezeichnung zu finden ist. Der Übergang zum Maßstab 1 : 25 000, der, wie wir gesehen haben, für die Geländedarstellung der Karten von einschneidender Bedeutung war, hat auch für die Namengebung neue Aufgaben gebracht. Denn auf der vergrößerten Kartenfläche ist nun erheblich mehr Raum zur Unterbringung von Namen und viele Bezeichnungen, die früher wegfielen, müssen nun auf der Karte erscheinen. Der Namenforschung wurde nun erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt. Aus den verschiedensten Quellen wurden Namen für die Karte zusammengetragen, es fanden sich auch immer ortskundige Leute, die ihre Namenkenntnis bereitwillig zur Verfügung stellten, und so konnte auf diesem Gebiet vieles Neue und Wichtige kartographisch niedergelegt werden. Freilich eine wirklich planmäßige und wissenschaftlich einwandfreie Namengebung der Karte wurde damit nicht erreicht; es mag auf den bisherigen Karten noch mancher wichtige Name fehlen, mancher nicht am richtigen Platze stehen oder in seiner Form nicht richtig wiedergegeben sein. Da aber eine einwandfreie und vollständige Namengebung für eine Karte von großer Wichtigkeit ist, so hat sich der Alpenverein entschlossen, bei der Glocknerkarte durch wissenschaftlich geschulte Kräfte alle irgendwie vorkommenden Flur- und Ortsnamen sammeln, erforschen und örtlich festlegen zu lassen. Diese Arbeiten haben zu einem sehr erfreulichen Erfolg geführt. Es ist gelungen, den ganzen sprachlichen und volkskundlichen Schatz, der in den Namen liegt, zu erfassen, kartographisch zu verwerten und darüber hinaus der Wissenschaft nutzbar zu machen. Dabei stellte sich als weiterer großer Vorteil des Maßstabs 1 : 25 000 heraus, daß es durch ihn möglich ist, alle irgendwie wichtigen und interessanten Namen auf der Karte unterzubringen ohne sie dadurch zu überlasten. Es wird in dieser Zeitschrift in einem besonderen Artikel eingehend über diese Arbeiten berichtet. Man darf ohne Übertreibung sagen, daß der Alpenverein auf diesem Gebiet der Namengebung einen großen Schritt nach vorwärts getan hat, der für andere Karten nur vorbildlich sein kann.

---

[1]) R. Finsterwalder, Neue Aufgaben der Kartographie. Festband der Ges. für Erdkunde Berlin 1928.

„Stillstand ist Rückgang“, das gilt wie bei vielem anderen auch in der Kartographie. Karten, die vor 50 Jahren hergestellt wurden und zu ihrer Zeit Meisterwerke der Kartographie waren, sind heute vielfach veraltet und überholt, Karten, die vor 15 und 20 Jahren entstanden sind, können heute in mancher Hinsicht nicht mehr als vollwertig gelten. Nur der, der die stetig fortschreitende Entwicklung auf kartographischem Gebiet mitmacht, kann wirklich das Beste leisten. Darum sucht auch der Alpenverein seine Karten ständig zu verbessern, ohne voreilig überstürzte Änderungen der bewährten kartographischen Methoden vorzunehmen. Fast jede neue Karte bedeutet einen Fortschritt gegen die früheren. Die Alpenvereinskarten spiegeln die aufsteigende Entwicklung der Hochgebirgskartographie wieder, sie nehmen in ihr eine hervorragende, vielfach führende Stellung ein.

2. Bericht über die Arbeiten für die Glocknerkarte

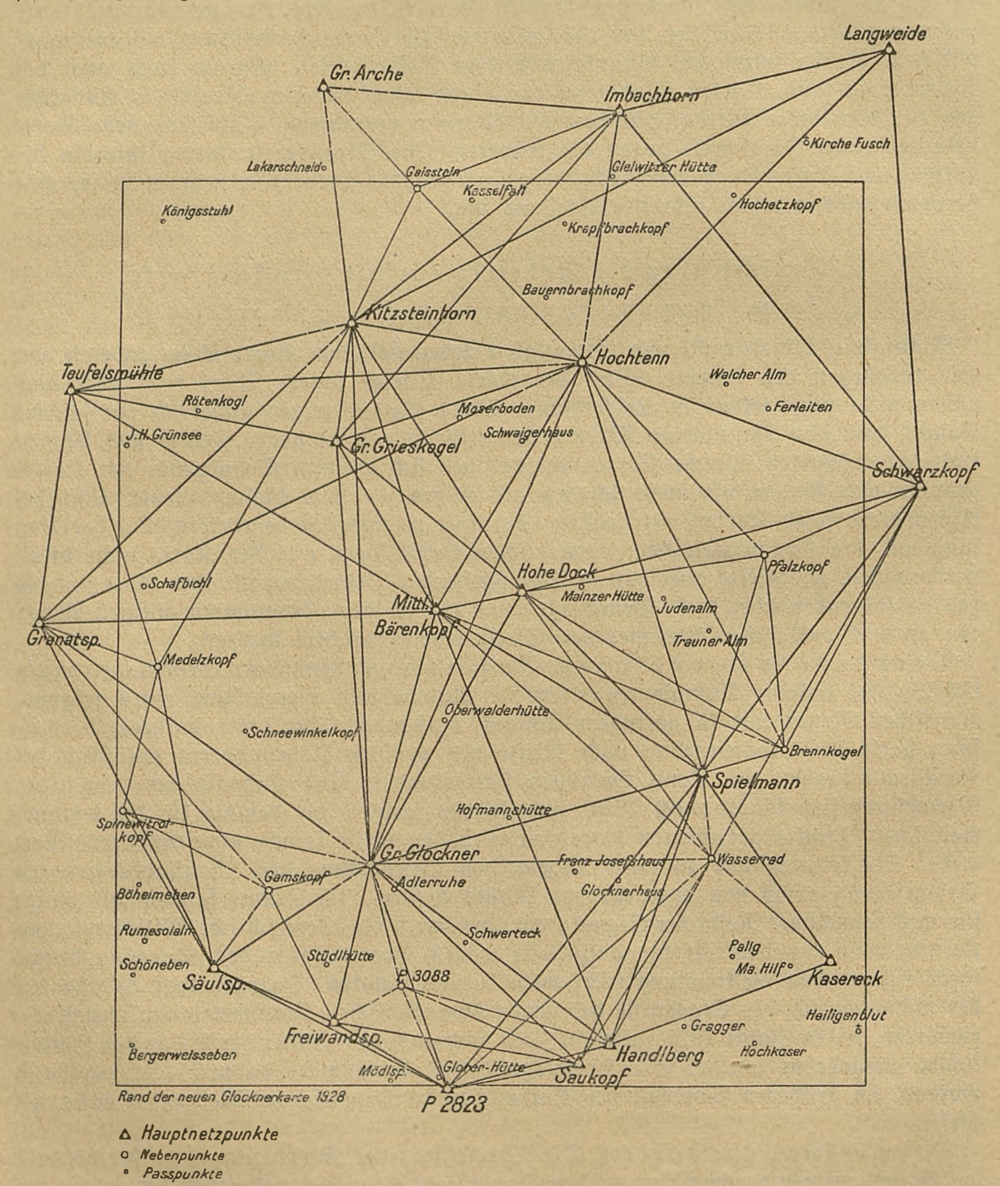
a) Vermessung und photogrammetrische Bearbeitung

Richtigkeit, Objektivität und Genauigkeit gehen bei einer Karte allem anderen vor. Sie verbürgen den inneren Wert der Karte. Dieser innere Wert tritt aber nach außen nicht unmittelbar in Erscheinung. Viele Karten zeigen äußerlich ein schönes Gesicht, dem aber ihr innerer Wert nicht entspricht, da sie grobe Fehler und Unrichtigkeiten aufweisen. Solche Karten versündigen sich an dem Grundgebot der Kartographie und können oft mehr schaden als nützen. — Aus diesem Grund läßt der Alpenverein seine Karten mit größter Sorgfalt geometrisch bearbeiten. Da der Umfang und die Genauigkeit der geometrischen Grundlagen aus der Karte nicht direkt hervorgehen, anderseits aber von ausschlaggebender Bedeutung für ihre Güte sind, so soll im folgenden über diese Grundlagen und die zu ihrer Gewinnung nötigen Arbeiten an dem praktischen Beispiel der Glocknerkarte berichtet werden.

Vorhandene Grundlagen. Vorarbeiten und benützbare Grundlagen waren bei Beginn unserer Aufnahmearbeiten für Anlage und Vermessung eines trigonometrischen Netzes nur in geringem Umfang vorhanden. Die letzte größere Vermessung hatte im Glocknergebiet nach Mitte des vorigen Jahrhunderts anläßlich der Katastralaufnahme im Land Salzburg stattgefunden. Die Signale der damaligen Vermessung sind längst durch Wind und Wetter zerstört, die damals für die trigonometrischen Punkte gerechneten Koordinaten haben heute keinen unmittelbaren Wert mehr. Sie konnten nur zu einer allgemeinen Bestimmung des Maßstabes und der Orientierung eines neu anzulegenden Netzes dienen. Im Süden fanden wir einige für uns brauchbare Reste der Signale vor, die durch die österreichische Militärtriangulierung kurz vor dem Kriege aufgestellt waren, aber infolge des Kriegsausbruchs ihrer eigentlichen Bestimmung nicht mehr dienen konnten. Dagegen war es uns leider nicht möglich, die Ergebnisse der neuen österreichischen Katastertriangulierung abzuwarten, die im Jahre 1925, also ein Jahr nach uns, von Süden her bis an den Hauptkamm ausgedehnt wurde. Die Herausgabe der Karte wäre dadurch sehr verzögert worden, im größeren Nordteil der Karte aber trotzdem eigene Messungen nötig gewesen.

Vermessungsarbeiten. Die Vermessung des Kartengebiets mußte deshalb von Grund auf neu durchgeführt werden. Sie sollte umfangreich und genau genug sein, um für die späteren photogrammetrischen Arbeiten eine ausreichende Grundlage zu geben, ohne soviel Mittel und Zeit in Anspruch zu nehmen, daß dadurch die Herstellung der Karte übermäßig belastet wurde. Da für die ganzen Vermessungs- und Aufnahmearbeiten zunächst nur drei Monate des Sommers 1924 zur Verfügung standen, so konnten aus Gründen der Zeitersparnis von vornherein die Vermessung und Aufnahme nicht voneinander getrennt werden, es konnte auch keine eigentliche Erkun-

dung des Netzes erfolgen und die Signale zum Teil erst dann, als die Vermessung bereits begonnen war, gesetzt werden. Das hatte zur Folge, daß dem trigonometrischen Netz einige Schönheitsfehler anhaften, die aber, wie vorausgeschickt sei, auf die



Skizze der Gestalt des trigonometrischen Netzes

Genauigkeit des Netzes nur von untergeordnetem Einfluß waren. — Die *Signalisierung* der Gipfel erfolgte durch große, etwa 2 *m* hohe Steinmänner, die wir im Lauf der Feldarbeiten an allen wichtigen Punkten meist selbst errichteten. Diese Art der Signalisierung hat sich sehr bewährt, sie war aber nur auf Felsgipfeln

durchführbar, nicht auf verfirnten Gipfeln, da die Heranschaffung der für einen Steinmann benötigten Steine (etwa 30 bis 60 Zentner) auf größere Entfernungen nicht möglich ist und der Steinmann auf einem festen Untergrund ruhen muß. Dadurch kamen eine Reihe von Gipfeln, die an sich sehr geeignet gewesen wären, für die Anlage des Netzes außer Betracht, vor allem das Wiesbachhorn, das Eiskögele, die Hohe Riffl, der Große Bärenkopf und der Hocheiser.

Die endgültige Gestalt des trigonometrischen Netzes geht aus der Abbildung Seite 76 hervor, in der auch die wichtigsten zur Rechnung benützten Strahlen eingetragen sind. Den Kern des Netzes bildet ein geschlossener Ring von Dreiecken mit dem Mittleren Bärenkopf als Mittelpunkt und dem Großglockner, Grießkogel, Kitzsteinhorn, Hochtenn und Spielmann als Randpunkten. In dieser Figur, einem sogenannten einfachen Kranzsystem, waren alle Winkel, zum Teil mehrfach, gemessen. Um diese Grundfigur gruppieren sich die übrigen Punkte des Netzes in einer geschlossenen Reihe von möglichst gleichseitigen Dreiecken. Als Triangulierungstheodolit stand ein kleiner Reisetheodolit der Firma Hildebrandt mit 8 *cm* Kreisdurchmesser zur Verfügung; die Meßgenauigkeit dieses Instruments (etwa ½′) wurde möglichst ausgenützt und durch Wiederholung der Messungen gesteigert.

Die Rechnung des Netzes begann mit einer Ausgleichung des erwähnten Kranzsystems, die einen Fehler von ½′ ergab, daran schloß sich die Bestimmung der Punkte Hohe Dock und Kitzsteinhorn als kombinierte Vorwärts- und Rückwärtsschnitte mit 5 und 4 Überbestimmungen; die Ausgleichung dieser Punkte, die nur einen mittleren Lagefehler von 0,4 bzw. 0,5 *m* übrigließ, war eine gute Kontrolle für die Güte des Netzes. — Nachdem die Punkte Schwarzkopf und Imbachhorn in ähnlicher Weise gewonnen waren, war es möglich, Maßstab und Orientierung, die anfangs nur graphisch ermittelt waren, durch Vergleich des neu gewonnenen Dreiecks Großglockner—Schwarzkopf—Kitzsteinhorn mit dem gleichen Dreieck der alten Katastervermessung zu bestimmen. Durch eine einfache Dehnung und Drehung ließ sich das neue Dreieck mit dem alten genau zur Deckung bringen. Das Imbachhorn gab eine befriedigende Kontrolle. Nun wurde in gleicher Weise das ganze bisher gerechnete Netz gedreht und gedehnt; das Großglocknerkreuz erhielt die Koordinaten der alten Katastervermessung. Danach wurden auch die übrigen bereits gerechneten Punkte koordiniert und alle weiteren Punkte in dem so bestimmten Koordinatensystem konform gerechnet[1]). Die Ausgleichungen[2]) ergaben für Punkte innerhalb der Karte Fehler unter 1 *m*. — Im Lauf der bereits erwähnten neuen österreichischen Katastertriangulierung stellte sich später heraus, daß die von uns gemachte Annahme, wonach das heutige Gipfelkreuz am Großglockner genau an der Stelle des alten Katastersignals steht, nicht richtig war. Das Gipfelkreuz ist vielmehr 4,7 *m* von diesem Punkt entfernt. Es wurde deshalb Maßstab und Orientierung des Netzes neu bestimmt. Diesmal konnte ich noch vier weitere Punkte, von denen ebenfalls die alten Katasterkoordinaten bekannt waren, mitbenützen, nämlich die Punkte Teufelsmühle, Große Arche, Imbachhorn und Langweide. Das Feld der sieben neu bestimmten Punkte wurde unter Beibehaltung seiner Form so gedreht, gedehnt und verschoben, daß es möglichst genau mit den entsprechenden Punkten der alten Katastervermessung zusammenfiel. Die Ausgleichung mittels der sogenannten Feldermethode ergab einen mittleren Anschlußfehler von ± 1,8 *m* für eine Koordinatenrichtung. Dieser Fehler rührt zweifellos zum großen Teil davon her, daß die neuen Signale nicht genau an

---

1) Die Koordinatenschnittpunkte sind in der Karte von Kilometer zu Kilometer in schwarzen Kreuzchen eingetragen.

2) Bei den Ausgleichungen wurden die Ausgangspunkte jeweils als fehlerfrei angenommen. Die Reihenfolge, in der die Punktbestimmung erfolgte, war: Langweide, Kaseredkapelle, Saukopf, P. 2823, Hahnlkamp, Freiwand, Säulspitze, Granatspitze, Teufelsmühle, Große Arche.

der Stelle der alten verfallenen Punkte gesetzt werden konnten. Der Maßstab änderte sich nur sehr wenig, nämlich um 0,25‰ die Orientierung um 0,47′. Bei der Eintragung des Gradnetzes in die Karte sind diese Änderungen berücksichtigt.

Zugleich mit dem Hauptnetz bestimmten wir eine größere Anzahl von trigonometrischen Nebenpunkten. Diese sollten die Grundlage für die Einschaltung der photogrammetrischen Standpunkte geben und zur Verdichtung des Hauptnetzes dienen. Sie wurden gleichmäßig verteilt über das Kartengebiet in halber Höhe auf den Hängen und in den Talsohlen auf möglichst markanten Punkten gelegt. Als Paßpunkte für die photogrammetrische Auswertung maßen wir viele auffallende, auf den Platten leicht auffindbare Objekte, besonders Hausgiebel ein, so zum Beispiel im Fuschertal die Kirche Fusch, die beiden Gasthöfe in Ferleiten, die Trauner Alm, die Mainzer Hütte, die Judenalm, die Walcher Alm, die Gleiwitzer Hütte (siehe im übrigen die Netzskizze S. 76). Die Koordinaten all dieser Punkte wurden gerechnet und wenn nötig ausgeglichen. Die erreichte Genauigkeit ergab sich daraus bei gut bestimmten Punkten mit etwa ± 0,50 *m*, bei weniger wichtigen mit durchschnittlich 1,0 *m*.

Ich hatte ursprünglich angenommen, daß eine Neubestimmung der Höhen nicht nötig sei und deshalb zunächst vorgesehen, sie aus den österreichischen Spezialkarten und früheren Bestimmungen zu übernehmen. Es zeigte sich jedoch, daß die Höhen recht unsicher waren und die verschiedenen Angaben unter sich um mehrere Meter auseinandergingen. Deshalb erschien eine Neubestimmung der Höhen als wünschenswert. Die Höhenwinkel wurden teils zusammen mit den Horizontalwinkeln, teils, wenn es sich um wichtige Punkte handelte, gesondert gemessen. Als Ausgangspunkt für die Höhenbestimmung diente das Großglocknerkreuz, dessen Sockel mit 3798 *m* angenommen wurde. Nach allen Seiten fortschreitend, erfolgte danach die Rechnung aller übrigen Punkte entweder einzeln oder in Gruppen. Die Festlegung der Höhen gelang etwas weniger scharf als die der Horizontallage, die Fehler nehmen naturgemäß mit der Entfernung vom Großglockner zu. Sie überschreiten aber innerhalb des Kartengebiets 1 *m* nur selten und dann nur wenig, für alle wichtigen Punkte bleiben sie unterhalb dieses Betrags. Die Änderungen der Höhen gegen früher betragen bei vielen Punkten 3—4 *m*, größere Unterschiede ergaben sich nur beim Südgipfel des Mittleren Bärenkopfs mit 8 *m*, was wohl auf Abschmelzen der Firnkappe dieses Gipfels zurückzuführen ist, bei der Mainzer Hütte mit 120 *m*.

b) Photogrammetrische Aufnahme und Ausarbeitung

Während die sonst üblichen Katasteraufnahmen hauptsächlich der äußerst genauen Festlegung der Eigentumsgrenzen dienen und topographische Aufgaben erst in zweiter Linie erfüllen, verfolgte die photogrammetrische Aufnahme für die Glocknerkarte rein topographische Zwecke. Uns kam es in erster Linie darauf an, den ganzen Formenschatz des Hochgebirgs zu erfassen und geometrisch festzulegen, um damit der späteren topographischen Ausgestaltung der Karte auf die bestmögliche Weise vorzuarbeiten. Es genügte zwar die Erzielung einer rein graphischen Genauigkeit, dafür mußten aber alle Teile der Karte ohne Rücksicht darauf, ob sie entlegen, schwer zugänglich oder wirtschaftlich wertlos waren, lückenlos, möglichst eingehend und bis ins Einzelne vollständig aufgenommen werden. Die normalen photogrammetrischen Verfahren und Apparate sind zur Lösung dieser Aufgabe, besonders im Hochgebirge, nicht geeignet, sie lassen zwar ein sehr genaues Arbeiten zu, sind aber zu schwerfällig und erfordern einen großen Troß von Trägern; die Aufnahme würde dadurch viel zu teuer, würde zu lange dauern und schließlich doch kein lückenloses Bild geben, da manche wichtige Punkte mit den schweren Apparaten nicht zugänglich sind. Das gilt

zwar bloß für terrestrische Photogrammetrie, doch bot die Luftphotogrammetrie vor vier Jahren noch solche Schwierigkeiten, daß ihre Verwendung nicht möglich war[1]). Aus diesem Grund entschloß ich mich dazu, auch diesmal, wie schon bei der Aufnahme der Loferer- und Leogangerkarte, ein bewegliches, den Verhältnissen des Hochgebirges angepaßtes Verfahren anzuwenden und ein entsprechend leichtes Aufnahmegerät zu benützen. In dieser Zeitschrift (1925, S. 226) ist dies Verfahren kurz beschrieben. Es hat sich auch diesmal durchaus bewährt, trotzdem es erheblich größeren Anforderungen genügen mußte als bei der damaligen weniger eingehenden Aufnahme. Über 150 Standlinien wurden photographiert, sie waren so angeordnet, daß mit ihrer Hilfe das ganze Gelände fast ohne Lücken eingesehen und ausgewertet werden konnte. Sie lagen zum Teil hoch oben auf den höchsten Graten, von wo sie den besten Überblick geben und meist die Ausarbeitung eines recht großen Geländteils gestatten. Beispiele dafür geben die Aufnahmen 3, 4, 6 und 8. Zum Teil legten wir sie tiefer und rückten sie dadurch näher an den gegenüberliegenden Hang heran (Aufnahme 2, 5, 7), um genauer arbeiten zu können und den von ganz oben meist nicht möglichen Blick bis ins Tal zu gewinnen. Außer den genannten Standlinien, mit deren Hilfe schon etwa 80% des Geländes sehr gut erfaßt sind, muß dann noch eine große Zahl von Standlinien photographiert werden, um die restlichen 20% der Karte aufzunehmen. Gerade diese „Flick"standlinien[2]) machen meist besondere Schwierigkeiten. Es müssen oft ganz entlegene und mühsam erreichbare Punkte aufgesucht werden, die vielfach nur sehr schwer einzumessen sind. Die einzelne Standlinie gibt nur ein kleines Geländestück und im Verhältnis zu dem großzügigen, raschen Arbeiten bei der Aufnahme der leicht einzusehenden Gebiete ist das Vorgehen bei Schließung dieser Lücken zeitraubend, mühsam und kostspielig. Verschiedene Lücken können erst im Lauf der Auswertung am Autographen festgestellt werden und müssen durch Nachaufnahmen geschlossen werden. Und doch sind diese Arbeiten für die Karte von größter Wichtigkeit. Denn würden die Lücken nicht auf diese Weise photogrammetrisch bearbeitet, so könnten sie nur ganz erheblich schlechter und womöglich mit noch größerer Mühe mittels der alten Verfahren aufgenommen oder überhaupt nur nach freiem Auge in die Karte eingezeichnet werden. Darunter aber würde die ganze Karte zu leiden haben, denn man sieht es ihr ja nicht an, wo sie schlecht bearbeitet ist und weiß nie, ob man es irgendwo mit solch mangelhaften Stellen zu tun hat. Nicht mit Unrecht würde man den Wert der ganzen Karte nach den am schlechtesten bearbeiteten Teilen bemessen. — Das vergletscherte Hochgebirge wechselt in ununterbrochener Folge eigentlich fast täglich sein Aussehen. Es liegt oft bis tief in den Sommer hinein unter einer mehr oder weniger tiefen Schneedecke begraben, deren untere Grenze bald höher, bald tiefer liegt, deren Dicke großen Schwankungen unterworfen ist, die sich bald erneuert, bald durch Abschmelzen rasch zurückgeht. Besonderen Schwankungen ist das Bild der Gletscheroberfläche unterworfen; dort, wo vor kurzer Zeit noch eine glatte Schneefläche war, gähnen jetzt breite Spalten und Schlünde. Da erwächst für die geometrische Aufnahme die Aufgabe, das festzuhalten, was in der

[1]) Die Firma Junkers hat im Herbst 1924 großzügige Versuche gemacht, das Glocknergebiet für den Alpenverein mit Aufnahmegeräten der Firma Zeiß aus der Luft aufzunehmen. Infolge der Ungunst der spätherbstlichen Witterung brachten diese Versuche für die Glocknerkarte leider kein Ergebnis. Dagegen waren sie in wissenschaftlicher Hinsicht sehr erfolgreich. Im Anflug war nämlich das Kaisergebirge photographiert worden. Es gelang Herrn O. v. Gruber, Jena, aus fünf Photographien 10 *km*² des zentralen Kaisergebirges (Totenkirchl, Fleischbank, Karlspitze, Stripsenjoch, Gruttenhütte) am Planigraphen im Maßstab 1 : 50 000 auszuwerten. Damit wurde die Brauchbarkeit der Luftphotogrammetrie für Ausarbeitung von Schichtlinienplänen in gebirgem Gelände an einem lehrreichen Beispiel erstmals bewiesen.

[2]) Ein Beispiel gibt die Aufnahme 1, sie wurde aufgenommen, um den Osthang des Eiswandbichls und die darunter liegenden Spalten ausarbeiten zu können.

Erscheinungen Flucht von Dauer ist und jährlich in gleicher Weise wiederkehrt. Von Dauer ist Lage und Ausdehnung des „ewigen" Schnees und des „ewigen" Eises, die fast jedes Jahr kurze Zeit meist am Ende des Sommers zur Zeit der geringsten Schneebedeckung in gleicher Weise zutage treten, mit ihnen auch die Form und die Lage der Spaltensysteme auf den Gletschern. Diesen Stand soll die Karte wiedergeben und deshalb können brauchbare Aufnahmen der Gletschergebiete nur zur Zeit der geringsten Schneebedeckung erfolgen, also in den Alpen im August, September und noch manchmal im Oktober, ausgenommen in den Tagen nach starkem Neuschneefall.

Wir haben bei der Aufnahme der Glocknerkarte keine Mühe gescheut, um sowohl eine lückenlose, genaue Erfassung des ganzen Kartengebiets zu erreichen als auch die Gletschergebiete nur bei günstigen Schneeverhältnissen zu photographieren. Ein Beispiel für eine gute Aufnahme im Firngebiet gibt Abb. 67. Im Sommer 1924 wurden etwa 90 Standlinien aufgenommen, im Juli und August 1925 weitere 60, die hauptsächlich den 1924 völlig verschneit gebliebenen Firngebieten galten, Nachaufnahmen fanden an vielen Stellen statt, um die sich im Lauf der Ausarbeitung ergebenden Lücken zu schließen; sie fanden im Sommer 1926 ihr Ende. Im ganzen wurden — alle Wiederholungen eingerechnet — etwa 165 Standlinien mit 250 Plattenpaaren photographiert. Alle Standpunkte sind mittels des Photogrammeters trigonometrisch bestimmt. Die Übersichtsskizze auf Seite 81 zeigt Lage und Aufnahmerichtungen der wichtigsten Standlinien.

Vor Beginn der Ausarbeitung mußten sämtliche Standpunkte, soweit sie nicht mit trigonometrischen Punkten zusammenfielen, der Lage und Höhe nach bestimmt werden, was mehrere Monate Rechenarbeit erforderte. Die erreichte Genauigkeit hielt sich dabei in ähnlichen Grenzen wie beim trigonometrischen Netz, Fehler über 1 *m* sind sehr selten. Die Auswertung der Platten erfolgte in den Jahren 1925 und 1926 wie bei der Loferer- und Leogangerkarte als wissenschaftliche Arbeit an dem in der Technischen Hochschule in München befindlichen Autographen. Sie nahm elf Monate in Anspruch. Das, was bei der Feldaufnahme erreicht war, nämlich eine möglichst gleichmäßig genaue, fast lückenlose Aufnahme des Kartengebiets, wurde bei der Auswertung nach Kräften ausgenützt und alles, was in den Platten enthalten war, kartographisch niedergelegt. Sämtliche Schichtlinien sind an allen Stellen der Karte im Fels, im Eis und bewachsenen Gelände mit gleicher Sorgfalt gezogen; die Situation, der Wald unterschieden nach Hochwald und Jungholz, Laub- und Nadelwald, topographische Einzelheiten Schutt, Moränen, Schnee- und Eisgrenzen, Gletscherspalten, zum Teil auch Schichtungs- und Verwerfungslinien im Fels sind so vollständig als möglich in die Autographenpläne eingetragen. Als Ausarbeitungsmaßstab diente der Maßstab 1 : 12 500, der groß genug ist, um mittels des Autographen, der immer nur ein verhältnismäßig schematisches Zeichnen zuläßt, alles Wichtige geben zu können. Bei diesen Arbeiten kam es sehr zustatten, daß wir uns vorher bei den Feldarbeiten eine gründliche Kenntnis des Geländes erworben hatten und deshalb das photographische Material sehr gut ausnützen konnten. Das Erkennen der Paßpunkte, die Deutung vieler Einzelheiten, das Auffinden der Wege usw. auf den Bildern wurde uns dadurch sehr erleichtert. An Stellen, wo die erste Aufnahme keine einwandfreie Auswertung zuließ, weil eine Standlinie zu kurz, eine Platte schlecht belichtet und nicht durchgezeichnet war, wurde durch Nachaufnahmen eine geeignete Grundlage für die Auswertung geschaffen. — Bei der Feldaufnahme war, wie erwähnt, eine besondere, den Verhältnissen des Hochgebirgs angepaßte Methode angewendet und ein im Verhältnis zu den sonst üblichen schweren Präzisionsgeräten ganz einfaches Instrument benützt worden. Das brachte für die Feldaufnahme eine große Erleichterung mit sich und ermöglichte es, erst wirklich erfolgreich zu arbeiten, für die Auswertung bedeutete es aber insoferne eine Erschwerung, als viele Plattenpaare sich nicht ohne weiteres

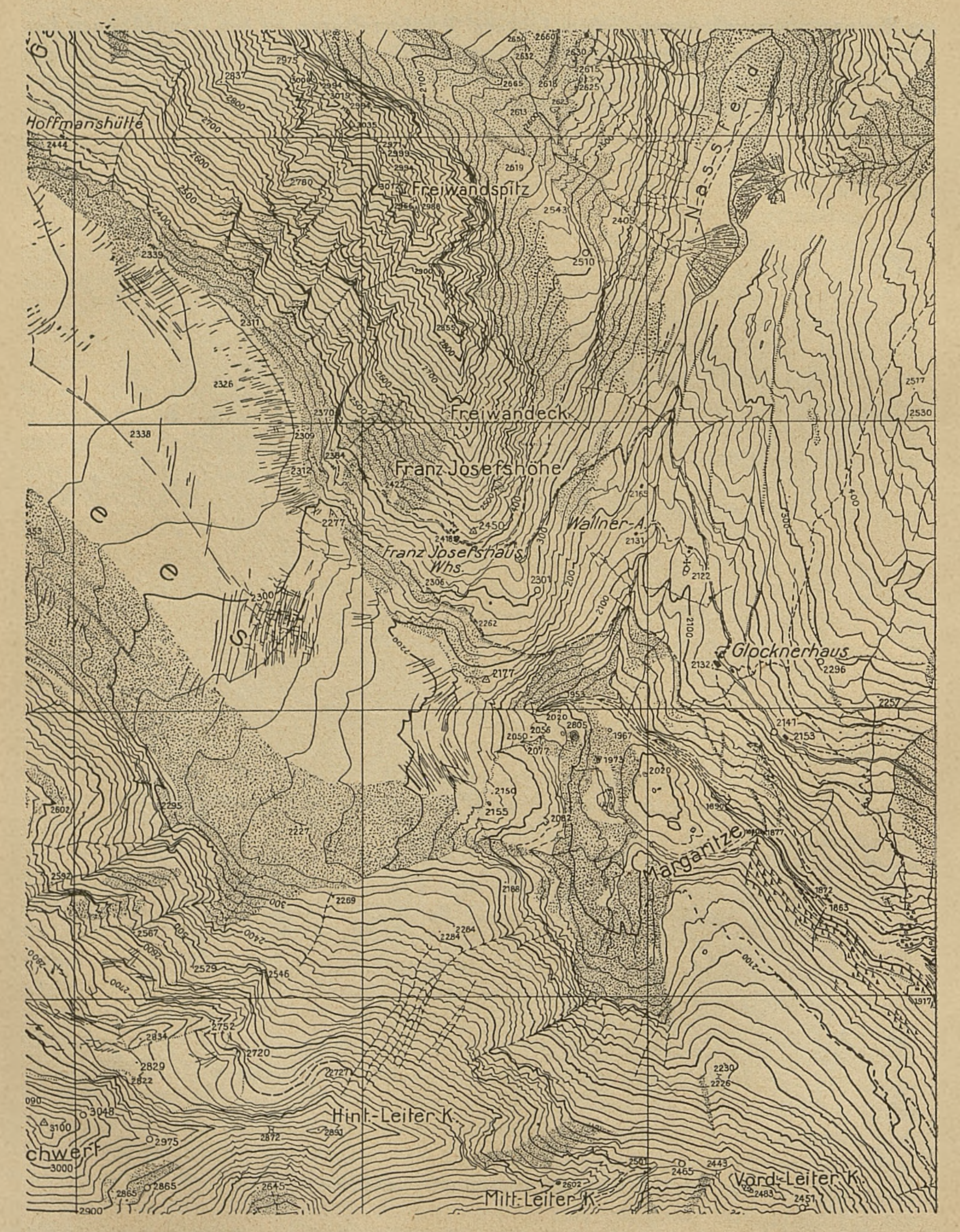
am Autographen einspannen ließen, sondern Feinkorrekturen an den Einstellungen für Basis, Konvergenz, Brennweite und Verschwenkung nötig waren[1]). Doch gelang es durch umfassende Anwendung von graphisch bestimmten Paßpunkten dieser Schwierigkeiten Herr zu werden und alle Standlinien einwandfrei auszuwerten. Die erreichte



Übersichtsskizze der photographierten Standpunkte

Genauigkeit ist so groß, daß in der fertigen Karte die Lage der Schichtlinien an stärker geneigten Stellen nicht um Strichstärke fehlerhaft ist, an flachen Stellen dürfte

[1]) Inzwischen hat die Firma Zeiß unter Verwertung der von uns im Hochgebirge gemachten Erfahrungen das von uns damals benützte Aufnahmeinstrument für das Format 13:18 nachgebaut. Dieses bei neuen Aufnahmen verwendete Instrument beseitigt die erwähnten Schwierigkeiten zum großen Teil.



Ausschnitt aus dem Autogramm in einfarbiger Verkleinerung auf 1 : 25 000

der Höhenfehler der Schichtlinien 2 *m* nicht überschreiten. Das Ergebnis der Auswertung ist ein geschlossener Plan 1 : 12 500 (Autogramm), 140 *cm* × 190 *cm*.

Die Abbildung auf Seite 82 zeigt einen Ausschnitt aus dem Autogramm in der einfarbigen Verkleinerung auf 1 : 25 000.

Die im fertigen Autogramm noch gebliebenen Lücken umfassen nur 3% des ganzen Kartengebiets. Sie sind zum Teil ganz bedeutungslos, sie liegen im Firngebiet, wo der Schnee auf den photographischen Platten nicht durchgezeichnet war, oder hinter vorspringenden Felsrippen, zum Teil in den engen schluchtartigen Ausgängen im Fuscher Tal, unterhalb Ferleiten, im Kapruner Tal beim Hotel Kesselfall und im Dorfer Tal in der Daberklamm, kleine von außen nicht einzusehende tote Winkel konnten am Brechlsee im Hirzbachtal und am Maurerkar im Stubachtal photogrammetrisch nicht bearbeitet werden. Zur Schließung dieser Lücken wurden einige Bussolen- und Polygonzüge gemessen, im übrigen wurden sie bei der späteren topographischen Bearbeitung durch Herrn Rohn sorgfältig aufgenommen und ergänzt[1]).

Damit waren die geodätischen Arbeiten für die Glocknerkarte beendet. Sie waren umfangreicher, eingehender und wurden mit größerer Genauigkeit ausgeführt als bei allen bisherigen Alpenvereinskarten und es ist wohl noch nicht oft ein Stück Hochgebirge so sorgfältig aufgenommen worden wie es hier geschehen ist. Freilich stellten sich uns bei der Aufnahme Schwierigkeiten entgegen, deren Überwindung oft größte Ausdauer und Kraftanspannung erforderte. Die Zeit, die im Hochgebirge für kartographische Arbeiten zur Verfügung steht, ist sehr kurz, sie beträgt 2 bis 3 Monate im Jahr und oft ist man auch während dieser Zeit durch schlechtes Wetter verhindert, draußen zu arbeiten. Da gilt es jeden schönen Tag und jede schöne Stunde für die Aufnahme auszunützen. Oft und oft kommt es vor, daß stundenlange Anstiege umsonst sind, wenn schlechtes Wetter einfällt, ja manchmal nur eine einzige Wolke einen wichtigen Gipfel verhüllt. Auch uns gelang so manche Messung erst nach vier und fünf vergeblichen Versuchen. Fast zwei Sommer hindurch haben wir, mein Freund Kuny und ich, meist begleitet von einem Assistenten oder Träger[2]), das Glocknergebiet durchstreift, nicht allein bei schönem Wetter, sondern nur zu oft im Nebel, bei Regen und Sturm, dem schlimmsten Feind aller Vermessungsarbeiten, wir haben fast alle Gipfel bestiegen, auf fast jedem stundenlang, meist bei großer Kälte trianguliert, oft genug kam es vor, daß wir im Lauf der Signalisierungsarbeiten das Material für die Steinmänner aus tiefem Neuschnee graben mußten; so manche harte Nuß gab es auch in turistischer Hinsicht zu knacken und so manche Erstbegehung mögen wir dabei in entlegenen Teilen der Gruppe gemacht haben. Doch wie es draußen unsere Pflicht war, bergsteigerische Ziele erst in zweiter Linie zu verfolgen und sie unsern eigentlichen Aufgaben unterzuordnen, für die das Bergsteigen nur Mittel zum Zweck war, so soll auch hier von bergsteigerischen Erlebnissen nicht die Rede sein. So möge es bei dem kurzen, objektiven, wenn auch etwas nüchternen Bericht über die geodätischen und photogrammetrischen Arbeiten für die Glocknerkarte bleiben. Er soll beitragen, den Mitgliedern ein Bild zu geben von der Tätigkeit des Vereins auf kartographischem Gebiet, soll den inneren Wert der Karten des Vereins dartun und all denen, die die Karte, sei es wo und wie immer, benützen, das nötige Vertrauen zu ihrer Richtigkeit und Zuverlässigkeit geben.

c) Topographische Ausgestaltung

Auf die topographische Ausgestaltung der Glocknerkarte bin ich bisher nicht näher eingegangen. Die Alpenvereinskarten sind berühmt durch ihre ausgezeichnete topogra-

---

[1] Die Eintragung der Anlagen des Stubachtalkraftwerks, das damals noch im Bau war, ermöglichte uns Herr Oberbaurat Hans Ascher, dem dafür an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen sei.

[2]) In vorbildlicher Weise unterstützten uns im Sommer 1924 die Herren Dipl.-Ing. A. Königs und cand. ing. Hans Klagges aus München sowie der wackere Bergführer Georg Bacher aus Kaprun.

phische Bearbeitung, die Glocknerkarte ist allen früheren Karten in dieser Hinsicht durchaus ebenbürtig und zum Teil noch überlegen, die Fortschritte gegen früher sind im ersten Teil dieses Artikels kurz beschrieben. Die eingehenden, umfangreichen geodätischen und photogrammetrischen Arbeiten machen die Geländedarstellung keineswegs überflüssig, sie geben ihr den festen Unterbau und schaffen die geometrische Grundlage für die weitere Veranschaulichung der Formen. Der am Autographen gezeichnete Plan (siehe Seite 82) ist rein topographisch betrachtet ganz unvollkommen, er ist für sich allein tot und ausdruckslos und nur für wissenschaftliche Spezialzwecke unmittelbar verwendbar. Erst die Kunst des Topographen gestaltet den Formenreichtum im kleinen, die Charakteristik der Felsen, sie erst schafft die ausdrucksvolle, lebendige Karte des Hochgebirgs. Die Geländedarstellung der Glocknerkarte spricht zum großen Teil für sich selbst; sie wird jedem das zeigen können, was er draußen in der Natur vorfindet. Der Bergsteiger wird sie zum Planen seiner Fahrten ebensogut benützen können, wie er sich mit ihrer Hilfe im Gelände zurechtfinden wird[1]). Dem Artikel sind eine Reihe von Photographien beigegeben, um bereits hier einen Vergleich zwischen der Natur und ihrer kartographischen Darstellung zu ermöglichen. Allen Lesern dieser Zeitschrift sei geraten, diesen Vergleich selbst vorzunehmen, denn er wird sprechender und überzeugender als Worte den hohen Wert der Rohnschen Geländedarstellung dartun. Die Photographien wurden anläßlich der photogrammetrischen Aufnahme gemacht und sämtlich bei der Auswertung am Autographen benutzt. Sie sind von besonders günstigen Übersichtspunkten aus aufgenommen und gewähren einen guten Einblick in das Gelände; die Erreichung eines besonderen künstlerischen Eindrucks wurde mit ihnen nicht angestrebt; sie wollen deshalb auch nicht von diesem Standpunkt aus gewertet werden. Dagegen illustrieren sie das, was eingangs über die Möglichkeit gesagt wurde, die der Maßstab 1 : 25 000 für topographische Karten bietet, nämlich die naturgetreue Darstellung der Geländeformen bis in alle wichtigen Einzelheiten. Die Ausnützung dieser Möglichkeit ist bei dem Reichtum und der Vielgestaltigkeit der Hochgebirgsformen eine sehr große und schwere Aufgabe. Sie wurde von Rohn in den beiden Sommern 1926 und 1927 in unermüdlicher, hingebungsvoller Arbeit gelöst und man darf wohl sagen, daß die Lösung in vorbildlicher Weise gelungen ist. Rohns Geländezeichnung ist im unmittelbaren Anblick der Natur entstanden, sie ist nicht nach draußen gefertigten Skizzen zu Hause gezeichnet, sondern bis zum letzten Tuschstrich der Reinzeichnung der Wirklichkeit abgelauscht und ohne irgendwelche Umwege und Überzeichnungen schon draußen in der endgültigen Form festgelegt. Aus dieser Art der Entstehung erklärt sich die Unmittelbarkeit und Ausdruckskraft der Rohnschen Geländedarstellung, die freilich ein ganz ungewöhnliches zeichnerisches Geschick voraussetzt.

Man würde der Geländedarstellung der Glocknerkarte und ähnlicher Karten nicht ganz gerecht, wenn man sie, wie es vorhin geschehen ist, nur mit einfachen Photographien vergliche. Sie enthält mehr als eine Photographie, auch wenn diese als Luftaufnahme senkrecht von oben Einblick ins Gelände gäbe. So wie ein Bild von Künstlerhand mehr ist als eine Photographie, indem sie das Charakteristische herausarbeitet, so ist auch die Geländezeichnung kein einfach verkleinertes Abbild der Natur, sie ist kein wahlloses Nebeneinander aller irgendwie vorkommenden Formen; sie faßt zusammen und scheidet das Wichtige vom Unwichtigen. Die charakteristischen Formen wurden der Landschaft in den unendlichen Zeiträumen geologischer und morphologischer Entwicklung aufgeprägt. Umgekehrt forscht der Kartograph dieser Entwicklung nach; aus ihr findet er die geologischen und morphologischen Formen, die den inneren

[1]) Für die Alpenvereinskarten im allgemeinen zeigt dies Dr. Moriggl in seinem Buch „Kartenlesen im Hochgebirge", Verlag des D. u. Ö. Alpenvereins, 2. Auflage, in lehrreicher Weise.



Blick vom Fusch-Rauriser Kamm aus 2500 m Höhe gegen die Ostflanke des Fusch-Kapruner Kamms
(Hochtenn, Kleines und Großes Wiesbachhorn, Großer Bärenkopf, Hohe Dock, Breitkopf)



Blick vom Schaflkopf (alte A.-V.-Karte Schaffelkopf, 2596 m) im Stubachtal gegen Hocheiser, Kapruner Törl, vorne der Tauernmoosboden

Bau und das äußere Antlitz der Landschaft klar und charakteristisch kennzeichnen. Es wäre eine dankbare Aufgabe, den wissenschaftlichen Wert der Glocknerkarte und der bisherigen Alpenvereinskarten, der in dieser geologisch-morphologischen Durcharbeitung begründet liegt, nachzuweisen. Im Rahmen dieses Artikels würde es mich zu weit führen, ich muß mich mit einem Hinweis darauf beschränken[1]). Die Karte wird trotzdem keineswegs zu einer geologischen oder morphologischen Spezialkarte, da sie einem solchen Spezialwerk nur durch weitgehende Verengerung und Schematisierung ihrer doch für die Allgemeinheit bestimmten Geländedarstellung dienen könnte. Sie gibt aber an geologischem und morphologischem Inhalt alles, was in der Natur sichtbar ausgedrückt ist und unmittelbar beobachtet werden kann. Das ist sehr viel und sehr Wichtiges. Sie kann dadurch zu einem tieferen Verstehen und Erfassen der Landschaft und ihrer Entwicklungsgeschichte beitragen[2]).

Kartographisches Schaffen bedeutet Arbeit auf lange Sicht, denn eine Karte muß dauernden Wert haben, sie soll nicht dem Augenblick dienen, sondern viele Jahre hindurch Tausende als zuverlässiger Führer, der nicht irren und fehlen kann, begleiten. Eine Karte, insbesondere eine des Hochgebirgs, wird nicht von heute auf morgen geschaffen, sie entsteht nur in jahrelanger, mühevoller und kostspieliger Arbeit durch Zusammenwirken der verschiedensten Kräfte. An ihrer Entstehung ist der Techniker, Wissenschaftler und Künstler beteiligt. Eine Karte ist auch nie allein das Ergebnis der Arbeiten, die unmittelbar zu ihrer Herstellung nötig waren, sie baut immer auch auf den Verbesserungen und Fortschritten auf, die bei früheren Karten erzielt worden sind, sie ist damit die Frucht jahrzehntelanger kartographischer Tätigkeit und Erfahrung. — Auch die jetzige Glocknerkarte ist nur auf diese Weise zustandegekommen. Sie ist in erster Linie eine Turistenkarte für die Mitglieder des Alpenvereins und wird als solche ihrer Aufgabe zweifellos in hohem Maße gerecht. Dank ihrer genauen Grundlagen und ihrer sorgfältigen und vollkommenen Ausstattung, die sie dabei erfahren hat, ist sie mehr als eine Turistenkarte, sie ist ein Dokument von hohem wissenschaftlichen und kulturellen Wert, sie wird in dieser Hinsicht wohl von keiner andern Karte übertroffen. So ist die Tätigkeit des Alpenvereins auf dem Gebiet der Kartographie eine Pionierarbeit, die ohne ihn nicht geleistet werden würde, sie ist eine Kulturarbeit im besten Sinne des Worts.

---

[1]) Es sei in diesem Zusammenhang verwiesen auf die beiden Artikel von Löwl in dieser Zeitschrift, Bd. 1897 und 1898 „Kals“ und „Rund um den Großglockner“ zu deren geologischem Inhalt die Glocknerkarte eine treffliche Illustrierung ist.

[2]) Sehr lehrreich sind in dieser Hinsicht die Ausführungen von R. Lucerna in Petermanns Mitteilungen 1928, Heft 1/2, Neue kartographische Methoden, wenn auch die von ihm vorgeschlagenen „genetischen“ Linien auf rein topographischen Karten wohl nicht direkt verwendbar sind.

Zu den Namen der Glocknerkarte

Von Karl Finsterwalder, Innsbruck

Schon seit Jahren wurde bei der Arbeit an den Alpenvereinskarten der Art, wie die darauf vorkommenden Orts-, Berg- und vor allem die nur in der Mundart vorliegenden Flurnamen wiederzugeben sind, wissenschaftliche Aufmerksamkeit zugewandt; auch zur neuen Glocknerkarte wurden die Orts- und Flurnamen von dialektkundigen und sprachlich geschulten Kräften[1]), die sich erst gründlich mit den Mundarten des Gebiets vertraut gemacht hatten, nach der Sprechweise zahlreicher Einheimischer planmäßig aufgenommen und auf vielen Begehungen in die Karte eingezeichnet[2]). Es sollten also vor allem Fehler vermieden werden, wie sie z. B. besonders zahlreich in den Namenbestand der alten österreichischen Spezialkarte infolge mangelnden Verständnisses der mundartlichen Formen von den oft landes- und volksunkundigen Mappierern eingeschleppt worden waren. Es zeigte sich dabei, daß es auch unter den Namensformen der alten Glocknerkarte gar manche zu ändern gab, die, einem Mißverständnis entsprungen, in der bisherigen Form dem auskunftgebenden Einheimischen gänzlich unbekannt war. So entpuppte sich ein „Neideck" am Wasserfallboden als mißverstandene „Neuetz", eine Stelle, wo infolge jahrelangen Rückgangs des Wielinger Keeses eine „Neue Weide" entstanden war; der Name „Hacksedl" (Stubachtal) hat nichts mit hacken zu tun, sondern dies ist nur die annähernde Aussprache für Hochsedl — so werden gelegentlich die höchsten Weidegänge und Lagerplätze (= Sedl) der Schafe genannt, also Vögerlhochsedl, Walcherhochsedl, die Schafgänge, die zur Vögerl- bzw. Walcheralm gehören, und das gleiche Hauptwort steckte verstümmelt auch im Namen „Seelgrat" am Hocheiser, richtiger „Sedlgrat" geschrieben. Wer wird sich wohl bei dem Namen „Auf dem Dirndl" etwas gedacht haben? Beim Näherhinhören stellt sich heraus, daß es heißen soll „Auf den Türnlen", den kleinen Türmen (= mhd. turn) und der Augenschein gibt dem recht, denn so heißen zwei kleine, kecke Felstürme südlich des „Margrötzenkopfs". Selbst was die Klockerin (Kapruner Tal) betrifft, konnte ich feststellen, daß sie nur durch ungenaue Wiedergabe ihres Namens zum erhabenen Oberhaupt ihrer Gruppe in Beziehung gebracht wurde. Wie die Aussprache deutlich ausweist, leitet sich ihr Name vom donnerähnlichen Gepolter („klocken") der Eislawinen ab, die sich am Nachmittag von ihren vereisten Westhängen ablösen, der Name des Glockners selbst dagegen wird davon abweichend im An- und Inlaut mit G gesprochen und mag sehr wohl von der Ähnlichkeit mit einer Glockenform herrühren, die er, zumal nach Neuschnee, von der Heiligenbluter Seite betrachtet, tatsächlich aufweist, die alte für den gleichen Namen im Volksmund gebräuchliche Verkleinerungsform „Glöggler"

---

[1]) Die Namenarbeit an der Glocknerkarte erfolgte unter der dankenswerten Anleitung durch Herrn Professor Schatz, Innsbruck, dessen wertvolle Mitarbeit schon den bisherigen Alpenvereinskarten zugute kam. Die Namen der alten Glocknerkarte wurden überprüft von Herrn Dr. Heinsheimer, Innsbruck, neu eingetragen wurden Benennungen für das Mühlbach- und Fuscher Tal durch Dr. B. Schweizer, Diessen, und den Unterzeichneten, der auch das ganze übrige Gebiet erkundete und sämtliche Namen für die Karte bearbeitete.

[2]) Den eingesessenen Herren Ing. Hirnschrott, Schneiderau, Stubachtal, Herrn Schulleiter Oberdorfer, Heiligenblut, und Herrn Peter Wurler, Kals, sei für ihre gütige Beihilfe herzlichst gedankt.

zeigt, daß diese Bedeutung im Volk lebendig war[1]). Die Beispiele für solche Berichtigungen sind bei einem Vergleich der alten mit der neuen Karte noch bedeutend zu vermehren.

Außer solchen Änderungen bedurfte der Namenschatz für die viermal so groß werdende Karte nach verschiedenen Seiten hin gewisser Ergänzungen. Um für den immer dichter werdenden Turistenverkehr bequeme Richtungspunkte zu schaffen, erhielten in der an Namen recht armen Hochregion einige Gipfel, Scharten und Gletscher (nach der Mundart Kees benannt) sinngemäß nach Punkten der Umgebung oder sonstigen Anhaltspunkten neue Benennungen[2]). Daneben bot aber die Karte auch Raum für die Aufnahme der volkstümlichen Flurnamen der Landschaft überhaupt, die sich hier nicht mehr so eng aneinanderdrängen wie in den dicht besiedelten Haupttälern. Auch diese Namen sind sehr oft für den praktischen Zweck, sich nach den Angaben der Einheimischen zurechtzufinden, recht dienlich. Ihre Aufzeichnung hat aber auch eine ideelle Berechtigung; diese über Berg und Tal verstreuten, zum Teil uralten Sprachdenkmäler gehören in ihrem knorrigen sprachlichen Äußeren, ihrer oft treffenden Bildersprache gewissermaßen wie die Formen des Gebirges zur Gesamterscheinung unserer Alpenwelt, in die sie die Erinnerung an den Menschen und seine Jahrtausende alte Kulturtätigkeit bringen, an seinen ununterbrochenen Kampf ums Dasein als Ackerbauer, Berghirt oder Jäger gegen die Urgewalten des Hochgebirges, an die wechselnden Formen der Anpassung seines Lebens, seiner Wirtschaftsweise an die Naturkräfte, an die innige gefühlsmäßige Verbundenheit des Älplers mit seinem rauhen Heimatboden. Und dazu kommen hier noch die zahlreichen fremdsprachigen Namen, Überbleibsel aus vordeutscher Zeit, da in diesen Bergtälern noch das formenreiche Ladin und die lispelnden Laute des Slawischen erklangen, sprachliche Überreste, die sich dem kundigen Auge gleich den Gesteinsgruppen auf einer geologischen Karte zeitlich übereinanderschichten. Sie harren großenteils noch der Erforschung durch die alpine Namenkunde und ihrer Auswertung für die älteste Geschichte der Alpen, die mangels schriftlicher Überlieferung vielfach solche ungeschriebene Quellen zu Rate ziehen muß. Was aber für diese Zwecke unerläßlich ist und größtenteils noch nicht geschah, wäre eine möglichst vollständige Sammlung und lautgetreue Aufzeichnung der überlieferten Namen. Aus der Beschäftigung mit dem Schriftteil der Karte und dem anfänglichen bloßen Bestreben, Fehler wie die obenerwähnten zu vermeiden, erwuchs mir daher der weitere Wunsch, durch eine planmäßige lautgerechte Wiedergabe diese Namen, soweit es mit dem praktischen Zweck der Karte vereinbar war, auch der wissenschaftlichen Erforschung zugänglich zu machen. Ohnehin gibt die Karte über die gleichfalls wichtige örtliche Verteilung der Namen sowie ihre Abhängigkeit von der Bodengestaltung naturgemäß klare Auskunft. Wenn es nun noch gelingt, auf ihr die Namenformen exakt festzulegen, dann bildet sie auch für die Kulturgeschichte des dargestellten Gebiets ein sprechendes Zeugnis und für ihren Erforscher eine ähnlich brauchbare Grundlage wie für den Geographen durch ihre Darstellung des alpinen Formenschatzes.

Daß über den Wert der Ortsnamen für die tiefere Kenntnis eines Gebiets, genauer für die Geschichte seiner Besiedlung, für die örtliche Wirtschaftsweise, wie schon oben erwähnt, aber auch für Sprachforschung und fast alle Zweige der Volkskunde, nicht leicht zu viel gesagt werden kann, mögen ein paar willkürliche Ausschnitte aus dem mächtigen Stoff andeuten, der sich beim Sammeln der Flurnamen einem aufdrängt.

---

[1]) Kürsinger, „Oberpinzgau", 1841, bringt die Form Kalser Glödler, die ältesten Erwähnungen (16. Jahrhundert) als Glogger, Gloggner s. o. im Beitrag von O. Stolz, S. 14.

[2]) Z. B. im Gebiet der Pasterze Schneewinkel, Rifflwinkel, Wasserfallwinkel, Schattseitkopf, Führerscharte, erstere im älteren Schrifttum schon so genannt.

Schon die Namen der Almen im Nordteil weisen uns auf den Weg ihrer Besiedelung hin. Sie halten sich im Fuscher Tal sozusagen an die alte Gerichtsgrenze, welche, in der Fuscher Ache laufend, dieses Tal der Länge nach spaltete, und weisen demnach darauf hin, daß die Osthälfte des Ferleitentales (mit Trauneralm und Piffalm) von Orten aus dem Taxenbacher Gericht (Trauneranwesen in Hundsdorf, Piffbauer in Bruck a. d. S.) besiedelt und genutzt wurde; die Westseite mit Judenalm und Walcheralm dagegen wurde vom Zeller Gericht aus bezogen, vom weit entfernten Piesendorf aus (w. Zell a. S., Judenbauer), und vom Walcher in der Vorfusch. Die Erscheinung, daß gerade diese höchst gelegenen Almen über der Baumgrenze zu so weit entfernten alten Orten im Haupttal draußen gehören, scheint mir ein Beleg für die vor Jahren in dieser Zeitschrift[1]) ausgesprochene Ansicht zu sein, daß als die ältesten Almen jene von der Natur bereitgestellten Weideböden an den Talschlüssen und über der Baumgenze zu betrachten sind, die anderswo vordeutsche, ja vorrömische Namen tragen und in unserem Falle von den alten Ortschaften vom Haupttal aus genutzt wurden, bevor sich noch in den Seitentälern Ansiedler festsetzten und durch Rodungen in der Waldzone die späteren Almen schufen. Die tiefer gelegene Vögerlalm z. B. gehörte zum „Vögerl" nach Fusch. Genau so besaß im Stubachtal die höchsten Weiden bis zum Talschluß (Enzingerleite) gerade der am weitesten draußen siedelnde „Enzinger", im Kapruner Tal gehören die niederen Almen (Krapfalm, Ederalm u. a.) ins Tal selbst, zu innerst im Tal aber, am Wasserfallboden weisen die Namen Fürther- und Bauernhütten auf weit entfernte Stammgüter in Fürth (Fürther-" und „Bauernbauer") im altbesiedelten Pinzgau. Letzterer Name ist dann sogar hinaufgewandert bis zum Gipfel des Bauernbrachkopfs[2]).

Ins Leben und Treiben des Tauernbewohners als Almhirt läßt uns eine Reihe von Flurnamen manchen Einblick tun. Auf den zahlreichen Maißen, Blößen, auf denen der Wald abgetrieben (meizan = ahd. „hauen"), weidet das Vieh, vom „Wasenhag" (Zaun aus Rasenstücken) oder Stangenhag vorm Absturz behütet, ja selbst im Laub, sprich Laab, kleinen Waldabteilen mit niedrigen Laubgewächsen, sucht sich das Galtvieh — nichtmilchendes Vieh — noch seine Nahrung (Ochsenlaub, Roßlaub) (F.). Wo mächtige Felsblöcke, von oben niedergerollt, auf den Weiden liegengeblieben sind, kleinen gemauerten Häusern fast ähnelnd, da nennt es der Älpler „im Maurach" oder er spricht vom „maurigen Rain", die Steine sind ihm oft willkommen als Schattenspender für das Vieh, wenn es, von Sonnenhitze und Fliegenschwärmen geplagt, mit aufgestelltem Schweif hin und herrennt (= bisen, daher Bissteine, Biskopf). Auch die Bremställe (T.) bezeichnen Stellen, wo das Vieh vor den Insekten, Bremen, geschützt ist. Beim Melchhag stellt sich dann abends das Milchvieh ein, und für die Zeit des Feierabends, pinzgauerisch die Richtzeit, treibt es der Hirt wieder auf einen Platz, wo es leicht zu hüten ist, den „Richtzeitsedl"; einen ähnlichen Zweck haben die Weiden, die Sonntager, Sonntagskar oder Sonntagsriedel heißen, nämlich durch bequemes Hüten dem Halter ein bißchen Sonntags-

[1]) H. Wopfner, Die Besiedelung unserer Hochgebirgstäler. Zeitschr. 1920, S. 50. Das Gebiet der Tüchlalm über dem Trogschluß der Rauris (Seidlwinkel) gehört sogar nach Dölsach (Drautal), ähnlich wie auch die Almen des Krimmler Achentals seit alters über die Tauernwasserscheide hinweg von der Prettau aus befahren werden. — Das ganze hier besprochene Gebiet ist übersichtlich auf Bl. „Hohe Tauern" 1:100000, Freytag & Berndt, dargestellt.

[2]) In ähnlicher Weise wurden die Flurnamen Wielinger, Karlinger (Kapr.), Albitzen und Wasserad (P.) u. a. z. T. wohl erst spät auf die darüberliegenden Gipfel übertragen. (Vgl. den Übergang des Namens Tauern von den Päßen über das Gebirge auf die Berge selbst, freilich ist dies niemals volkstümlich geworden.) Selbst so „hochalpine" Namen wie Eiskar, Eisbichl (F.), Keesboden bezeichnen nicht vergletscherte Gegenden, sondern Weidegründe beim Eis, die dem Bauern wichtiger sind als jene Ziele hochturistischen Ehrgeizes.

ruhe zu ermöglichen, die unruhigeren männlichen Tiere, Terzen (dreijährig verschnittene Stiere) und Widder werden deshalb überhaupt gern abseits von der großen Herde am Terzlahner oder im Widderspfarf (= Pferch) oder Pfrenger „gehalten". An die harte Arbeit der „Hazer", der Heuzieher, hinwiederum erinnert der „Schloapfbichl (b. Glocknerhaus), über den die schweren Heulasten nicht wie sonst auf dem „Vorst" geschoben, sondern mit „Schloapfen", Schlittenkufen, hinübergezogen werden müssen.

Wenn die zahlreichen Namen dieser Art lebendige Bilder aus dem Arbeitstag des Älplers geben, so legen nicht weniger häufige Zeugnis ab von seiner durchdringenden Naturbeobachtung. Freilich offenbart sich da eine etwas andere Einstellung zur Natur als die unsere ist. Daß der Alpenbewohner seine Umgebung vor allem unter dem Gesichtswinkel des praktischen Nutzens betrachtet und benennt, wurde schon gestreift, ein weiterer Beleg dafür ist die eigentümliche Verwendung der beiden Wörter Kar und Trog im Volk, nämlich nicht für die reinen Landschaftsformen, die wir darunter verstehen, sondern auch nur für nutzbare, und zwar vorwiegend für die Hochweiden, oberhalb der gepflegteren Weiden, der „Tratten" und „Etzen" um die Alm selbst herum, also Bergner Karl, Bauernkarl, Oberstattkar, Böheimer Trog, Foledischnitztrog; soweit ist der ursprüngliche Sinn verblaßt, daß der Wasserfallboden nach den Nutzungsrechten an der Weide in Fürther Kar (linke Talseite) und Bauernkar (rechte Talseite) aufgeteilt wird oder ein paar Gehängeleisten oberhalb des Boggeneikeeses Eiskare heißen.

Aber selbst bei Benennung wirklich unnutzbarer Gebiete durch den Älpler tut sich ein starker Gegensatz zwischen unserer und seiner Betrachtungsweise kund. Was uns vor allem ins Auge fällt, mächtige Wände und Gipfel, ausgedehnte Talgehänge scheint er dabei oftmals zu übersehen und er benennt statt dessen eine Vielzahl von Kleinigkeiten, die zwar auch in der Landschaft oft auffallen, aber mit dem Maßstab der Karte kaum mehr darzustellen sind, z. B. Hähnlstein, Schreinstein, Teufelbalfen (H.). Gerade darin zeigt sich sein noch ganz ursprüngliches Denken. Als echter Naturmensch hat er nicht den Abstand von der Natur, um die Großformen der Landschaft als Ganzes zu überblicken, diese lösen sich ihm — wie jeder Eindruck dem Primitiven — in eine Menge von Einzelheiten auf. Freilich, in deren Erfassung und Verarbeitung zeigt sich sein Sinn und Verstand aufs äußerste geschärft. Davon legt Zeugnis ab z. B. die treffende Verwendung der Farbenbezeichnungen, besonders jener mit „Blau" — vom Dorfer- bis zum Ködnitztal achtmal — die geradezu für den Geologen leitend ist für das Durchstreichen des blaugrünen Chloritschiefers im Südteil der Gruppe, ebenso wie der im Norden so häufige Name Bratschen stets nur für die braunen, sandüberronnenen Riesentafeln des Kalkglimmerschiefers gebraucht wird, gleichsam eigens für diese einzigartige Naturerscheinung geschaffen. Am anschaulichsten aber drückt sich der Älpler aus in den zahllosen Vergleichen, mit denen er seine Umgebung benennt, freilich oft so derb-sinnfällig, daß er für unseren Geschmack die Grenze vom Erhabenen zum Lächerlichen überschreitet, wenn er z. B. eine Wand im Hornblendeschiefer wegen ihrer dunklen Farbe Schusterschwärze (St.) benennt, also mit der Schuhwichse vergleicht oder wenn er ein Naturschauspiel wie die schaurig-schwarze, prall gewölbte Klamm, durch die der Pfandlbach zur Pasterze hinuntertobt, es bietet, durch das Bild eines „Rührkübels" herabwürdigt. Unsere Ehrfurcht vor dem Erhabenen in der Natur ist ihm eben fremd. Die nächstliegenden Vergleiche bietet freilich der eigene Körper — „Achsel", „Hals" oder „Kragen" — von einigen wirklich unaussprechbaren dieser Gattung ganz zu schweigen (F.).

Auch in den Namen „Drossen" (Kapr.) und „Schlauchen" stecken Vergleiche mit menschlichen Körperteilen (mhd. drozze, slûhe = Kehle, Schlund) und ebenso häufig müssen dafür Tiere herhalten, wie in „Geißrugg" für einen schmalen Rücken, „Gäns-

kragen“ oder den häufigen Namen „Hahnlkamp“ oder „Hahnkampl“ für einen zackigen Grat. Im übrigen erstreckt sich der Bilderschatz der bäuerlichen Namengeber ohne Einschränkung auf alle Dinge ihres Gedankenkreises, die hier nicht entfernt aufgezählt werden können, von ihren Arbeitsgeräten, unter denen jene zur Flachsverarbeitung mit „Brechl, Riffl, Hachl, Badstube (= Flachsbrechstube), Spinnradl“ fast vollständig vertreten sind; — bis selbst in höhere Bereiche: „Königstuhl“, „Krone“, ja auch in kirchliche — „Predigtstuhl“ oder das seltsame „Kyrieleis“ (T.) — und in ausgesprochen übersinnliche wie Himmelreich (F.), Hölle (H.) (aus Höhle?), Fegfeuer (F.).

Schon mehr ins Reich der Sage gehört der Name des „Teufelsmühlkeeses“, ein vom gespenstischen Mahlgeräusch der Strudeltöpfe hergenommener Vergleich und eine Reihe anderer, ohne weiteres nicht verständlicher Namen hält das Andenken an uralte, sonst vom Aussterben bedrohte Sagen lebendig. Die „Kalte Pein“ am Wielinger Kees erinnert an eine häufig auftretende Alpensage von Markfrevlern, hier Kapruner Bauern, die sich zeitlebens wegen der Weide des Mooserbodens gestritten und betrogen hatten und nun im Kees ihre kalte Höllenpein abbüßen müssen. An jene verbreitete Märe vom übermütigen Treiben der reichen Knappen, damals, als noch die Bergschätze der Tauern „blühten“, knüpft die „Tanzlaube“ im Teischnitztal an. In eine ganz frühe Zeit aber, da noch die derbe Naturkraft germanischer Göttersage mit christlichen Vorstellungen rang, scheint eine Sage zurückzureichen, mit der sich die „Blüetner“, die Heiligenbluter, Name und Form des Teufelbalfens erklären: Da habe sich der Gottseibeiuns einmal mit einer schweren Kraxe voll Steinen zum Rasten hingesetzt, und zwar so gründlich, daß er zwei heute noch sichtbare „Matzen“ an der Felswand hinterließ; von hier sei er dann in so mächtigem Sprung auf die andere Talseite hinübergesetzt, daß die Tragbänder (Fösl“ = Fessel, davon Fesselbalfen) rissen und er — ohne Kraxe natürlich — drüben beim Dundersprung (! Donar ?) landete, wo noch die Abdrücke seiner mächtigen „Pratzen“ zu „spüren“ sind. Aber auch von freundlichen Wichteln, den „Holden Leuten“, weiß man dort zu erzählen, wie sie gleich unseren Heinzelmännchen sich den Menschen gar vielfach gefällig erzeigen. Sie wohnten in den Wasserhöhlen in der Möllschlucht, wo heute der Name „Holder-Leut-Tisch“ an sie erinnert und mancher noch Lebende will von dort nächtlicherweile seltsame Musik heraufklingen gehört haben. Ein Stück oberhalb — ist das nicht ein merkwürdiges Zusammentreffen? — kommt der Name Dursen vor. Sollte nicht in jenem Waldheiligtum ober dem gigantischen Leiterfall — so recht dem Schauplatz für die heroischen Gestalten einer natursichtigen Sagenzeit — die Mythe von den Thursen, den altgermanischen Riesen, nisten oder genistet haben, wie sie auch in Innsbrucks Umgebung in der bekannten Tirschensage heimisch ist?

Aus solch heidnischer Vorzeit geleitet ins milde Dämmerlicht mittelalterlicher Legende der Name Bfritzeneck nach der gegenüberliegenden Bricciuskapelle, dem heiligen Briccius geweiht, von dessen Pilgertod hier am Tauern die Wallfahrt von Heiligenblut ihren Ausgang genommen haben will.

Aber die Fülle seltsamer Namen hätte uns beinahe auf allzu entlegene Gebiete geführt. Was dagegen einem jeden an den Namen der Glocknerkarte auffallen wird, die Verschiedenheiten jener der Nordseite gegenüber denen im Südteil im Wortschatz, noch sinnfälliger in den Endungen, deutet auf die scharfe hier durchziehende Mundartgrenze hin. Den Verkleinerungen, die im Norden wie im benachbarten Bayern und Österreich auf erl auslauten, z. B. Vögerl, Daberl, Geral (dies wohl von Ger = keilförmiges Stück Land), entsprechen auf der Südseite Bildungen mit der südbairischen Endung -le, wie Bergle, Wandle, Bachle. Treffliche Belege dafür, wie im Gebirge dank der scheidenden Berge auf engstem Raum sprachliche Verschiedenheiten sich ausbilden, bietet die Karte in den häufig auftretenden Sammel-

namen für Pflanzen u. a., die in jedem der drei am Glockner teilhabenden Ländergebiete anders lauten. Im Salzburgischen bezeichnet man z. B. eine Gruppe von Lärchen, Zirben, Weiden, Stöcken (Baumstrünke) mit Lärchach, Zirmach, Weidach, Stockach, eine Menge von Steinen mit Steinach oder Maurach (siehe oben), von Gruben Grubach; im Tirolischen hat man hier die Endung -ete, die unseren hochdeutschen Bildungen Dickicht, Röhricht am nächsten kommt in den Wörtern Lärchete, Zirmete, Weidete, Stockete, Maurete, Sengete (Ort, wo gesengt d. h. mit Brand gerodet wurde); in Kärnten dagegen ist die gleiche Endung (ahd. -ahi) fast unkennbar abgeschliffen in Zirmi, Stöckiwald (= Stockach), Geißmauri, Grubig, Blotschi (zu Blotschen, breitblättrigen Pflanzen, anderswo Blötschen), Gröbi (Ansammlung von Grobgestein oder Gräben (= Gröben), in der Ableitung zum Hofnamen Gröbiger).

Eine Endung, die in den Namen des Kapruner Tals durch ihre Häufigkeit auffällt, wie in Schmiedinger, Wielinger, weist auf die bemerkenswerte Eigenart der Pinzgauer Mundart hin, mit dieser Silbe jede Art von Zugehörigkeit auszudrücken, offenbar ein Fortleben jener einst allgemein gebrauchten germanischen Endsilbe -ing. Von einem Hof, beispielsweise „zum Adolf" genannt, bezeichnet man so die Hausmutter als die „Adolfingermutter", den Sohn als den „Adolfingerbua", aber auch der sonstigen Verwendung des Suffixes „ing" sind fast keine Grenzen gesetzt. Den Maultiertreiber sogar habe ich schon Mulinger nennen gehört und schließlich werden auch gänzlich unbelebte Dinge damit bezeichnet, eine Weide für Ochsen heißt kurz Ochsinger, ein Bichl in der Nähe eines kleinen Kars wird Karlinger genannt, ein anderer, auf dem „Wied", Zwergholz, wächst, zum Wiedinger gestempelt, woraus erst in neuerer Zeit unser Wielinger entstand. Aber selbst Namen wie Rötenkogl, Brustkogl pflegt sich das Volk abzukürzen, indem es sie einfach Rötinger, Brustinger nennt und so hat vielleicht auch der Schmiedinger beim Kitzsteinhorn seinen Namen einem Vergleich seines abgestumpften Gipfels mit einem Amboß zu verdanken, wie der Schmittenstein bei Salzburg.

Das auffallendste Kennzeichen der Täler südlich des Glockners aber sind doch die „seltsam und wunderlich" klingenden vordeutschen Namen, die selbst den sprachlich Uninteressierten aufhorchen lassen und wenigstens vorübergehend seine Wißbegierde erregen; Namen wie Schinál, Gramúl, Rumesoi, Spinewitról, bekennen sich durch die Betonung — durchwegs auf der letzten Silbe — entschieden zu rätoromanischer Abkunft, sind also dem gleichen Volk zuzuschreiben, das seit römischer Zeit Tirol und die angrenzenden Gebiete bewohnte und heute als Ladiner nur noch in den Tälern von Buchenstein, Enneberg und Gröden sich Sprache und Volkstum bewahrt hat; andere Klänge wieder wie Fruschnitz, Teischnitz, Foledischnitz, Göschnitz, Albitzen, Zlamitzen, Margrötzen weisen sich durch Akzent und Endung als unverkennbar slawisch aus, als Hinterlassenschaft jener von Osten gekommenen Völkerhochflut, die um das Jahr 600 n. Chr. die östlichen Alpentäler überschwemmte und dort auf Jahrhunderte stehenblieb, um erst ganz allmählich dann im deutschen Volkstum zu versickern. Was bei jenem verheerenden Ansturm in den Haupttälern, an den Kulturmittelpunkten an Brand und Zerstörung geschah, davon sprechen spärliche Geschichtsnachrichten und Ausgrabungen wie jene beim heutigen Lienz, auf der Stätte des alten Agunt; die rauchgeschwärzten und brandgeröteten Trümmer, die wir heute noch aus dem Schutt des Debantbaches graben, erzählen, wie die „stolz ragende" Römerstadt[1]) damals in einer gewaltigen Lohe versank. Was sich aber abseits der großen Heerstraße in den Hochgebirgstälern abspielte, davon meldet uns „kein Lied, kein Heldenbuch", darüber müssen wir die einzigen Zeugen aus jener Zeit, die alten

[1]) Deren mächtigen Eindruck auf den Beschauer noch im Jahre 565 der italische Dichter Venantius Fortunatus in seiner bekannten Reiseschilderung bewundernd hervorhebt.

Ortsnamen befragen. Und sie reden deutlicher als sich mancher träumen ließe. Oder ist es nicht bezeichnend, daß z. B. im Kalsertal romanische Namen wie Tschadin, Tschamp, Pfortsche (aus mittellateinisch catinus = Kessel, campus = Feld, furca = Scharte) eine ähnlich „junge" Lautform zeigen, wie in den romanisch verbliebenen Tälern Ladiniens, während weiter südlich bei Lienz die Namen Gamp, Kampatsch (= schlechtes Feld), Gampedal, Kobreil (= caprile, Geißstall) die ältere K-Stufe der romanischen Wörter campus, caprile noch bewahrt haben. Da der Wandel von k zu tsch auf romanischem Sprachgebiet erst nach 800 eintrat[1]), ist also im Kalser Tal das Romanentum über das Jahr 600, über die Jahre des Slawensturms hinaus erhalten geblieben. Im offenen Lienzer Becken dagegen muß damals, wie die unfertige Form der Namen zeigt, die romanische Sprachentwicklung jäh abgestoppt worden sein, wohl durch Vertreibung oder Ausrottung der Romanen bei den damaligen, auch geschichtlich bezeugten Kämpfen[2]). Freilich müssen die Slawen auch ins Kalser Tal gekommen sein, die vielen slawischen Namen, die sich hier finden, bezeugen es, aber aus den eben erwähnten Gründen kann es nicht zur Vernichtung der romanischen Bevölkerung gekommen sein. Zudem legt uns die eigenartige Verteilung der slawischen Namen, die sich im oberen Kalser Tal im Gegensatz zu den romanischen auf die höchstgelegenen Almen — zum Teil über der Waldzone — beschränken, wie Múntanitz, Láperwitz, Frúschnitz, Teischnitz, Foledischnitz u. a. den Schluß nahe, die Slawen hätten als Hirtenvolk, das sie waren, nur die Hochweiden hier in Besitz genommen, die intensive Nutzung des Talbodens den ansässigen Romanen belassen[3]).

Wann dann dieser romanisch-slawische Siedlungsabschnitt von Kals endgültig durch den deutschen abgelöst wurde, darüber gibt uns wieder die Lautform der romanischen Namen genauesten Aufschluß.

Die Wörter Basin (= baccinus, Becken, so heißt treffend die Weitung am Ausgang der Daberschlucht), ferner Tschadin (= Kessel), Ranggetin (= runcatina, Rodung, nicht mehr auf der Karte) enthalten das romanische lang-i unverändert, das in anderen, deutsch besiedelten Gegenden um 1200 bis 1250 zu ei gedehnt wurde[4]). Damals war also die deutsche Bevölkerung in Kals offenbar noch nicht überwiegend. Dagegen ist der Lautwandel, der im bairischen Dialekt aus älterem ai das „oa" bildete, das heute noch gesprochen wird in den Namen Guldanóa, Grawóarsch und auf ein romanisches ai zurückgeht, bereits durchgeführt. Dieser Lautvorgang fällt in die Zeit nach 1300. Damals also, erst in den Jahren von 1250 bis 1300 ist in Kals die deutsche Sprache durchgedrungen. Das Romanentum hat sich im abgeschlossenen Gebirgstal nach Ausweis der Namen so lange erhalten wie in den Gegenden von Kastelruth in der Nachbarschaft des heute noch ladinischen Gröden.

---

[1]) Meyer-Lübke, Romanische Grammatik, 1890, S. 333 u. 338.

[2]) Vergl. O. Stolz, Geschichte von Osttirol, Lienzer Festschrift 1925; die namenkundliche Literatur geordnet in der trefflichen „Bibliographie zur Ortsnamenkunde der Ostalpenländer" von M. Buchner, H. Stock, München 1927.

[3]) Vgl. Muntanitz, offenbar rom. Name (montanus Berg —) mit aufgepfropfter slawischer Endung und verlegtem Akzent! Heute noch beweist der Name des Peischlacher Almtals die Zugehörigkeit eines solchen Almgebiets zu einer ursprünglich zweifellos slawischen Siedlung, dem 12 km talabwärts gelegenen Peischlach. Dort, im schluchtartig engen unteren Talabschnitt drängen sich überhaupt die einzigen, ehemals slawischen Dauersiedlungen des Kalser Tales zusammen, P., Staniska, Arnig, Lessach, von einem Kranz gleichgearteter Flurnamen umgeben und verraten schon durch ihre Anlage auf ungünstigerem Siedlungsboden ihre jüngere Entstehung gegenüber der auf ältestem, allerbestem Kulturland, den Schwemmkegeln des Rasig- und Glorer Baches liegenden romanischen Siedlung Kals-Großdorf. Weitergehende Beobachtungen können auf dem verfügbaren Raum nicht behandelt werden.

[4]) Vergl. Weinhold, Bair. Grammatik, § 7 u. 39.

Lautübersicht

zur Beschriftung der Glocknerkarte

Lautzeichen der Karte	z. B. in den Namen:	Entsprechender Laut im Schriftdeutschen	in den Wörtern:	Entsprechender Laut in den Mundarten des Gebiets	wie in den Wörtern:
a	Kar, Balfen, Glatz	o	Horn, noch	dumpf-a (å)	Båch, Schåf[1])
ȧ	Kȧser, Lȧch, Fȧnaten	a	Raffe, Frack	hell-a	Radl, Faßl; glaaben, Raach (Rauch)
e	Leger, Kleber, Germ	e	Brett, gern	offen-e	Krebs; Schnee; bleed (blöde)[2])
ö	Zöhr, Göschnitz, Zöschg	—	—	geschloss.-e i. Süd. ö-artig	mörken, hötzen; Vögel[3])
i	Bifang, Lischgen	i (ie)	Fisch, Riegel	i	Kind, Bild; Glick (Glück), Hitte (Hütte)[4])
ie	Fießlwald, Tschiergasse	—	—	ia	nia (nie); miad (müde)
ei	Gradeie, Seichen	ei	Blei, weiß	ei	fein, Beil; feicht (feucht), Kreiz (Kreuz)
ai, oa	Stiermaiß, Woarsch	—	—	oa	Koaser (Kaiser), Loab (Laib); Bloamen (Blumen)[5])
u	Lucken, Gramúl	u	Bund, Hunger	u	Grund, Funken
ue	Bruech, Práhuelitz	—	—	ua	Buach, Bluat
k, ck	Klockerin, Kleber	k (ck)	Kloster, Geschmack	tirol.-kärntn. kck	druckchen, Kchranz
g, gg	Gragger, Boggenei	gg	Bagger, Egge	gg	Brugg (Brücke), Buggl (Buckel)

Auch in der Verwendung von d b — t p wurde der Aussprache von weichem und hartem Laut (Lenis u. Fortis) Rechnung getragen.

Anm. 1) Ähnlich im Pinzgau auch Not, Brot; Tor, vorn gesprochen.
2) „ „ „ „ Törl, Hörndl „
3) Geschloss.-e auch in den mit etz (= Weide), Pfrenger, egg, spreng, leng (zu lang), kendl (= Rinne) gebildeten Namen
4) Ebenso gespr. Wielinger, Schmiedinger
5) Für Kals trifft letzteres nicht zu.

Solch weitgehende geschichtliche Schlüsse können aus genauer Beobachtung der Namensformen also gezogen werden. Die biederen „Täurer“[1]) freilich, von des Gedankens Blässe noch nicht angekränkelt, glauben mit solch altem rätischen Sprachgut umgehen zu dürfen wie mit dem eigenen und bilden z. B. von Namen wie Linistrós, Grawull, Woarsch, Niwenal so kühne Mehrzahlformen wie Limiströsser, Grawullder, Wöarscher, Niwenalder, selbst Eindeutschungsversuche kann man hören, wie „die übern Alder“. Gegenüber solchen Möglichkeiten der Verstümmelung erfüllt die Karte die Aufgabe, ein für allemal die Namen eindeutig festzulegen.

Ich glaube mit vorstehenden, wenngleich ganz knapp gehaltenen Beispielen den vielfältigen wissenschaftlichen Wert der Flurnamen und damit auch ihrer genauen Wiedergabe angedeutet zu haben.

Die geringen Zugeständnisse, welche diesem Zweck bei der Beschriftung der Karte hie und da durch ein etwas ungewohntes Schriftbild gemacht wurden, erscheinen dadurch wohl gerechtfertigt.

Inwieweit nun überhaupt die Aussprache der Namen auf der Karte bezeichnet werden konnte, darüber gibt die nachfolgende Übersicht Aufschluß. Es war nicht möglich, mit den gegebenen Buchstaben alle Feinheiten und Eigenheiten der Mundart wiederzugeben, wie etwa den Dreilaut in den Kalser Namen, wie Tschadinepfeoul, Keouwald, für den in Heiligenblut z. B. schon wieder ein anderer Laut ou gesprochen wird, wie etwa in Tschilou; in solchem Falle genügte es für den Aufnehmenden zu wissen, daß Wörter mit langem und gedehntem o ebenso lauten —der Bergname Roter Knopf in der Schobergruppe klingt etwa wie „Reouter Kchneoupf“ — so daß man berechtigt ist, den Laut durch lang-o anzudeuten, also Tschadinepfohl, Tschiloh. Ähnlich steht es, wenn die Kalser unter sich von Pförtsche, Falöarsch sprechen, wie es auch die deutschen Wörter „fort, morgen“ als föat, möargen wiedergeben oder für „Horn“ „höang“ sagen. Die Karte kann hier unbedenklich die verhochdeutschte Form setzen, die der Einheimische selbst im Verkehr mit dem Fremden anzuwenden sich bemüht, und wo jenes nicht gut tunlich ist, weil manche Laute dem Hochdeutschen fehlen wie der bairische Zwielaut ue in Bruech oder oa in Groaniger, da bemüht sie sich die Namen in einer Gestalt zu bringen, die den gemeinsamen Aussprachegesetzen des Bairischen entspricht und jedem Kenner dieser Mundart verständlich ist. Wo übrigens Familiennamen vorliegen oder Ortsnamen von noch lebenden schriftdeutschen Wörtern wie Eck, Fall, Scharte gebildet sind, werden sie in der üblichen Rechtschreibung ohne Rücksicht auf die Mundartform gebracht, selbst in mancher etwas ungewöhnlichen Verwendung wie Seele = kleiner See, Törl = kleines Tor, Schößlen = schoßartige Vertiefungen, Grubig (siehe oben)[2]), Bödenl = kleiner Boden; es wurde sogar soweit gegangen, jene ganz deutlich erkennbaren alten Zusammensetzungen aus Hauptwort und umgelautetem Eigenschaftswort wie Rötenbach (= beim roten Bach), Höhenau (= in der hohen Au), Fäulbrunn (= beim faulen Brunnen), nicht rein phonetisch, sondern mit ihren sinngemäßen Wortbestandteilen darzustellen. Wo aber die Bedeutung nicht so eindeutig klar zutage liegt wie hier, wurde von allen gewagten Eindeutungen abgesehen und die Namen rein lautlich wiedergegeben, selbst wenn durch die heutige Form eine frühere richtige entstellt und verdunkelt wird; es ist z. B. sicher, daß der Name des Sonnenwelleckਂs vom mhd. sinewel = rund herkommt, was zu seiner Kegelgestalt vorzüglich paßt. Nachdem aber nun einmal das Volk den Namen mit „Sonne“ in Verbindung gebracht hat und demgemäß ausspricht, muß man sich wohl oder übel an die eingebürgerte Aussprache halten. Ebenso beim „Wasserradkopf“, der seine jetzige Namensform einer Volksetymolo-

[1]) So heißen im Volksmund die Tauernanwohner.

[2]) Wörter, die aus der turistischen Literatur entnommen sind, wie Bichl, Alm, wurden an die mundartliche Aussprache angeschlossen.

gie verdankt, da er in älteren Karten und Beschreibungen „Gasseradkapf“ heißt und wohl romanischer Herkunft ist.

Wegen seiner Zweideutigkeit wurde überhaupt nicht verwendet der Buchstabe v, dagegen mußte ein anderes Zeichen neu geschaffen werden für jenes dem baierischen Stamm eigene helle a, das die Schriftsprache nicht kennt oder doch nur in Fremdwörtern wie Rasse, Kasse aus romanischen Sprachen entlehnt hat. In der bairischen Mundart entspricht es in den Wörtern „Faßl, Radl“, z. B. dem Umlaut des a, nämlich ä, in anderen Fällen, z. B. „kaafen, glaaben, hochdeutsch „kaufen, glauben“, dem Zwielaut au. Wo dieses helle a in ungeklärten Namen der Karte, wie Baleitrain, Lacheben, oder gar undeutschen Namen wie Daber, Lawesöd, Fanaten vorkommt, läßt es sich nicht entscheiden, ob es mit ä oder au wiederzugeben ist. Der Buchstabe a ist dafür ebenfalls nicht mehr frei, weil damit jenes ursprüngliche a in den Wörtern „Bach, Kar, naß, Kasten“ oder in Fremdnamen wie Glatz, Riwal — im Dialekt freilich fast zu o verdumpft — bezeichnet werden muß. Um von diesem dumpfen a das helle a zu unterscheiden, wurde letzteres mit a wiedergegeben, einem Symbol für die nahe Verwandtschaft mit ä. — Die Setzung von Akzenten in den häufigen Fällen von zweifelhafter Betonung bei undeutschen Wörtern entspricht wohl ebensosehr dem praktischen wie einem wissenschaftlichen Bedürfnis.

Ich glaube hiemit die Ziele und Grenzen, die sich die Beschriftung der Glocknerkarte steckt, klar genug umrissen zu haben. Wenn ihr jene grundsätzliche Geschlossenheit einer rein wissenschaftlichen Darstellung fehlt, so liegt dies eben an den Zugeständnissen, die der praktischen Verwendbarkeit gemacht werden mußten.

Vielleicht ist es ihr trotzdem vergönnt, zu ihrem bescheidenen Teil beizutragen zu dem großen Zweck, der den Alpenverein bei seinen Unternehmungen leitet, die Kenntnis der Alpen zu verbreiten und zu vertiefen.

Erklärungen:

bairisch = stammbayerisch, also Bayern und Österreich umfassend

ahd.	=	althochdeutsch	mhd.	=	mittelhochdeutsch
St.	=	Stubachtal	T.	=	Teischnitztal
Kpr.	=	Kapruner Tal	H.	=	Heiligenbluter Tal
F.	=	Ferleitental	P.	=	Pasterzental (Oberes Heiligenbluter Tal)

Die Erschließungsgeschichte der Glocknergruppe

Über die Erschließungsgeschichte der Glocknergruppe und des Großglockners sind bisher zwei Abhandlungen erschienen und zwar in der „Erschließung der Ostalpen" das Kapitel „Die Hohen Tauern" von E. Richter, worin die Monographie der ganzen Gruppe, jedoch nur bis 1894 niedergelegt ist, ferner in dem Werke von Dr. Franz Tursky „Der Großglockner und seine Geschichte", in welchem die Ersteigungsgeschichte dieses Berges bis in die jüngste Zeit behandelt wurde[1]).

Es erscheint deshalb nicht sehr dankbar, sich über dieses Thema zu verbreiten, wurde doch durch die genannten Ausführungen schon ein großer Teil des Stoffes vorweggenommen. Wenn trotzdem hier die Erschließungsgeschichte der Glocknergruppe zusammenfassend dargelegt wurde, so geschah es deshalb, weil gerade durch die Alpenvereins-Zeitschrift die Möglichkeit besteht, die Geschichte dieses Gebietes, die Gemeingut eines jeden Bergsteigers sein sollte, einem weiten Leserkreise zu vermitteln. Verdient doch diese Gruppe um so mehr Interesse, als seit dem Verluste Südtirols der Glockner der höchste Berg der österreichischen Alpenländer ist, und außerdem seit 1918 sich sein Gebiet im Eigentum des D. u. Ö. A.-V. befindet.

. Teil: Der Glocknerkamm

Von Willi Welzenbach, München

Der Großglockner

Um der Ersteigungsgeschichte des Großglockner in ihren frühesten Anfängen das richtige Verständnis entgegenbringen zu können, ist es notwendig, den Geist der Zeit zu würdigen, der die ersten Ersteigungsversuche entsprangen. Es ist gewiß kein Zufall, daß die Bezwingung des Montblanc und die des Großglockner zeitlich nahe zusammenfallen, denn beide sind durch dieselben geistigen Strömungen bedingt. Wohl mögen Saussures Erfolge am Montblanc beschleunigend und anspornend auf die Unternehmungen am Großglockner gewirkt haben, doch wäre die Bezwingung des letzteren auch ohne dieses Vorbild erfolgt. Bespricht doch bereits acht Jahre vor Saussures Tat der in Klagenfurt lebende französische Arzt und Naturforscher Belsazar Hacquet ernsthaft und mit allen Einzelheiten die Ersteigungsmöglichkeit des Großglockner[2]).

Ende des 18. Jahrhunderts beginnen nämlich die Früchte der geistigen Bewegung zu reifen, die schon zu Beginn desselben in einem Wandel der Einstellung des Menschen dem Berge gegenüber angebahnt wurde. Waren bisher die Alpen von dem Nimbus des Geheimnisvollen, Unnahbaren, Grauenerregenden umgeben, so begann man nun-

---

[1]) Die genannten Werke, sowie Wilh. Lehners „Eroberung der Alpen" und Turskys „Führer durch die Glocknergruppe" dienten auch als Quelle für die vorliegende Monographie.

[2]) Mineralogisch-botanische Lustreise vom Berg Terglou in Krain zum Berg Glockner in Tirol.

mehr den über der Alpenwelt liegenden Schleier zu lüften und ihren Erscheinungen mit den Methoden der Wissenschaft auf den Grund zu gehen. Es war vor allem der Züricher Professor Johann Jakob Scheuchzer, der den Anstoß zu einer wissenschaftlichen Erforschung der Bergwelt gab. Ihm folgten die Schweizer Topographen Johann Georg Altmann und Gottlieb Sigmund Gruner, die Mitte des Jahrhunderts das Erbe Scheuchzers antraten.

Neben dieser Bewegung, die die Alpen nur als Forschungsobjekt betrachtete, trat bald eine zweite auf, die auf die Schönheit der Bergwelt hinwies, die sie zum Gegenstand der Verherrlichung in der schöngeistigen Literatur machte. Albrecht von Haller ist der älteste Vertreter dieser Richtung. Als Naturforscher begann er seine Tätigkeit in den Bergen, lernte ihre Schönheit kennen und wurde zum Verkünder derselben.

Was Haller in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts einleitete, das vollendete Rousseau in der zweiten Hälfte. Seinen begeisterten Worten ist es zu verdanken, daß der Sinn für die Schönheit der Bergwelt in weiteste Kreise der Gebildeten Eingang fand. Er war der Verkünder des Geistes der Romantik, der Vorkämpfer für die „Rückkehr zur Natur". Sein Verdienst ist es, daß sich die Würdigung der Alpen in ästhetischer Hinsicht als geistige Bewegung durchsetzte.

Mit diesen geistigen Entwicklungen waren die Voraussetzungen gegeben, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts den Boden bereiteten für das Einsetzen einer planmäßigen Erschließungstätigkeit in den Alpen. Wissenschaftlicher Forschungsdrang, romantische Abenteuerlust und begeisterte Naturschwärmerei, das waren die Triebfedern, die zu jenen ersten Unternehmungen führten, die bahnbrechend wurden für jene gewaltige bergsteigerische Bewegung, deren Höhepunkt wir heute noch nicht überschritten haben.

Von diesem Geist durchdrungen, hatte Hacquet seine mineralogisch-botanische Lustreise unternommen. Seine Publikationen haben befruchtend auf den Unternehmungsgeist anderer gewirkt. So hatten Sigmund Graf v. Hobenwart[1]), Dr. Hoppe und Freiherr v. Wulfen die Gegend von Heiligenblut eifrig durchforscht und ihre Ergebnisse veröffentlicht.

Diese Bestrebungen fanden ihre Unterstützung in dem Fürstbischof von Gurk, Franz Altgraf von Salm-Reifferscheid, der in der Bezwingung des Großglockner das vornehmste Ziel wissenschaftlicher Betätigung sah.

So beauftragte denn der Kirchenfürst im Frühsommer 1799[2]) zwei Heiligenbluter Bauern, die Gebrüder Klotz, einen Weg auf den Großglockner ausfindig zu machen. Die beiden erstiegen am 15. Juni den Glocknerkamm vom Leiterkees aus, durch eine steile Rinne, zu der später so benannten Hohenwartscharte. Einsetzendes Schneetreiben zwang sie jedoch unter dem Gipfel des Kleinglockner zur Umkehr. Auch ein zweiter Versuch der beiden am 23. Juli wurde unter ähnlichen Verhältnissen abgeschlagen.

Inzwischen ließ der Fürstbischof am Ende des Leiterkeeses in 2800 *m* Höhe eine geräumige Hütte erbauen, die als Stützpunkt für eine Expedition dienen sollte, welche der Fürst selbst mit zahlreichem Gefolge Ende August unternahm.

Am 19. August bezog man die Hütte. In einer Gesellschaft von 30 Personen brach der Fürst am 22. August von dort auf, mußte jedoch in der Nähe der Adlersruhe wegen Kälte und Sturm den Rückzug antreten. Auch ein weiterer Versuch der beiden Brüder Klotz und zweier anderer Zimmerleute am 24. August scheiterte unter dem Gipfel des Kleinglockner. Bei einem neuerlichen Ansturm am 25. August drangen

---

[1]) Sigmund Graf von Hohenwart und Josef Reiner: „Botanische Reisen in den Alpen", Klagenfurt 1792, I. Bd.

[2]) Als einzige Quelle für die Glocknerunternehmungen von 1799 dient: „Tagebuch einer Reise auf den bis dahin unerstiegenen Berg Großglockner i. J. 1799" (nach Angabe der Carinthia 1858 von Joh. Zoppoth).

hingegen der Generalvikar von Hohenwart, Johann Zoppoth, sowie vier Zimmerleute, darunter abermals die beiden Klotz, erstmals auf den Gipfel des Kleinglockner vor.

In der gesamten wissenschaftlichen Welt herrschte ob dieses Erfolges ungeheure Begeisterung, die sich vor allem dadurch ausdrückte, daß die Regensburger Gesellschaft für Naturkunde den Fürsten zu ihrem Ehrenmitglied ernannte. Zur Erinnerung an diese Großtat wurde eine Denkmünze geprägt, die auf der einen Seite das Bildnis Salms trägt, auf der andern die Gestalt des Großglockner.

Der Fürstbischof war jedoch mit diesem Erfolg nicht zufrieden und rüstete deshalb im nächsten Jahre eine neue, aus 62 Köpfen bestehende Expedition aus[1]). Um alle Vorbedingungen für den Erfolg zu schaffen, hatte der Fürst am Glocknerkamm auf der nach seinem Generalvikar so benannten „Hohenwarte" eine zweite Unterstandshütte errichten lassen (etwa 2270 *m*). Bei der Gesellschaft befanden sich u. a. die Botaniker Baron Wulfen und Dr. Hoppe, ferner Sigmund von Hohenwart, Direktor Vierthaler und Professor Schiegg. Auch dieses Mal waren es wieder die beiden Brüder Klotz, die zusammen mit zwei anderen Zimmerleuten am 28. Juli 1800 als erste den Gipfel des Großglockner betraten. Von der übrigen Reisegesellschaft, die nur zum Teil den Gipfel des Kleinglockner erreicht hatte, folgte ihnen lediglich Pfarrer Horasch von Döllach, so daß diese fünf Personen als Ersteersteiger des Großglockner zu gelten haben.

Am nächsten Morgen bestiegen die Arbeiter abermals die höchste Spitze, um daselbst ein Kreuz aufzustellen. Sie wurden hierbei von dem aus dem alpinen Schrifttum bekannten Valentin Stanig, einem Schüler Schieggs, begleitet.

Am 30. Juli trat die Gesellschaft wieder den Abstieg nach Heiligenblut an, nachdem Salm befohlen hatte, auf der von ihm so benannten Adlersruhe eine dritte Hütte als Stützpunkt für weitere Glockner-Ersteigungen zu errichten.

Leider hatten die Werke Salms nicht lange Bestand. Schon 1802 waren die Hütten auf der Adlersruhe und Hohenwarte mit Schnee angefüllt. Letztere soll nach dem Bericht von Jos. Hoser[2]) schon 1811 unter Schnee verschwunden sein, während die Trümmer der ersteren 1858 noch dem Maler Penhart notdürftig Schutz gewährten[3]). Über das Schicksal der Salmhütte gehen die Nachrichten auseinander. Sie scheint wiederholt von Menschenhand oder durch Naturgewalten beschädigt worden zu sein, wurde jedoch öfters wieder instand gesetzt. Im Jahre 1829 verschwand sie jedoch infolge Vorrückens des Leiterkeeses unter dem Schutt der Moräne[4]).

Noch im Jahre der Ersteersteigung besuchten der Leipziger Naturforscher Dr. Schwägrichen und der Mineraloge Elsässer aus Salzburg den Kleinglockner, nachdem sie zur Salmschen Expedition zu spät eingetroffen waren[5]).

Fürstbischof Salm unternahm noch zwei weitere Glocknerfahrten in den Jahren 1802 und 1806, ohne daß es ihm je gelungen wäre, den Gipfel des stolzen Berges zu

---

[1]) Als Quellen für die Expedition von 1800 dienen: 1. Schreiben von Prof. Schiegg in Salzburg an K. E. von Moll über seine Reise auf den Berg Großglockner am 31. Juli 1800. Abgedruckt in „Jahrbücher der Berg- und Hüttenkunde, V, S. 403—434. — 2. Tagebuch von Sigmund und Hohenwart, Generalvikar des Fürstbischofs von Gurk, geschrieben auf seiner Reise nach dem Glockner im Jahre 1800. Abgedruckt in Schultes „Reise auf den Glockner" II, S. 196, Wien 1804. — 3. Vierthaler, „Meine Wanderungen durch Salzburg", Wien, Gerold 1816, II, S. 245: „Die Reise auf den Großglockner." — 4. Hoppe, „Botanisches Taschenbuch", 1801, S. 154.

[2]) Jos. Hoser, „Reise auf den Großglockner", abgedr. in Jahrb. d. Ö. A.-V. 1869, S. 298.

[3]) Carinthia, 1858, S. 149.

[4]) Schlagintweit, „Untersuchungen über die physikalische Geographie der Alpen", Leipzig 1850, S. 135.

[5]) Hoppe, „Botanisches Taschenbuch für 1801", S. 165.

betreten. An der dritten Salmschen Unternehmung im Jahre 1802[1]) war auch Generalvikar von Hohenwart beteiligt, dem es damals erstmals gelang, in einer Gesellschaft von zehn Köpfen am 23. August den Gipfel zu erreichen. Am 24. August unternahm der Fürst selbst einen Versuch, mußte aber unter der Spitze des Kleinglockners umkehren.

Noch im selben Jahre versuchte Dr. Schultes aus Wien mit einer größeren Reisegesellschaft, in der sich auch die beiden ungarischen Grafen Apponyi befanden, den Großglockner zu erreichen. Er selbst mußte jedoch auf dem Gipfel des Kleinglockner zurückbleiben, während Graf Joseph Apponyi schon auf der Adlersruhe zurückgelassen werden mußte. Alle übrigen Teilnehmer der Partie erreichten den Gipfel des Großglockner.

Es ist das Verdienst Dr. Schultes', durch sein 1804 erschienenes vierbändiges Werk „Reise auf den Großglockner" (in dessen Anhang auch die Tagebücher der Glocknerbesteigungen von 1800 bis 1802 abgedruckt wurden), die Aufmerksamkeit weiter Kreise — nicht nur der Gelehrtenwelt — auf den Berg gelenkt zu haben. Doch die Zeitläufe waren infolge der napoleonischen Kriege viel zu ungünstig, als daß sich dies Interesse für den Berg praktisch hätte auswirken können. Eine schlichtere, aber trotzdem nicht minder wirkungsvolle Schilderung einer Glocknerbesteigung aus jener Zeit (1810) ist die des Philologen Thiersch, die jedoch erst nach seinem Tode, im Jahre 1866, erschien[2]), sich also damals nicht auswirken konnte.

Erst nach 1818 trat ein Umschwung ein. Mancher Name von gutem Klang findet sich in den folgenden Jahrzehnten. So versuchte im Jahre 1824 K. Thurwieser in Begleitung von Professor Stampfer eine Besteigung, die jedoch am Kleinglockner abgebrochen werden mußte[3]). Ähnlich erging es 1826 dem noch jugendlichen Schaubach, der am 22. August kurz vor Erreichung des Gipfels durch übles Wetter zurückgetrieben wurde[4]). In den folgenden zwei Jahrzehnten finden wir verhältnismäßig wenig Besteigungen verzeichnet. Das turistische Interesse am Großglockner schien etwas zu erlahmen. Da gaben zu Beginn der 40er Jahre des 19. Jahrhunderts wissenschaftliche Probleme einen neuen Anreiz zum Besuch der Gruppe. Angespornt durch die Arbeiten des Schweizer Agassiz sahen sich die beiden jungen Münchner Studenten Hermann und Adolf Schlagintweit veranlaßt, sich 1846 und 48 auf der Pasterze wissenschaftlichen Arbeiten, insbesondere auf dem Gebiete der Geologie, Gletscherforschung und Meteorologie zu widmen[5]). Der Glockner wurde von ihnen bei dieser Gelegenheit 1848 bestiegen. 1852 folgte ihren Spuren Anton von Ruthner[6]), der zwar selbst nicht Forscher von Fach, durch seine Beobachtungen viel zur Kenntnis der Natur der Hochgebirgsregionen beigetragen hat.

Das Jahr 1853 verzeichnet eine Tat kühnen Unternehmungsgeistes. Am 13. Januar versuchte der Pfarrer von Heiligenblut, F. Francisci, die erste Winterbesteigung des Großglockner[7]). Er gelangte bis auf den Gipfel des Kleinglockner, kehrte aber dann um, da die Scharte nicht übersteigbar schien.

---

[1]) Hohenwarts Tagebuch, abgedr. bei Schultes, „Reise auf den Großglockner" II, S. 259.

[2]) F. Thiersch, „Leben", Leipzig 1866, I. Bd., S. 84, abgedr. im Jahrb. d. Ö. A.-V. 1868, S. 347.

[3]) Stampfer, „Jahrbücher des k. k. Polytechn. Inst. in Wien", 1825 I.

[4]) Deutsche Alpen, V, S. 51.

[5]) Hermann und Adolf Schlagintweit, „Untersuchungen über die physikalische Geographie der Alpen", Leipzig 1850.

[6]) A. von Ruthner, „Aus den Tauern. Berg- und Gletscherfahrten in den österr. Hochalpen", Wien 1864.

[7]) Brief Franciscis an Egger, in dessen „Geschichte der Glocknerfahrten", Jahrb. d. Ö. A.-V. I, S. 49.

In den Jahren 1853 und 1854 folgen zwei Besteigungen des Geologen Dionys Stur[1]) und im Jahre 1854 außerdem eine solche durch Major Karl v. Sonklar[2]) und den Engländer John Ball. Letzterer war wohl der beste ausländische Kenner der Ostalpen und ist berühmt geworden durch seinen „Guide to the Eastern Alpes“.

Mehr und mehr wuchs in den folgenden Jahren das Interesse für den Glockner; dieses Interesse wirkte sich vor allem auch in dem Bestreben aus, den Berg in wissenschaftlicher und künstlerischer Weise darzustellen. Im Jahre 1854 war der Geoplast Franz Keil[3]) anläßlich einer Besteigung des Berges so begeistert, daß er beschloß, ein Relief der Gruppe herzustellen, das sich heute noch im Salzburger Museum befindet. Einige Jahre später sah sich Markus Pernhart durch die Großartigkeit der Glockner-aussicht veranlaßt, ein Glockner-Panorama herzustellen[4]). Er bestieg zu diesem Zweck in den drei Jahren 1857 bis 59 den Glockner achtmal. Wieder vergingen nur wenige Jahre, da unternahm G. Jägermayer die erste photographische Expedition in die Tauern, von der er ein reiches Bildermaterial nach Hause brachte[5]).

Mehr als ein halbes Jahrhundert blieb der Weg der Ersteigeiger der einzige Glockneranstieg. Der Ruhm, zum erstenmal eine Glocknerbesteigung von Kals aus versucht zu haben, gebührt dem Lienzer Joseph Mayer, welcher damals in Innsbruck die Rechte studierte. Er stieg am 6. September 1853 mit den Führern Alois Bauernfeind und Alois Payr auf dem später von Stüdl erschlossenen und nach ihm benannten Weg über den Felsgrat zwischen Teischnitz- und Ködnitz-Kees an, ohne jedoch den Gipfel zu erreichen[6]).

Wenige Tage später gelang es ihm mit Joseph Schnell und J. Ranggetiner über den das Leiter- und Ködnitz-Kees trennenden Kamm die Adlersruhe zu erreichen. Damit war die Ersteigungsmöglichkeit des Großglockners von Kals aus erwiesen. Dieser Aufstieg wurde von ihm am 4. Oktober 1854 und am 28. September 1855 in verschiedener Begleitung wiederholt, wobei die Partien jeweils den Kleinglockner erreichten[7]). Am 29. September 1855 gelang endlich den Kalser Führern Georg Ranggetiner und Johann Huter die erste vollständige Besteigung des Großglockner von Kals.

Den Veröffentlichungen von Dr. J. Peyritsch[8]), der den Glockner 1861 sowohl von Heiligenblut als auch von Kals erstieg und die Vorzüge des letzteren Weges hervorhob, ist es zu verdanken, daß weite Kreise auf Kals und den „Alten Kalser Weg“ hingewiesen wurden. Damit wurde schon eine Entwicklung angebahnt, die nach der Entdeckung des „Neuen Kalser Weges“ bis zur Auffindung des Hofmanns-Weges, Kals als Ausgangsstation für Glocknerersteigungen den Vorrang gegenüber Heiligenblut sicherte.

Im Jahre 1863 wurde der Glockner von Julius Payer[9]), dem Nordpolforscher und Erschließer der Ortlergruppe, mit den Führern Schnell und Huter er-

---

[1]) Stur, „Der Glockner und die Besteigung desselben“. Jahrb. d. k. k. Geol. Reichsanstalt, 1855, S. 184.

[2]) Sonklar, „Besteigung des Großglockner“, Sitz. Ber. d. Mathem.- Naturwissensch. Klasse, 1855, ferner „Eine Glocknerfahrt“ in „Reiseskizzen aus den Alpen und Karpathen“, Wien 1857.

[3]) Petermanns Mitteilungen, 1886, S. 71 und 85.

[4]) Egger, „Markus Pernhart, der Alpenmaler“, M. d. Ö. A.-V. 1876, S. 424, ferner Carinthia, 1858.

[5]) D. A.-Z., 1879, S. 63.

[6]) Tiroler Bote, 1853, Nr. 120.

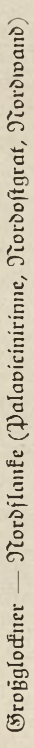
[7]) E. Pegger, Jahrb. d. Ö. A.-V. II, S. 340.

[8]) Wiener Zeitung, 4. Oktober 1861, Abendblatt.

[9]) Petermanns Mitteilungen, 1864, S. 321. Außerdem: Wilhelm Lehner, „Julius Payer's Bergfahrten“, Regensburg 1920.



Großglockner und Glocknerwand (l. der Hofmannsgletscher), wo die Wolke den Kamm berührt ist die Adlersruhe)



Großglockner — Nordflanke (Palavicinirinne, Nordostgrat, Nordwand)

stiegen. Im Abstieg fand Payer eine neue Variante zum Alten Kalser Weg, indem er noch oberhalb der Adlersruhe den Glocknerkamm verließ und über steile Schneefelder direkt zum Ködnitzkees niederstieg. Er vermied so die langwierige Überschreitung des Trennungsrückens zwischen Ködnitz- und Leiterkees mit der Burgwartscharte. Dieser Weg wurde in der Folgezeit im wesentlichen auch als Aufstiegsrichtung innegehalten.

Von ausschlaggebender Bedeutung für Kals wurde der 10. September 1864, an welchem Tag den Kalser Führern Josef Kerer und Peter Groder der erste Aufstieg von der Vanitscharte über den das Teischnitz- und Ködnitzkees trennenden Südgrat gelang. Ihre Gefährten Thomas und Michael Groder kamen ihnen vom Gipfel entgegen und waren ihnen am „Roten Fleck" durch Herablassen von Seilen behilflich. Infolge seiner bedeutenden Schwierigkeiten wurde dieser Aufstieg in den nächsten Jahren nur zweimal wiederholt, nämlich von Ingenieur Egyd Pegger aus Lienz, welcher der geistige Urheber der Ersterstiegung war und 1868 von A. Schoberlechner. Diesen „Neuen Kalser Weg" für die Allgemeinheit zugänglich zu machen, war die Idee Peggers. Als im Jahre 1867 der Prager Alpenfreund Johann Stüdl nach Kals kam, wurde er sofort von diesem Gedanken begeistert und beschloß auf eigene Kosten auf der Vanitscharte eine Hütte zu erbauen und über den Südgrat (Luisengrat) eine Steiganlage herstellen zu lassen. Am 15. September 1868 wurde die von der Kalser Führerschaft errichtete und nach ihrem Spender benannte Hütte eingeweiht und am 5. August 1869 der von den Führern Thomas, Rupert und Michael Groder erbaute Steig über den Südgrat eröffnet[1]). Der neue Anstieg stellte trotz der Sicherungsanlagen noch bedeutende Anforderungen an die Besteiger. Da zudem die Anlagen in den folgenden Jahren zum Teil wieder verfielen, konnte der Weg nie die Frequenz finden, die die Erbauer erwartet hatten.

Etwa zur selben Zeit, wie Stüdl, tauchte der verdienstvolle Erforscher der Glocknergruppe, Karl Hofmann, in Kals auf. Nach einer Ersteigung des Glockners im Jahre 1867 gelang ihm am 5. August 1869, dem Tag der Eröffnung des Stüdlweges (an der er teilgenommen hatte), die Auffindung des vierten Glocknerweges, des nach ihm benannten Hofmannweges von der Pasterze über die Gletscherhänge des äußeren Glocknerkares zur Adlersruhe[2]). Hofmann beging diesen Weg im Abstieg mit den beiden Kalser Führern Thomas Groder und Josef Kerer. Es ist dies wohl der natürlichste Zugang zum Glocknergipfel, und es ist verwunderlich, daß dieser Weg nicht schon früher gefunden wurde. Eine kleine Änderung fand dieser Weg in späteren Jahren insofern, als die steile, zerrissene Zunge des Hofmanngletschers über die sie nordwestlich begrenzenden Felsen umgangen wurde.

Durch die Entdeckung dieses vierten Glockneranstieges wurde die Bedeutung von Heiligenblut, welches gegenüber Kals ins Hintertreffen geraten war, wieder gehoben. Um auch für diesen Weg ähnlich wie auf der Südseite einen Stützpunkt zu schaffen, ließen Hofmann und Stüdl auf eigene Kosten die von Erzherzog Johann in der Gamsgrube an der Pasterze erbaute und wieder verfallene Hütte erneuern. Sie erhielt nach Hofmanns Heldentod bei Sedan (2. September 1871) den Namen Hofmannshütte, 2444 *m*.

Als weitere Stützpunkte für den Anstieg über die Pasterze entstanden 1876 das Glocknerhaus der Sektion Klagenfurt auf der Elisabethenruhe, 2132 *m*, und 1879 bis 1880 die vom Ö. A.-K. als höchster Stützpunkt am Glockner erbaute Erzherzog-Johann-Hütte auf der Adlersruhe, 3556 *m*. 1904/05 wurde auf der Franz-Josef-Höhe als Privathütte das Franz-Josef-Haus erbaut und 1910 auf dem

[1]) Hofmann, „Geschichte der Glocknerfahrten", Zeitschr. d. D. A.-V. 1870/71.
[2]) Zeitschr. d. D. A.-V. 1870/71, S. 506 u. 536.

Großen Burgstall die **Oberwalder Hütte** der Sektion Austria, 2975 *m*, welch letztere als Stützpunkt für die Übergänge von der Mainzer Hütte vom Heinrich-Schwaiger-Haus, vom Moserboden und von der Rudolfshütte zum Großglockner Bedeutung erlangte.

Der Vollständigkeit halber sei noch auf einen Weg hingewiesen, den der Geoplast P. **Oberlechner** empfiehlt, ein Weg, der jedoch heute kaum mehr begangen wird[1]). Der Anstieg geht vom Glocknerhaus aus, überquert die Pasterze und führt über das Schwerteckkees und den Kellersberggletscher, den Kellersberg links lassend, zur Hohenwartscharte und weiter über den gewöhnlichen Anstieg zum Gipfel.

Während alle früheren Ersteigungsversuche auf die Auffindung möglichst zweckmäßiger und günstiger Glockneranstiege gerichtet waren, so machten sich seit den 70er Jahren Bestrebungen geltend, die am Berge die Schwierigkeiten suchten, die in den Wänden und Graten „Probleme" sahen und deshalb den Gipfel über die unnahbarsten Seiten zu gewinnen suchten.

Es ist wohl selbstverständlich, daß diese Bestrebungen in erster Linie in den Steilflanken ein Ziel sahen, mit denen der Glockner zum obersten Pasterzenboden abfällt. Zählen doch diese Wände zu den wildesten und großartigsten Bildern, die unsere Berge zu bieten vermögen. Schon Karl Hofmann hatte 1869 die Möglichkeit in Erwägung gezogen, durch jene gewaltige Eisrinne, welche aus der Scharte zwischen Groß- und Kleinglockner in nahezu 700 *m* hoher Flucht ins Innere Glocknerkar abfällt, einen Weg zum Gipfel zu suchen[2]). Zugleich hatte er aber auch auf die außergewöhnlichen Schwierigkeiten und Gefahren hingewiesen, die dieser Weg bieten mußte. Leider war es ihm durch seinen frühen Tod nicht mehr vergönnt, seinen Plan in die Tat umzusetzen.

Erst sieben Jahre später wurde Hofmanns Idee von Alfred Markgraf **Palavicini** wieder aufgegriffen und verwirklicht[3]). Am 18. August 1876 verließ er 6 Uhr morgens mit den Heiligenbluter Führern G. **Bäuerle**, J. **Kramser** und J. **Tribusser** das Glocknerhaus und erreichte durch das Innere Glocknerkar ansteigend um 10 Uhr 15 Min. den Beginn der Rinne. Dieselbe wurde bis 70 *m* unter die Scharte verfolgt, hier wich die Partie nach rechts in die Felsen des Großglockners aus und betrat um 5 Uhr abends den Gipfel. Die Führung hatte durchwegs Tribusser inne, der allein die zur Überwindung der Rinne nötigen 2500 Stufen schlug. Es ist dies eine Leistung — geistig wie körperlich — die nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, insbesondere, da dieser Anstieg in einer Zeit zur Durchführung kam, in der man dem Berge mit ganz anderer psychischer Einstellung gegenübertrat wie heute[4]).

Gleichfalls von Hofmann stammt der Gedanke, den Glockner von der unteren Glocknerscharte (der Einsattlung zwischen Glocknerwand und Großglockner) über den Nordwestgrat zu erreichen. Es ist dies ein scharfer, von zwei Türmen besetzter Felsgrat, der von einzelnen Firnschneiden unterbrochen ist. Der zunächst der Scharte gelegene Turm wird als Teufelshorn, 3673 *m*, bezeichnet, der nächste als Glocknerhorn, 3677 *m*, Der Nordwestgrat soll angeblich erstmals von Thomas **Enzinger** aus dem Stubach-

---

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V., 1891, S. 94. [2]) Zeitschr. d. D. A.-V. 1870/71, S. 419.

[3]) Ö. A.-Z 1880, S. 30.

[4]) Die Rinne wurde bis heute siebenmal mehr oder minder vollständig durchstiegen. Die zweite Begehung vollführte Viktor Pillwax im Jahre 1899 in Begleitung der Kalser Führer Andreas Kerer und Paul Schnell in 11 1/2 Stunden ab Bergschrund. Die dritte Ersteigung gelang 1923 Alfred Horeschowsky, als Alleingänger in 7 Stunden, die vierte 1926 Th. Zeh mit Frau ebenfalls in 7 Stunden. Im gleichen Jahr begingen die Rinne als fünfte Partie Fritz Herrmann und Hans Mayer in 17 Stunden. Die sechste Durchsteigung erfolgte 1927 durch Willi Welzenbach und Karl Wien in 4 1/2 Stunden erstmals vollständig bis zur Scharte und die letzte 1928 durch Willi Fendt allein in 5 1/4 Std. ebenfalls bis zur Ob. Glocknerscharte.

tal begangen worden sein, doch dürfte es sich hier um ein unwahres Gerücht handeln[1]) Den ersten ernstlichen Versuch unternahm am 18. Juli 1879 Gustav Kröger aus Wien mit Führer Ranggetiner[2]). Sie gingen von der Unteren Glocknerscharte aus, scheiterten aber bei dem Versuch, das Teufelshorn zu umgehen beziehungsweise zu erklettern. Bei einem zweiten Ansturm am 29. August desselben Jahres versuchten sie deshalb den Grat höher oben zu erreichen. Nach schwerer Stufenarbeit gewannen sie ihn oberhalb des Glocknerhorns und — nachdem dasselbe betreten worden war — über die steile und scharfe Felsschneide den Gipfel des Großglockners, 5 Stunden nach Verlassen der Stüdlhütte.

Der Anstieg wurde 1884 von M. von Kufner mit den Führern Ch. Ranggetiner und C. Rubisoyer wiederholt[3]). Die Genannten erstiegen erst die nordwestlichste Spitze der Glocknerwand (Hofmannspitze), gewannen von hier über die Südwestflanke ausweichend, die untere Glocknerscharte, erstiegen erstmals das Teufelshorn, ohne es jedoch zu überschreiten und erreichten nach abermaligem Ausbiegen über die Südwestflanke Grögers Weg und über diesen den Gipfel.

Weitere Begehungen des Nordwestgrates wurden ausgeführt: 1884 von F. Drasch[4]) und Begleiter (einschließlich Ersteigung des Teufelshorns) und 1891 von F. Friedmann und Genossen[5]).

Im selben Jahre (1891) wurde durch Viktor Pillwax mit den Führern P. Untersberger und S. Huter erstmals die Südwestflanke des Großglockners vom Ködnitzkees aus erstiegen[6]). Pillwax verließ um 3 Uhr 20 Min. die Stüdlhütte und langte um 4 Uhr am Fuß der von der Oberen Glocknerscharte zum Ködnitzkees herabziehenden Steilrinne an. Da der untere Teil der Rinne sich als ungangbar erwies, wurde südöstlich derselben über ein Firnfeld zu den Felsen des Kleinglockners angestiegen, bis es möglich wurde, die Rinne zu betreten. Etwa 200 *m* unter der Scharte zwang ein über eine senkrechte Wandstufe sich vorwölbender Eisfall in die plattigen Felsen des Großglockner auszuweichen, über die sehr schwierig um 1 Uhr 30 Min. die Spitze erreicht wurde. Dieser Anstieg stellt ein Gegenstück vom Palaviciniweg dar, bietet jedoch im Gegensatz zu diesem in erster Linie Felsschwierigkeiten.

Einen neuen Weg von der Pasterze zum Kleinglockner fand am 5. August 1893 der kühne Alleingänger Dr. Guido Lammer[7]). Er stieg zunächst über den das Kleinglocknerkees vom Hofmannskees trennenden Rücken empor, betrat das erstere oberhalb seiner zerklüfteten Zunge und verfolgte es unter bedeutenden Schwierigkeiten bis zu den Hängen des Kleinglockners, wo er auf den gewöhnlichen Anstieg traf. Eine allgemeine Bedeutung kommt jedoch diesem Wege nicht zu.

Am 23. August 1905 gelang Viktor Pillwax in Begleitung der Führer Joh. Unterberger und Andr. Huter abermals ein neuer Anstieg auf den Glockner, und zwar diesmal vom Teischnitzkees aus über die Westwand[8]). Diese Wand bot in ihrem oberen Teil sehr ausgesetzte Kletterei über plattige Felsen. Durch einen 12 *m* Kamin wurde direkt das Gipfelkreuz erreicht.

35 Jahre vergingen seit der Ersteigung der Palavicinirinne, bis sich auf der Suche nach neuen Wegen das Interesse zweier Bergsteiger wieder den Nordabstürzen des Großglockner zuwandten. Es waren dies Richard Gerin und Otto Pitschmann, die 1911 erstmals den der Palavicinirinne parallel streichenden Nordostgrat begingen[9]). Nachdem ein Versuch am 9. August an der Unüberwindlichkeit des am Fuß der Nordabstürze hinziehenden Bergschrundes gescheitert war, stiegen sie am 11. August

---

[1]) Zeitschr. d. D. A.-V. 1870/71, S. 489.
[2]) Ö. A.-Z. 1880, S. 32.
[3]) Ö. A.-Z. 1884, S. 289.
[4]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V., 1890, S. 17.
[5]) Ö. A.-Z. 1891, S. 166 und 237.
[6]) Ö. A.-Z. 1891, S. 237.
[7]) Ö. A.-Z. 1893, S. 234.
[8]) Ö. A.-Z. 1905, S. 238.
[9]) Ö. A.-Z. 1912, S. 360.

nach Überschreitung der Pasterze in den das Innere Glocknerkar südlich begrenzenden Felsen an. Sie gewannen dadurch die Palavicinirinne schon oberhalb des Schrundes und querten sie stufenschlagend in Höhe des aus der Rinne vorspringenden Felsspornes. Der dem Nordostgrat vorgelagerte Felspfeiler wurde unter großen Schwierigkeiten erstiegen. Von hier ging's an steiler Gratkante empor auf die Spitze eines vorgeschobenen Turmes und weiter über den sich etwas zurücklegenden Grat zum Gipfel. Dieser Weg stellt gewiß einen der großartigsten Glockneranstiege dar.

Schon am darauffolgenden Tag, den 12. August 1911, gelang Gerin und Pitschmann ein neuer Anstieg über die Südwand[1]). Der Weg führt über die mächtige Felsrippe, welche zwischen Stüdlweg und Pillwaxweg aus der Südwand vorspringt. Wo diese Rippe sich in ihrem oberen Teil dem Luisengrat zuwendet, stiegen sie nach rechts zur alten Südwandroute an, und gewannen über diese den Gipfel. Dieser Weg erforderte sechsstündige außerordentlich schwierige Fels- und Eisarbeit und dürfte wohl nur unter günstigen Verhältnissen durchführbar sein.

Wieder hatte der Glockner 15 Jahre Ruhe, bis das letzte Glocknerproblem seine Lösung fand. Kein Grat, keine Flanke war unbetreten geblieben bis auf die zwischen Nordost- und Nordwestgrat eingelagerte gewaltige Nordwand. Am 19. September 1926 wurde diese Wand erstmals durch Karl Wien und den Verfasser durchstiegen[2]). Als Ausgangspunkt diente das Franz-Josef-Haus. Das Innere Glocknerkar wurde nach Überquerung der Pasterze über den als Fortsetzung des Glocknerkamp zur Pasterze niederstreichenden Felsrücken gewonnen. Nach Überschreitung der schwierigen Randkluft wurde über die den unteren und mittleren Teil der Wand einnehmende breite Eisrinne gegen die felsige, etwa 70° geneigte Gipfelwand angestiegen. Die Überwindung der letzteren bot große Schwierigkeiten und gelang schließlich über eine im rechten Wandteil vorspringende Felsrippe, die 40 *m* unter dem Gipfel auf den Nordwestgrat führte. Das Glocknerkreuz wurde 9 Stunden nach Überschreitung des Bergschrundes, 12 Stunden nach Verlassen des Franz-Josef-Hauses erreicht. Mit dieser letzten Fahrt dürfte die Ersteigungsgeschichte des Großglockners wohl ihren Abschluß gefunden haben. (Einzelheiten siehe S. 143.)

Die Glocknerwand (nordwestlicher Gipfel [Hofmannspitze] 3711 *m*, Hauptgipfel 3721 *m*, südöstlicher Gipfel 3719 *m*)

Die Glocknerwand ist nach Nordwesten anschließend der nächste selbständige Gipfel im Glocknerkamm. Zusammen mit dem Großglockner bildet ihr wächtengekrönter Zackenkamm mit den steilen Nordostabstürzen die gewaltige Umrahmung des Inneren Glocknerkares. Etwas sanfter sind ihre Süd- und Südwestflanken gegen das Teischnitzkees.

Die erste Ersteigung der Glocknerwand wurde von Karl Hofmann mit Michael Groder und Josef Kerer am 25. September 1869 unternommen, wobei allerdings nicht die höchste Spitze, sondern der westlichste Eckpunkt (Hofmannsspitze, 3711 *m*) erreicht wurde[3]). Hofmann verließ die Stüdlhütte wegen zweifelhaften Wetters erst um 8 Uhr 30 Min. morgens, überschritt das Teischnitzkees nordwärts und stieg gegen den von der Glocknerwand westwärts niederstreichenden Grat an, der etwa in der Gegend des Teufelskamp betreten wurde. Bei zunehmender Neigung wurde stufenschlagend über den Eisgrat angestiegen und unter bedeutenden Schwierigkeiten schließlich die nordwestliche Felsspitze der Glocknerwand erreicht (4 Stunden nach Verlassen

---

[1]) Ö. A.-Z. 1912, S. 326.
[2]) Jahresber. d. A. A.-V. München, 1925/26, S. 49.
[3]) Zeitschr. d. D. A. Z. 1870/71, S. 474.

der Hütte). Diese unter ungünstigen Witterungsverhältnissen unternommene Fahrt ist für die damalige Zeit als bedeutende Leistung zu buchen. Der Abstieg wurde direkt zum Teischnitzkees genommen. Die Fahrt wurde zwei Jahre später von Konstantin Hofmann, dem jüngeren Bruder Karl Hofmanns, mit Michael Groder wiederholt, ohne daß es auch dieser Partie gelungen wäre, den höchsten Punkt zu betreten. Erst am 3. September 1872 erreichte der Wiener Josef Pöschl mit Josef Kerer und Peter Groder den höchsten Gipfel, 3721 *m*.

Von den späteren Partien sei nur jene M. von Kufners (1884) hervorgehoben, weil er mit der Besteigung der Glocknerwand jene des Großglockners verband[1]). Kufner stieg im wesentlichen auf dem Wege Hofmanns an und wollte ursprünglich den ganzen Grat bis zum Großglockner überschreiten. Die Gratwanderung erforderte aber wegen ihrer Schwierigkeit zu viel Zeit, so daß man alsbald in die Südflanke auswich und unter Querung verschiedener Rippen und Firnhänge die Untere Glocknerscharte erreichte. Von hier wurde der Aufstieg zum Großglockner betätigt (siehe S. 107).

Am 26. Juni 1886 ereignete sich an der Glocknerwand ein schwerer Unfall, bei dem Markgraf A. Palavicini mit seinem Begleiter A. Crommelin und den Führern Chr. Ranggetiner und E. Rubisoyer den Tod fanden[2]). Beim Aufstieg über den Teufelskamp zur Hofmannspitze brach in der Nähe derselben ein mächtiges Wächtenstück ab, wodurch die Partie über steile Fels- und Eisflanken ins Innere Glocknerkar hinabstürzte. Palavicini, welcher nach dem Unfall noch lebte, band sich vom Seile los und versuchte allein den Abstieg zum Glocknerhaus anzutreten. Er erlag aber alsbald seinen Verletzungen und wurde wenige 100 *m* von seinen Gefährten entfernt aufgefunden.

Die vier östlichen Gipfel der Glocknerwand bilden zusammen eine geschlossene Zackenkrone, deren höchster Turm durch H. und L. Eglauer, Fr. Hörtnagel und Gefährten am 11. August 1897 erstiegen wurde[3]).

Eine bedeutsame Fahrt führten am 27. Juli 1905 R. Kaltenbrunner sowie Richard und Rüdiger Weitzenböck durch den ersten Gratübergang von der Glocknerwand zum Großglockner aus[4]). Die Stüdlhütte wurde um 4 Uhr 15 Min. morgens verlassen. Auf neuem Weg stiegen die drei durch die Südwestflanke der Glocknerwand in der Fallinie der Hofmannspitze an und erreichten den Nordwestgrat an der Stelle, wo er aus einem überwächteten Firngrat in die Felsen der Hofmannspitze übergeht. Nun wurde der ganze Grat bis zur Unteren Glocknerscharte überschritten, wobei von den sieben die Glocknerwand krönenden Felszacken, lediglich der dritte und der siebente (von der Hofmannspitze aus gerechnet) nicht betreten wurde. Die Untere Glocknerscharte wurde 12 Uhr 40 Min. erreicht und anschließend noch die Gratüberschreitung bis zum Großglockner fortgesetzt (5 Uhr 25 Min.).

Alle bisher besprochenen Anstiege auf die Glocknerwand hatten als Ausgangspunkt die Stüdlhütte und das ist gewiß kein Zufall, sind doch die Abstürze nach Norden von solcher Wildheit, daß bis zum Jahre 1906 sich keine Partie fand, die sich an die Lösung dieser Probleme gewagt hätte. Am 20. August dieses Jahres gelang den Grazer Akademikern R. Kaltenbrunner und Rüdiger Weitzenböck der erste Aufstieg von Norden über den als Glocknerkamp bezeichneten, kühn anstrebenden Firngrat, der vom Hauptgrat niederstreichend, das Innere Glocknerkar westlich begrenzt[5]). Als Ausgangspunkt diente ihnen die Hofmannhütte. Nach Überwindung der den Zugang zum Inneren Glocknerkar sperrenden Eisbrüche stiegen sie über die steile Firn-

---

[1]) Ö. A.-Z. 1884, S. 287.
[2]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1886, S. 161 und 179, ferner Ö. A.-Z., 1886, S. 164 und S. 182.
[3]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1898, S. 250. [4]) Ö. A.-Z. 1906, S. 128 und 161.
[5]) Ö. A.-Z. 1907, S. 5.

schneide des Glocknerkamp an und erreichten zuletzt über einige Felstürmchen den Nordwestgrat unter der Hofmannspitze. Leider konnte dieselbe nicht mehr betreten werden, da wegen ungünstigen Wetters sofort der Abstieg zur Stüdlhütte angetreten werden mußte.

Fünf Jahre später erfolgt ein weiterer Anstieg aus dem Inneren Glocknerkar auf die Glocknerwand, und zwar diesmal direkt über die abweisende Nordostwand[1]). Richard Gerin und Otto Pitschmann erzwangen am 9. August 1911 unter außerordentlicher Steingefahr den Durchstieg über das die Wand von links nach rechts ansteigend durchziehende Band. Der Hauptgrat wurde zwischen Hofmannspitze und dem zweiten Turm betreten. Vom Bergschrund bis hierher hatte die Partie vier Stunden benötigt. Anschließend wurde der Übergang zum Großglockner durchgeführt.

Einen neuen Zugang zum Glocknerkamp fanden am 14. August 1920 Emil Meletzki und Dr. Robert Baum[2]). Die beiden begingen den als untere Fortsetzung des Glocknerkamp zur Pasterze niederstreichenden Felsrücken von seinem unteren Ende aus und vermieden dadurch die gefährlichen Brüche des Inneren Glocknerkars.

Die zwischen Großglockner und Glocknerwand eingeschnittene Untere Glocknerscharte, 2598 *m*, welche beiderseits mit steilen Firnhängen gegen das Innere Glocknerkar und das Teischnitzkees abfällt, wurde schon in den 70er Jahren als Paß überschritten. Kurt Fazilides führte mit Michael Groder und Josef Kerer am 23. August 1875 die erste Überschreitung in Richtung Pasterze—Teischnitzkees durch. Die Partie überquerte — von der Hofmannhütte ausgehend — den Oberen Pasterzenboden und stieg hierauf über den Gletscher hinan, der vom Teufelskamp gegen den Kleinen Burgstall niederzieht. Der steile Felsrücken, der die untere Fortsetzung des Glocknerkamps bildet, wurde an geeigneter Stelle überschritten und so der ebene Boden des Inneren Glocknerkares erreicht. Über steile Firnhänge und Felsrippen gewann die Partie die Scharte, von wo sie zur Stüdlhütte abstieg. Der Weg wurde 1884 von M. von Kufner[3]) wiederholt. In umgekehrter Richtung vollführte den Übergang im September 1886 F. Drasch mit den Führern Seb. Huter und Peter Unterberger aus Kals.

Romariswandkopf, 3508 *m*

Die nächste bedeutende Erhebung im Kammverlauf nordwestlich der Glocknerwand ist der Romariswandkopf. Dieser Teil des Grates zeichnet sich dadurch aus, daß die Abstürze zur Pasterze große Steilheit aufweisen, während im Süden die Firnen des Frußnitzkeeses in mäßiger Neigung bis zur Kammhöhe emporziehen. Die Ersteigung des Romariswandkopfes ist dem Bestreben Stüdls zu verdanken, einen Übergang von Süden über den Kamm zum Pasterzenboden zu finden[4]).

Am 27. August 1868 unternahm er einen Versuch mit Thomas und Peter Groder. Er stieg von seiner Hütte zur Einsattlung des Kammes nordwestlich der Glocknerwand empor. Die Abstürze zur Pasterze waren jedoch so steil, daß der Gedanke des Abstieges aufgegeben wurde. Auch weitere Versuche an anderen Stellen des Grates mißlangen. Bei einem zweiten Ansturm am 29. August mit Michael Groder und Andreas Kerer wurde ohne Schwierigkeit der Romariswandkopf erreicht und von dessen Gipfel über steilen Fels und Firn der Abstieg zur Pasterze angetreten. Stüdl bezeichnete diesen Versuch als ein gefährlichs Unternehmen. Man kam bis oberhalb eines senkrechten Abbruchs und mußte dann bei Nebel und Kälte wieder den Rückzug

[1]) Ö. A.-Z. 1912, S. 387.
[2]) Ö. A.-Z. 1921, S. 137; ferner Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1923, S. 26.
[3]) Ö. A.-Z. 1885, S. 290.
[4]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1870/71, S. 367.

antreten. Ebenso mißglückte ein dritter Versuch, der drei Tage später in umgekehrter Richtung vom Oberen Pasterzenboden aus gegen den Teufeskamp zu unternommen wurde. Schlechtes Wetter zwang hierbei zum Rückzug.

Die von Stüdl gesuchte Übergangsmöglichkeit wurde acht Jahre später, am 21. August 1876 durch den Prager K. Kögler mit Josef Kerer und Peter Huter gelöst[1]). Sie wählten den Abstiegspunkt näher an der Glocknerwand und gelangten über die mäßig geneigte Firnterrasse oberhalb der mächtigen, vom Romariswandkopf gegen den Kleinen Burgstall ziehenden Felsstufe zur Pasterze.

Schneewinkelkopf, 3476 m

Die Überschreitung des Glocknerkammes war, wenn auch an anderer Stelle, doch Stüdl und seinem Freunde Karl Hofmann in Begleitung der Führer Schnell und Groder geglückt[2]). Diesem Unternehmen verdankt der Schneewinkelkopf seine erste Ersteigung. Als Ausgangspunkt wurde die Schneideralpe im Dorfertal gewählt. Nach Überschreiten des Laperwitzkeeses stieg die Partie über schiefrigen Fels gegen den Südostgrat an und über diesen leicht zum Gipfel, der fünf Stunden nach Verlassen der Alpe erreicht wurde. Wegen stürmischen Wetters machte man sich sofort an den Abstieg. Die Partie verfolgte den Südostgrat bis in die zwischen Schneewinkelkopf und Romariswandkopf eingeschnittene Scharte, 3413 m, und stieg von hier nach Osten unter mächtigen Wandabbrüchen hinab zum Unteren Pasterzenboden. Der Weg wurde 1871 von A. von Schmid und Dr. Brechelmaier aus Graz wiederholt.

Gramul, 3271 m, Gamskopf, 3154 m, Zollspitze, 3026 m, Kristallspitze, 3007 m, Säulspitze, 2957 m, Bretterspitze, 2864 m

Die genannten Gipfel liegen in einem Seitenast, der von der Glocknerwand in südöstlicher Richtung streicht und das Fußnitzkees vom Teischnitzkees trennt. In seinem obersten Teil ist der Kamm flach und überfirnt. Vom Gramul ab zieht er jedoch als felsiger, von mehreren Gipfelpunkten gekrönter Gratrücken bis zur Kristallspitze, wo er sich in zwei Äste gabelt, von denen der eine nach Süden, der andere nach Südwesten zieht.

Die Gipfel wurden in der Hauptsache erstmals von Einheimischen erstiegen. Als turistische Ersteigung aus früherer Zeit ist jene des Gramul durch Joh. Stüdl mit Thomas und Peter Groder am 27. August 1868 zu erwähnen. Lediglich der Gamskopf und die Kristallspitze waren bis 1920 unbetreten und fanden in diesem Jahr in Dr. Gg. Künne und Rud. Wolter ihre ersten Besucher[3]). Die beiden stiegen am 12. August 1920 vom Gramul aus über Geröll und leichten Fels auf die obersten Firnhänge des kleinen unbenannten Gletschers ab, der zwischen dem Südwestkamm des Gramul und dem Verbindungsgrat Gramul—Gamskopf liegt. Von hier gelangten sie über Firn auf die letzte Scharte vor dem Gamskopf und weiter über den Grat zum Gipfel. Der Abstieg erfolgte über den West-Südwestgrat und die nach Südosten hinabziehende, stellenweise bis zu 50° geneigte Firnrinne zum Grauen Kees.

Am folgenden Tag bestiegen die beiden erstmals die Kristallspitze. Sie erreichten vom Grauen Kees aus über steiles Gras und Geröll eine Scharte nördlich des Gipfels. Von hier aus verfolgten sie im wesentlichen den Grat bis zum höchsten Punkt. Der Abstieg wurde zur Kristallscharte genommen, wobei der Grat südlich umgangen wurde. Und weiter über Geröll, ein steiles Firnfeld und Rasen zum Grauen Kees.

---

[1]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1877, S. 246. [2]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1870/71, S. 394.
[3]) Jahresber. d. A. A.-V. Berlin, 1920, S. 49.

Hohenwartkopf, 3310 m, Kellersberg, 3267 m, Schwerteck, 3247 m Schwert, 3100 m, Hinterer, 2891 m, Mittlerer, 2602 m und Vorderer Leiterkopf, 2483 m

Der vom Glocknergipfel nach Südosten streichende Teil des Glocknerkammes nimmt rasch an Höhe ab. Die ihm entragenden Gipfel werden nur selten von Bergsteigern besucht. Über die Ersteigungen ist nichts Näheres bekannt, wahrscheinlich erfolgten sie schon frühzeitig durch Einheimische.

Als eine der ersten turistischen Ersteigungen in diesem Kamm ist die Überschreitung des Schwertecks von der Pasterze zur Salmhöhe zu erwähnen, welche 1890 von Paul Oberlechner zum Zwecke von Höhenmessungen vorgenommen wurde. Oberlechner berichtet außerdem 1891 über einen neuen Glockneranstieg, der vom Franz-Josef-Haus unter Berührung dieses südöstlichen Teils des Glocknerkamms zum Gipfel führt (siehe Seite 106[1]).

Der Kellersberg entsendet nach Nordosten zwei Gratrippen, die das Kellersbergkar mit dem Kellersberggletscher einschließen. Der östliche dieser beiden Grate wurde erstmals am 12. August 1904 von Albin Rössel begangen[2]). Rössel stieg von der Pasterze über eine sekundäre, östlich streichende Gratrippe zum Punkt 3008 im obenbezeichneten Grat an und verfolgte denselben weiter über Punkt 3237 zum Kellersberg. Die vollständige Überkletterung dieses Grates vollführten am 18. August 1924 Dr. Karl Prusig und Bruno Stolarz[3]). Die beiden stiegen vom Fußpunkt der Schlucht, die zwischen beiden Nordostgraten eingeschnitten ist, direkt zum Punkt 3008 empor und trafen hier auf den Weg Rössels.

Der westliche der beiden Grate wurde im Jahre 1911 von Otto Langl und Rud. Wägerer begangen[4]). Dieselben stiegen rechts der aus dem Kellersbergtal kommenden Rinne empor auf den Scheitel des Abbruchs, mit dem der Grat zur Pasterze abfällt (der Abbruch wurde 1927 von Fritz Herrmann, Jos. Mayer und Hubert Peterka direkt erklettert). Die folgenden Steilaufschwünge wurden links umgangen und hierauf über den Grat der Gipfel gewonnen. Von hier stieg die Partie zur Hohenwartscharte ab, wo der Hofmannsweg erreicht wurde.

Von den übrigen Gipfeln verdient noch der Hohenwartkopf Erwähnung, der nach Süden einen mächtigen Grat entsendet. Dieser Grat wurde am 17. September 1924 von dem 1925 in der Hochtor-Nordwand verunglückten Otto Margulies zusammen mit Hans Eitelberger überklettert[5]), was um so bemerkenswerter ist, als Margulies die sehr schwierige Fahrt als Einbeiniger mit der Prothese unternahm. Der Einstieg erfolgte vom Leiterkees her, worauf der stark zersägte Grat im wesentlichen beibehalten wurde.

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1891, S. 94. [2]) Ö. A.-Z. 1905, S. 151.
[3]) „Der Bergsteiger", 1924, S. 394. [4]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1924, S. 146.
[5]) Nachrichten der A.-V.S.-. Donauland, 1924, S. 160.

II. Teil: Der Tauernhauptkamm und die übrigen Seitenkämme

Von Karl Wien, München

Der Tauernhauptkamm

Der Tauernhauptkamm, der das ganze Gebiet im allgemeinen in westöstlicher Richtung durchzieht und die Wasserscheide zwischen dem Flußgebiet der Salzach und der Drau darstellt, ist einer der turistisch weniger interessanten Kämme. Wenig ausgeprägt, wenig selbständig überragen seine Gipfel den allgemeinen Gratverlauf, er ist nicht der höchste, aber der am meisten geschartete Kamm der ganzen Gruppe. Vom Kalsertauern schwingt er sich über den Kastenturm zum Hohen Kasten auf und zieht nun — nach Norden in gewaltigen Wänden abstürzend — über die Ödenwinkelwand zum Eiskögele. Hier zweigt der Glocknerkamm ab und der Tauernhauptkamm zieht sich in einem weit nach Norden ausholenden Bogen über den Johannisberg, die Hohe Riffel, die Bärenköpfe, (wo der Fusch-Kaprunerkamm nach Norden abzweigt), den Eiswandbühel und den Breitkopf zur Fuscherkarscharte. Dieser Teil ist eigentlich nur der nach Norden und Nordwesten abfallende, von verschiedenen Gipfelpunkten überhöhte Rand des großen Firnplateaus der Pasterze. Bei der Fuscherkarscharte wird der Grat wieder ausgeprägter und zieht über Sonnblick, Bärenkogel, Spielmann, Kloben und Brennkogel zum Hochtor (Heiligenbluter Tauern).

Kastenturm, 2800 m, Hoher Kasten, 3192 m, Ödenwinkelwand, 3330 m

Zuerst sanft schwingt sich der Tauernhauptkamm vom Medelzkopf auf. Doch bald wird er wilder; plattig und steil streben Kastenturm und Hoher Kasten auf und im Verbindungsstück zwischen dem Hohen Kasten und der Ödenwinkelwand wird er zu einem der imponierendsten und zerrissensten Felsgrate der ganzen Gruppe, um schließlich als wächtenbedeckte Firnschneide zum Eiskögele hinaufzuziehen.

Otto Barth und Otto Langl erstiegen am 29. Juni 1907[1]) erstmalig den Kastenturm und zwar über den Nordwestgrat. Ihre Absicht war, den Grat bis zum Hohen Kasten zu verfolgen; sie mußten aber die Tur, ohne letzteren erreicht zu haben, abbrechen.

Genau ein Jahr später, am 28. Juni 1908[1]), unternahm Otto Langl dann allein eine Besteigung des Hohen Kastens über den Südwestgrat. Er ging von einem Biwak an der Stirnmoräne des zwischen Südwestgrat und Nordwestgrat eingelagerten kleinen Gletschers aus und erreichte von Westen über steilen Firn den Grat, über den er zum Gipfel kletterte. Es bedeutet einen großen Unternehmungsgeist, daß Langl sich hiermit nicht zufrieden gab, sondern die Überschreitung durchführte, indem er über den Nordwestgrat, der ihn ein Jahr früher abgewiesen hatte, abstieg. Ein Abbruch, dessen freie Erkletterung Langl als sehr zweifelhaft erschien, wurde durch Abseilen überwunden und dann mit etwas veränderter Wegführung über den bis hier schon im Aufstieg begangenen Gratteil abgestiegen. Langl rühmt diese Überschreitung des Hohen Kastens, die für ihn als Alleingänger eine große Leistung darstellt, als schöne, wenn auch sehr schwere Tur. Um Kastenturm und Hohen Kasten in einem Tage gemeinsam

[1]) Ö. A.-Z. 1908, S. 289.

überschreiten zu können, empfahl er den Kastenturm von Nordwesten her zu überschreiten, auf der Dorfer Seite zum Südwestgrat des Hohen Kastens zu queren und dann über den Nordwestgrat abzusteigen.

Dieses Problem wurde drei Jahre später in anderer Weise gelöst. Am 7. August 1911 begingen Emanuel Friedl, Richard Gerin und Otto Pitschmann[1]) den vollständigen Ödwinkelgrat von der Medelzspitze über den Kastenturm—Hohen Kasten—Ödwinkelwand zum Eiskögele. Sie überschritten zunächst die Medelzspitze zur Medelzscharte und verfolgten dann den Grat bis in die Nähe des Kastenturms. Hier folgten sie nicht der Route von Langl und Barth über den Nordwestgrat, sondern eröffneten einen neuen Westwandanstieg. Die mit Moos überzogenen griffarmen Platten boten schwere und anstrengende Arbeit. Über den nun folgenden Gratübergang zum Hohen Kasten und besonders das Stück des Nordwestgrates, das Otto Langl nur im Abstieg und durch Abseilen hatte bezwingen können, berichten die Ersteiger nur kurz. Die Schwierigkeiten und somit die eigentliche Bedeutung dieser Tur liegen vielmehr im ungeheuer wilden Verbindungsgrat zwischen Hohen Kasten und Ödenwinkelwand, dessen Begehung sie als das Schwerste, was im Urgestein gemacht werden kann, schildern. Fast alle Türme wurden direkt überklettert, wobei vom Hohen Kasten bis zum Ende der Schwierigkeiten zwei Seillängen unter dem vergletscherten Gipfel 2½ Stunden benötigt wurden. Von dort ging es dann auf der Firnschneide zum Gipfel der Ödenwinkelwand, die an diesem Tage zum ersten Male erstiegen und überschritten wurde und über das Eiskögele zum Schneewinkelkopf, von wo der Abstieg zum Oberen Pasterzenboden und zur Oberwalderhütte angetreten wurde.

Das Eiskögele, 3436 *m*

Das Eiskögele, der Knotenpunkt des Tauernhauptkammes und des Glocknerkammes, ist von Westen aus dem Dorfertal und von Südosten vom Pasterzenboden ohne Schwierigkeiten zu erreichen. Als erster Besteiger wird Bräuer genannt, der 1876 den Gipfel betreten hat. Doch ist mit Sicherheit anzunehmen, daß bereits Lergetporer mit Michel Groder und Josef Kerer am 30. Juli 1872 das Eiskögele, und nicht wie er glaubte, den Hohen Kasten bestiegen hat. Der Aufstieg erfolgte über den Romariswandkopf und das Laperwitzkees, ohne daß besondere Schwierigkeiten angetroffen worden wären.

In einem gewaltigen Halbkreis umschließen die Wände vom Hohen Kasten bis zum Johannisberg das Ödenwinkelkees. Es ist bemerkenswert, daß schon am 23. Juli 1869 C. Hofmann und J. Stüdl mit J. Schnell und Th. Groder[2]) durch die Überschreitung der Unteren Ödwinkelscharte, 3180 *m*, den Bann dieser Wände durchbrochen haben. Wenn der Durchstieg auch an einer Stelle stattfand, wo die Abstürze am niedrigsten sind (die Gipfel des Johannisberges und des Eiskögeles überragen die Scharte noch um rund 250 *m*), so ist die Leistung für die damalige Zeit eine ganz gewaltige und es war nach der Ansicht der Ersteiger ihre schwierigste Fahrt in der Glocknergruppe. Im unteren Teil fanden sie schon Eisarbeit, aber die eigentlichen Schwierigkeiten begannen erst in den brüchigen und übel vereisten Felsen. Dazu gesellte sich noch um die Mittagszeit ständig währender Steinschlag. Mit einem Gefühl, als sei ihnen das Leben neu geschenkt, betraten sie nachmittags drei Uhr den ersehnten Firnrand der Pasterze; trotzdem ließen sie es sich nicht nehmen, noch am Abend über die Bockarscharte und den Hohen Gang ins Fuschertal abzusteigen, allwo sie in finsterer Nacht eintrafen.

---

[1]) Ö. A.-Z. 1912, S. 308.
[2]) Zeitschr. d. D. A.-V. 1869/70, S. 116 und 1870/71, S. 220.

Die eigentliche Nordwand des Eiskögele wurde erst in jüngster Zeit am 3. September 1926 durch Willi Welzenbach zusammen mit dem Verfasser dieser Zeilen durchstiegen[1]). Wir verließen um 4 Uhr die Rudolfshütte und standen um 6 Uhr am Fuße der Wand, deren unterstes Drittel von steilen wildzerrissenen Gletscherhängen gebildet wird. Mit viel Glück fanden wir durch das Gewirr der Riesenspalten hindurch, überschritten ohne Schwierigkeit den Bergschrund und standen bald am Beginn der Felsen, dort, wo eine Rippe ungefähr in Gipfelfallinie am weitesten in den Firn hinabreicht. Glatte plattige Aufschwünge wechselten mit festgefrorenem Grus, überglasten Felsen und Eis. Wir trachteten dann den Anfang einer Rinne zu gewinnen, die kurz unterhalb des Gipfels am Nordwestgrat beginnend von rechts oben nach links unten bis etwa in die Mitte der Wand zieht und mit hartem blauen Wassereis angefüllt war. Teils in teils neben ihr kamen wir höher und erreichten zum Schluß über die rechte Begrenzungsrippe teilweise in morschem und brüchigem Fels den Westgrat und nach kurzem die Firnhaube des Eiskögele mittags 1 Uhr. Über den Johannisberg und die Obere Ödwinkelscharte kehrten wir zur Rudolfshütte zurück. (Einzelheiten s. S. 137.)

Der Johannisberg, 3453 m

Der Johannisberg hieß früher Keeserkogel und wurde erst von dem Botaniker Hoppe zu Ehren des Erzherzogs Johann 1832 nach diesem benannt. Der Erzherzog hatte damals vergeblich versucht, das Riffeltor zu überschreiten und bei dieser Gelegenheit die Erbauung einer Schutzhütte in der Gamsgrube an der Pasterze angeordnet. Da der Johannisberg von der Pasterze her leicht zu erreichen ist, ist es kein Wunder, daß er schon in verhältnismäßig früher Zeit Besteigungen aufzuweisen hat. Nach dem alten, leider nicht mehr vorhandenen Glocknerbuch sollen nach Ruthner[2]) vier Herren, deren Namen nicht mehr bekannt sind, am 11. September 1844 die erste Besteigung ausgeführt haben. Sie gingen 6 Uhr morgens von der Hütte aus, die Erzherzog Johann in der Gamsgrube hatte errichten lassen und erreichten um 10 Uhr über die Ostflanke den Gipfel. Dieser Anstieg war der naheliegendste, weil er von unten übersehbar und ohne Schwierigkeiten ist. Am 28. August 1859 wurde die zweite Besteigung durch Ruthner mit Plattl aus Heiligenblut und Röderer[3]) aus Fusch durchgeführt. Aus reinem Forschungsdrang suchten sie einen anderen Weg. Von der Wallnerhütte ausgehend, kamen sie zur Unteren Ödwinkelscharte zwischen Eiskögele und Johannisberg. Es gelang nicht, direkt über den Grat den Gipfel zu erreichen, sondern die Partie wurde ganz rechts in die Ostflanke herausgedrängt, so daß schließlich der letzte Teil des Anstiegs sich mit dem der Ersteigsteiger deckt. Sie erreichten den Gipfel 7 Stunden nach Verlassen der Wallnerhütte und zogen es vor, direkt zur Johannishütte abzusteigen. Besondere Erwähnung verdient die Besteigung durch Karl Hofmann und Johann Stüdl mit den Führern Josef Schnell und Thomas Groder[4]). Diese stiegen über die Flanke zwischen der südlichen und östlichen Firnkante empor, wobei ihnen die Steilheit des Eishanges und große Spalten beträchtliche Schwierigkeiten boten. Sie stiegen über den Nordgrat zur oberen Ödwinkelscharte und zur Hohen Riffl ab. Der schon von Ruthner geplante Anstieg über den Firngrat von der Unteren Ödwinkelscharte wurde erst 1879 von Gustav Gröger mit Christian Ranggetiner eröffnet[5]).

Der Johannisberg ist der letzte Gipfel des Tauernhauptkammes, dessen Abstürze gegen das Stubachtal, die so einzigartig in ihrer Wucht dastehende Abschlußmauer des Öden Winkels bilden. Auch der Johannisberg, wie sanft geneigt er von der Pasterzen-

---

[1]) Jahresber. d. A. A.-V. München, 1925/26, S. 49.
[2]) Aus den Tauern, S. 193 und 157.
[3]) Erschl. d. Ostalpen III., S. 193.
[4]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1870/71, S. 414.
[5]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1880, S. 27.

seite aussieht, ist vom Öden Winkel aus gesehen ein steil aufragender Felsberg. Es ist erstaunlich, daß schon im Jahre 1891 von Viktor Pillwax mit Th. Lechner und J. Nußbaumer[1]) von dieser Seite ein Aufstieg gefunden wurde, und zwar durch eine nördlich des Gipfels herabziehende Rinne.

Die eigentliche Westwand des Johannisbergs wurde am 9. August 1921 von Karl Hans Richter und Guido Mayer[2]) über einen der Wand vorgelagerten rampenartigen Grat, der schließlich mit dem Nordgrat verschmilzt, durchgeführt. Oben wandten sie sich nach rechts durch die Gipfelmulde und stiegen in gerader Linie über eine 150 *m* hohe Eiswand zum höchsten Punkt. Die Felsen der Wand sind größtenteils außerordentlich brüchig.

Hohe Riffl, 3346 *m*, Totenkopf, 3173 *m*

Die Hohe Riffl ist der nordwestliche Eckpfeiler der Pasterzenumrahmung. Der Hauptkamm biegt hier nach Osten um. Sie wurde zum erstenmal von Hofmann und Stüdl[3]) am 15. September 1869, am Tage ihrer Johannisbergbesteigung, erstiegen. Die erste Begehung der Südwestwand erfolgte am 11. Oktober 1921 durch Adolf Reitsch und Hans Welser[4]). Die beiden gingen von der Rudolfshütte zum Rifflkees südlich der Totenköpfe, stiegen dann über blankes Eis und teilweise über eine Felsrippe bis zu einem Eisabbruch empor, unter dem sie nach links auf den Westgrat querten. Bei schlechten Eisverhältnissen benötigten sie zehn Stunden für die Tur. Gerin, Hilber und Szalay[5]), die die Tur am 15. Juli 1924, in der Meinung eine Neutur zu machen, wiederholten, benötigten für die eigentliche Wand zwei Stunden und erklären die Tur als den schönsten und leichtesten Gipfelübergang von der Rudolfshütte zur Oberwalderhütte.

In einem von der Hohen Riffl nach Nordwesten ziehenden Nebenkammer liegt der Totenkopf als wuchtiger Felsklotz am nördlichen Ende der Umrahmung des oberen Stubachtales[6]). Er wurde erstmalig von Purtscheller am 19. September 1885 erstiegen. Derselbe kam von der Wasserfallalpe im Kaprunertal um 10 Uhr morgens aufs Kapruner Törl. Er wandte sich von dort nach links und gelangte unter den Wänden des Totenkopfs entlang zum Rifflkees und über dieses zum Gipfel. Der Abstieg wurde unter bedeutenden Schwierigkeiten zum Ödenwinkelkees durchgeführt.

In dem für diese Gegend an Ersteigungen so fruchtbaren Jahr 1911 führten Richard Gerin und Otto Pitschmann[7]) die erste Begehung des Totenkopfgrates durch. Dieser vom Totenkopf gen Westen streichende Grat ist im unteren Teile leicht, hat ein von wild zerzackten Türmen durchsetztes Mittelstück und stellt dem Ersteiger in seinem fast überhängenden Gipfelaufbau die größten Schwierigkeiten entgegen. Die Ersteiger kamen am 17. Juli vom Moserboden um 9 Uhr aufs Kapruner Törl, stiegen etwas ab, querten zum Rifflkees hinüber und erreichten den Grat immer rechts aufwärts querend. Die Türme wurden zum Teil überklettert, zum Teil in bratschigem Gestein umgangen und dann kam der eigentliche Gipfelaufbau, steil und grifflos, über den sie in äußerst schwieriger Kletterei bei großer Ausgesetztheit den Gipfel erreichten (4½ Stunden vom Kapruner Törl). Sie gingen dann über den von der Mittagssonne aufgeweichten Firngrat zur Hohen Riffl hinüber und stiegen über das Karlingerkees wieder zum Moserboden ab.

---

[1]) Ö. A.-Z. 1892, S. 152.
[2]) Nachrichten der A.-V.-S. Donauland 1. Sept. 1921, S. 3.
[3]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1869/70, S. 74 u. 173.
[4]) Der Bergsteiger 1924 S. 393.
[5]) Der Bergsteiger 1924, S. 298.
[6]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1886, S. 68.
[7]) Ö. A.-Z. 1911, S. 267.

Vorderer Bärenkopf, 3250 m, Mittlerer Bärenkopf, 3357 m, Eiswandbühel, 3197 m, Breitkopf, 3158 m

Die Berge im nächsten Verlauf des Tauernhauptkammes sind turistisch von geringem Interesse. Man kann sie von der Oberwalderhütte alle zusammen an einem halben Tage machen. Wegen der lohnenden Aussicht auf die umgebende Gletscherwelt und die Nordabstürze des Glocknerkammes werden sie jedoch öfters besucht. Der Mittlere Bärenkopf und der Eiswandbühel wurden zuerst am 6. Oktober 1859 von dem bekannten Geoplasten Franz Keil erstiegen. Am 7. August 1923 wurde der Mittlere Bärenkopf von Gerin und Hilber über den Nordgrat erstiegen, nachdem dieser Weg bei einer militärischen Übung schon einmal im Abstieg mittels Abseilen begangen worden war[1]). Die beiden gingen vom Moserboden aus und verfolgten den Grat zum Steilaufschwung. Der erste und der zweite Abbruch wurden fast ganz an der Kante erklettert und hierauf das Schwarzköpfel gewonnen. Von da erreichten sie dann in dreiviertelstündiger Gletscherwanderung den Mittleren Bärenkopf.

Fuscherkarkopf, 3336 m, Sinnabeleck, 3268 m

Östlich der Fuscherkarscharte löst sich der Tauernhauptkamm vom Plateau des Oberen Pasterzenboden los und zieht bis zur tiefsten Einsenkung des Heiligenbluter Tauern nach Osten. Die höchste Erhebung dieses Teils ist der Fuscherkarkopf, zu dem eine steile Eiswand aus dem Fuschereiskar hinaufsteigt. Er soll zuerst von Gregor Maier aus Fusch erstiegen worden sein. Die zweite Ersteigung, von der genauere Daten bekannt sind, erfolgte am 5. Oktober 1865 durch Graf Nimptsch mit dem Führer Anton Hutter über das Freiwandkees und die Gruberscharte[2]). Die Partie ging von der Wallnerhütte aus, querte das stark zerklüftete Freiwandkees und stieg zur Gruberscharte an, was das schwierigste Stück der Unternehmung darstellte. Von hier wurde ohne Schwierigkeit der Gipfel genommen (fünf Stunden von der Hütte). (Da der Führer sich bei dem Erstbegeher Rat holte, dürfte dies wohl derselbe Weg sein, den Gregor Maier eingeschlagen hatte.)

Am 15. August 1871 erstiegen Johann Stüdl und M. Umlauft den Fuscherkarkopf und gleichzeitig zum ersten Male das Sinnabeleck[3]). Über diese Tur ist niemals Näheres bekannt geworden. Acht Tage später folgten ihnen Dr. F. Steiner und Georg Bäuerle. Sie erreichten vom Freiwandgletscher ausgehend über brüchige Felsen die Scharte zwischen Fuscherkarkopf und Sinnabeleck und stiegen von hier zuerst zum Sinnabeleck und dann zum Fuscherkarkopf auf. Über den stark verwitterten Nordwestgrat von der Fuscherkarscharte wurde der Fuscherkarkopf zuerst durch Pauly und Mayer[4]) im Jahre 1874 erreicht. Alle diese Anstiege gehen von der Südseite aus. Den ersten Abstieg aus der Scharte zwischen beiden Bergen über die steilen Nordabstürze zum Fuschereiskar und weiter ins Käfertal vollführten Richard Gerin und R. Moser am 29. Juni 1903[5]).

Die Nordflanke des Fuscherkarkopfs erstiegen erstmals Franz Assaneck, Erich Fuchs und Dr. Eugen Riedl[6]) im August 1920. Sie kamen von der Oberwalderhütte, überschritten die Fuscherkarscharte und begaben sich über das Fuscherkarkees an den Fuß der Nordwand. Im unteren Teil gingen sie links in Fallinie des Gipfels über das Eis empor. Im obersten Teil benützten sie einen Bratschengrat zur Linken,

---

[1]) Allg. Bergsteigerzeitung 1923, Nr. 16. [2]) Jahrb. d. Ö. A.-V. 1866, S. 342.
[3]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1872, S. 74.
[4]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1879, S. 91 und Jahrb. d. Ö. T.-K. 1875, S. 102.
[5]) Ö. A.-Z. 1903, S. 176. [6]) Jahresber. d. A.-S. Wien 1920.

bis sich die Wand zurücklegte und sie über weniger steilen Firn zum Gipfel kamen. Die direkte Nordwand wurde von Fritz Rigele und Hermann Angerer am 4. September 1924 begangen.

Spielmann, 3027 *m*, Racherin, 3093 *m*, Wasserradkopf, 3032 *m*, Albitzenhöhe, 2807 *m*, Kloben, 2936 *m*, Brennkogel, 3019 *m*

Die Berge östlich der Unteren Pfandlscharte haben turistisch sehr wenig Bedeutung. Am Spielmann zweigt ein kleiner Nebengrat nach Süden ab, der in der Racherin gipfelt. Hier gabelt sich der Seitenast abermals in einen nach Südosten ziehenden Zweig mit dem Wasserradkopf und einen nach Südwesten streichenden mit der Albitzenhöhe als Gipfelpunkt. Diese Berge sind sicher schon in frühen Zeiten durch Einheimische bestiegen worden.

Weiter östlich im Hauptkamm folgen der Kloben, der von Ruthner 1859[1]). und der Brennkogel, die letzte bedeutende Erhebung im Osten der Gruppe, der schon 1800 von Dr. Schwägrichen erstiegen wurde. Interessant ist, daß man am Ostabhang des Kloben ein uraltes Bergwerk gefunden hat, das erst bei dem Zurückweichen der Gletscher im Jahre 1857 freigelegt wurde. Diese Berge liegen alle sehr nah beieinander, der Höhenunterschied zwischen ihnen ist nie groß. Das erhellt sich am einleuchtendsten aus der Tatsache, daß Purtscheller[2]) am 5. Juli 1885 als Morgenspaziergang über alle diese Gipfel von der Albitzenhöhe über Racherin, Wasserradkogel, Spielmann, Kloben und Brennkogel einen Rundgang unternommen hat, von dem er um ½10 Uhr schon wieder ins Tal zurückgekehrt war.

Heiligenbluter Freiwandspitze, 3012 *m*, Freiwandeck, 2500 *m*,

Kurz zu erwähnen ist noch der Grat, der vom Fuscherkarkopf nach Süden abzweigt, und über Heiligenbluter Freiwandspitze zum Freiwandeck zieht. Der ganze Grat wurde vom Fuscherkarkopf bis zum Freiwandeck am 26. Juli 1921 von Emil Meletzki und Ernst Sporrer[3]) begangen.

Der Stubach-Kapruner Kamm

An der Hohen Riffl löst sich vom Tauernhauptkamm in nördlicher Richtung ein Seitenast ab, der Stubach-Kapruner-Kamm. Er sinkt zunächst gegen das Kapruner Törl hinunter, erreicht dann im Hocheiser seine größte Höhe und schwingt sich hinter der Geralscharte noch einmal zu seinem schönsten Gipfel, dem Kitzsteinhorn, auf, um dann im weiteren Verlauf nach Norden sich in mehrere unbedeutende Seitenäste aufzulösen und rasch ins Tal abzufallen.

Der Hocheiser, 3206 *m*

Steht man am Weißsee im Stubachtal, so hebt sich beim Blick nach Osten aus dem Weiß aller vergletscherten Berge scharf und schwarz eine Felspyramide hervor: der Hocheiser. Gegen das Kapruner Törl zu ist der Kleine Eiser vorgelagert. Dieser ist von Süden leicht zu erreichen, und so wurde er auch schon gelegentlich der Map-

[1]) Aus den Tauern, S. 180. [2]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1886, S. 51.
[3]) Ö.A.-Z. 1921, S. 240 u. Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1923, S. 25.

pierung im Jahre 1871 durch Leutnant Pelikan zum erstenmal bestiegen. Den Großen Eiser erstieg im selben Jahr zum erstenmal Richard Ißler mit M. Brandt[1]) aus Kaprun vom Wasserfallboden über den kleinen Gletscher zwischen Eiser und Grieskogel. Sie erreichten den Gipfel durch eine Rinne, stiegen über den Nordabhang des Weichbachkeeses ab und kehrten über die Geralscharte wieder zum Wasserfallboden zurück. Richard Gerin und Max Hilber sind auch in diesem Gebiet an der Ersteigungsgeschichte der letzten Jahre sehr stark beteiligt gewesen. Am 1. August 1923 erstiegen sie den Hocheiser über den Ostgrat und die Ostwand[2]). Sie gingen vom Kapruner Törl aus und folgten dem Weg bis zur Einmündung in die Wintergasse und stiegen dann nach rechts in nordwestlicher Richtung gegen den Abbruch des südlichen Eiserkeeses an. Über einen Moränenrücken erreichten sie den Grat, der das südliche vom nördlichen Eiserkees trennt. Sie überkletterten ihn, bis er vom nördlichen Eiserkees unterbrochen wird, und stiegen dann durch die Ostwand in teilweise sehr schwieriger Kletterei zum Gipfel. Im nächsten Jahr, am 16. Juli 1924, führten die beiden mit Roman Szalay den schwersten Anstieg auf den Hocheiser durch, den Weg über die Südwestwand[3]). Sie kamen vom Moserboden auf die Eiserscharte und von dort in kurzer Zeit zum Einstieg der Wand. Nun arbeiteten sie sich in schwieriger Kletterei über Rippen und durch Rinnen zum letzten Aufschwung empor, dessen direkte Erkletterung ungewöhnliche Schwierigkeiten machte und nach fünf Stunden vom Einstieg erreichten sie den Gipfel. Am Tage nach der Besteigung über die Ostwand begingen Richard Gerin und Max Hilber den Westgrat[4]). Sie stiegen von der Eiserscharte über das westliche Eiserkees ab und querten über Schutthalden an die Westseite des Berges. Sie strebten dann neben dem unteren Hocheiserkees empor, bis der eigentliche Grat sich aufschwingt und gewannen über diesen dann in langer aber nicht übermäßig schwerer Kletterei den Gipfel. Erwähnenswert ist auch noch die Ersteigung des Hocheiser über die Südostwand durch Albert und Hans von Borsig am 17. Juli 1924[5]). Auch hier wurde zuerst der Rand des südlichen Eiserkeeses erreicht und die Wand durch eine kaminartige Rinne durchstiegen.

Großer, 3065 *m*, und Kleiner Grieskogel, 2665 *m*, Geralkopf, 2932 *m*

Ein vom Hocheiser in nordöstlicher Richtung abzweigender Nebenast trägt als höchste Erhebung den Großen Grieskogel und schiebt dann noch weiter nach Osten den Kleinen Grieskogel vor. Ludwig Purtscheller erstieg am 20. September 1884 von der Wasserfallalpe ausgehend zum erstenmal den Kleinen Grieskogel und verfolgte den Grat zum Großen Grieskogel, der allerdings im Jahr zuvor schon von Dr. Hermann Eißler[6]) von der Geralscharte her zum erstenmal erstiegen worden war. Er wanderte dann noch über den Firngrat zum Hocheiser und stieg über das Grieskogelkees ab.

Bei ihrer Ersteigung über die Südostwand am 9. August 1923 folgten Richard Gerin und Max Hilber[7]) auch dem Seelgrat und zweigten dann vor dem Kleinen Grieskogel gegen das nördliche Eiserkees ab. Die darüber ansetzende Wand wurde in zwei Stunden schwierig durchstiegen.

Der Hauptgrat zieht nach Norden weiter und trägt hinter der Geralscharte noch einen Gipfel, den Geralkopf, bevor er sich als wildzerrissener Felsgrat zum Kitzsteinhorn aufschwingt. Er wurde am 15. August 1903 bei der ersten Gratüberschreitung

---

[1]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1873, S. 135.
[2]) Allg. Bergsteigerzeitung 1923, Nr. 15, S. 3.
[3]) Der Bergsteiger 1924, S. 298.
[4]) Allg. Bergsteigerzeitung 1923, Nr. 15, S. 3.
[5]) Jahresber. d. A. A.-V. München 1923/24, S. 44.
[6]) Ö. A.-Z. 1883, S. 125.
[7]) Allg. Bergsteigerzeitung 1923, Nr. 15.

vom Kitzsteinhorn zum Hocheiser von Eduard Gams und Peter von Hepperger[1]) zum erstenmal betreten. Richard Gerin, Max Hilber und Roman Szalay führten 1924 eine Überschreitung der Oberen Geralscharte durch, die nördlich des Geralskopfs eingeschnitten ist, ein Übergang vom Kapruner- ins Stubachtal, welcher der südlich des Geralkopfs gelegenen Geralscharte vorzuziehen ist, da diese in manchen Sommern wegen Überwächtung große Schwierigkeiten bietet.

Das Kitzsteinhorn, 3202 *m*

Wie der Hochtenn den nördlichen Eckpfeiler des Fusch-Kaprunerkamms bildet, so beherrscht das Kitzsteinhorn das Tal von Zell als Abschluß des Fusch-Kaprunerkamms. Es ist ein Berg von großartiger Gestalt und sicher der imponierendste Gipfel des Kammes, wenn er auch einige Meter niedriger ist als der südlich gelegene Hocheiser.

Verhältnismäßig spät, als Glockner und Wiesbachhorn bereits erstiegen waren, wagte man sich an das Kitzsteinhorn, und zwar waren es Vermessungsingenieure, die 1828 zum erstenmal über das Schmiedingerkees und den Nordwestgrat, offenbar bei außerordentlich günstigen Schneeverhältnissen den Gipfel erreichten[2]). Ihnen folgte Kardinal Fürst Schwarzenberg auf demselben Wege, und es wurde auf dieser Route auch wohl noch öfters erstiegen, bis am 16. September 1869 Hofmann und Stüdl mit Schnell und Banzl[3]) aus Kaprun einen neuen Anstieg eröffneten. Sie gingen vom Wasserfallboden aus, überschritten den kleinen Hochkammergletscher und erstiegen über den Nordgrat den Gipfel in fünf Stunden von der Rainerhütte.

A. Posselt-Csorich und Graf J. Thun[4]) mit Marcher aus Kaprun wollten am 15. September 1877 zum Maurerkees und ins Stubachtal absteigen, sie wandten sich aber bald nach Osten gegen den zum Geralkopf ziehenden Grat und stiegen von diesem über steile Bratschen gegen die Wasserfallalpe ab.

Purtscheller[5]) änderte am 15. Juli 1881 mit Kederbacher den Hofmannschen Anstiegsweg vom Wasserfallboden im Abstieg, indem er den Hochkammergletscher nicht betrat, sondern direkt durch die Ostwände schwierig zum Wasserfallboden hinabstieg.

Es ist eigenartig, daß diese Wege fast alle im Abstieg gefunden wurden, so auch die erste direkte Route ins Stubachtal durch Karl Kögler[6]) mit Josef Kerer und Sebastian Huter am 20. August 1877. Kögler war auf dem Hofmannschen Weg vom Wasserfallboden aufgestiegen und fand dann einen Durchstieg durch die gegen das Maurerkees abstürzenden Wände, wie es scheint so weit westlich, gegen den Maurerkogel zu, daß er den Gletscher gar nicht zu betreten brauchte. Erwähnenswert ist schließlich noch der Abstieg Eduard Buchners[7]) über den Sattel zwischen Maurerkogel und Schmiedinger und die Bratschen des Westhanges ins Reichensbergerkar.

Alle diese Turen wurden noch im vergangenen Jahrhundert ausgeführt und außer der Begehung des Verbindungsgrates zum Geralkopf 1903 ist später nur noch die Durchsteigung der Südwestwand durch Richard Gerin und Max Hilber[8]) am 9. August 1923 ausgeführt worden. Dieselben gingen vom Moserboden in vier Stunden über steile Grashänge zum Fuß des aus der Mitte der Wand herabziehenden Lawinenkegels und stiegen zunächst bei größeren Schwierigkeiten und unter Steinschlaggefahr in der Hauptschlucht an. Dann strebten sie der Rippe zu, die den zum Gipfel ziehenden Bratschenkessel rechts begrenzt und folgten ihr, bis sie schließlich in

---

1) Ö. A.-Z. 1904, S. 59.
2) D. A.-Z. 1881, S. 34.
3) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V., II, S. 434.
4) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1878, S. 164.
5) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1882, S. 191.
6) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1877, S. 339.
7) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1889, S. 112.
8) Allg. Bergsteigerzeitung, 1923, Nr. 15.



Fuscherkar-Kopf und -Scharte von der Oberwalder Hütte aus



Blick vom Großen Grießkogel gegen Mittleren Bärenkopf, Riffltor, Großglockner, Johannisberg und das Karlingerkees

den Bratschenkessel hineinquerten. Über leichte Gipfelfelsen wurde acht Stunden nach Verlassen des Moserbodens der Gipfel betreten.

Nördlich des Kitzsteinhorns löst sich der Stubach-Kapruner-Kamm bald in eine Menge unbedeutender Seitenäste auf, die turistisch sehr wenig interessant sind. Maurerkogl, 2995 *m*, und Schmiedinger, 2960 *m*, sind die an Höhe bedeutendsten. Außerdem wäre noch Lakarschneid, 2643 *m*, zu nennen und endlich die Vordere und Hintere Rettenwand, 2633 *m* und 2715 *m*. Es sei kurz erwähnt, daß am 21. Mai 1923 Toni Med und Ludwig Pelikan die Ostwand der Hinteren Rettenwand durchstiegen haben, dann in die Scharte zwischen Hinterer und Vorderer Rettenwand hinab und über den Ostgrat auf die Vordere Rettenwand gelangt sind[1]).

Der Fusch-Kapruner Kamm

Der Tauernhauptkamm entsendet vom Mittleren Bärenkopf den Fusch-Kapruner-Kamm. Er zieht im allgemeinen in nördlicher Richtung und ist in seinem südlichen Teil bis zum Großen Wiesbachhorn breit und ausgedehnt und von vielen flachen Gletscherbecken erfüllt und wird daher in diesem Teil jetzt viel im Winter mit Schiern besucht. Nördlich des Großen Wiesbachhorns bildet er sich zu einer scharfen Gratschneide aus, die mit ungeheuren Abstürzen aperer bratschiger Felsen gegen Westen ins Kaprunertal gegen Osten ins Fuschtal abfallen.

Im Fusch-Kapruner-Kamm stehen nach dem Glocknerkamm die höchsten und interessantesten Berge der ganzen Gruppe. Er zieht von den Bärenköpfen über Glockerin, Bratschenkopf, Großes und Kleines Wiesbachhorn zum Hochtenn. Die schönste und imponierendste Berggestalt des Kammes ist ohne Zweifel das Große Wiesbachhorn mit seiner steilen Nordwestflanke, doch stehen ihm die Nordwestabstürze des Bratschenkopfs und der Glockerin, die als eine einheitliche Mauer von fast 1500 *m* Höhe direkt vom Moserboden aufsteigen, an Großartigkeit nur wenig nach.

Großer Bärenkopf, 3400 *m*, Hohe Dock, 3348 *m*

Der Große Bärenkopf ist ein Doppelgipfel, ein Umstand, der sehr viel dazu beigetragen hat, in der Namensgebung der Bärenköpfe eine heillose Verwirrung anzurichten[2]). Erstmals erstiegen wurde der Große Bärenkopf am 18. September 1863 durch Hofmann und Stüdl mit Thomas Groder und Josef Schnell, als sie vom Großen Wiesbachhorn zur Pasterze abstiegen.

Vom Großen Bärenkopf streicht nach Osten ein Nebengrat zur Hohen Dock, die sich als ein dunkler Felsklotz auffallend weit ins Tal hinaus vorschiebt. Sie wurde zuerst bei einer Gamsjagd vom alten Gregor Mayr aus Bad Fusch erstiegen, wohl schon in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Glockerin, 3422 *m*, Hinterer, 3412 *m*, Vorderer Bratschenkopf, 3403 *m*

Hofmann und Stüdl pflegten ihre Turen lange und ausgiebig zu gestalten. Denn an demselben Tag, dem 18. September 1869, an dem sie schon das Wiesbachhorn bestiegen hatten und noch den Großen Bärenkopf erreichen wollten, vollführten sie die Ersterstiegung der Glockerin und des Hinteren Bratschenkopfs.

[1]) Der Berg 1924, S. 286.
[2]) Näheres hierüber siehe Erschl. d. Ostalpen Bd. III, S. 201.

Über die Südostflanke, eine vom Hochgruberkees zum Gipfel ziehende Firn- und Eiswand wurde die Glockerin erstmalig am 13. Juli 1921 durch Josef Sichelradner und Franz Brozek erstiegen.

Ein interessantes Problem waren natürlich schon immer die wuchtigen Wände, die vom Hinteren Bratschenkopf und von der Glockerin zum Moserboden abfallen. Aber bevor hier ein Durchstieg gefunden wurde, eröffneten Gerin und Pitschmann[1]) erst noch einen Weg über die rechte Begrenzung dieser Wandflucht, über den Westgrat der Glockerin. In zwei Stunden erreichten sie über den unter den Wänden eingebetteten Gletscher und eine Schnee- und Eisrinne den Grat. Es ist offenbar nicht notwendig, sich immer an der Gratschneide zu halten, sondern gelegentlich ein Ausweichen in die linke Wand möglich. Der schlechten Schnee- und Eisverhältnisse halber zogen es indessen die Ersteiger vor, in teilweise schwerer Kletterei, im oberen Teil in brüchigen Bratschen, immer an der Gratkante anzusteigen.

Am 10. August 1923 nahmen die beiden dann die Nordwestwand des Bratschenkopfs in Angriff[2]). Ihrer Meinung nach war eine Durchsteigungsmöglichkeit der eigentlichen Glockerinwand wegen einer größeren heiklen Plattenquerung sehr unwahrscheinlich. Der Einstieg erfolgte vom Glockerinkees rechts der Gipfelfallinie des Hinteren Bratschenkopfs am höchsten Lawinenkegel, hier stiegen sie bis auf die Höhe der Eisabbrüche empor, die beiderseits der Gipfelpyramide des Bratschenkopfes in die Wand hereinhängen. Da ein direkter Ausstieg zum Gipfel infolge glattgescheuerter Felsen unmöglich erschien, versuchte die Partie über die Eisabbrüche zur Wielingerscharte auszusteigen. In harter Arbeit schafften sie sich langsam an der senkrechten Eiswand, die den Ausstieg vermitteln sollte, empor, ständig in triefendem Wasser stehend, bis sie einsehen mußten, daß ihnen die Zeit für eine Durchführung des Planes nicht ausreichen würde. Sie entschlossen sich daher zur Umkehr und nahmen ihren Rückzug über denselben Weg.

Die Durchkletterung der Nordwestwand der Glockerin gelang dann drei Jahre später, am 1. September 1926, Willi Welzenbach zusammen mit dem Verfasser[3]). Wir stiegen über das Glockerinkees an und nahmen dann unsern Weiterweg durch die Firnrinne, die hinaufleitet zu dem im mittleren Teil der Wand eingelagerten Hängegletscher. Da diese Rinne jedoch von Eisschlägen bedroht war, wichen wir auf die Rippe zur Linken aus und stiegen über gutgestuften Fels empor. Es handelte sich nun darum, die Eisrinne zu erreichen, die in der Gipfelscharte ihren Ursprung nimmt und nach etwa 100 *m* über einem Wandabbruch endigt. Durch eine längere Querung rechts aufwärts, über eisbedeckte Plattenhänge, gelangten wir in die Fallinie der Rinne. Über eine morsche Rampe wurde ihr unteres Ende gewonnen und einige Seillängen in Stufenarbeit angestiegen. Hierauf wandten wir uns nach rechts in die Felsen und erreichten über eine schwere, vereiste und verschneite Rippe den Westgrat und nach wenigen Minuten, um 2 Uhr nachmittags, den Gipfel, 8 Stunden nach Betreten der Wand. (Einzelheiten siehe S. 134.)

Das Große Wiesbachhorn, 3570 *m*

Das Große Wiesbachhorn ist nach dem Großglockner sicher der schönste und großartigste Berg der ganzen Glocknergruppe. Am imponierendsten ist seine Form von Süden, vom Großglockner aus, von wo es als spitze, hochaufragende Eispyramide erscheint. Eindrucksvoll ist die Nordwestwand, die als gewaltige Eismauer zum Wie-

---

[1]) Ö. A.-Z 1911, S. 266. [2]) Allg. Bergsteigerzeitung 1923.
[3]) Jahresber. d. A. A.-V. München, 1925/26, S. 50.

lingerkees abfällt. Die erste Ersteigung des Wiesbachhorns fand noch im 18. Jahrhundert vor der Salmschen Glocknerbesteigung statt, und zwar durch die Einheimischen Zanker und Zorner[1]) aus dem Fuschertal, die die Besteigung von der Fuscherseite über die Bratschen und die Wielingerscharte ausführten.

Nach der Schöpfschen Biographie von Thurwieser soll dieser 1825 das Wiesbachhorn erstiegen haben, doch scheint diese Darstellung wenig wahrscheinlich. Die zweite Ersteigung wird vielmehr die des Fürsten Schwarzenberg am 13. September 1841 gewesen sein, welche von der Judenalpe aus erfolgte. Eine Ersteigung von der Fuscher Seite, über die erstmals Näheres bekannt geworden ist, ist die von A. von Ruthner, Denis Graf Andrassy mit Badhans, Röderer und J. Erlinger[2]) aus Fusch am 14. August 1854. Man kann aus der Beschreibung der Fahrt entnehmen, daß es der jetzt noch allgemein übliche Weg von Fusch war. Von dieser Seite erfolgten nun in den nächsten Jahren eine ganze Reihe von Anstiegen und auch später war dieser Weg noch sehr beliebt, so daß die Sektion Austria 1882 auf den Hängen der Judenalpe bei dem Hochgrubergletscher die Schwarzenberghütte erbaute, die allerdings schon nach sechs Jahren von einer Lawine weggerissen und dann nie wieder aufgebaut wurde.

1869 führten Hofmann und Stüdl den ersten Abstieg zur Pasterze aus, jene Tur, bei der noch Bratschkopf, Glockerin und Großer Bärenkopf erstmalig erstiegen wurden und zwei Jahre später, 1871, benützte Dr. Steiner zum erstenmal diesen Weg zum Aufstieg aufs Wiesbachhorn.

Inzwischen hatte Anton Heß[3]) 1867 mit seinem Bruder, von den Plänen Grohmanns beeinflußt, einen Anstieg von der Kapruner Seite gefunden. Sie stiegen über die steilen Bratschen zum Fochezkopf hinan und dann über die scharfe Firnschneide, jetzt Kaindlgrat genannt, zur Wielingerscharte. Dieser Weg war dann schon von Harpprecht[4]) mit den beiden Heß und von Hofmann[5]) und Stüdl im Aufstieg und von Hofmann im Abstieg wiederholt worden, als 1870 A. Kaindl mit Kederbacher und A. Heß seine berühmt gewordene Ersteigung durchführte. Bei dem ersten Versuch brach der Partie der einzige Pickel am vereisten Kaindlgrat, und die Tatsache, daß Kaindl nun am nächsten Tage noch einmal von der Rainerhütte am Wasserfallboden die endlosen steilen Hänge zum Fochezkopf hinaufsteigen mußte, mag seinem Entschluß, auf dem vom Fochezkopf nördlich streichenden Gratrücken eine Hütte zu bauen, förderlich gewesen sein[6]). Die Hütte wurde 1871/72 erbaut, ist aber inzwischen, hauptsächlich wohl wegen der ungünstigen Lage, den Witterungsverhältnissen zum Opfer gefallen. Ihre Nachfolgerin ist das Heinrich-Schwaiger-Haus auf der Westseite des Fochezkopfes geworden, das 1902 eröffnet wurde, nachdem es 1900 im Rohbau von einem Föhnsturm zerstört worden war.

Auch auf der Fuscher Seite hatten neue und interessante Probleme ihre Lösung gefunden. Zunächst entdeckte Curt Fazlides mit Michael Groder und Josef Kerer[7]) am 17. Juli 1877 einen neuen Anstieg von Osten über den Sandbodengrat[8]). Sie stiegen zunächst über steile Grashänge zum Ende des Sandbodengletschers und zur Höhe des Grates, der den Gletscher rechts begrenzt. Die größten Schwierigkeiten waren an der Stelle, wo der Grat zum Hauptkamm übergeht. Über Fels und Eis, zum Schluß durch tiefen Schnee erreichten sie, öfters Stufen schlagend, den Gipfelgrat und nach zehnstündiger Arbeit den Gipfel.

---

[1]) Molls Jahrbücher V., 241.
[2]) Aus den Tauern, 62.
[3]) Ö. A.-Z. 1881, S. 18.
[4]) Jahrb. Ö. A.-V. V., 281.
[5]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. II, S. 253 und 453.
[6]) Tour. 1871, S. 325.
[7]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1877, S. 337.
[8]) Ö. A.-Z. 1880, S. 32.

Eine große Zahl von Anstiegsmöglichkeiten in der Glocknergruppe hatte zuerst Hofmann ausgesprochen, so auch die Idee einer Ersteigung des Wiesbachhorns über den Nordgrat. Der Schlüssel zu dieser Tur lag ohne Zweifel im Erreichen der Sandbodenscharte. Dies gelang D. Diamantidi mit Josef Hetz und Thomas Lechner[1]) am 25. September 1879. Sie stiegen unmittelbar von der Kaindlhütte über den zerrissenen Wielingergletscher zum Fuß der Rinne, die auf die Scharte hinaufführt. Mühsam hackten sie sich durch die Rinne zur Scharte empor und stiegen über den überwächteten Nordgrat zum Gipfel.

Durch die eigentliche Ostwand des Wiesbachhorns sind zwei Routen gelegt worden. Die eine wurde von G. Löwenbach am 16. Oktober 1898 gefunden[2]). Er kam von der Vögalalpe über die steilen Grashänge zum Fuß der Wand und dann teilweise über eine strebepfeilerartige, aus der Wand heraustretende Rippe und einen darauffolgenden Firngrat, schließlich durch die Schlußwand in mäßig schwerem Fels und über eine 20 *m* hohe Firnwand zum Gipfel. Den anderen Weg eröffnete Albin Rössel allein am 21. August 1921[3]). Dieser führte zum Sandbodenkopf und über das Sandbodenkees zu dem zum Gipfel emporziehenden sehr steilen Gletscher. Über ihn gelangte er zu einer Eiswand, die den ganzen Hang sperrt. Er querte unter ihr über steilen Firn zum Nordgrat und kam über diesen zum Gipfel.

Am 15. Juli 1924 durchstiegen Fritz Rigele und Willi Welzenbach erstmalig die Nordwestwand des Großen Wiesbachhorns[4]), eine glatte Eiswand von durchschnittlich 55° Neigung, die sich in einer Höhe von nahezu 600 *m* aus dem Wielingergletscher aufbaut. Die Eiswand wird in der Mitte durch eine äußerst schwere Zone unterbrochen. Die rechte Hälfte erstreckt sich, am Kaindlgrat beginnend, als überhängende Eismauer bis in die Mitte der Wand, den linken Teil bildet ein glatter, vorgewölbter Eisbuckel. Die einzige Möglichkeit des Durchstiegs ist, wenn man es nicht vorzieht, in großem Bogen über Felsen und zuletzt über den Nordgrat die Schwierigkeiten zu umgehen, eine schwach ausgeprägte Einbuchtung dort, wo die beiden unüberwindlichen Zonen zusammenstoßen. Rigele und Welzenbach gingen um 3 Uhr vom Schwaigerhaus weg und stiegen über den Fochezkopf zum Wielingerkees ab. Rechts der Gipfelfallinie führte eine Schneebrücke über den Schrund und in Stufenarbeit ging es bis an den Beginn der Wandeinbuchtung. Die Bezwingung dieser Stelle, die etwa 30 *m* hoch ist, wurde durch Aushauen von Griffen und Tritten und Eintreiben von Eishaken ermöglicht. Nach Überwindung dieser Mittelzone kam wieder die gleichmäßig geneigte Eiswand, die in gerader Linie zum Gipfel durchstiegen wurde. Die Partie erreichte um 11 Uhr den Gipfel und stieg über den Kaindlgrat zum Schwaigerhaus ab. Die Bedeutung dieser Tur liegt in erster Linie darin, daß bei Überwindung der Mittelzone erstmals die seither oft genannten Eishaken Verwendung fanden. Die Fahrt stellt deshalb die erste extreme Eistur dar. Sie wurde 1927 zweimal wiederholt, jedoch beide Male mit Umgehung der Mittelzone. (Einzelheiten siehe S. 129.)

Das Kleine Wiesbachhorn, 3284 *m*

Im weiteren Verlauf verschmälert sich der Fusch-Kapruner-Kamm zu einer schmalen, beiderseitig steil abstürzenden Schieferwand. Die Becken des Wielinger Keeses und der Walcheralpe werden nur durch eine schmale Wand getrennt, die vom Hohen Tenn

[1]) Ö. A.-Z. 1880, S. 32.
[2]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V 1898, S. 275.
[3]) Ö. A.-Z. 1922, S. 154.
[4]) Jahrb. d. A. A.-V. München, 1923/24, S. 43.

zum Großen Wiesbachhorn zieht und in deren Mitte das Kleine Wiesbachhorn steht. Dieses hat eine wundervolle Gestalt, die jedoch gegenüber den viel gewaltigeren Formen des Großen Wiesbachhorns gar nicht zur Geltung kommt. Von der Fuscher Seite ist es ganz leicht über die Walcheralpe und den Grat, der den Sandbodengletscher vom Walcherkees trennt, zu erreichen. Es ist deshalb kein Wunder, daß es schon frühzeitig von Einheimischen erstiegen wurde, so von Michael Holzner aus Saalfelden, außerdem von den Führern Zembacher und Schernthaler[1]) am 2. September 1875.

Eine Tur, die jetzt öfters gemacht wird und dem Kleinen Wiesbachhorn eine gewisse Geltung verschafft hat, ist der Gratübergang zum Großen Wiesbachhorn. Er wurde zum ersten Male am 18. September 1886 von Ludwig Purtscheller mit G. Schranz ausgeführt. Sie stiegen von Fusch über den Sandbodengrat zum Kleinen Wiesbachhorn, über die Kapruner Seite zur Sandbodenscharte ab, dann über den Schneehang aufs Große Horn und nahmen den Abstieg zur Schwarzenberghütte.

Der Hochtenn, 3368 *m*

Der Grat senkt sich in seinem weiteren Verlauf nach Norden vom Kleinen Wiesbachhorn zum Wiesbachtörl ab, um dann zu seiner letzten bedeutenden Erhebung, dem Hochtenn anzusteigen. Das Wiesbachtörl stellt einen kurzen, wenn auch etwas wilden Übergang von Kaprun nach Fusch dar und ist, nachdem dies schon von zwei anderen Einheimischen versucht worden war, 1871 zuerst von Anton Hetz allein, dann mit A. Kaindl und Kederbacher[2]) unter größerer Mühe als Schwierigkeit überschritten worden.

Der Hochtenn ist der Endpunkt des Fuscher Kamms. Er erhebt sich 2600 *m* über dem Spiegel des Zeller Sees und macht, vom Tal aus gesehen, einen gewaltigen Eindruck.

Auf einigen Wegen ist er leicht zu erreichen und wurde zum ersten Male von der Fuscher Seite durch den Kardinal Fürst Schwarzenberg, von der Kapruner Seite durch Anton Hetz erstiegen. Der Fuscher Anstieg führte vom Hirzbachtal zum Zwingkopf und von diesem über den Firngrat zum Schneegipfel, dem nördlichen und niedrigeren der beiden Hochtenngipfel. Eine Besteigung des Felsgipfels, dem südlichen und höheren Punkt, führte Kaindl am 2. Mai 1872 aus[3]). Obwohl sie hier schon ein trigonometrisches Signal vorfanden, hatte die Tur, die von der Kaindlhütte über Wiesbachtörl und die Kapruner Seite ausgeführt wurde, doch den Charakter einer abenteuerlichen Neutur. H. Lorenz benützte dagegen am 18. August 1890 vom Wiesbachtörl aus die Fuscher Seite des Grates[4]).

Wie östlich das Zwingköpfl, so flankiert westlich der Bauernbrachkopf den Hochtenn. Ludwig Purtscheller unternahm am 17. Juli 1882 allein einen neuen Abstieg vom Hochtenn über diesen letzteren Berg zum Wasserfallboden. Der Übergang zum Bauernbrachkopf erwies sich als ziemlich schwierig, der Abstieg wurde über die Bratschenwände genommen.

Bemerkenswert ist auch noch der erste Übergang vom Hohen Tenn zum Großen Wiesbachhorn, der 1892 von L. Bürger, J. Schattbacher mit Granitzer und Laimgruber[5]) in 5½ Stunden ausgeführt wurde.

Am 29. Juni 1908 führten Richard Gerin, Emanuel Friedl, Karl Plaichinger und Felix Riebe einen Durchstieg über die Eiswand vom Hirzbachkees

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1875, S. 71
[2]) Jahrb. d. Ö. A.-V. 9, S. 74.
[3]) Jahrb. d. Ö. A.-V. 1873, S. 166.
[4]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1890, S. 206.
[5]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1892, S. 223.

durch[1]). Sie gingen von Fusch zur Hirzbachalpe und ins Hirzbachtal bis zu dessen Abschluß und dann an den linken Hängen zum Hirzbachtor empor, um endlich die Firnterrasse, die von der Eiswand des Hochtenns und von den Flanken des Bauernbrachkopfs eingeschlossen ist, zu gelangen. Die steile Eiswand des Hochtenns setzt mit einem großen Bruch auf der Firnterrasse auf, den sie links umgingen. In neunstündiger Arbeit, von 11 Uhr mittags bis ½9 Uhr abends, hackten sie dann in gerader Linie über die 600 Meter hohe Eiswand hinauf, die durchschnittlich eine Neigung von 45 Grad besaß und im unteren Teil sehr steingefährlich war. Sie stiegen dann über den Grat zum Zwingkopf ab und bezogen an der zerfallenen Schmalzgrubenalpe um 11 Uhr abends ein Biwak.

Richard Gerin und Max Hilber[2]), die beiden erfolgreichsten Pioniere im Glocknergebiet, überkletterten dann auch noch 1923 den Westgrat vom Moserboden aus. Der Westgrat setzt sich in vier Stufen in die Bratschen ab; die Schwierigkeiten waren nicht groß, doch erwiesen sich die Steigeisen in den morschen Bratschen als sehr nützliche Hilfsmittel. Erst die letzte Stufe hatte halbwegs kletterbaren, wenn auch brüchigen Fels.

Einen Monat später, am 3. September 1923, eröffneten dann Fritz Rigele und Hermann Angerer[3]) noch einen Anstieg von Norden in der Gipfelfallinie über den Felspfeiler, der im oberen Hirzbachtal fußend, die eisige Gipfelkalotte des Hochtenn zu stützen scheint. Sie gingen um 4 Uhr von der Gleiwitzer Hütte aus, fanden den Zugang zu den gerölldurchzogenen Absätzen des Pfeilers schwer und kamen dann ohne weitere Schwierigkeiten durch die Felsen 7 Uhr morgens zum Ende des Pfeilers, wo sich die 350 *m* hohe Eiswand zum Gipfel anschließt. Um 8 Uhr, vier Stunden nach Verlassen der Hütte, standen sie auf dem Schneegipfel und es ist recht beträchtlich, daß sie die Frage, „was mit dem angebrochenen Vormittag geschehen solle", in der Weise lösten, daß sie zum Wiesbachhorn hinübergingen und dann noch über Bratschenkopf—Glockerin—Bärenkopf zur Mainzer Hütte abstiegen.

Ganz kurz erwähnt sei noch das sicher schon in frühen Zeiten erstiegene Imbachhorn, 2472 *m*, das sich weit im Norden noch aus dem Fuscher Kamm heraushebt, bevor er endgültig sich hinuntersenkt ins flache Tal von Zell.

Der Fusch-Rauriser Kamm

Der am Brennkogel vom Tauernhauptkamm abzweigende Fusch-Rauriser Kamm ist zwar der längste unter den Seitenkämmen, doch kommt ihm die geringste turistische Bedeutung zu. Seine Gipfel erheben sich nirgends über die Schneegrenze, weshalb sie auch keine Gletscherbedeckung aufweisen. Die Gipfel sind alle ohne besondere Schwierigkeit zu erreichen. Über die Ersteigungsgeschichte ist nichts Näheres bekannt; sie wäre auch nicht in der Lage, besonders zu fesseln.

---

[1]) Ö. A.-Z. 1908, S. 217.
[2]) Allgemeine Bergsteigerzeitung 1923, Nr. 16.
[3]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1924, S. 37.

Neufahrten in der Glocknergruppe

Von Willi Welzenbach, München

Wenn heute im Zeitalter der Übererschließung der Alpen jemand über neue Fahrten erzählt, so begegnet er damit von vornherein einem gewissen Mißtrauen. Dieses Mißtrauen fußt auf der Annahme, daß alle beachtenswerten Probleme der Alpen längst ihre Lösung gefunden haben, daß hingegen alles Neue von vornherein den Makel des Gesuchten, Gekünstelten, Bedeutungslosen an sich trage. Um so größer aber ist diese Voreingenommenheit, wenn diese Neuturen aus Gebieten berichtet werden, die alljährlich von einem Heer von Bergwanderern durchflutet werden, in denen sich seit den frühesten Anfängen der Bergsteigerei der Erschließungsdrang betätigte.

Ein Beispiel hierfür ist die Glocknergruppe, die alljährlich einen Massenbesuch aufzuweisen hat, wie kaum ein anderes Gebiet unserer Berge. Und doch finden sich hier, abseits von den Heerstraßen des Turistenverkehrs, einsame Winkel, die kaum je eines Menschen Fuß betrat, finden sich Anstiege, die jahrzehntelang unwiederholt blieben, und fanden sich bis vor kurzem unbetretene Wände von gewaltiger Schönheit und Wucht, die unbeachtet geblieben waren durch all die Zeitläufe. Von diesen Wänden will ich nachfolgend berichten. Zählen sie doch in einer Fülle schöner Bergerinnerungen zu meinen schönsten.

I. Die Nordwestwand des Großen Wiesbachhorns[1])

In Zermatts Bergwelt hatten wir uns kennengelernt, Fritz Rigele und ich.

Obwohl er fast doppelt soviel Jahre zählte wie ich, so erkannte ich in ihm doch einen jener wenigen, ewig jungen Vertreter der älteren Bergsteigerschule, die jederzeit willens sind einzutreten für die Belange jugendfrischen Bergsteigergeistes, ja selbst noch bereit sind zu kühnsten und schwersten Unternehmungen.

Gleiche Anschauungen und Interessen brachten uns rasch näher. Nach kurzem forderte mich Rigele zu gemeinsamer Fahrt auf.

Eine abenteuerliche Zinalrothorn-Überschreitung wurde aus dieser Fahrt. In hartem Kampfe mit den Naturgewalten hatten wir uns durchgerungen und befanden uns im Abstieg nach Zermatt. Da vertraute mir Rigele ein Geheimnis an: Von einer unbezwungenen Eiswand erzählte er mir, von der abschreckenden Steilheit ihrer Flanken, von gewaltigen Eisüberhängen, welche als unbezwingliches Bollwerk jeden Ersteigungsversuch verwehren.

Und weiterhin berichtete er von einer Partie unternehmungslustiger Kämpen, welche — so ginge das Gerücht — in dieser Wand einen furchtbaren Sturz getan hätten und nur dem weichen Schnee der Firnmulde ihre Rettung verdankten.

Mächtig erregt wurde meine Phantasie durch diese Schilderung. Einen langen Win-

---

[1]) Der Aufsatz erschien in ähnlicher Form in den Mitteilungen des D.u.Ö.A.-V., Jahrg. 1925 Heft 12. Da die Fahrt aber im Rahmen der Glocknerturen nicht unerwähnt bleiben sollte, wurde der Aufsatz hier nochmals gebracht.

ter hindurch spann ich meine Gedanken. Im Geist sah ich mich oft eine endlose Eismauer hinaufhacken, sah mich an wulstigem Eisüberhang kleben. Die Idee verließ mich nicht mehr: diese Wand muß bezwingbar sein. — — —

Der Sommer 1924 war ins Land gezogen.

Ein schwüler Julitag ging seinem Ende entgegen, da saßen Fritz Rigele und ich auf den morschen Gipfelplatten des Fochezkopfes und starrten unverwandt auf eine gewaltige Eismauer. Schaurig steile Eisflanken strebten himmelragend auf, gewaltige Abbrüche sperrten die Mittelzone.

Das war sie also, das Ziel meiner Träume, der Inhalt meines Denkens: die Nordwand des Großen Wiesbachhorns.

Und mit dieser Wand wollten wir uns messen! Unfaßbar schien der Gedanke. Verstohlen schielte ich auf Rigele; auch in seinen Mienen war alles eher zu lesen als Siegesbewußtsein.

Je länger sich jedoch das Auge auf die Wand heftete, desto mehr gewöhnte es sich an den Anblick, desto mehr verlor das Bild von seinen Schrecken. Und allmählich machte das „Unmöglich" des ersten Eindrucks einem zweifelnden „Vielleicht" Platz.

In größtmöglicher Steilheit strebten zwar die unteren Wandpartien auf. Feingerilltes, schwarzes Eis trat allenthalben zutage. Doch mit guten Eisen, geschickter Stufentechnik und der nötigen Ausdauer mußten sie sich überwinden lassen.

Dann kam das große Fragezeichen: die Mittelzone. Die rechte Hälfte erstreckt sich, an der Begrenzungsrippe des Kaindlgrates beginnend, als überhängende Eismauer bis zur Mittellinie der Wand, der linke Teil bildet einen glatten vorgewölbten Eisbuckel; beides sind unüberwindliche Hindernisse. In der Gipfelfallinie aber, wo die zwei Zonen zusammenstoßen, blieb just eine schwach ausgeprägte Einsenkung frei. Hier lag die einzige Schwäche der Wand. An dieser Stelle mußte der Durchstieg erzwungen werden, sollte das Problem je seinen Meister finden.

Bedächtig stiegen wir die Firnschneide des Kaindlgrates auf und nieder; es galt noch, die besten Zugangsmöglichkeiten zum Fuß der Wand zu erspähen.

Darüber begann es zu dunkeln.

Wortkarg, ein jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, wandten wir uns im Dämmerschein des Abends zur Hütte. —

Zu einer für ostalpine Verhältnisse reichlich frühen Stunde brachen wir am folgenden Morgen vom Heinrich-Schwaiger-Haus auf; denn einerseits wollten wir uns den Blicken der Kaindlgratpilger möglichst entziehen, anderseits erschien es uns als zwingende Notwendigkeit, daß die von Eisschlägen bedrohten unteren Wandpartien tunlichst vor Eintritt der Tageswärme überwunden waren.

Die rotgelbe Scheibe des Mondes versank gerade hinter dichten Dünsten am südwestlichen Horizont, als wir die bratschigen Felsen emporstolperten, die hochführen gegen den vom Fochezkopf herabziehenden Firngrat. Nicht frische Kühle umspülte uns als willkommener Schönwetterbote, sondern schwüle föhnige Luft, welche vom Riffeltor herüberblies.

Langsam fing es an zu tagen, da wir die Kuppe des Fochezkopfes betraten. In tiefschwarzen Konturen zeichnete sich der ebenmäßige Gipfelbau des Wiesbachhorns am hellen Morgenhimmel ab.

Düster, blauschwarz lag die Wand vor uns. Das Becken des Wielinger Keeses schlummerte noch in tiefen Schatten, im Nachtdunkel versank der Fuß der Wand dem suchenden Blick. Aus bodenlosen Gründen schien sie aufzuwachsen zu lichten Höhen.

Mählich begannen die obersten Wandpartien im Reflex des Tageslichtes zu leuchten. Ein schwacher Schein nistete sich nun auch am Rande des überhangenden Eiswulstes ein und ließ die darunter absinkende, noch in tiefem Schatten liegende Flanke nur um so abweisender erscheinen. Aus verblassenden Schatten gähnten die Schründe des Wielinger Keeses.



Großes Wiesbachhorn, Nordwestwand

Die Wucht aller dieser Eindrücke ließ uns fast mutlos werden. Da lag jedem das Wort zur Umkehr auf den Lippen, doch keiner wagte es auszusprechen.

Nur zögernd begannen wir vom Fochezkopfe den Abstieg über den nach Norden streichenden Gratrücken. Da, wo der Firn in losen Fels überging, wandten wir uns nach rechts abwärts, um über steiles, morsches Gehänge das oberste Becken des Wielinger Keeses zu gewinnen.

Greulich war das Gelände, in dem wir uns bewegten: Schmieriger Fels, morsche, schuttbedeckte Plattenlagen und in der Tiefe die Mäuler lauernder Schründe.

Auf einem abschüssigen Felsklotz hockend, legten wir unsere Steigeisen an; einige Schritte noch, dann hatten wir knirschendes Eis unter den Füßen. Jäh ging's hinab in die sanftgeneigte Gletschermulde. In einem Bogen nach Süden ausholend, durchquerten wir sie leicht ansteigend und strebten zuletzt steil dem Bergschrunde zu.

Eine dünne Schneebrücke rechts der Gipfelfallinie führt uns über den klaffenden Spalt. Nach wenigen Schritten schon greifen die Zinken in hartes Eis. Der Pickel beginnt seine einförmige Arbeit; Eis spritzt auf, Kerbe um Kerbe ritzt die glasige Wand, gerade breit genug, eine Zackenreihe der Steigeisen aufzunehmen.

Nach links ansteigend, strebten wir der Mittellinie der Wand zu. Steiler, immer steiler wird die Neigung, die ersten Sicherungshaken werden ins Eis getrieben. Die Faust umkrallt das Seil und läßt es langsam durch die Karabiner laufen. Stetig gewinnen wir so an Höhe.

Nebelfetzen waren inzwischen aus den Gründen des Wielinger Keeses emporgeschlichen; aus nichts entstanden sie, leckten gierig hoch an der Eiswand, dann zerflatterten sie, um neuen Schwaden Platz zu machen.

Zahlreicher, wie dämonische Spukgestalten kamen sie nun angesegelt und begannen sich allenthalben einzunisten. Immer dichter umhüllten sie uns, immer enger schlossen sie uns in ihre feuchtkalte Umarmung und verwehrten uns jedweden Ausblick.

Gedrückte Stimmung bemächtigte sich unser. Diese irrsinnig steilen Eisflanken, die aus dem Unendlichen herabzuschießen schienen, um nach kurzem wieder unterzutauchen im dichten Nebel, dieses unsichtbare, aber doch instinktiv fühlbare drohende Etwas zu unseren Häuptern, diese unheimliche, nur durch den einförmigen Schlag des Pickels, durch das Rascheln der Eissplitter unterbrochene Stille, all diese Eindrücke stellten eine schwere Belastung unserer Nervenkraft dar.

Dazu die bange Frage: Wie wird es weitergehen? Werden wir durchkommen? — Und wenn nicht, was dann? Dann mußten wir in den flüchtig geschlagenen Stufen hinabsteigen über die jähe Wand; mir graute vor dem Gedanken an eine solche Möglichkeit.

Langsam wurde es licht im milchigen Gebräu. Jäh riß der Nebel auf, einige Durchblicke wurden frei. Seltsame Eisgebilde zeichneten sich zu unseren Häuptern ab aus den grauen Massen, bekamen Form und Gestalt; wir waren dicht unter den Seraks. Einige Seillängen noch, dann mußte die Entscheidung fallen.

Die Nebel sanken, zerflatterten. Und in dem Maße, wie die Schwaden zerstoben, verflogen auch unsere trüben Gedanken. Mit neuem frohem Willen haken wir die letzten Seillängen empor gegen jene seichte Depression, welche den Sperrgürtel der Wand durchbricht. Mit einer fast senkrechten Stufe setzt sie an; nach etwa zehn Metern erst beginnt sie langsam sich zurückzuneigen.

Nun stehen wir dicht an der Stelle, wo die Neigung jäh übergeht aus der Schrägen in die Vertikale. Eng müssen wir uns an die Wand drücken, um das Gleichgewicht zu wahren.

Ein Haken fährt ins Eis, weitere folgen; Tritt um Tritt, Griff um Griff werden aus der Wand gemeißelt. Die starren Finger krampfen sich in schmale Kerben, langsam schiebt der Körper sich hoch. Meter um Meter wird der Wand abgerungen.

Klar sind mir alle Einzelheiten gegenwärtig: Zu meinem Haupte steht Rigele ins Eis verkrallt. Sachte, damit der Schwung des ausholenden Pickels ihn nicht aus dem Gleichgewicht bringe, schlägt er Kerbe um Kerbe. Meisterhaft arbeitet er sich hoch.

Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolge ich jede Bewegung meines Begleiters. Besorgt sehe ich nach dem Rest des Seiles, das langsam abläuft. „Hoffentlich reicht es bis zum nächsten Stand", das ist mein heißer Wunsch.

Und es hat nicht gereicht. Knapp einige Meter vorm rettenden Bord muß mich

Rigele nachfolgen lassen. Sachte schiebe ich mich von Kerbe zu Kerbe, jeden Schritt, jede Bewegung mit Bedacht abwägend. Unterdessen verharrt Rigele mit äußerster Kraftanstrengung auf winzigem Stand. Aufpeitschend erschallt plötzlich seine erregte Stimme: „Rasch, rasch, ich kann nicht mehr stehen!"

Ein einziger Gedanke durchzuckt mir das Gehirn: „Nur jetzt kein Sturz!" Ich haste zum nächsten Haken, ein Griff nach dem sichernden Seil, dann ein erlösendes: „Weiter!"

Schon arbeitet er sich wieder hoch. Nun entschwindet er meinem Blick hinter einer Firnkante, die am rechtsseitigen Rand der Wandeinbuchtung begrenzend hochstreicht. Wenige Meter noch, dann ist's gewonnen, und jubelnd ruft er mir zu: „Nachkommen!"

Was meiner nun wartet, ist alles eher als angenehme Arbeit. Es gilt die fest eingetriebenen Haken zu entfernen. Der rechte Arm erlahmt mir schier von schwerer einhändiger Pickelarbeit, während die Finger der Linken erstarren im kalten Eis. Endlich ist's geschafft.

Das Schwerste liegt hinter uns, wenngleich noch viele Seillängen Wand sich über uns aufbauen. Wohlig warm umspielen uns die steil einfallenden Strahlen der Sonne. Lauer Südwind umfächelt uns. Nur allzu gerne hätten wir gerastet, wenn nur irgendein bequemer Stand sich geboten hätte. Doch steil, gleichmäßig steil baut die Wand sich weiterhin auf, schießt sie wenige Meter unter uns wie eine Sprungschanze von ungeahnter Steilheit ins Leere, ins Nichts. —

Wieder führt der Arm den Pickel, Kerbe um Kerbe ritzt den Hang, Seillänge um Seillänge läuft ab. Der ganze Wille ist erfüllt von dem einen Wunsche: Empor! Hinaus aus der Wand, so rasch als möglich, um dem müden Körper die ersehnte Ruhe zu verschaffen!

Schmäler, immer schmäler wird die Wand: Zurück sinken die Bergeshäupter ringsum, der Blick weitet sich, wir nähern uns dem Ziele. — — —

Wenig später liegen zwei glückliche Menschen hingestreckt im weichen Gipfelfirn des Wiesbachhorns. Der Geist, bislang aufs äußerste angespannt, kann sich nun sorglosem Schauen und Träumen, sorglosem Genießen hingeben. Solche Gipfelrasten sind Stunden vollkommenster wunschlosester Seligkeit im Leben eines Bergsteigers.

Doch mit dieser Lust am Genuß der hohen Berge vereinigt sich noch ein anderes Frohgefühl zur Einheit in unseren Herzen, die Freude am siegreichen Kampf, am Erfolg. Denn unzertrennlich verbunden ist dieses Gefühl der Befriedigung mit dem Wesen jeglicher Leistungsbergsteigerei, ja, es verleiht dieser Art Alpinismus erst Inhalt und Zweck.

Schweren Herzens, zögernd nur, begannen wir den Abstieg.

Am Fochezkopf hielten wir noch einmal inne, betrachteten mit Freude unsere Wand, verfolgten unsere Stufentrasse, die sich wie eine Perlenkette ins Eis schmiegte und ließen noch einmal die Erlebnisse des Tages an unserem Geist vorübergleiten. Dann wandten wir uns talwärts der Hütte zu.

Noch hatten wir die ersten Felsen nicht erreicht, da ertönte ein dumpfer Krach. Aus der Gegend des Wielinger Keeses schien er zu kommen; anhaltendes donnerndes Rollen folgte, dann wieder Stille.

Sonderbar!

Am anderen Morgen war's, da führte uns der Weg wieder hinauf zum Kaindlgrat; die Oberwalderhütte am Burgstall war unser Ziel. Mehr und mehr stieg die Wand vor uns auf. Nun betraten wir die morschen Gipfelplatten des Fochezkopfes.

Wie angewurzelt blieben wir stehen: Welch ein Bild! — Ist das überhaupt noch unsere Wand? Ist sie verhext oder ist unser Geist wirr?

Diese schwarze, seltsam gerillte, glattgescheuerte Eisflanke, haben wir sie je durchstiegen? Verwischt sind alle Spuren unseres Weges. Dieses Trümmerfeld im Gletscherbecken war doch vordem nicht vorhanden! —

Und welch seltsame Gestalt hat der weitklaffende Schrund am Fuße der Wand? — Wie wild zerfetzt zeigt sich der Eiswulst der Mittelzone?

Erst langsam dämmerte uns die Erkenntnis, welch einem Verderben wir glücklich entronnen waren, fanden wir eine Erklärung für das dröhnende Donnern, das uns am Vortage in Atem gehalten: Eine Eislawine, gelöst vom kosenden Föhn, war niedergefahren über die Wand, eine knappe Stunde später, da wir den Gipfel gewonnen hatten. — — —

Nicht nur das Können bedingt den Erfolg, auch Glück muß der Mensch haben. Sind doch die Gefahren, die den Bergsteiger bedrohen, zu mannigfaltig, zu unberechenbar, als daß sie sich jemals durch Erwägung erfassen ließen. Immer wird das Schicksal des Einzelnen der Macht des Zufalls überlassen bleiben, welche wie ein Damoklesschwert über dem Haupte eines jeden Bergsteigers schwebt; den einen verschonend in gütiger Fügung, dem andern zum Verderben werdend.

II. Die Glockerin-Nordwestwand

Moserboden, — ein prächtiger Flecken Erde! Was ihm so besonderen Reiz verleiht, das ist die Fülle der landschaftlichen Gegensätze, die sich dem Beschauer bieten. Alles ist hier vertreten, was den Berg- und Naturfreund zu begeistern vermag: weite, grüne Matten, durchflossen von rauschenden Bergwassern, mächtige Gletscher, glänzende Firnen, ragende Felswände. Das prächtigste Schaustück vom Moserboden aber ist der Nordwestabsturz der Glockerin. Mit über 1000 *m* Höhe wuchtet diese gewaltigste Steilwand der Glocknergruppe über einem einsamen, wilden Gletscherbecken, aus dem das Glockerinkees seine Eis- und Schuttmassen auf die grünen Matten des Talgrundes wälzt.

Gar oft habe ich diese Wand bewundert, sei es im leuchtenden Schein der sinkenden Sonne, sei es im dämmerigen Grau des werdenden Tages; und immer erschien sie mir gleich großartig und gleich furchterregend. Und als ich im Juli 1924 mit Fritz Rigele nach der ersten Durchsteigung der Wiesbachhorn-Nordwestwand über den Kaindlgrat niederstieg und der Blick schräg hineinfiel in die eisbedeckten Plattenhänge der Glockerin-Nordwestflanke, hinab auf die steinschlagdurchpflügten Firnrinnen am Fuße der Wand, da waren wir einig in der Meinung, daß wohl nie eines Menschen Fuß diese Wand betreten wird. Einige Monate später stand ich am Vortragspult und erwähnte, daß diese Flanke zwar eines der größten Probleme der Glocknergruppe sei, aber wohl auch für immer bleiben werde; ich ahnte nicht, daß es mir wenige Jahre später vergönnt sein sollte, durch diese Wand einen Weg zum Gipfel zu finden. —

Noch öfter habe ich seither diese Wand gesehen, noch mehr haben sich aber meine Gedanken damit beschäftigt und nun zeigte sich langsam ein seltsamer Wandel in meinen Anschauungen. Was ich früher für unmöglich und unverantwortlich gehalten hatte, das schien mir nun durchaus in den Bereich des Möglichen gerückt. Ist es doch eine bekannte Tatsache, daß Dinge, die uns erst mit Grauen erfüllen, ihre Schrecken verlieren, sobald man sie aus einer gewissen räumlichen und zeitlichen Entfernung betrachtet, sobald man mit kühler Überlegung unbeeinflußt von augenblicklichen Stimmungen und Eindrücken die Sachlage überdenkt. So hatte ich mich allmählich zu der Überzeugung durchgerungen: die Wand ist zu meistern. —

An einem der letzten Augusttage des Jahres 1926 stiegen wir — mein Freund Karl Wien, und ich — in später Nachmittagstunde durchs Kapruner Tal empor zum Moserboden. Schon unterwegs hatte ich meinem Freunde von dieser Wand erzählt. Und als er sie vom Wasserfallboden in ihrer erdrückenden Wucht das erstemal zu Gesicht bekam, mit glitzerndem Eis in allen Runsen und Rinnen, rötlich leuchtend im Scheine der Abendsonne, da schien dieser erste Eindruck für ihn vielleicht ebenso vernichtend gewesen zu sein wie seinerzeit für mich.



Glockerin, Nordwestwand

In den nächsten Tagen hatten wir oft Gelegenheit, die Wand zu beobachten. Sei es von der Schwelle des Heinrich-Schwaiger-Hauses, sei es von der Firnschneide des Kaindlgrates, wo wir schneegeologischen Arbeiten oblagen. Einzelheiten konnten wir jedoch hierbei nicht erkennen, dazu war die Entfernung zu groß. Eines schwülen Nachmittages stapften wir deshalb durch aufgeweichten Schnee hinüber zur Gloderin und stiegen ein Stück weit den morschen Westgrat hinab. Dann legten wir uns auf einer ebenmäßigen Platte über senkrechten Abstürzen auf den Bauch und blickten in die Tiefe. Was wir zu sehen bekamen, das setzte meiner Zuversicht einen gewaltigen Dämpfer auf. Zunächst fiel der Blick in eine spiegelnde Eisrinne, welche in der Gipfelscharte ihren Anfang nimmt und nach unten hin über einer mächtigen, von dünnem Eis oder grusigem Schutt bedeckten Rampe ihr Ende findet. Und unter dieser Rampe sah man

bis tief hinab zum ebenen Grund des Glockerinkeeses, Luft, nichts als Luft. Ob und wie sich dieser Abbruch überwinden ließ, war uns noch ein Rätsel; und wenn er überwunden war, so gaben uns die oberen Wandpartien sicher noch zu beißen. Was wir jedoch mit Freude feststellten, war die Tatsache, daß die Wand bis zum späten Nachmittag in kühlem Schatten und eisiger Starre lag und daß trotz schwüler Sonnenhitze auf dem Gipfelfirn in der Flanke kein Schmelzwässerlein rann, kein Stein sich löste.

Als wir dann gegen Abend bedächtig über den Kaindlgrat zum Schwaigerhaus hinabbummelten, war unser Entschluß gefaßt: wir wollten am kommenden Morgen die Wand versuchen. — — —

Noch herrschte dunkle Nacht, als wir das Heinrich-Schwaiger-Haus verließen und den endlosen Serpentinenweg zum Moserboden hinabrumpelten. Etwa 100 *m* oberhalb des Talgrundes verließen wir hinter einem grünen Buckel (P. 2108) den Weg und strebten über Schutt- und Moränenhänge dem Becken des Glockerinkeeses zu. Inzwischen war es Tag geworden.

Es ist ein eigenartiges, wildes Gletschertal, in welches das Glockerinkees eingebettet ist. Von mächtigen Steilwänden wird es eingefaßt, die im klotzigen Bau der Glockerin ihren Gipfelpunkt erreichen. Kein Firnbecken dient als Nährgebiet dieses Gletschers. Er wird von Schnee- und Eislawinen gespeist, die Winter wie Sommer von den Steilwänden niederstürzen. Davon zeugt auch die Beschaffenheit des Eises. Schmutziggrau ist es und von Schutt bedeckt.

Zum Schutze gegen Eisschlag aus den Hängefirnen am Bratschenkopf hielten wir uns möglichst abseits vom östlichen Ufer des Gletschers. Der Marsch war zunächst ein mühsames Stolpern über Schutt und Felstrümmer, die dicht gesät das Eis bedeckten. Nach Überwindung einer kurzen Steilstufe gewannen wir das oberste Gletscherbecken, das von schmutzigem Lawinenschnee erfüllt war. Von hier aus konnten wir die ganze Wand überblicken. Im unteren Teil der gewaltigen Flanke ist rechts der Gipfelfallinie ein kleiner, zerrissner Hängegletscher eingelagert. Von seinem östlichen Ende zieht eine Firnrinne zum Gletscherboden herab, die wohl den ersten Anstieg vermitteln konnte. Den über dem Hängefirn aufragenden Wandabbruch hofften wir über eine Felsrippe zur Linken umgehen zu können, um dann über die oberhalb des Abbruchs liegende Rampe nach rechts ansteigend die Gipfelrinne zu gewinnen, welche den Ausstieg vermitteln mußte.

Nach kurzer Betrachtung begannen wir den Anstieg durch die Firnrinne. Über den an ihrem Fuß angeschütteten Lawinenkegel ging's noch ganz gemächlich, bald aber nahm die Neigung zu, und es kam eine gewaltige Kluft, welche die Stelle kennzeichnete, wo sich das bewegte Gletschermaterial vom unbewegten Firn der Rinne loslöste. Hier legten wir das Seil an. Auf einem eingeklemmten Eisblock überschritten wir den Schrund und stiegen mit zunehmender Neigung durch die Rinne weiter. Zum Schutze gegen Eisschlag aus den Brüchen des Hängegletschers hielten wir uns möglichst an der linken Seite der Rinne. Dann, als wir etwa auf Höhe der Seraks waren und die Rinne sich nach oben hin in ungangbaren Felsabbrüchen verlor, stiegen wir nach links heraus auf die östliche Begrenzungsrippe.

Wider Erwarten leicht, ich möchte fast sagen genußvoll, ging's hier über gestuften Fels empor. Bald aber änderten sich die Verhältnisse. Der Fels wurde plattig und zeigt sich mit zunehmender Höhe mehr und mehr vereist. An einer von klarem Wassereis überronnenen Wandstufe hatten wir lange zu beißen, dann war die Höhe des Abbruchs erreicht, der rechts von unserer Rippe die Wand durchzog.

Oberhalb dieses senkrechten Abbruchs ist eine Zone von etwas geringerer Neigung eingelagert, die wir nun frei überblicken konnten. Der plattige Fels war allenthalben mit Firn und Eis überlagert, so daß wir uns entschließen mußten, die Steigeisen anzulegen. Dann begannen wir eine lange ansteigende Querung gegen das rechte Ende

dieser gewaltigen Rampe. Meist gingen wir ohne Stufen; nur hin und wieder, wenn glasiges Eis sich zeigte, wenn schmale Runsen oder Hohlkehlen zu queren waren, hieben wir ein paar Kerben.

Mählich kamen wir so in die Fallinie der eiserfüllten Gipfelrinne, die hier über einer niederen Wandstufe endigt. Vom Scheitel dieser Stufe zieht nach rechts eine Rippe herab, der wir zustrebten. Sie war aus morschem Fels aufgebaut. Auf abschüssigen Tritten stehend, legten wir hier unsere Eisen ab. Hierauf stiegen wir vorsichtiger in dem unsicheren Zeug empor. Vom Ende der Rippe folgte eine kurze Querung nach links, dann standen wir am Beginn der Rinne. Sie war mit klarem, blaugrünem Eis gefüllt; in ebenmäßiger Neigung zog sie empor zur Gipfelscharte, aus der gleich einem gefrorenen Wasserfall ein Eiswall herabquoll. Mit Eifer begann ich das Eis zu bearbeiten. Die erste Serpentine wurde gelegt, die zweite folgte. Die Sonne schien durch die Gipfelscharte und traf gerade die obersten Zinnen der Wand. Einige Eiszapfen lösten sich vom Felsensaume und fielen polternd durch die Rinne, dann folgten kleine Steinchen, die uns schwirrend um die Ohren pfiffen. Wir achteten ihrer nicht. Aber als schließlich ein faustgroßer Bursche sich brummend zwischen meinem Freunde und mir einen Weg zur Tiefe suchte, da wurde uns die Sache zu bunt. Wir verließen die Rinne und betraten die rechte Begrenzungswand. Über steilgetürmten, vereisten Fels kletterten wir hoch. Lockeres Blockwerk erheischte äußerste Vorsicht. Nach einigen Seillängen legte sich der Fels zurück; kaum auf Steinwurfweite entfernt sah ich den Westgrat im Sonnenlicht leuchten. Wir stürmten vollends empor, verfolgten die letzten Meter des Grates und standen wenig später auf dem Gipfelfirn der Glockerin.

Lange freuten wir uns der Gipfelrast. Vor uns dehnten sich weite Gletscherflächen, gleißend im Sonnenlicht. Dahinter aber ragte abweisend die mächtige Gestalt des Glockner auf, dessen beschattete Nordabstürze düster wuchteten in der Lichtfülle der Gesamterscheinung. Wie schon so oft, so nahm dieses Bild auch heute wieder mein ganzes Interesse in Anspruch. Stand doch hier eine unberührte Wand, stolz wie der Berg, dem sie angehört, eine Wand, der mein ganzes Sinnen galt: die Großglockner-Nordwand.

Wie lange wir so geschaut haben? Ich weiß es nicht. Jedenfalls war es schon später Nachmittag, als wir uns zum Abstieg nach dem Heinrich-Schwaiger-Haus rüsteten. Von den bratschigen Felsen des Fochezkopfes blickten wir noch einmal in die eisigen Flanken der Glockerin-Nordwestwand und konnten kaum begreifen, daß sich diese Wand so widerstandslos ergeben hatte.

III. Die Eiskögele-Nordwand

Es war am Tage nach der Begehung der Glockerin-Nordwestwand, als wir vom Moserboden über das Kapruner Törl zur Rudolfshütte wanderten. Die Eiskögele-Nordwand war unser Ziel. Zwar hatte ich diese Wand noch niemals gesehen, aber desto mehr schon von ihr gehört. Insbesondere hatte mir der Kenner der Glocknergruppe, Herr Meletzki (Wien) in bedeutungsvoller Weise von dieser Wand erzählt, als einem der letzten und schönsten Probleme der Gruppe.

Da der Berg schon den Namen „Eis"kögele trägt, so stellte ich mir auch die Nordwand als eine von drohenden Hängegletschern durchsetzte Eisflanke vor. Wie erstaunt war ich deshalb, als ich dieser Wand erstmals ansichtig wurde. Statt der Eisflanke zeigte sich eine ungegliederte, ebenmäßig gebaute Felsmauer, die nur in der Gipfelregion von einer Firnhaube gekrönt war.

Gegen Abend saßen wir dann vor der Hütte und musterten mit einem, vom Wirt geborgten Fernglas unsere Wand. Was wir da sahen, ließ wenig Hoffnung in uns aufkommen. In ungegliederter Geschlossenheit schien sich der Fels zu türmen. Doch

plötzlich änderte sich das Bild. Die sinkende Sonne war über den Kamm gewandert und warf ihre letzten Strahlen schräg in die Wand. Da sahen wir mit einem Male einen schwarzen Schlagschatten die Wand durchziehen. Von einer kleinen Scharte des Westgrates, dicht unter dem Gipfel nahm er seinen Anfang und verlief schräg nach links abwärts bis in die Mitte der Wand. Und wo ein Schatten war, da mußte notwendigerweise auch eine Gebilde sein, das den Schatten warf. Es war demnach gleichlaufend mit der Schattenspur in der Wand eine Rippe ausgeprägt und hinter der Rippe mußte sich wohl eine Rinne befinden. —

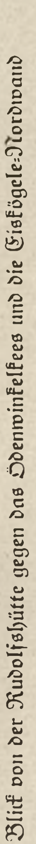
Auf diese Beobachtungen bauten wir unseren Plan. Die untere, weniger steile Wandpartie hofften wir ohne wesentliche Schwierigkeiten überwinden zu können. Durch die obere Steilwand aber mußte die Rinne oder ihre rechte Begrenzungskante, die Rippe, einen Durchstieg ermöglichen.

Als wir am kommenden Morgen noch bei Dunkelheit die Hütte verließen und im Geflacker des Laternenlichtes den Steig verfolgten, der über steiles Gehänge hinabführte zum Becken des Ödenwinkelkeeses, da hatten wir ein unerwartetes Erlebnis. Ich lief als erster, die Laterne in der Hand, den Weg hinab, der allmählich in immer steileres Gelände und schließlich als künstlich angelegte Steintreppe durch glatte Platten führte. Da merkte ich mit einemmal — gerade noch rechtzeitig, um einen verhängnisvollen Schritt ins Dunkel zu vermeiden —, daß der Weg aufhörte. Von der letzten Stufe, auf der ich stand, sah man unter einem Plattenabfall nichts als schwarze Nacht, aus der einige schwach beleuchtete Moränenblöcke in etwa 10 *m* Tiefe heraufschimmerten. Der Weg hörte hier auf, da gab es keinen Zweifel. Er war anscheinend durch irgendein Naturereignis abgebrochen und nicht mehr ergänzt worden. Nachdem wir keinen Ausweg sahen, zogen wir schließlich verstimmt das Seil hervor, schlangen es um einen der in die Platte eingetriebenen Eisenstifte und seilten uns auf die Moränenhalden am Fuß der Platte ab. Über ekles Blockgehänge rumpelten wir vollends hinab zum Gletscherboden.

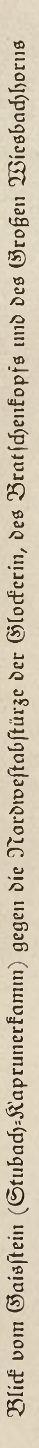
Wir verfolgten ein kleines Gletschertälchen am orographisch linken Gletscherrand. Als zahlreicher werdende Spalten uns den Weg versperrten, bogen wir nach links zur Gletschermitte ab und steigen hier bis zum flachen Boden des Keeswinkels an. Inzwischen war es vollends Tag geworden. Trostlos ist hier alles, wohin das Auge blickt, abweisend sind die Steilmauern, die dieses Gletscherrund umschließen, kurz, öd ist die ganze Gegend, ist der ganze Erdenwinkel, der dem ihm entspringenden Gletscher den Namen gab.

Nun konnten wir auch die ragenden Wände, die kühnen Gipfel und steilgetürmten Grate aus nächster Nähe betrachten. Im Westen an der Medelzscharte beginnend, steigt der Grat zur ersten selbständigen Gipfelerhebung, dem Hohen Kasten, auf. Von hier schwingt sich ein außerordentlich zerrissener Felsgrat hinüber zur Ödenwinkelwand, von der ein fein geschwungener, zum Teil überwächteter Firngrat zum Gipfelpunkt des Eiskögele emporzieht. Hier biegt der westöstlich streichende Tauern-Hauptkamm plötzlich um und nimmt die Richtung nach Nordosten. In steilem Abfall streicht er zur unteren Ödenwinkelscharte nieder, um sich daraufhin in einem langen Fels- und Firngrat zum Johannisberg zu erheben. Das ist das Halbrund, welches das oberste Becken des Ödenwinkelkeeses umschließt. Und inmitten dieses Halbrundes ragt vorherrschend in Formenschönheit die Gipfelgestalt des Eiskögele auf. Ebenso wie die Gipfelgestalt beherrscht aber auch die Flanke, mit der es aus dem Gletscherrund aufsteigt, das gesamte Bild des Talschlusses. Nun, da wir ihr dicht gegenüberstanden, konnten wir zwar all ihre Einzelheiten und Schwächen erkennen, trotzdem büßte sie aber nichts von ihrer abschreckenden und abweisenden Wirkung ein.

Die Gesamtwandhöhe vom ebenen Gletschergrund beträgt etwa 800 *m*. Hiervon mögen die steilen, zerrissenen Gletscherhänge, die den Fuß der Wand umgürten, etwa



Blick von der Rudolfshütte gegen das Ödenwinkelkees und die Eiskögele-Nordwand



Blick vom Gaisstein (Stubach-Kaprunerkamm) gegen die Nordwestabstürze der Glockerin, des Bratschenkopfs und des Großen Wiesbachhorns



Eiskögele, Nordwand

zwei Fünftel der Höhe ausmachen, so daß für die Felsflanke noch drei Fünftel verbleiben.

Um 6 Uhr morgens begannen wir den Anstieg über die Gletscherhänge. Steilstufe um Steilstufe folgte, dazwischen wieder klaffende Schründe. Doch wir hatten Glück; immer wieder fand sich eine Brücke, die den Weiterweg zur Höhe vermittelte. Freund Wien verglich die Schwierigkeiten etwa mit jenen in der Nordwestflanke der Dent d'Hérens, welche er wenige Wochen vorher durchstiegen hatte.

Nachdem wir in diesem Gelände rasch einige hundert Meter Höhe gewonnen hatten, kamen wir an einen steilen, von Steinbrocken gespickten Firnhang, der hinaufzog zum Bergschrund. Schräg, von rechts nach links ansteigend, überwanden wir ihn, überschritten den Schrund auf dünner Brücke und erreichten so einen steilen Eishang, dicht unter

den Felsen. Hin und wieder Stufen ritzend, stiegen wir in gleicher Richtung weiter, und betraten schließlich das untere Ende einer breiten, schwach ausgeprägten Felsrippe, die links von einer in der Gipfelfallinie eingelagerten Wandeinbuchtung vorspringt. Die Rippe zieht sich bis in die Mitte der Wand empor, also bis in jene Gegend, in der das nach rechts aufwärts streichende Couloir ansetzt. Über sie mußte sich der erste Anstieg bewegen.

Nachdem wir unsere Eisen abgelegt hatten, kletterten wir über die morschen Felsen hinan. Das Gelände war außerordentlich unangenehm zu begehen. Angefrorener Grus, auf dem der Nagelschuh kaum Halt fand, bedeckte Griffe und Tritte. Nach etwa 100 *m* versperrte uns ein Steilaufschwung den Weiterweg und zwang uns in die zur Rechten der Rippe eingelagerte plattige Wandeinbuchtung auszuweichen.

Einige Seillängen oberhalb gelang es uns wieder, die Rippe zu betreten, die sich nun allmählich in der plattigen Steilwand verlor. Schwerer und schwerer wurde hier unser Vordringen, bis schließlich in ungegliederten Platten jeder Weiterweg unmöglich erschien.

Zur Rechten sahen wir nun auf gleicher Höhe mit unserem Standplatz den Beginn der eingangs erwähnten Rinne, welche steil ansteigend in einer Scharte des Westgrates endet. Sehr einladend sah nun diese Rinne nicht aus. Ihr Grund war mit glasigem Wassereis gefüllt. Nicht die geringste Firnauflage schien angetan, unser Vordringen zu erleichtern.

Auf schmalen, morschen Gesimsen traten wir einen zirka 30 *m* langen Quergang an; dann standen wir am Beginn der Rinne. Da die Felsen der linken Begrenzungswand sich als gut kletterbar erwiesen, stiegen wir hier etwa 30 *m* empor, bis vorgewölbte Platten zwangen, den Grund der Eisrinne zu betreten. Es war ein heikles Stück Arbeit, im steilen, harten Eis die Stufenleiter zu erstellen. Bei jedem Pickelhieb dröhnte die dem glatten Fels nur hohl aufliegende Eisschicht, so daß wir fürchten mußten, die ganze Eislage könnte samt uns in Bewegung geraten und zur Tiefe fahren. Wir trachteten deshalb baldmöglichst wieder danach, die östliche Seitenwand der Rinne zu betreten. In schwerem Fels strebten wir hier unter Hakensicherung etwa 60 *m* empor.

Schon lange hatte ich mit der scharfgeschnittenen westlichen Begrenzungsrippe der Rinne geliebäugelt, doch ein überhängender Abbruch ließ mich immer wieder zurückschrecken. Nun, da wir im stetigen Vordringen die Höhe dieses Abbruchs bereits überschritten hatten, schien uns ein Betreten dieser Rippe geraten. Stufenschlagend überquerten wir deshalb die Eisrinne nach rechts und begannen über dachziegelartig geschichteten brüchigen Fels den Scheitel der Rippe zu erklimmen. Diese Stelle ist mir in besonders unangenehmer Erinnerung. Was uns als Griffe und Tritte diente, das waren kleine Steinchen, die in dem glasigen Eisüberzug der Felsen eingefroren waren. Ich atmete auf, als ich endlich einen kleinen Standplatz auf der Rippe fand, von dem aus ich meinen Begleiter sichern konnte.

In raschem Sturmlauf ging's nun empor. Ein paar kleine Abbrüche vermochten uns nur noch ein geringes Hindernis zu bieten. Und als wir kurze Zeit darauf den Westgrat dicht unter dem Gipfel betraten, und uns zu kurzer Rast niederließen, da war es mir, als sei ein Alp von meiner Seele gewichen.

Über weiche Firnhänge stiegen wir in wenigen Minuten zum Gipfel empor, dessen gleichmäßig gerundete Firnkuppe die wilde Flanke nicht ahnen ließ, der wir eben entstiegen. Nur kurz war hier unsere Rast. Wollten wir doch noch am Nachmittag den Johannisberg überschreiten und über die obere Ödwinkelscharte zur Rudolfshütte absteigen.

Rasch sprangen wir über weiche Firnhänge zur unteren Ödwinkelscharte hinab. Dann traten wir bis an den äußersten Steilrand vor, mit dem die Scharte gegen das

Ödwinkelkees abbricht, und blickten hinein in die Wand, die wir eben durchstiegen. Da gestanden wir uns beide: hätten wir die Wand vorher von hier aus gesehen, wir hätten sie wahrscheinlich nicht angegangen, so abweisend, ja geradezu grauenerregend sah sie aus. Dieser Eindruck wurde noch erhöht durch die Stimmung der Natur. Der ganze Himmel hatte sich mit einem Schleier feiner Föhnwolken überzogen, durch den die Sonne in gelbem Schimmer leuchtete.

In schwüler Hitze mühten wir uns über Fels und Firn empor zum Johannisberg. Hier zeigte sie sich wieder, die Glocker-Nordwand, nur aus viel größerer Nähe wie vom Gipfel der Klockerin. Und nun sahen wir auch deutlich, daß der obere felsige Teil der Wand in einen dichten Eispanzer gehüllt war, der trotz dauernder Schönwetterlage nichts von seiner Mächtigkeit einzubüßen schien. Doch der Reiz dieses Bildes war zu groß. Trotz ungünstiger Verhältnisse wollten wir die Wand an einem der nächsten Tage versuchen. Es sollte damals nicht mehr so weit kommen. Schon während unseres Abstieges zur Rudolfshütte verschlechterte sich das Wetter zusehends, und als es dunkel ward, fielen die ersten Tropfen. Anderntags fuhren wir bei ziehenden Nebeln und fließendem Regen durchs Stubachtal hinaus zur Bahn mit dem Vorsatz in der Brust, bei nächster Gelegenheit wiederzukommen zur Gewinnung unseres letzten Zieles.

IV. Die Großglockner-Nordwand

Man hat den Großglockner den König der Norischen Alpen genannt; und wahrlich er verdient diesen Ehrentitel. Wer je den Berg von der Oberwalder-Hütte geschaut, der muß zu der Erkenntnis gekommen sein, daß sich hier Fels- und Eisformen von unvergleichlicher Kühnheit zu einem harmonischen Bilde vereinten, wie es die Ostalpen kein zweites Mal zu bieten vermögen, zu einem Bilde, das sich selbst mit den wildesten Szenerien der Westalpen zu messen vermag.

Es ist ein kühner Gedanke, durch diese Steilabstürze einen Weg zur Spitze des Großglockner zu suchen und es ist um so verwunderlicher, daß dieser Gedanke schon 1869 von Karl Hofmann erwogen wurde, zu einer Zeit, in der die Erschließungstätigkeit in der Glocknergruppe noch in den Kinderschuhen steckte.

Drei Probleme treten hier augenfällig hervor: die zwischen Groß- und Kleinglockner beginnende, ins Innere Glocknerkar herabziehende mächtige Eisrinne, der ihr parallel streichende Nordostgrat und die Nordwand. 1876 wurde als erster Anstieg die nach dem Erstbegeher benannte Palavicinirinne begangen, 1914 durch Gerin und Pitschmann der Nordostgrat. Und es ist ein merkwürdiger Zufall, daß gerade 50 Jahre seit der Durchsteigung der Palavicinirinne vergehen mußten, bis als letztes der drei Probleme die Nordwand fiel.

Schon in den Anfängen meiner Bergsteigertätigkeit wurde ich auf diese Wand aufmerksam. Es war kurz nach dem Weltkrieg, als ich erstmals in die Glocknergruppe kam. Staunend betrachtete ich damals vom Großen Burgstall aus die Gestalt des Großglockner, die Palavicinirinne, den Nordostgrat und — die Nordwand. Diese letztere auf meinen alpinen Wunschzettel zu setzen, daran dachte ich damals noch nicht. Ich bewunderte lediglich die Kühnheit ihres Aufbaues, die steile Rinne von bläulichem Eise, die ihren unteren Teil durchfurcht, die eisgepanzerten Felsen, die die oberen Wandpartien aufbauen.

Mit den Erfolgen aber schwillt der Kamm. Als uns im Herbst 1926 die großen Tauernprobleme der Reihe nach in den Schoß fielen, da war es für uns höchster Wunsch, daß als Krönung unserer Erfolge diese letzte Glocknerwand fallen möge.

Es war an einem taufrischen Septembermorgen, wenige Wochen nach der glücklichen Durchsteigung der Eiskögele-Nordwand, als wir — Freund Wien und ich — per Rad von Bruck ins Fuschertal hineinfuhren. An einer der letzten Almen ließen wir

unsere Räder zurück, dann ging's über die Pfandelscharte zum Franz-Josef-Haus. Vor der Hütte verbrachten wir den Rest des Tages. Spähend flog unser Blick hinüber zur Gipfelgestalt des Glockners, eingehend musterten wir die Brüche des Inneren Glocknerkares, durch die wir uns in der kommenden Nacht einen Weg suchen mußten.

Es mag etwa ½3 Uhr morgens gewesen sein, als wir — der Einfachheit halber durch das zu ebener Erde gelegene Fenster unseres Zimmers — das Franz-Josef-Haus verließen. In mondloser Nacht stiegen wir hinab zur Pasterze und überquerten sie in Richtung auf das Innere Glocknerkar. Mehr und mehr verblaßten die Sterne; als der Morgen graute, standen wir am Fuße der mächtigen Gletscherbrüche, die den Zugang zum Inneren Glocknerkar sperren. Da wir im fahlen Schein des werdenden Tages das Gelände nicht klar überblicken konnten, stiegen wir zunächst gerade durch die Brüche empor, in der Hoffnung, auf gut Glück ein Durchkommen zu finden. Zunächst ging's auch ganz leidlich. Dann aber wurden die Spalten zahlreicher und breiter, die Brüche wilder, und schließlich schien jedes Weiterkommen unmöglich. Immer wieder wurden wir von mächtigen Schründen zurückgewiesen. Da entschlossen wir uns zu einer langen Querung nach rechts aus dem Bruch heraus bis auf die Felsrippe, die als untere Fortsetzung des Glocknerkamp zur Pasterze niederstreicht. Auf ihrer linken Flanke kamen wir über steilen Firn rasch empor, auf die flache Gletscherterrasse des Inneren Glocknerkares.

Inzwischen war es vollends Tag geworden. Goldig färbte sich der östliche Himmel, die ersten Strahlen der Sonne umspielten die Gipfelfelsen des Glockner, den wildzersägten Zackengrat der Glocknerwand. Langsam stieg der leuchtende Schein nieder an den Bergesflanken, übergoß die Eisflucht der Palavicinirinne, das rötliche Gemäuer der Glocknerwand. Und mit den wärmenden Strahlen fielen polternd die ersten Steine.

Wir setzten uns auf den Schnee und beguckten uns die Wand. Sie lag im Schatten. Und das war gut so. Nur die untersten, etwas weniger geneigten Partien wurden vom schräg einfallenden Licht gestreift. Die Steinschlaggefahr konnte also — wenigstens zu dieser Jahreszeit nicht sehr groß sein.

Wie stand es nun mit den zu erwartenden technischen Schwierigkeiten? Der Beginn der Eisrinne war mit gutem Firn bedeckt. Hier kamen wir jedenfalls rasch empor. In der Mittelzone aber glitzerte blankes Eis, was harte Arbeit verhieß. Nach oben hin — mit zunehmender Neigung in die verschneiten Felsen übergehend — zeigte sich wieder Firn; oder sollte es Pulverschnee sein? Dann mochte es unangenehm werden. Nun musterten wir die Schlußwand; aus plattigem Fels ist sie getürmt, abweisend ihre Steilheit. Konnten wir sie überwinden? Auf diese Frage fanden wir keine Antwort.

Kurze Zeit saßen wir noch unschlüssig da. Sollten wir nicht doch lieber in die Palavicinirinne einsteigen, die lockend herübergrüßte und uns wesentlich vertrauenerweckender erschien als die Nordwand. Doch da schämten wir uns auch schon wieder ob unseres Zauderns, rafften uns mit einem energischen Ruck auf und stiegen rasch zum Bergschrund empor.

Da gab es auch schon die erste Schwierigkeit. In glatter, 6 bis 8 *m* hoher Eiswand stieg die jenseitige Spaltenwand empor. Vorsichtig betrat ich, von meinem Gefährten gesichert, die Trümmer einer alten Firnbrücke, die sich im Schrund verkeilt hatten, und begann in die Eismauer Tritte und Griffe zu meißeln. Langsam gewann ich Meter für Meter. Eine knappe halbe Stunde mag verstrichen sein, dann war der Abbruch überwunden, und wir standen am Beginn der gleichmäßig geneigten Eisflucht.

Die Wand war von schmalen Rillen gefurcht, durch die feiner, vom frischen Morgenwind aufgewirbelter Schneestaub niederrieselte. Zwischen den Rillen aber waren Rippen von Firn erhalten geblieben, die ein rasches Emporsteigen ermöglichten. Von Seillänge zu Seillänge wechselten wir nun den Vortritt. Die Steigeisen griffen gut im harten Firn. Nur hin und wieder wurde ein Pickelhieb notwendig.



Großglockner von Norden

So mag etwa eine Stunde verstrichen sein, als wir uns der Mittelzone der Eiswand näherten. Nun bekam die Wand ein anderes Gesicht. Die Firnrippen verloren sich allmählich und blankes Eis trat zutage. Gleichzeitig nahm die Neigung zu. Da uns die Fußgelenke vom anstrengenden Steigeisengehen schmerzten, so entschlossen wir

uns, durch das spiegelnde Eis eine Stufentrasse zu legen, eine Arbeit, die Freund Wien mit Feuereifer besorgte. Unser Vordringen aber wurde hierdurch beträchtlich verlangsamt. Als wir dann nach längerer Hackarbeit wieder Schnee unter den Füßen hatten, da konnten wir dessen noch nicht recht froh werden. Der Schnee war von fast pulvriger Beschaffenheit und nur oberflächlich leicht verfirnt. Waren wir doch in den obersten und steilsten Teil der Wand gekommen, in den — wenigstens zur herbstlichen Zeit — nie ein Sonnenstrahl den Weg findet. Die Eisen griffen nur schlecht im lockeren Material. Ich entschloß mich deshalb durch je zwei Pickelhiebe eine Stufe zu ritzen, damit der Fuß eine bequeme Auflagefläche fand und die Eisen auf die festere Unterlage durchgreifen konnten.

In schnurgerader Linie stiegen wir empor, langwierig, mühsam. So näherten wir uns der Gipfelwand. Die steile Eisrinne, welche ihre Mittellinie durchzieht, erschien uns zu abweisend. Wir wählten deshalb als Richtpunkt das untere Ende einer Felsrippe, welche schwach nach rechts empor zum Nordwestgrat zieht.

Die Schneeauflage wurde wieder dünner, der Pickel bearbeitete hartes Eis. Dann legten wir Hand an die ersten Felsen. Sie waren plattig, steil, mit Schnee und Eis bedeckt. Da wir keinen geeigneten Standpunkt zum Ablegen der Eisen fanden, kletterten wir zunächst mit unseren Zehnzackern weiter. Glaubten wir doch oberhalb eine kleine „Terrasse" bemerkt zu haben, auf der wir uns zur bequemen Rast niederlassen wollten. Diese „Terrasse" entpuppte sich leider als eine um wenige Grade flacher geneigte Wandpartie, auf der wir ebensowenig Stand fanden als anderswo. Noch einige Male ließen wir uns durch derartige „Terrassen" narren, dann wurde uns die Sache zu dumm. Wir kauerten uns auf einem mehr eingebildeten als tatsächlichen Sitz nieder, zogen die Eisen ab, nahmen etwas Nahrung zu uns — und froren. Überall, wohin das Auge blickte, war Sonne, drunten auf der flimmernden Pasterze, drüben auf der Firnhaube des Glocknerhorns, das aus nächster Nähe herübergrüßte; nur unsere Flanke lag in eisigem Schatten.

In Kürze schon war uns unser Rastplatz so ungemütlich, daß wir uns gerne wieder auf den Weiterweg machten. Wir verfolgten die Rippe noch bis zu einem jähen Aufschwung, den wir vergeblich zu erklettern versuchten. Immer wieder wurden wir zurückgeschlagen von steilaufsteigenden Platten. Da fiel mein Blick in eine schmale Eisrinne, die links der Rippe eingeschnitten ist; hier mußte es wohl ein Weiterkommen geben. Doch schon der Abstieg in die Rinne war ein Problem. Zur Abkürzung des Verfahrens zerrte ich einen langen Haken aus der Tasche, trieb ihn bis zum Ring in eine Felsritze und seilte mich daran ab. Auf abschüssigen Platten fand ich schlechten Stand. Es dauerte nur kurze Zeit, bis mein Freund bei mir war, jedoch eine geraume Weile, bis es ihm gelang, einen verzweifelten Kampf mit der Tücke des Objekts zu bestehen und das Seil aus dem Ring des Hakens zu ziehen.

In schwerer Arbeit ging's nun am Rande von Fels und Eis etwa eine Seillänge empor. Mühsam mußten im verschneiten Fels Griffe freigekratzt oder einhändig Stufen ins Eis geschlagen werden. Oberhalb des Abbruchs gelang es uns wieder die Rippe zu betreten und auf luftiger Plattenkante bis zu einer schmalen Firnschneide zu verfolgen, mit der sie sich im Wandmassiv verlor.

Aus nächster Nähe winkte uns der Nordwestgrat im Schein der Nachmittagssonne. Schräg links stiegen wir gegen den Gipfel an. Noch einige Wandstufen folgten, steile Eisrinnen gab es zu queren, dann standen wir im Sonnenschein am Nordwestgrat, 40 *m* unter dem Gipfel. Noch ein kurzes Klimmen über warmen Fels, und wir drückten uns am Glocknerkreuz die Hände.

Lange saßen wir am Gipfel, genossen Wärme und Licht, schauten nach dem weiten Süden, wo sich in blauer Ferne das Zackenmeer der Dolomiten dehnte, nach dem Norden, wo über grünen Tälern die Wände der Salzburger Kalkalpen gleißten.

Die Sonne stand schon tief im Westen, als wir über den Hofmannsgletscher zur Pasterze niederstiegen. Im Abenddämmer langten wir am Franz-Josef-Haus an. Einige Stunden Rast gönnten wir uns hier; dann, als der Silberschein des Mondes über die Firne niederfloß, machten wir uns auf den Weiterweg, um in Bruck den Nachtzug zu erreichen, der uns nach München zurückbringen sollte.

Müde stiegen wir vom Naßfeld empor zur Pfandelscharte. Am Joch hielten wir noch kurze Rast. Die Spitze des Glockner ragte gerade über den Zackenkamm der Freiwandspitze hervor. Scharf geschnitten zeichnete sie sich ab vom silbrigen Grau des Nachthimmels. Da vergaßen wir all unser Ungemach ob der Schönheit der Welt. Ein Gefühl vollkommener Zufriedenheit erfüllte uns. War doch ein sehnlicher Wunsch zur Tat geworden, der stolze Berg über seine stolzeste Seite bezwungen. Und am Weg durchs nachtdunkle Fuschertal hinaus zur Bahn begleitete uns das Glück der Erfüllung.



Franz Senn — Nach einer Zeichnung von Ernst Platz

Franz Senn

Von E. F. Hofmann, München

Das Pfarrhaus zu Vent ziert eine große, schwarze Marmortafel, als Ehrung errichtet für Franz Senn, den Erschließer des Ötztales, den Mitbegründer des D. u. Ö. Alpenvereins. Aus dem Kreuzkamm mit seinen zerklüfteten Gletschern ragt als höchste Spitze der Kreuzköpfe der Sennkogel hervor, ein gewaltiges Felsendenkmal. Von Zwieselstein führt ins Schnalser Tal ein prächtiger Saumpfad, der Sennweg. Am Alpeiner Ferner steht die Sennhütte im Stubai.

Sie alle tragen den Namen eines Mannes, der für seine Berge lebte und wirkte und für sie Werke geschaffen hat, die unvergänglich sind, solange es einen Alpinismus gibt. Franz Senn selbst aber erscheint wie ein Verschollener. Nachrufe wissen wenig von ihm zu erzählen. In Neustift, wo er starb, ist er fast vergessen. Wie mir aus einwandfreier Quelle berichtet wurde, ist auch im Volke nicht mehr viel Erinnerung an ihn.

Das darf nicht sein! Sechs Jahrzehnte besteht der D. u. Ö. Alpenverein als eine mächtige Gesamtheit, deren Ausstrahlungen in irgendeiner Form wohl über die ganze Erde gehen, und Senn, der Vater des Gedankens, sollte den Heutigen ein Unbekannter bleiben? Es ist an der Zeit, sein Bild neu aufleben zu lassen.

Die größte alpine Fachbibliothek der Welt, die Alpenvereinsbücherei zu München, birgt in ihrem Archiv 15 Briefe, die der Venter Kurat seinem Freunde Stüdl nach Prag einst geschrieben hat. Sie versetzen uns zurück in die Zeit der Alpenvereinsgründung und lassen zugleich ein halbes Menschenschicksal vor dem Leser erstehen.

Daß es glückte, eine einigermaßen geschlossene und getreue Darstellung von Senns Leben geben zu können, war nur durch liebenswürdiges Entgegenkommen von verschiedenen Seiten möglich. Viel Stoffliches fand ich in den reichen Buchschätzen der Alpenvereinsbücherei und im Alpinen Museum zu München (Fremdenbücher, gestiftet von Herrn Pfarrer Thöni in Umhausen), den Schlußstein im Archiv der Münchener Sektion. Den drei Herren Vorständen meinen wärmsten Dank, ebenso für weiteres Material dem Herrn Kustos vom Ferdinandeum in Innsbruck, Herrn Pfarrer Suitner von Sölden und der Familie Stüdl.

Verschiedenes erzählte mir der verstorbene Altvater des Vereins persönlich und legte mir dabei eindringlich ans Herz, Franz Senns Andenken wieder wachzurufen.

Möge es gelingen!

Inmitten des Ötztals, gebettet in einen fruchtbaren Kessel, zu Füßen gewaltiger Bergriesen, breitet sich das stattliche Längenfeld aus, vom wilden Fischbach durchschnitten. Hoch ragt der schlanke Spitzturm der alten Kirche empor.

Im März 1831 wurde dort ein Knäblein auf den Namen Franz getauft. Es war das Kind des Bauernehepaares Senn. In der gesunden Bergluft wuchs es zu einem frischen, fröhlichen Dorfbuben heran, kräftig und lustig wie alle andern, mit denen es Schule und Spiele teilte. Das Lernen fiel ihm leicht — kein Wunder! Die Ötztaler sind aufgeweckte Leute, besonders die Längenfelder, die gerne begabte Schüler studieren lassen. Das hatte seine besondere Ursache.

Seit 1805 lebte in der Gemeinde als Frühbenefiziat der weitbekannte, allgeliebte Christian Falkner. Fünfzig Jahre las er täglich im dämmernden Morgen die erste

Messe. Zwei Jahrzehnte unterrichtete er zugleich in der Sommerschule. Allsonntäglich hielt er die Christenlehre, welche in der ganzen Gegend berühmt war. Der kleine Franz Senn hatte sich die besondere Zuneigung des alten Priesters erworben, der als erster den aufgeweckten Sinn, die Klugheit und Zielbewußtheit des Knaben erkannte. Mit Verständnis nährte der erfahrene Geistliche den innigen Wunsch Franzls, mehr und immer mehr lernen zu dürfen. Falkner wurde häufig der Längenfelder Natte (Natte ist Vater) genannt; denn besser wie oft ein Vater verstand er in den Kinderherzen zu lesen und die jungen Gemüter glücklich zu beeinflussen. Den Begabten widmete er seine größte Fürsorge und beschirmte sie auch noch als Studenten in der Stadt. Franz Senn brachte er ins Jesuitengymnasium nach Innsbruck.

Tiefen Eindruck hinterließen in dem begeisterungsfähigen Vierzehnjährigen die frommen Feierlichkeiten seines Heimatsortes, am meisten die weihevolle Primiz von Josef Anton Schöpf (dem später so bekannten Salzburger Theologieprofessor). Damals faßte Franz den Entschluß, auch ein Priester zu werden. Wie es seiner Veranlagung entsprach, verfolgte er nun mit ganzer Seele die Erfüllung dieses Lebensplanes, zur Freude des Frühmessers. Dessen höchstes Ziel war es, seinen Schutzbefohlenen echte, wahre Frömmigkeit einzupflanzen. Senns überzeugte Religiosität wurzelte wohl schon in ihm als Tiroler, zum Teil aber ist sie auf Falkners Einfluß zurückzuführen. Dieser verstand es meisterhaft, jede gute Eigenschaft bei seinen Zöglingen wachzuerhalten und sie vor Fehltritten zu bewahren. Auch Senn blieb reinen Herzens, der aufrechte, kernige Tiroler, wie er von den Bergen nach Innsbruck gekommen war. Sein einziges Streben galt der Bereicherung seines Wissens. Zu diesem Zweck trat er einem literarischen Klub bei, wo er viel Anregung fand, die später wertvolle Früchte trug, vor allem auch literarische Beziehungen anbahnte.

1851 absolvierte Senn das Gymnasium mit der ernsten Absicht, Geistlicher zu werden. Daneben tauchten andere Ideen in ihm auf, unreif und jünglinghaft noch; aber sie wurden der Keim für sein alpines Lebenswerk.

Wenn ihn das Heimweh übermannte — und es überkam ihn oft — dann sah er vor sich schimmernde Gletscher und Felsen, wilde Täler und bergumrahmte Dörfer; er dachte an die Armut und das harte Leben seiner Ötztaler. Damit verglich er die Leute in der Stadt, die so reich waren und dabei nicht wußten, wie schön es auf den Höhen ist. Dieser Gegensatz beschäftigte ihn dauernd. Kühne Zukunftsbilder malte er sich aus. Er wollte die Sehnsucht nach den Bergen in den Städtern wecken; sie sollten die Not seiner Heimat sehen und mit ihrem Reichtum lindern. Um das zu erreichen, mußte er viel wissen, weit mehr, als ihm Innsbruck bisher an Kenntnissen geboten hatte. Deshalb hörte er an der dortigen Universität noch ein Jahr Philosophie und das gleiche Fach zwei weitere Semester in München. Mit fast fanatischem Eifer sog er alles in sich auf, was sich ihm hier Lernenswertes bot.

Nicht einen Augenblick verlor er daneben sein Berufsziel aus den Augen. 1853 trat er in das Theologische Seminar zu Brixen ein, wo er 1856 die Priesterweihe empfing. Die meisten seiner Kameraden waren schon als Hilfsgeistliche in kleinen Gemeinden verwendet, als Senn seine erste Kooperatorenstelle in Zams antrat, der bald Versetzungen nach Serfaus und Landeck folgten. 1860 kam er als Kurat nach Vent. Über 11 Jahre wirkte er dort. Dieser Zeitraum wurde dem Orte, seinem Priester und dem ganzen Tal zum Schicksal.

Weltabgeschieden liegt in einer Höhe von fast 1900 *m* das stille Dorf als Knotenpunkt des Nieder-, Rofen- und Venter Tales. Rauh und wild ist hier die Natur. Den Boden bedecken tiefgrüne Alpenmatten, die sich als riesige Schafweiden bis zu den Zungen der Ferner hinziehen. Tausende von Tieren werden im Sommer von Schnals aus dort hinaufgetrieben. Denn die alten Weiderechte bilden seit Jahrhunderten eine Haupterwerbsquelle der Venter. Ihr Leben ist mühselig und hat sie wort-

karg und verschlossen gemacht. Und doch liebt dieses Bergvolk seine Heimat heiß und innig.

Nur ein Priester, der so denkt wie sie und ein echter Sohn dieses Berglandes ist, kann hier segensreich wirken. Senn war ein solcher. Er verstand die Seele des Ötztalers, kannte seine alten Sitten und Gebräuche, redete seine harte Sprache und schien auch körperlich den Strapazen gewachsen, die seiner in dem hochgelegenen Orte warteten.

Die Winter sind dort hart und streng. Häufig gehen „Staublawinen" nieder, alles unter sich begrabend. Einer solchen fiel das Kirchlein St. Jakob zu Vent am 23. Februar 1802 zum Opfer; nur der Turm blieb stehen. Das neue Gotteshaus wurde erst 1862 vollendet. Unweit davon erhob sich das Widum[1]), an das sich die einzelnen Gehöfte reihten. Es war eine kleine Gemeinde, die sich hier angesiedelt hatte. Trotzdem besaß sie seit 1701 einen eigenen Kaplan, den sie selbst gestiftet. 1728 wurde die Kaplanei zur Kuratie erhoben und der Diözese Brixen einverleibt. Die Venter waren stolz auf ihre kirchliche Selbständigkeit. Gerichtlich gehörte das Dorf zu Silz und politisch zu Imst. Da beide Orte ziemlich entlegen waren, wandten sich die Venter in allen Angelegenheiten an ihren Seelsorger und betrachteten diesen als ihren einzigen Herrn.

Einer der tüchtigsten Vorgänger Senns war der Kurat Franz Arnold gewesen, der in den fünfziger Jahren dort wirkte. Unter ihm begann der erste Turistenverkehr in diese Gegend. Die Ursache lag in einem Naturereignis, das die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf das Oberötztal lenkte. Die höchsten Höfe liegen ungefähr eine halbe Stunde von Vent entfernt an der Mündung des Rofentales. Der Vernagtgletscher im Hintergrund dieses Tales besaß seit Jahrhunderten eine traurige Berühmtheit. Zeitweise schob er rasch nach abwärts vor und sperrte mit seinem Eiswall der Rofener Ache den Weg, ihre Wasser zum gefürchteten Wildsee stauend. Beim Durchbruch zerstörte und vernichtete das Wasser rettungslos alles in weitem Umkreis. Senn hatte während seiner Schulzeit die Schrecken der Überflutungen von 1845 und 1848 miterlebt. Einer staatlichen Besichtigungskommission waren Scharen von Neugierigen gefolgt. 1845 waren bis zum September über 700 Beschauer zur Unheilstätte gestiegen, so daß Kurat Arnold das erste Venter Fremdenbuch anlegte. Unter den Einträgen liest man Christian Falkner von Längenfeld, der sich nicht genug über das fürchterliche Aussehen des Ferners verwundern konnte. Mit brennender Anteilnahme hörte der „Franzl" den Bericht des greisen Frühmessers, und dessen Schilderungen weckten seine Knabensehnsucht nach den unheimlichen Eisgründen. Vier Jahre später überredete er drei Mitschüler zu einer Partie nach Vent. Der Eindruck auf ihn war ein überwältigender. Nie vergaß er ihn mehr und als 1860 die dortige Kuratenstelle frei wurde, meldete er sich als Bewerber.

Als er sein Amt im Oktober 1860 antrat, umfaßte die Gemeinde rund 50 Seelen. Ein eigenes Gasthaus war noch nicht vorhanden. Der Wirtschaftsbetrieb spielte sich im Widum ab; denn der Ortspriester war zugleich Wirt. Diese Art der Tätigkeit lag Senn weniger. Die vielen Verdrießlichkeiten und finanziellen Sorgen, die ein solches Geschäft mit sich bringt, gingen ihm auf die Nerven und machten ihn oft reizbar und mißgestimmt, was sich selbst in Briefen an beste Freunde äußerte. Sein Kopf war voll von Plänen, sein Herz erfüllt von priesterlichem Eifer, sein gerader, offener Sinn neigte zu großer Wohltätigkeit. Hier liegt auch der Grund für viele Enttäuschungen und Schwierigkeiten, die ihm das Leben verbitterten. Man muß solche Nebenumstände wissen und in Betracht ziehen, nur dann kann man dem Charakter dieses Mannes ganz gerecht werden. Der erste Winter gab ihm Gelegenheit, sich

[1]) Widum ist Pfarrhaus.

in die Verhältnisse einzugewöhnen und die Leute kennenzulernen. Seine Pfarrkinder brachten ihm größtes Vertrauen entgegen, so daß er sich unter ihnen bald wohl fühlte. Leicht war sein Dienst nicht. An einigen Tagen der Woche war die Messe in der Kapelle zu lesen, die bei den Rofener Höfen stand. Alle Dorfangelegenheiten hatte er zu regeln und Schule zu halten. Trotzdem blieb ihm in den Anfangsmonaten manche freie Zeit. Ein Gedanke, den er jahrelang mit sich im Herzen trug, gewann jetzt in den einsamen Winterabenden scharf umrissene Gestalt. Er wollte sein Ötztal der Welt nahebringen. Von Anfang an ging er dabei klug und mit Überlegenheit ans Werk.

Zuerst orientierte er sich genau darüber, inwieweit die ganze Gegend bereits vermessen und in Karten aufgezeichnet war. Die Ernte erwies sich als spärlich genug. Wohl standen im Fremdenbuch einige bedeutende Namen. Die Brüder Schlagintweit hatten 1847 den Vernagtgletscher und dessen Umgebung begangen. Carl v. Sonklar hatte verschiedene Höhenmessungen vorgenommen; Ruthner war zum Kesselwand- und Hintereisferner vorgedrungen, J. A. Specht hatte als erster die Wildspitze mit drei Führern bestiegen und A. Wachtler den Brochkogel. Was sonst an Turisten vermerkt war, kündete meist vom Besuch Vents über Gurgl und von der Wanderung über das Hoch- oder das Niederjoch in andere Täler. Der einzige Aussichtspunkt, der mehrfach von Fremden genannt wurde, war der Similaun. Eine systematische Durchforschung des ganzen Gebirges fehlte also. Nun kannte Senn die Aufgabe, die neben dem Priesterberuf seiner wartete.

Für sein Vorhaben war die Kuratie äußerst günstig gelegen; denn sie ist die Pforte zu den mächtigsten und großartigsten Gletschern des Ötztales. Da ihm mindestens fünf Jahre zur Verfügung standen, legte er sich einen vorläufigen Plan zurecht.

Ein Hauptaugenmerk richtete er auf die Bergführer. Deren Zahl erschien ihm zu klein. Genannt waren: die Brüder Klotz (Leander, Nikodem, Benedikt und Hans), die als Bauern auf den Rofner Höfen saßen, Ferdinand Platter, Josef Scheiber, Peter Grüner, Urban Gritsch, Ignaz und Hans Schöpf und Zacherer. Der letztere war aus Längenfeld, ihm daher bekannt und konnte ihm mancherlei Auskünfte geben. Von den Brüdern Klotz suchte er so genau als möglich die turistischen Verhältnisse der Umgegend zu erfahren. Die Ortskenntnis der Leute war aber nicht sehr groß. Verschiedene Bergspitzen hatten keine Namen; ein großer Teil der Gletscher galt als unüberschreitbar. Die meist überquerten Ferner (Ramol-, Hoch- und Niederjoch) wurden als die einzigen, einigermaßen sicheren Übergänge bezeichnet. Fremde mußten die eingesessenen Führer oft recht hoch bezahlen. Einheitliche Taxen gab es nicht, ebensowenig eine Festlegung der genauen Führerpflichten. Nicht selten war es vorgekommen, daß sich die Einheimischen bei gefährlichen Stellen weigerten, weiterzugehen. Die ihnen anvertrauten Reisenden mußten notgedrungen umkehren oder gerieten in recht unangenehme Lagen. Das gab dem Geistlichen viel zu denken. Er nahm sich vor, hier Wandel zu schaffen.

Doch erst mußte das Widum für den Sommer bestellt werden. Das war ein tüchtiges Stück Arbeit. Trink- und Eßvorräte waren weit heraufzutragen; für Fremdenunterkunft war Vorsorge zu treffen, tüchtige Dienstboten erwiesen sich als nötig. Von seiner Kooperatorenstelle in Serfaus her erinnerte sich der neue Kurat an zwei sehr ordentliche Mädchen, Aloisia und Elisabeth Purtscher, die gerne bei ihm in Dienst traten. Mit ihnen machte er einen glücklichen Griff. Beide waren prächtige Wirtschafterinnen. Lise hatte hauptsächlich die Verwaltung unter sich und sorgte für die Bequemlichkeit der Gäste, Luise war die Köchin, und zwar eine ausgezeichnete. Besonders war sie eine Meisterin für Knödel, die häufig in den Fremdenbüchern mit Gedichten und Lobsprüchen besungen wurden. Die Verpflegung muß in den sechziger

Jahren sehr gut und billig gewesen sein. Das ersieht man beim Durchblättern der Einträge. Von 1861 an mehrte sich der Fremdenzuwachs so bedeutend, daß sich der alte Widumsbau als viel zu klein erwies. Die Wirtsstube war oft zum Bersten voll. Der junge Pfarrherr war äußerst beliebt. Die Turisten wie die Dörfler vergötterten ihn. Er war ein köstlicher Gesellschafter, voll Witz und Schlagfertigkeit. Seine Amtsbrüder gaben sich oft ein Stelldichein in Vent. „Dann flogen am übervoll besetzten Tisch die Spitzen nur so hin und her." Gar manchmal wurde zum Kehraus die Sennhymne gesungen, die ein begeisterter Verehrer dem gastlichen Herrn gewidmet hatte.

Schon 1861 waren so viele Fremde für den nächsten Sommer angemeldet, daß ihre Unterbringung im bisherigen Gebäude unmöglich war. Senn dachte an ein neues Unterkunftshaus. Vom elterlichen Bauernhof her besaß er ein Vermögen von mehreren tausend Gulden. Ein Teil davon sollte den Grundstock bilden für ein größeres Widum. Der Bau wurde noch im gleichen Jahr begonnen. Maurer und Zimmerleute waren im Ort, da die neue Venter Kirche bis zum kommenden Sommer fertig sein mußte.

Unter den Handwerkern war ein Tischler aus Sölden, Zyprian Granbichler. Seine Mutter Magdalena wurde die Vintscherin genannt, weil sie in ihrer Jugend zeitweise im Vintschgau gedient hatte. Sie war aus Kaisers gebürtig, wo sie oft Magddienste tat. In dem nahegelegenen Höfle kam am 3. April 1835 ihr kleiner Zyper auf die Welt. Sie waren bettelarm. Die Mutter mußte sich und ihr Kind notdürftig durch Stricken ernähren. Sobald es nur einigermaßen anging, suchte der heranwachsende Bub da und dort zu verdienen. Er nahm jede Arbeit an, die sich ihm bot. Mit achtzehn Jahren war er schon ein außergewöhnlich großer Bursche, der sich zu einem wahren Herkules entwickelte. Er besaß eine ganz seltene Muskelkraft, die ihn schwerste Saghölzer mit Leichtigkeit auf Wägen und Schlitten heben ließ. Dabei war er sehr mäßig und bescheiden. Nur auf eines war er stolz, auf seinen mächtig langen, schwarzen Schnurrbart. Senn fiel der Zimmermann durch die überlegene Ruhe auf, mit der er jede Arbeit geduldig ausführte. Die kümmerlichen Verhältnisse Granbichlers waren bekannt. Deshalb verschaffte ihm der neue Kurat durch Holzhacken, Botengänge und dergleichen manchen Nebenerwerb. Als die schöne Jahreszeit wiederkam und mit ihr die ersten Sommergäste sich einstellten, wußte es der Geistliche so einzurichten, daß Turisten, die über das Timbeljoch oder das Pitztaler Jöchl nach Vent oder Gurgel marschierten, den zuverlässigen jungen Menschen als Träger mitnahmen. Der Mutter schickte er von Zeit zu Zeit Unterstützungen nach Sölden. Er hatte eine stille Vorliebe für den prächtigen Burschen gefaßt und wollte ihn sich als Bergführer heranziehen. Zyper lohnte die Güte des jungen Priesters mit einer Treue und Dankbarkeit, die bis zum Tode ging.

Seinen Plan, den Bergkranz des Oberötztales genau kennenzulernen, hatte Senn nicht vergessen. Jeden freien, wettergünstigen Tag zog er auf Forschungsfahrten aus. Orientierungskarten fehlten noch für das Gebiet. Die umgebenden Berge waren fast alle unbekannt. Mitteilungen der Führer waren meist unbestimmt. Seine Natur neigte auch nicht dazu, auf Treu und Glauben jede Angabe hinzunehmen. Sein unbändiger Drang, Neues zu entdecken, zwang ihn, eigene Wege zu gehen. So wurde er zum alpinen Pionier.

Sobald er sich in dem Gebirgsbild zurechtgefunden hatte, begann er Strecke für Strecke abzuwandern, Gipfel um Gipfel zu bezwingen. Immer tiefer trieb es ihn hinein in die wunderbare Gletscherwelt der Heimat. Sein Herz wurde ergriffen von ihrem Zauber. Da stand er auf den hochragenden Zinnen, tief unter sich die weite Schau der Täler, vor seinem Blick die königlichen Firne. Stolz fühlte er sich dann als Tiroler, dem dies Vaterland gehörte — doch nicht nur ihm allein! Für alle war das Gebirge geschaffen. Welch mächtigen Zauber es auf jeden Fremden ausübte, konnte er täglich beobachten. Wieder wie in seinen Jünglingsjahren erfüllte ihn

der gleiche große Gedanke: er wollte die Berge den Menschen zugänglich machen. Nach seiner Ansicht mußte eine Erschließung des Ötztales den teils recht armen Bewohnern zugleich bedeutende Vorteile bringen.

Also — Fremde mußten her! Das Ziel stand seinem Weitblick klar vor Augen. Um es zu erreichen, waren ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden. Senns heller Verstand hatte längst erkannt, welche Mißstände einen ausgedehnten Turistenverkehr hinderten. Die Wegverhältnisse waren sehr schlecht. Gebahnte Steige und Saumpfade waren im weiten Umkreis kaum zu finden. Häufig genug hatten Wildwasser die Brücken und Straßen zerstört, so daß lange Strecken sich fast unbegehbar erwiesen. Die einzelnen Orte lagen meist weit von Bahnstationen entfernt und waren nur sehr schwer erreichbar. Wegweiser und Markierungen gab es nicht. Die Einheimischen fanden sich ja zurecht. Sie sahen keinen Vorteil daran, Auswärtigen das Durchreisen zu erleichtern. Die Unterkunft in Gasthäusern, soweit überhaupt vorhanden, war im Durchschnitt recht mangelhaft.

Der Kurat allein konnte keine grundlegende Änderung schaffen. Das ganze Volk mußte mithelfen. Jetzt zeigte sich, was Senn in Christian Falkners Schule gelernt hatte. Meisterhaft wie dieser wußte er die einsichtsvollen Leute herauszufinden und für seine Pläne zu gewinnen. Im Pfarrhaus wurde jeder mit Freuden aufgenommen, der wichtige Angaben über neue örtliche Verhältnisse machen konnte. Ihrem Geistlichen zuliebe begannen die Bauern das Beobachten. Sie sahen plötzlich ihre Heimat mit anderen Augen an. Vor kurzem noch hatten sie dem Beginnen ihres Dorfherrn kopfschüttelnd zugeschaut. „Die saligen Fräulein winken ihm", hatten sie gemeint. Doch sein Eifer wirkte ansteckend. Jetzt verstanden sie langsam, was sie an ihren Bergen besaßen und begriffen auch, wie vieles in ihren Tälern noch im argen lag. Sie erkannten, daß hier Abhilfe nötig war. Ein anderer Geist zog in den Hochtälern ein. Alpine Regsamkeit machte sich überall bemerkbar. Die Bauern begannen auf Gipfel zu steigen, und suchten sich auf unbekannten Gletschern zurechtzufinden, um gute Fremdenführer zu werden.

Vent war Durchgangspunkt für verschiedene Übergänge. Wer vom untern Ötztal oder vom Gurgler Tal nach Schnals wollte, mußte den Weiler Zwieselstein berühren. Von hier zweigt das düstere, rauhe und enge Venter Tal ab. In einer Länge von 6 Stunden zieht es sich nach Südwesten hin. Die wilde Spiegelache stürzt hier abwärts in tief durchwühltem Bett. Unwegsam ging es einst dort aufwärts. Ein elender, verlotterter Steig führte am linken Ufer des Venter Baches empor nach Heilig-Kreuz, vorbei an den Weilern „Seite" und „Winterstall", häufig unterbrochen durch vermurte Stellen und breite Bodenrisse, bis sich dem Blick die Mattenhänge von Vent öffneten. Von hier zog sich der Pfad bis zu den höchsten Oberötztaler Höfen, die eine halbe Stunde hinter dem Dorf stehen. Sie gehörten um 1860 den Brüdern der berühmten Führerfamilie Klotz. Die gefürchtete Ache überschreitend, schob sich die Wegspur zur Moräne des Vernagtferners vor, führte der Zwerchwand entlang im Angesicht des Hintereis- und Kesselwandferners gegen den oberen Berg und endete an der Zunge des Hochjochferners. Dieser mußte seiner ganzen Länge nach überschritten werden, um zum Hochjoche zu gelangen. Jenseits der Paßhöhe ging es, teils pfadlos, steile Hänge hinab, dem Hochjochbach entlang bis nach Kurzras und zu dem Pfarrdörfchen „Unsre Liebe Frau". Die lange Strecke war nur auf einem armseligen „Geißsteig" begehbar, der mitunter lebensgefährlich war. Um von Zwieselstein nach Unsrer Lieben Frau zu gelangen, mußte man mindestens 2—3 Tage rechnen. Ein Führer war für Fremde unerläßlich. Viele ließen sich abschrecken, den gefahrdrohenden Weg zu wagen und wählten lieber andere Übergänge und Täler für ihre Wanderungen. Dadurch blieb das Ötztal abseits liegen und galt als eines der unwegsamsten Gebiete von ganz Tirol.

Schon 1861, im ersten Jahre seiner Kuratentätigkeit, ließ Senn im Venter- und Rofental die allerdringendsten Verbesserungen an der kläglichen Ziegenfährte auf eigene Kosten ausführen. Während des Winters überdachte er genauestens, auf welche Weise hier ausgiebige Abhilfe möglich wäre. Er überschlug die Kosten eines neu anzulegenden Wegs. Sie überstiegen bei weitem sein Vermögen, doppelt, wo das begonnene Widum bis zum Frühjahr beendet sein sollte. Etwas mußte aber geschehen. Ein guter, sicherer Steig vom Ötztal über das Hochjoch ins Schnalser Tal war eine bittere Notwendigkeit, sollte dieser herrliche Teil Tirols nicht vom allmählich sich regenden Verkehr abgeschlossen bleiben. Der Geistliche suchte nun die Bauern entsprechend aufzuklären und begann allüberall mühselig kleine Beiträge zu sammeln.

Die Bauten in Vent schritten inzwischen rüstig fort. Am 29. Juni 1862 schrieb Tobias Grießer von Sölden 11 Personen ins Fremdenbuch ein: 5 Zimmerleute, den Maurermeister Höllrigl von Sautens und 4 Gesellen.

„Alle Genannten haben den neuen Widumsbau in Vent aufgeführt."

Am 7. August übernachtete dort Fürstbischof Gasser von Brixen. Er weihte die Kirche ein, die mit dem Pfarrhaus zugleich vollendet worden war. So viel Fröhlichkeit und eine solche Zahl von Besuchern hatte das kleine Dorf wohl noch nie bei sich gesehen. Der „Herr Kurat" veranstaltete zum Kirchweihfest eine Schützenfeier, zu der die Leute bis aus dem untern Ötztal heraufgekommen waren. Zyprian mußte bei der Wirtschaft helfen, Kellner und Kassierer sein. Im Widum wurde er immer unentbehrlicher. Noch im Herbst räumte man ihm dort ein Zimmer ein, wo er allsommerlich wohnte.

Unterdessen wurde in Wien durch Grohmann, v. Moisisovics und v. Sommaruga unter der Rechtsberatung des Advokaten A. v. Ruthner in dessen Wiener Kanzlei der Österreichische Alpenverein gegründet. Der Venter Hochgebirgsforscher war ihnen nicht unbekannt. Sie luden ihn ein, als Mitglied beizutreten. Er tat es gerne und erhoffte sich viel von der neuen alpinen Bestrebung. Mit dem ganzen Eifer seines leidenschaftlichen Temperaments unterstützte er sie. Gegenseitige Beziehungen der bahnbrechenden Alpinisten begannen. Ein Wetteifer setzte ein, der die prachtvollsten Leistungen erzeugte. Ein unbekannter Bergwall nach dem andern wurde besiegt. Tageszeitungen und Erstlingsausgaben turistischer Blätter füllten sich mit seitenlangen Beschreibungen. Senn lieferte wertvolle Beiträge, so Schilderungen von Erstbesteigungen, fesselnde Untersuchungen über den Vernagtferner, Darlegung örtlicher Gebirgsverhältnisse und seinen Turistenkalender zu Vent, der das beste Werbemittel fürs Ötztal war, zugleich auch der Anfang einer österreichischen Verkehrsstatistik in den alpinen Standquartieren. Sein Beispiel machte Schule.

Senns Glanzzeit als Bergsteiger war angebrochen. Es würde zu weit führen, all seine einzelnen Turen zu nennen. Die meisten von ihnen waren Entdeckungsfahrten. Immer öfter nahm er Zyprian mit und erzog ihn zu einem ausgezeichneten Begleiter. Gemeinsam mit ihm bezwang er unzählige Grate und Gipfel, überschritt neue Ferner, Päſſe und Jöcher, fand unbekannte An- und Abstiege. Im Verein mit dem treuen Gefährten überwand er die unglaublichsten Schwierigkeiten. Granbichler war für den verantwortungsvollen Führerberuf geschaffen wie wenige. Seine Ausdauer und Leistungsfähigkeit grenzte ans Unglaubliche. Er brachte es fertig, volle 8 Tage hintereinander auf schwierigste Berge zu führen, ohne Müdigkeit zu zeigen; gönnte sich im ganzen einige Stunden Schlaf und genügte trotzdem den höchsten Anforderungen. Die vortreffliche Schule seines Herrn machte ihn zum Meisterführer des Ötztales. Er war, wie Senn, ein echter Tiroler, von glühender Begeisterung für die Bergwelt erfüllt. Dazu hatte er prächtige Charaktereigenschaften, die bei den gemeinsamen Wanderungen aufs schönste zur Geltung kamen. So ist's erklärlich, daß der Priester sich fast freundschaftlich an seinen Zyper anschloß.

Der junge Österreichische Alpenverein hatte sich zur Aufgabe gesetzt, seinen Mitgliedern in alpinen Unternehmungen beizustehen. Deshalb erbat Senn eine ausgiebige Hilfe für die Anlegung eines Turistenweges von Zwieselstein über das Hochjoch ins Schnalser Tal. Zweimal wurde der Antrag abgelehnt mit der Begründung: „Dafür müßten Privatinteressenten aufkommen.“ Also handelte der Geistliche allein. Das Vermögen, das er noch besaß, verwendete er restlos für diesen Zweck. Unterstützungen waren ihm von so viel Seiten in Aussicht gestellt worden, daß er, auf diese Versprechungen bauend, Gelder in beträchtlicher Höhe aufnahm. Gleichzeitig begann er die Verhandlungen mit Fachleuten und meldete seinem Verein: „Unter allen Umständen wird der Plan zur Ausführung kommen.“ Daraufhin brachten die Versammlungsberichte von 1863 folgende Notiz: „Der überaus tätige und unternehmende Kurat von Vent hat sein Widum nunmehr derart erweitert, daß 18 Fremdenbetten aufgestellt werden konnten.“ Die Zahl der in den letzten 2 Jahren über das Hoch- und Niederjoch Reisenden betrug pro Jahr bei 200 Personen, eine Ziffer, die sich wohl vervielfachen wird, wenn, wie alle Aussicht vorhanden, der projektierte Saumpfad zustande kommt.

Der Weg wurde begonnen und unter größten Opfern des Stifters durchgeführt. Das Werk dauerte Jahre. Vom Wiener Ausschuß wurde in dieser ganzen Zeit einmal ein Beitrag von insgesamt 100 fl. nach Vent gesandt. Anfangs beteiligten sich die Bauern mit großem Eifer an den nicht leichten Arbeiten. Stundenweit schleppten sie das Baumaterial herauf, das an Ort und Stelle meist sehr mühevoll und nur von schwindelfreien Leuten verwendet werden konnte. Riesige Steinblöcke und Felsen mußten gesprengt, Gletscherbäche umgeleitet werden. Das ganze Hochtal war in Bewegung. Die Ansässigen sahen den Vorteil, den der neue Höhenweg ihnen bringen würde; doch hatten sie sich die Sache nicht so mühsam und langwierig vorgestellt. Ihre Anteilnahme erlahmte. Wie oft geschah es, daß niederbrechende Lawinen eine fertige Strecke zerstörten, die nun erneuert werden mußte. Die Bauern wollten keine Mithilfe mehr leisten, um so mehr, als die harte Tagesarbeit für den eigenen Hof sie genügend in Anspruch nahm. Nun mußten auswärtige Wegmacher her, was die Unkosten bedeutend erhöhte. Wieder hatte Senn Kapital zu beschaffen, das teils nur kurzfristig und zu hohen Zinsen zu erlangen war. Er wagte den gefährlichen Schritt. Der offene gerade Tiroler vertraute auf die vielen versprochenen Beiträge, die aber zumeist ausblieben. 1866 war der Weg vollendet, ein prachtvoller Saumpfad, so breit, daß zwei Maultiere einander bequem ausweichen konnten. Er bildete eine sehr wichtige Verbindungslinie. Seine Kosten betrugen 8000 fl. Davon waren 5000 fl. durch Sammlungen gedeckt. Der Rest — für die damalige Zeit eine bedeutende Summe — war Leihkapital und mußte hoch verzinst werden.

Am 12. Oktober 1866 reiste eine Inspektion nach Vent und schrieb sich ins Fremdenbuch ein: „Gestern kamen die unterzeichneten Commissionsmitglieder zur Besichtigung des unheimlichen Vernagtferners hier an und fühlen sich gedrungen, ihre vollste Anerkennung über den neuen Weg auszusprechen, den Herr Kurath Senn hat anlegen lassen. Dieser Weg ist eine große Wohlthat für die Bevölkerung der Gemeinden von Vend und Hl. Kreuz und für Touristen. Wollten doch die Gemeinden dieses dankbar anerkennen und den Weg auch einhalten, der an die Stelle elender Ziegenwege getretten ist. Auch Sölden dürfte dankbar zu sein dereinst Ursache haben. Den Ferner fanden wir in einiger Aufregung, die jedoch nicht entscheiden läßt, ob ihm auch Ernst sei, sein Spektakel vor 18 Jahren unzeitig vor der 70jährigen Periode wieder aufzuführen.“

(Folgen 11 Unterschriften.)

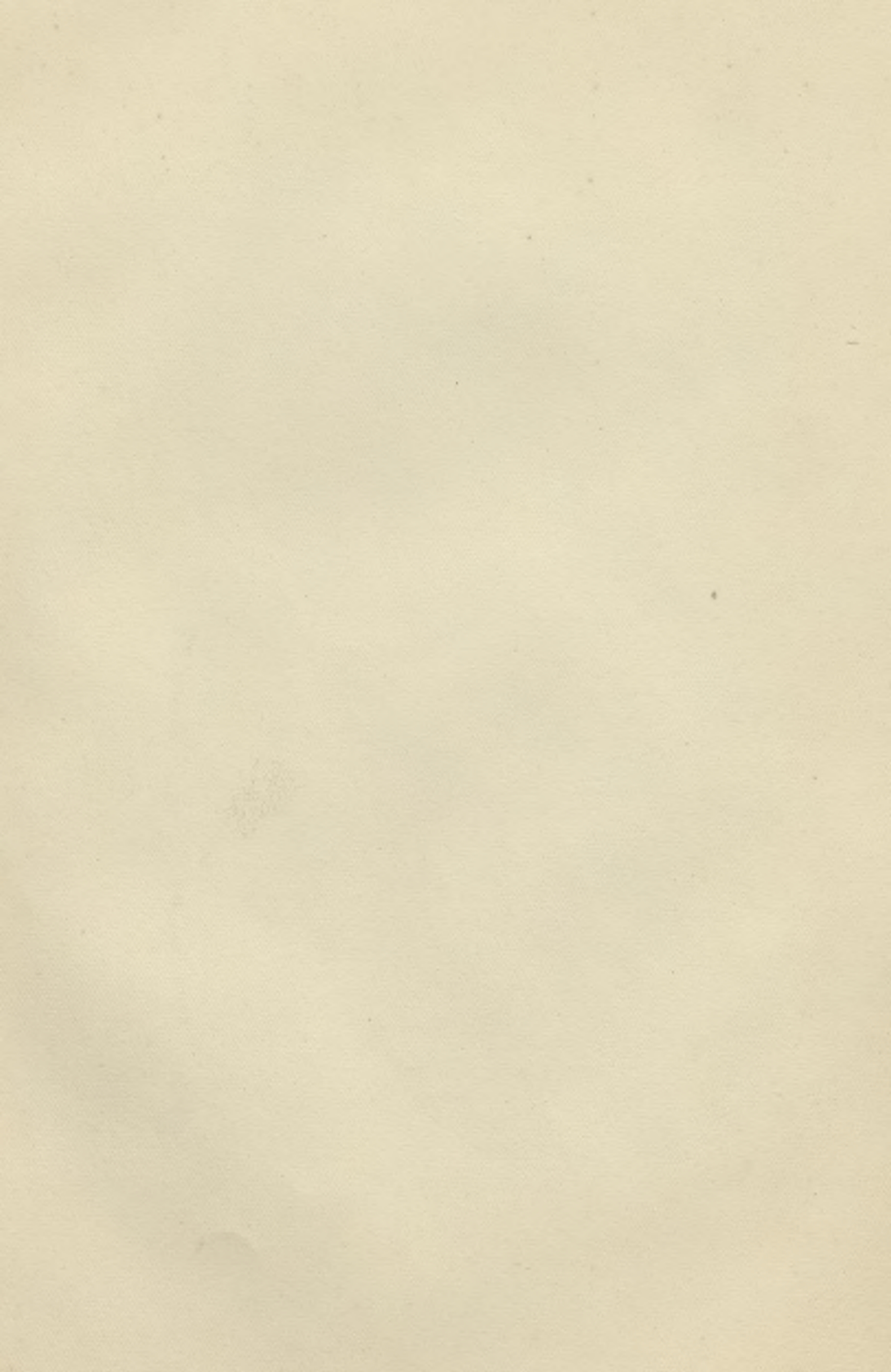
Der Gletscher beruhigte sich wieder und Senn, der für seinen herrlichen Bergsteig gezittert hatte, atmete auf. Alpine Blätter hoben die Segnungen des neuen, wunder-



Hans Beat Wieland

Mezzotinto Bruckmann

„Das stille Tal" 1925



schönen Höhenpfades hervor. Der Österreichische Alpenverein sprach sich in den „Mitteilungen" äußerst lobend und anerkennend über das tätige Mitglied aus. Aber Zuschüsse bekam der Kurat keine. Die Ötztaler konnten oder wollten Beiträge nicht mehr leisten. Dabei mehrten sich die Hochjochübergänger zusehends und brachten den Einheimischen die erwarteten Vorteile. Jeder pries den Stifter des „Sennwegs". Doch fast niemand dachte, woher die Gelder dafür gekommen waren. Wenn zuweilen einzelne Turistenspenden einliefen, so waren sie wie Tropfen auf einen heißen Stein. Mit Bitterkeit gedachte der Erbauer jetzt der vielen Opfer, die er gebracht, und die ihm eine fast unerträgliche Zinsenlast bedeuteten. Verschiedentlich wandte er sich an den Österreichischen Alpenverein um ein größeres, unverzinsliches Darlehen — immer umsonst. Der Ausschuß saß in Wien. Vom grünen Tisch aus ließen sich die Nöte eines einfachen Dorfgeistlichen nicht beurteilen.

Unterdessen hatte Vent Weltruf erlangt. Alle Nationen — selbst Australien — sandten Sommergäste. Die Führer hatten gute Zeit und verdienten reichlich. Zyper war eine Berühmtheit geworden, der gesuchteste Begleiter der Ötztaler Turisten. Man bezeichnete ihn als den besten, verlässigsten Führer der österreichischen Alpen. Bedeutende Alpinisten machten ihm glänzende Anträge, wenn er sie in andere Gebirgsgruppen begleiten würde. Aber er hing unentwegt treu an seinem Wohltäter, den er nicht verlassen wollte.

Dieser hatte Sorgen. Der Trubel im Widum mußte ihm auf die Nerven gehen. Alle Räume wurden zu klein für die Masse der Gäste. Die Dienstboten zeigten sich unwillig ob der vielen Arbeit. Vorräte sollten bezahlt werden; die Lieferanten drängten mit ihren Rechnungen. Senn war ratlos. Auf einen solchen Betrieb war er als Priester nicht eingestellt.

Dazu erfüllten ihn wieder neue Pläne. Er wollte sich nicht, wie viele Mitglieder des Österreichischen Alpenvereins, von kleinen, da und dort entstehenden Bergsteigerverbänden überflügeln lassen. Er war ein praktischer Vorkämpfer der alpinen Bewegung an Ort und Stelle und weit mehr ein Mann der Tat als der Schrift. Deshalb war seine erste Begeisterung für Wien längst verflogen. Mehr und mehr sah er die Aussicht schwinden, daß von dort aus Alpinismus und alpines Schrifttum zu gleichen Teilen gepflegt würden. Klarer wie alle andern Mitglieder erkannte er diesen Zustand, der zu einer gewissen Verflachung führen mußte und beschloß, auf eigene Faust eine selbständige Gemeinschaft zu gründen. Sie sollte nur einen Zweck verfolgen, die Berge den Menschen näher zu bringen. Leicht war die Sache nicht, das wußte er; denn er brauchte gleichgesinnte Männer und diese hatte er großenteils im Österreichischen Alpenverein zu suchen. Schriftliche Anbahnungen konnten Streitigkeiten hervorrufen. Wie sollte Senn im abgelegenen Vent die Möglichkeit haben, die Gleichdenkenden herauszufinden und für sein Vorhaben zu erwärmen. Der Zufall sollte ihm zu Hilfe kommen. Das Jahr 1867 führte ihm solche Männer zu. Die Buchhändler Trautwein und Waitzenbauer aus München hielten sich im August mehrere Tage im Widum auf, um von hier aus Hochturen zu unternehmen. Mit ihnen, seinen Vereinsmitgliedern, konnte er mancherlei besprechen und fand viel Verständnis für seine Ansichten. Den Plan einer Gegengründung aber lehnte Waitzenbauer damals noch rundweg ab.

Senn ließ sich nicht entmutigen. Während er im September beruflich abwesend war, kam ein anderer Turist ins Oberötztal, Johann Stüdl, der „Glocknerherr". Er wurde mehrere Tage in Vent eingeregnet, so daß er reichlich Zeit hatte zu beobachten, die Widumsbibliothek und die Fremdenbücher zu durchblättern und einen Überblick der örtlichen Verhältnisse zu gewinnen. Er verstand, wie wenige seiner Zeitgenossen, voll und ganz zu würdigen, was der Kurat alles geleistet hatte. Von Prag aus schickte Stüdl einen Geldbetrag „als kleines Scherflein zum Wegbau". Aus

dieser alpinen Spende entwickelte sich ein Briefwechsel, der zwei treue Freunde fürs Leben schuf. Für den einsamen Dorfpriester bedeuteten die Briefe eine Aussprache, die in ihrer Ursprünglichkeit zeigt, wie es ihm ums Herz war.

Anknüpfungspunkte hatten die zwei Alpinisten in Menge. Sie verband der gleiche Staatenbund, derselbe Verein, dasselbe tätige Schaffen für die Bergwelt. Schon der erste Brief wirft die Leser mitten hinein in das Gedankengebiet der beiden[1].

Vent am 2. Mai 1868.

Hochgeehrter Herr!

Ich habe Ihre beiden mir sehr lieben Schreiben richtig erhalten, mit Einschluß des Geldes, wofür ich den verbindlichsten Dank hiemit ausspreche, zögerte aber absichtlich mit der Antwort, weil ich hoffte meine bereits vollendete Beschreibung der Ersteigung der Wildspitze und der Weißkugel als gedrucktes Exemplar mit der Antwort Ihnen übersenden zu können. Leider verhinderte mich eine plötzlich eingetretene sehr heftige Krankheit. Zweimal dem Tode ziemlich nahe, konnte ich während des Monats März das Bett nicht verlassen, und habe erst jetzt, obschon ich noch zur Stunde an Fieber leide, die Kraft, einige Arbeiten zu verrichten. Ich bitte Sie deshalb dringend, gnädige Nachsicht mit mir zu haben.

Herr Dr. Würger meldete mir neulich, daß Sie zugleich mit ihm im kommenden Herbst in Vent einzutreffen gedenken. Wie sehr freue ich mich darauf, Sie persönlich kennen zu lernen, mit Ihnen sprechen und Sie auf Parthien begleiten zu können.

Ihrem Wunsche zufolge habe ich diesem Briefe die wortgetreue Abschrift der Notizen über die Ersteigung der „hinteren Schwärze“ und der „Weißkugel“ von Ernst Pfeiffer aus Wien beigelegt. Erlauben Sie mir dazu einige Randglossen. Ich selbst hatte früher schon zweimal versucht, die für unüberwindlich gehaltene Stolze (H. Schwärze) zu bezwingen, kehrte aber beidemale auf dem halben Wege um, wegen schlechter Witterung, da es mein Grundsatz ist, nie eine Spitze zu ersteigen, wenn Wolken oder Nebel die Aussicht zu hindern drohen. Auf meine diesbezüglichen Angaben hin unternahm H. Pfeiffer diese großartige Partie. Meine mißglückten Versuche hatten aber doch den Erfolg, daß ich jetzt noch 2 andere Wege, außer dem Pfeiffers auf die Spitze kenne und namentlich einen davon für den praktikableren, als seinen, halte, mag er schreiben darüber, was er will. Dieser führt über den Schalfferner und dann von der Pfaffentaler Seite auf die Spitze, ungefähr an derselben Stelle vorüber, wo Sie Lager geschlagen hatten. Ein solcher Versuch wäre jedenfalls ein schönes Stück Arbeit, nicht wahr? — Leider gibt uns H. Pfeiffer in seinem Bericht gar keine geographischen und dergl. Notizen, die von der hinteren Schwärze aus bez. der nächsten Umgebung interessant sein müßten. Wollen wir die nicht erforschen?

Der erste Ersteiger der „Weißkugel“ war Herr Specht i. J. 1861, Kaufmann in Wien, auch der erste Ersteiger der Wildspitze; nach ihm kam der Engländer Tuckett mit Consorten und 1866 ich als der dritte, fand in einer Flasche ein Billet von Herrn Tuckett mit allen Namen und löste dieses gegen einen von mir geschriebenen mit meinem und Zyprians Namen ab, welchen Zettel mir Herr Pfeiffer nach seine Parthien in Meran vorzeigte. Somit ist dieser Herr der vierte Ersteiger der Weißkugel.

Aber jetzt, wo ich daran gehen soll, Ihnen einiges von der Weißkugel zu beschreiben, wird mir w a r m u m s H e r z. Unter all den vielen Spitzen, die ich erstiegen habe ist mir der Liebling die Weißkugel; diese ist die Königin aller Berge, nicht bloß in der Ötztaler- und Stubaiergruppe, sondern, was Aussicht betrifft, wie ich glaube, von ganz Tirol oder nach weiterhin. Herr Tuckett schrieb mir am Tage nach Besteigung derselben von Trafoi aus unter anderem folgendes: „Ich habe nie etwas Schöneres gesehen, als von der Weißkugel.“ Dieses Urteil fällte Herr Tuckett, der berühmte Besteiger fast aller hohen Bergspitzen in den ganzen Alpen.

Welche Deutlichkeit, Großartigkeit und Abwechslung im Bilde! Ich versichere Sie, ich sehne mich darnach wenigstens ein paarmal die Weißkugel zu besteigen. Den Rückweg würden wir am nächsten nach Matsch machen, wie bisher einzig Herr Tuckett es gethan, und ich werde mich bestreben, einen solchen, sicheren, bis zum nächsten Herbst ausfindig zu machen.

Sie wünschen ferner eine Notiz über meine Besteigung der Wildspitze vom Mitterkarferner aus. Darüber in Kürze: Auf unserem Hinwege nahmen wir die Route am sog. Motzen, Abhange des Urkund, vorüber zum Mitterkarferner, zuerst über Steingerölle, dann über den ziemlich flach ansteigenden Ferner selbst zum Fuße des sog.

[1]) Die im weiteren folgenden Briefe sind Originalabschriften, zum Teil etwas gekürzt.

Hallferners, der vom Fuß der Wildspitze zwischen Urkund und diesem sich fast senkrecht auf den Mitterkarferner hinabzieht und mit ihm vereinigt, und mußten uns so rechts vom Hallferner durch das sehr steile, vielfach durchbrochene, teilweise lockere Steingebilde und Gerölle des Urkund, oft kletternd, mit den Händen hindurchwinden, um endlich nach Überschreitung eines steilen Schneefeldes die gemeinschaftliche Höhe am Fuße der Wildspitze — in 2 Stunden strengen Gehens vom Mittelkarferner aus — zu erreichen. Dieser Weg erfordert 1½ Stunde mehr Zeit und ist beschwerlicher und gefährlicher als über den Rosenkarferner. An diesem Mißverständnis sind übrigens die früheren, die von Herrn Dr. Ruthner ausschließlich privilegierten Wildspitzführer Nikodem und Leander Klotz schuld. Aber, Gott sei Dank, jetzt haben wir andere genug und viel bessere.

Auch ist die Ersteigung der Wildspitze kein Hexenwerk.

Der erste Besteiger der Wildspitze am 3. August 1867 heißt: „Eißner, k. k. Lieutnant." — Diese Besteigung ist ausgeführt bei sehr schlechtem Wetter in verhältnismäßig kurzer Zeit auf meinem Wege.

Ihre Behauptung, „daß die Kreuzspitze ein ebenso interessantes Bild von ihrem Gipfel sehen lasse, wie der Similaun, und daß letzterer durch dieselbe sehr in den Hintergrund gedrängt worden," stimme ich unter folgenden Zusätzen vollständig bei. Der Similaun gibt eine Fernsicht, die weitum bloß von der Wildspitze und Weißkugel übertroffen wird, eine fast unermeßliche, rücksichtlich der Rundschau. In der Nähe hingegen steht er weit hinter der Kreuzspitze. Sie kennen ja die prachtvolle Ansicht der vielen großen Gletscher, die sich um letztere im Halbkreis lagern und der majestätischen Gebirge, die um sie stehen — ein Bild, gewiß fast einzig in den Alpen und von Kennern der Schweiz in dieser nur vielleicht von dem Gornergrate als übertroffen erklärt, — ein Bild, sage ich, gegen welches der Similaun, abgesehen von der Fernsicht, fast nichts bietet außer ein paar kleine Stücke Ansicht vom Niederjoch-, Marzell- und Gurglerferner. Ich rechne es mir zum Verdienste, zuerst die günstige Lage der Kreuzspitze erkannt, sie im Herbste 1865 zuerst erstiegen, und in Folge dessen den Touristen empfohlen zu haben. Daß der Similaun von ihr in den Hintergrund gedrängt wurde, beweisen auch die Ersteigungen des letzten Sommers. Während jener nur 4 oder 5mal, wurde diese ungefähr 20mal von 50—60 Touristen bestiegen.

Indem ich mich freue, im kommenden Herbste hoffentlich die Ehre zu haben, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, zeichnet sich unter Versicherung vorzüglicher Hochachtung und verbindlichster Dankbarkeit

Ihr ergebenster Diener Franz Senn, Kurat.

Vent am 2. Mai 1868.

Der Sommer brachte beiden die Möglichkeit, sich kennen zu lernen. Mitte August bestiegen der Schweizer Weilenmann und die Brüder Johann und Karl Stüdl aus Prag die Wildspitze und die Weißkugel. Ihr Begleiter war der schwarzäugige, sonnverbrannte Zyper. Seine Leistungen fanden höchste Bewunderung. Ins Widum heimgekehrt, fanden sich der Prager Hochturist und der Venter Kurat in einer ernsten, inhaltsschweren Aussprache. Wieder wie bei Trautwein und Waitzenbauer legte Senn seine Pläne dar, die so bedeutungsvoll für die Zukunft werden sollten. Noch zögerte Stüdl, denselben beizustimmen und behielt sich alle Entscheidungen vor. Doch konnte er eine ziemlich genaue Schilderung der damaligen Vereinsströmungen geben und bestärkte dadurch den Geistlichen noch mehr in seinem Vorhaben, einen deutschen Alpenverband zu gründen. Denselben Gedanken hegte zu gleicher Zeit Karl Hofmann, der junge Münchner Bergforscher. Er wurde ungeahnt Senns bester Helfer; denn mit stürmendem Jugendmut überwand er alle Bedenken, riß die Gleichgesinnten hin und ward so der Bundesgenosse Trautweins und der beiden Österreicher. Noch aber bedurfte es langer Verhandlungen, bis das Ziel erreicht war.

In den letzten Augusttagen kam ein anderer, Erholung suchender Gast, der dem Pfarrherrn eine kurze Zeit innigen Verstehens, dann aber viel Schlimmes bringen sollte — der Maler Brizzi aus München. Der besaß einen so erfrischenden Humor und hatte eine so drollige Art, daß er sich alle Herzen gewann. Als ihn harte Krankheitsanfälle heimsuchten, ward ihm rührende Pflege zuteil. Der Geistliche saß stun-

denlang bei ihm und schloß sich eng an ihn an. Mehrmals stiegen die beiden später zur Kreuzspitze hinauf, Senns stolzer Lieblingsberg. Des Malers Auge ruhte entzückt auf der herrlichen Rundschau. Dem Priester war diese Begeisterung nichts Ungewohntes; er erlebte sie immer wieder an sich selbst und an allen, die auf der Kreuzspitze standen. Wie gerne hätte er das Bild so, wie er es in sich trug, festgehalten! Nun, neben ihm saß ein Künstler von Beruf, der könnte doch ein umfassendes Panorama herstellen! Brizzi dachte Ähnliches, von einem andern Standpunkt aus. Der lustige, leichtlebige Maler brauchte Geld und hier winkte ein einträglicher Auftrag. Im Handumdrehen war ein Vertrag geschlossen; er brachte beiden Mißhelligkeiten in Menge. Senn erwartete sich eine genaue Darstellung, eine Art Orientierungskarte zum alpinen Gebrauch. Er hatte vor, sie vervielfältigen zu lassen, damit ihr Verkauf eine Entlastung seiner Geldnöte brächte. Brizzi war es hauptsächlich um die Bestellung zu tun. Die entsprechenden turistischen Kenntnisse, um ein durchaus einwandfreies, örtlich völlig richtiges Gebirgsbild herstellen zu können, besaß er nicht.

Wo der Anstieg zum Grat begann, stand auf der letzten Terrasse ein Hirtenhäuschen. Dieses ließ der Kurat wohnlich herrichten. Wochenlang hauste hier der Münchner Freund, von Vent aus gut mit Lebensmitteln versehen. Es war ein schönes, aber luftiges Asyl. (Aus der Zeit stammt die Bezeichnung „Brizzihütte".) Alltäglich schleppte ein Träger Holz herbei, denn die Herbstnächte waren bitterkalt. Brizzis Arbeit kam dem Geistlichen teuer zu stehen. Seine Schulden wuchsen und wuchsen.

Mitte Oktober setzte so schlechtes Wetter ein, daß eine Vollendung des Panoramas nicht möglich war. Brizzi wanderte zu Tal und blieb noch 11 Tage als Gast im Widum. Da alle Fremden abgereist waren, widmete der Hausherr seine freie Zeit fast ausschließlich dem neuen Freund, dem er sein ganzes Herz ausschüttete, seine Zukunftspläne und seine finanzielle Lage darlegte.

Zum Dank für dieses Vertrauen suchte Brizzi das Fremdenbuch mit einer humoristischen Bilderserie zu schmücken. Auch versprach er, überall Senns Vorhaben unterstützen zu wollen. Im kommenden Sommer wollte Brizzi das Panorama vollenden. Am 25. Oktober trennten sich beide im besten Einvernehmen.

> „Mit tausend Dank scheide ich von diesem traulichen Widum, und wiederhole denselben meinem trauten Freunde dem hochwdg. Kuraten, sowie den liebenswürdigen aufopfernden Mädchen Elisabet und Luise, die mir den Aufenthalt dahier, sowohl während meiner bedeutenden Krankheit, als auch die ganze Zeit über, durch unzählige Beweise von Freundschaft und Innigkeit sosehr verkürzen.
>
> Den verehrten Fremden gratuliere ich nur immer, welche das Glück haben diese zweite Heimat mit ihren Wundern zu genießen, und bitte und ersuche dieselben für Weg und Hüttenkasse ihr Schärflein sowie ihre Mildthätigkeit bestens nach Kräften fließen zu lassen, da die Opfer welche mein Freund der hochwdg. Kurat Senn, für die Touristen bringt, wahrlich in's Staunenswerthe gehen und noch ein Defizit von 1700 Gl. ö. W. zu decken ist, dennoch aber neuerdings der Plan gefaßt ist, neue Wege nach der Kreuzspitze, übers Ramoljoch, in's Pitz-, Kauner- und Stubaythal anzulegen, was jedem Fremden unendlich zu statten kommen wird und nur immer eine Unzahl neuer Touristen anlocken kann.
>
> Charles Brizzi, Künstler aus München."

Die letzten Zeilen deuten an, wieviel neue Gedanken den Unternehmungsgeist des unermüdlichen Bergpriesters erfüllten. Wenn er auch mit schweren Hindernissen zu kämpfen hatte, mit seiner unbeugsamen Energie meisterte er sie alle.

Doch auf der Höhe seines Schaffens brach ein Unglück über ihn herein, das Senns Leben überschatten sollte bis ans Ende.

Ermüdet vom schweren, gästereichen Sommer, abgearbeitet und überreizt, bedrängt durch Geldsorgen, suchte der Kurat einige Tage Erholung in Meran. Den braven Zyper hatte er mitgenommen. Wunderbare Spätherbsttage verschönerten den Aufent-

halt. Nur ungern dachten beide an die Heimkehr. Am 6. November brachen sie auf. Klar und mild war die Luft, wie die ganze Zeit her. Die aufgehende Sonne versprach einen schönen Wandertag, der sie bis nach Schnals bringen sollte. Gregor Klotz aus Vent begegnete ihnen. Er versicherte, daß der Hochjochferner sehr gut zu überschreiten und jenseits alles schneefrei wäre. In froher Stimmung wanderten sie dahin. Nachdem sie in „Unsere Frau" übernachtet hatten, gingen sie am Samstag (7. Nov.) über Kurzras hochjochwärts. Ein kalter Westwind pfiff ihnen entgegen, je weiter sie aufwärts stiegen. Beim letzten Gehöft des Schnalser Tals war der Boden verschneit. Je näher sie der Paßhöhe kamen, desto tiefer wurde der Schnee. Immer schneller schritten beide aus, dem Hochjoche zu, das sie um $^1/_2$2 Uhr erreichten. Oft und oft hatten Senn und Zyper den anschließenden Ferner in knapp 2 Stunden überschritten. Jenseits begann der neue, schöne Saumpfad, Senns Weg, von dem er und Zyper jede Wendung, jede Aussprengung, fast jeden Stein kannten. Hunderte von Turisten hatten im letzten Sommer die gleiche Strecke ohne jede Gefahr passiert. Beide wähnten sich am Abend wohlgeborgen daheim. Nach kurzer Rast betraten sie um $^3/_4$2 den frischverschneiten Gletscher. Sie brachen sofort knietief ein. Trotzdem wateten sie Schritt für Schritt weiter, 1½ Stunden lang — und hatten noch kein Drittel des Weges hinter sich. Zyprian fror in seinen leichten Kleidern und wollte umkehren, aber Senn wagte das nicht mehr; denn der Westwind mußte ihre Spuren längst verweht haben. Er hoffte jenseits des Latschenbühels auf eine Besserung des Wetters. Zudem rief ihn die Pflicht nach Hause. Er mußte bis zum Einbruch der Nacht dort eintreffen. Schweigend fügte sich Granbichler und schritt als Führer voran. Heftigerer Wind, dichteres Flockentreiben setzte ein und beschleunigte die Dämmerung, die jede Orientierung erschwerte. Der Nebel sank bis zum Boden herab, die Nacht brach an und die zwei waren abgemattet und allein inmitten des Ferners. Der Sturm heulte und peitschte ihnen körnigen Schnee ins Gesicht. Sie verirrten sich in der Dunkelheit. Um nicht ein Opfer der Randspalten zu werden, kletterten sie den oberen Berg entlang und hofften so die Steinerne Stiege zu erreichen. Um 10 Uhr fanden sie diese, trotz der Schwärze der Nacht. Eisiger Nordwind durchschauerte ihre Glieder. Tiefer und tiefer wurde der Schnee. Auf Händen und Füßen krochen und rutschten sie über Platten und wilde Gehänge nach abwärts, dem Arzbödele zu. Oberhalb desselben überquerten sie den Hochjochferner, um vielleicht auf diese Weise ins Rofental zu gelangen. Das Eis war glatt und steil, der Abstieg mühselig, ging aber doch verhältnismäßig leicht vor sich. Plötzlich glitt Zyprian aus, fiel zu Boden und wurde abwärts geschleudert. Im Fallen riß es ihn über eine Kluft und warf ihn auf Moränenschutt. Erschrocken, halb betäubt, blieb er liegen, zitternd im Schüttelfrost. So fand ihn Senn vor, versuchte den erstarrten Körper zu erwärmen und Zyper zu beruhigen. Umsonst! Stärkender Wein half nichts. Brot, Wurst und Speck waren steif gefroren, ungenießbar geworden. Es mochte gegen 1 Uhr in der Nacht sein. Beide waren müde zum Umsinken; sie mußten weiter. Aber wo in dieser Finsternis, umtost vom Sturm, umwirbelt von Schneeflocken, den Weg finden? Wieder und wieder verirrten sie sich, suchten ab- und aufwärts in dem zerklüfteten Gelände. Oft sanken sie erschöpft und verzweifelt zu Boden. Nur mit äußerster Willensanstrengung schleppten sie sich dennoch weiter. Ihre Schwäche war so groß und die Hände waren so gefühllos, daß sie den hartgewordenen Proviant nicht mehr zum Munde führen konnten. Endlich kam die Dämmerung. Zypers Körper schlotterte vor Kälte. Als sie den Vernagtferner unter unsäglichen Qualen erreichten, überquerten sie ihn gegen die Zwerchwand zu. Um 6 Uhr früh endlich fanden sie den neuen Weg. Kaum hatten sie ihn betreten, ging eine Staublawine neben ihnen nieder. Zyprian warf sich zu Boden, um nicht fortgerissen zu werden. Senns Kräfte drohten dieser neuen Gefahr nicht

mehr standzuhalten. So schritt, getreu der Führerpflicht, Granbichler voran, den Weg zu bahnen. Bis zur Achsel türmte sich bei jedem Schritt der Schnee; es war ein gräßlicher Kampf ums Leben. Mehrmals versuchte Senn Zyper zu entlasten; doch nach kurzer Zeit sank er jedesmal vor Schwäche zusammen. Wortlos nahm dann Zyprian wieder den alten Platz ein und trieb die wuchtige Gestalt von neuem durch den Schnee. Schon bis ins Mark durchkältet, gab der treue Mensch seine letzten Kräfte her, um den geliebten Herrn zu retten. Für sich hoffte er nichts mehr. Er wurde schwächer und schwächer und fühlte, wie ihn tödliche Erschöpfung überkam. Kurz vor dem roten Bach lehnte er sich an den Schnee und stöhnte: „Ich kann nicht mehr!" Taumelnd, halb ohnmächtig sank er zu Boden. Senn versuchte ihn mitzuschleppen — unmöglich, den riesigen Mann nur in die Höhe zu bringen! So versuchte er Hilfe aus Rofen herüberzuholen Mit dem Mute der Verzweiflung wühlte er sich durch und kam zu einer freien Stelle, wo er von Ferne die Höfe liegen sah. Der Bauer Ferdinand Klotz kam ihm entgegen. Er schickte ihn zu Granbichler und setzte wankend seinen Weg nach Rofen fort. Dem erfahrenen Nikodem Klotz gab er dann Anweisung, wie Zyprian möglichst schonend unter Dach und Fach gebracht werden könnte. Der Kurat war durch die furchtbaren Anstrengungen in einen Fieberzustand geraten, der ihm den klaren Blick nahm und ihn nicht erkennen ließ, daß der treue Weggenosse als ein Sterbender zu Boden gesunken. Nur eine einzige Vorstellung hatte noch Raum in dem überreizten Hirn des Geistlichen: „Die Pflicht ruft! Ich muß nach Vent." Um 4 Uhr nachmittags langte er dort an, nach einer grausigen Wanderung von 30 Stunden. Den Zyper glaubte er wohlgeborgen und auf dem Wege der Besserung. Doch die Hilfe war zu spät gekommen. Unterm klaren, kalten Himmel seiner Berge war Granbichler in den Armen des Klotz verschieden. Die ganze Qual der fürchterlichen Nacht stieß der gemarterte Körper in einem letzten Sterbeschrei aus.

Ernst und stumm trugen die Führer ihren Besten nach Vent und brachten die traurige Last ins Widum. Mit 33 Jahren, in der Blüte seines Mannesalters, mußte er ins Grab gesenkt werden.

Senns Verzweiflung war nicht zu beschreiben. Die Bevölkerung betrachtete seine Rettung als ein Wunder Gottes. Er aber machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er am Hochjochferner nicht umgekehrt war. Wie mit Blindheit war er geschlagen gewesen, gerade er, sonst so vertraut mit der Bergwelt und ihren Gefahren!

Tagelang war der Priester unempfindlich, stumpf. Seine Glieder waren aufgeschwollen, der ganze Kopf tobte und brannte noch von den Peitschenhieben des Nordsturms. Der eisige Wind hatte innerlich Entzündungen hervorgerufen, die der Keim zu qualvoller Krankheit wurden. In der Dunkelheit bedrückte ihn Angst und Schreck, Wahnvorstellungen peinigten ihn. Sie setzten sich in seiner Seele so fest, daß er auch noch nach Jahren in stürmischen Nächten davon befallen wurde. Dann sah er wieder die schrecklichen Bilder vor sich, hörte seinen Zyper um Hilfe rufen und fand sich schweißgebadet und in Tränenströmen.

Nach und nach erst wurde er ruhiger. Sein Beruf zwang ihm Selbstbeherrschung auf, die ihn bewahrte, dem Irrsinn zu verfallen, wie man befürchtete, als er, vom frischen Grabe kommend, am Betpult zusammenbrach.

Von allen Seiten wurden dem Tiefgebeugten Mitgefühl und Teilnahme bezeigt. Dies war ihm ein kleiner Trost und half, ihn wieder aufzurichten. Sein erstes klares Denken galt Zyprians armer Mutter, die nun ganz verlassen in der Welt stand. Sobald die alte Frau sich dazu entschließen konnte, gab er ihr im Widum eine Heimat und suchte der Siebzigjährigen durch Liebe und Güte den Verlust des Sohnes erträglich zu machen.

Als die Adventzeit mit ihren vielen priesterlichen Verrichtungen begann, hatte sich

der Kurat wieder soweit in der Gewalt, daß er seinen Aufgaben gerecht wurde. Er begann auch die angehäuften Briefschulden abzutragen. Der erste, dem er schrieb, war Stüdl.

Vent am 1. Dezember 1868.

Euer Wohlgeboren! Hochgeehrter Freund!

Halten Sie mir den letzteren Titel der Aufschrift zu gute; er kam gewiß von Herzen. Ich bin nämlich gegenwärtig immer untröstlich und voll Schmerz, weil ich meinen Liebsten, Theuersten verloren habe: Unser Führer Zyprian Granbichler, ist zu den Toten gegangen, und zwar für mich — um mein Leben zu retten, infolge Erfrierens, Erschreckens und übermenschlicher Anstrengung, zuletzt wohl am Nervenschlag.

Was glauben Sie, wäre die Anregung des Gedankens unbescheiden, dem Zyper ein ehrendes Denkmal auf dem Friedhofe oder an der Unglücksstätte zu setzen? Um mich hätte er es jedenfalls verdient, und ich erblicke darin auch eine Aufmunterung für andere Führer. Freilich müßten die Kosten, da Zypers noch lebende Mutter gänzlich mittellos ist und höchstens an dem von Zyper in den letzten Jahren Ersparten zu leben hat, durch Teilnahme seiner Gönner gedeckt werden. Ich bitte Sie, darüber mir gefälligst Ihre Ansicht mitzutheilen.

Erst nach dieser Trauerbotschaft komme ich daran, Ihnen meinen verbindlichsten Dank für Übersendung Ihrer „Wildspitz-Ersteigung" und der schweizerischen Exkursionskarte auszusprechen. Letztere gefällt mir ganz vorzüglich und ich werde mich bestreben, eine ähnliche für unser Gebiet zu schaffen.

Das Panorama der Kreuzspitze ist bis auf einen kleinen Teil vollendet, bloß gegen den Ortler hin nicht, wegen anhaltend schlechten Wetters; es werden somit heuer wahrscheinlich 3 Blätter erscheinen. Ich hoffe, daß es korrekt und schön wird. — Ich selbst konnte auch wegen schlechten Wetters heuer sehr wenig leisten, habe bloß in der ersten Hälfte September die „Hintere Schwärze" und als erste Ersteigung den „Schalfkogel" bezwungen, beide bei schönem Wetter und beide auf neuen Wegen und unter herrlicher Führung. Auf die hintere Schwärze waren meine Führer: unser theurer Zyper und Ignaz Schöpf aus Sölden. Wir gingen über den Schalfferner hinein, bogen um den Mutmal und kamen auf eine Einsattlung, ein neuer, durch uns entdeckter Paß in das Roßberg-Alpenthal und durch dieses nach Mitterkaser im Pfaffenthale, gar wenig beschwerlich und wunderschön. Auf die Spitze gingen wir theils über die Schneide, theils etwas unterhalb gegen Pfaffenthal. Den Rückweg nahmen wir auf der entgegengesetzten Marzellferner-Seite. Auf den Schalfkogel war ich und Ignaz Schöpf, unser Begleiter war der Student Johann Karlinger aus Längenfeld. Wir gingen über den Thiemferner und wieder zurück. Dies ist eine Parthie mit einem landschaftlichem Reize, wie ich bei uns keine zweite kenne. Jedenfalls und zum wenigsten nach Weißkugel, Wildspitze und Kreuzspitze die schönste, für einen Bergsteiger sehr leicht und am selben Tage Gurgl zu erreichen.

Ferner habe ich am 10. Oktober S. Kaiserliche Hoheit, den Erzherzog Rainer und seinen Kämmerer, Grafen Wurmbrand, auf die Wildspitze begleitet, bei ausgezeichnet schönem Wetter. Die ganze Kette der Berner Alpen sahen wir in vollster Ausdehnung und prachtvoller Beleuchtung. Das war auch Zypers letzte größere, glückliche Parthie als Führer. Darnach war anhaltend schlechtes Wetter und die Saison zu Ende. — Herr Weilenmann hat mir das Führerregulativ der Schweiz noch nicht gesendet.

Über unser Alpenvereinsprojekt etwas später!

Mit Grüßen vom ganzen Hause und Empfehlung an Ihren Herrn Bruder

Ihr in Hochachtung ergebenster Freund

Franz Senn.

P. S. Auch Ihr zweiter Führer auf die Wildspitze und Weilenmanns auf die Weißkugel, nämlich Josef Raffeiner von Schnals, vulgo Schmidle, ist nach 18 tägiger Krankheit an Typhus in Vent mit Tod abgegangen. Schade um ihn!

Obiger.

Das Unglücksjahr 1868 lag hinter Senn. Mit neuem Mute wollte er 1869 beginnen. Sein Körper hatte sich soweit erholt, daß er den Plan einer alpinen Neugründung wieder aufgreifen konnte. Mit Weilenmann hatte er im vergangenen Sommer die turistischen Einrichtungen der Schweiz besprochen. Dort bestanden schon einzelne

Alpenklubs, deren Statuten dem Kuraten sehr wissenswert waren. Sie paßten teilweise auch für Tirol. Er arbeitete sie entsprechend um und schuf damit eine Zusammenstellung, die er als Grundlage für einen selbständigen Bergsteigerverein betrachtete.

Sein Hauptbestreben war, daß bahnbrechende Alpinisten seine Anregungen von der richtigen Seite erkannten: wie das Gebirge Fremde braucht und bessere Verkehrsverhältnisse. Wenn der Vereinsausschuß ständig in Wien saß, fern von den Hochalpen, so fehlte die innige Berührung mit den Bergen. Die Folge hatte Senn selbst gespürt bei seinem Wegbau. Eine Abhilfe war also nur gerechte Notwehr. In diesem Sinne wandte er sich in einem Neujahrsbrief an seinen Freund Stüdl, dem er damit die wichtige und schwerwiegende Vermittlerrolle übertrug.

Vent, am 3. Januar 1869.

Hochgeehrter Freund!

Glückseliges neues Jahr!

Möge es zu unserem zeitlichen und ewigen Wohle gedeihen! Dieses wünsche ich besonders Ihnen aus dem tiefsten Grunde meines aufrichtigsten Freundesherzens. Insbesondere möge Sie Gott, der Herr. segnen für die zahlreichen Beweise des Wohlwollens, die Sie mir gegeben und für die vielen Wohltaten, die Sie gespendet. Ich hoffe und wünsche ferner auch, daß unser Freundschaftsbund sich im neuen Jahre immer mehr befestigen werde.

Über die Verhältnisse von Zypers Mutter werde ich Ihnen das nächstemal genau berichten. Erzherzog Rainer hat mir für Zyper zur beliebigen Verwendung 50 fl. und sein Kämmerer Graf Wurmbrand 20 fl. geschickt. Von München habe ich Nachrichten, daß dort ebenfalls eine ziemliche Summe zu gleichem Zwecke beisammen sei.

Ich bin gegenwärtig vollends gesund, aber mein Herz ist noch immer voll Schmerz über Zypers Verlust. Diese Wunde wird in meinem ganzen Leben nicht vernarben. Einziger Balsam ist mir die große allseitige Teilnahme an unserm Mißgeschicke.

Aber in die Tatsachen muß man sich fügen; deswegen denke ich gegenwärtig viel an Zypers und Raffeiners Nachfolger. Es haben sich mehrere auch schon gemeldet, unter anderen ein gewisser Ennemoser von Längenfeld und Gabriel Spechtenhauser von Unser Frau, beide ehemalige Kaiserjäger, die mir gut gefallen und die ich wahrscheinlich protegieren werde. Doch sind es erst Anfänger und wie selten finden sich Zypers Eigenschaften in einer Person vereinigt!

Wie es mit unserem Alpenvereinsprojekte steht, weiß ich selbst nicht zu sagen. Jedenfalls müssen wir ernstlich daran denken, etwas Reelles zu Stande zu bringen. — Ich will heute beginnen, Ihnen einige Gedanken darzulegen, und bitte um Ihre Meinung darüber um so mehr, weil ich selbst über vieles im unklaren bin.

Vor allem müssen sich einige Bergfreunde, die als solche einen Ruf und das richtige Verständnis haben, zusammentun, sich gegenseitig vollständig aufklären und dann die Prinzipien festsetzen. Welche sind diese Männer? Soweit meine Kenntnisse reichen, möchte ich folgende bezeichnen:

1. In Tirol: in Bozen Dr. Oettl, in Innsbruck die Professoren Fischer und Pfaundler und vielleicht meine Wenigkeit.
2. Dr. Wagl in Graz, Grohmann in Wien, auch Moisisovicz;
3. in Prag natürlicherweise mein Freund Stüdl;
4. in Deutschland: Trautwein, Waitzenbauer in München.
5. Felix Liebeskind in Leipzig; in Berlin wüßte ich mehrere Herren.
   Julius Payer sollten wir auch notwendig haben.

Sie werden sagen: „So viele sind nicht notwendig!" Ganz recht, ich wünsche es gar nicht; aber es sind auch mehrere aufgezählt, deren Teilnahme zweifelhaft ist. Gewiß ist dieselbe nur von folgenden: Stüdl, Senn, Grohmann, Oettl, Liebeskind und den Berlinern. Notwendig sollten wir auf unsere Seite zu ziehen suchen vorzüglich die Herren Payer, Waitzenbauer und Trautwein. Bei Herrn Waitzenbauer ist es mir aber im vergangenen Sommer nicht gelungen.

Diese letzten zu fangen, ist also unsere erste Aufgabe. Sobald wir eins sind, handelt es sich um die Propositionen. Ich möchte ungefähr folgende in Vorschlag bringen:

1. Der Verein soll nicht ein spezifisch Tiroler, sondern ein „allgemeiner deutscher Alpenverein" sein. Meine Gründe vermuten Sie wohl. Es sind vorzüglich 2: um mehr Teilnehmer heranzulocken und weil die Schönheit der deutschen Alpen nicht Eigentum einzelner, sondern aller ist, die sie genießen wollen.

2. Gliederung des Vereins in den Stammverein und in Zweigvereine. Zu ersterem gehören alle Teilnehmer, letztere können sich an jedem beliebigem Orte Deutschlands bilden, wo sich eine bestimmte Anzahl Mitglieder zusammenfindet.

3. Der Stammverein hat ein Komite oder Ausschuß mit Vorsitzenden u.s.w., dessen von der Allgemeinheit Erwählte beliebig wohnen können. Ein Zweigverein muß zum wenigsten einen Obmann haben, ob auch Ausschuß, steht ihm anheim.

4. Die Zweigvereine stehen zur Stammvereinsleitung in keinem anderen bindenden Verhältnis, als daß sie derselben von Zeit zu Zeit über ihre Leistungen genauen Bericht zu erstatten und die jährlichen Beträge in Geld zu erstatten haben.

5. Jedes Mitglied des Vereins hat jährlich an denselben 4 fl. 50 Kr. ö. W. = 3 preuß. Thlr. zu entrichten. Von diesen fließen zwei Drittheile in die Kasse des Stammvereins. 1 Drittheil, gemäß der Anzahl der Mitglieder, in die des Zweigvereins.

6. Über die Kasse des Zweigvereins verfügt dieser frei. Über die Stammkasse entscheidet auf Vorschlag des Vereins oder Ausschusses die Generalversammlung, ohne den unten bezeichneten Zweck zu überschreiten.

7. Jährlich findet eine Generalversammlung statt, von jedem Zweigverein muß dabei wenigstens 1 Mitglied erscheinen. Der Ort derselben wird auf jeder für das kommende Jahr festgesetzt. Die Zeit ist im Frühlinge oder Anfang Sommer. Zweigvereine können beliebig Versammlungen halten. Rechenschaftsberichte, Verträge, genaue Darlegung des Geleisteten etc. ist Aufgabe der Generalversammlung.

8. Zweck, Aufgabe des Vereines ist: Die Bergfreunde Deutschlands zu vereinter Thätigkeit zu verbinden. Diese Thätigkeit hat alles dasjenige zu umfassen, was auf Förderung des Touristenwesens unmittelbar wohltätigen Einfluß übt. Dergleichen ist: Hebung und Regelung des Führerwesens, Verbesserung der Unterkunft und der Wege an geeigneten Punkten, ferner Bekanntmachung aller in den Alpen empfehlenswerten Parthien. Diese letztere kann geschehen durch periodisch erscheinende Schriften, welche jedes Mitglied um einen möglichst billigen Preis erhalten soll; durch Einflußnahme auf Reisehandbücher etc.

Wissenschaftliche Arbeiten werden sehr willkommen sein, bleiben aber Privatsache der beliebigen Aufgabe der Zweigvereine.

9. Die Thätigkeit des Vereins erstreckt sich ausschließlich auf die gesamten deutschen Alpen.

10. Die Gelder der Stammkasse werden bloß zu oben angedeuteten praktischen Zwecken verwendet; literarische Arbeiten und besonders artistische sind gänzlich ausgeschlossen, sowie auch Ausgaben auf Lokalitäten, Bibliotheken etc. Nur einer die Geschäfte führenden Persönlichkeit kann ein kleiner Entschädigungsbeitrag zugemittelt werden.

Das sind nun beiläufig meine Gedanken, die ohne Ordnung hingeworfen sind. Der leitende Faden bei denselben war mir: praktische Richtung und Freiheit in der Organisation. Ich will natürlich keineswegs maßgebend sein. Ich bitte Sie deshalb mir unverhohlen Ihr Urteil bekannt zu geben.

Vom Alpenverein erhielt ich letzthin eine Anfrage, ob ich für das nächste Jahrbuch etwas schreiben wolle? Ich bin noch im Zweifel, was ich thun werde.

Das Jahrbuch wollen sie diesmal „schon" im Juni erscheinen lassen! Der Witz dieser vergeblichen Eile ist handgreiflich: sie fürchten eben die Publikationen des „Touristen", welcher mit dem Alpenverein in keiner Beziehung steht, sondern nur ein Privatunternehmen des Herrn Gustav Jäger ist. Freund Grohmann schrieb mir kürzlich Lobenswertes über Jägers Unternehmen. Wenn der „Tourist" Wort hält, indem er verspricht, alles Interessante, selbst einen Bericht über die Sitzungen des Alpenvereins zu bringen, so ist das Jahrbuch überflüssig gemacht und damit auch die ganze Thätigkeit des Vereins ad nihibum reduziert.

In welcher Blamage sitzen sie also da!

Wenn ich an diese Mißverhältnisse denke, so reift der Entschluß immer mehr, dem Alpenverein keine Zeile zukommen zu lassen, dafür aber den „Touristen" zu unterstützen. Ich glaube sogar, daß man diesen bei der Ausführung unseres Vereinsplanes benützen könnte. Schreiben Sie mir baldmöglichst, ich bitte dringend! Sobald wir zwei uns über die Grundgedanken geeinigt haben, müssen wir vor allem übrigen Herrn Grohmann in das Geheimnis näher einweihen, was ich besorgen will. Dann soll das Manöver damit beginnen, das bisherige Gebahren des Wiener Alpenvereines in einer verbreiteten Zeitung, z. B. in der „Augsburger Allgemeinen", in das gehörige Licht zu stellen. Je hitziger der Kampf entbrennt, desto besser für uns; denn offenbar muß aus demselben ein fühlbares Bedürfnis nach etwas Neuem, Besseren hervorgehen.

Ich bitte also nochmals dringend, mir von allen Ihren Ansichten gar nichts zu verhehlen.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster Freund

Franz Senn.

Noch bevor Stüdl sich nach allen Seiten in Verbindung setzen konnte, war von München aus eine Anbahnung erfolgt. Karl Hofmann, der Rechtsstudent mit seinen knapp zwanzig Jahren, der in der alpinen Welt bereits Klang und Namen hatte, war ergriffen von dem traurigen Ende Granbichlers. Auf eigene Faust hatte er schon eine Sammlung zugunsten der alten Mutter Zypers veranstaltet und das erste Ergebnis nach Vent gesandt. Außerdem wollte er dem österreichischen Meisterführer einen Nachruf in Broschürenform verfassen und drucken lassen. Der Erlös war dem gleichen Zweck bestimmt. Dazu waren aber Notizen aus dem Ötztal nötig. Auf diese Weise entspannen sich Beziehungen zwischen Senn und Hofmann, die sich beide in der Gründungsidee fanden, während Trautwein und Stüdl noch eine Einigung mit Wien für glücklicher hielten.

Alle Verhandlungen hier anzuführen, hieße die Lebensgeschichte eines einzelnen ungebührlich verlängern. Die Arbeit war schwer, umständlich und erforderte viel Takt von allen Beteiligten. Die Wiener wollten von einer Veränderung ihrer Statuten und von einer zeitweiligen Verlegung ihres Ausschusses an andere Verhandlungsorte nichts wissen. Der Verein war in sich gespalten und ihm dadurch ein gedeihliches Wirken auf die Dauer unmöglich. Senn und Hofmann wollten nicht mehr warten. Dem ersteren lag auch eine dringliche Führerorganisation am Herzen, welche er für unbedingt nötig hielt. Die Ereignisse drängten zur Entscheidung. Von seinem abgelegenen Dorf aus ließ sich nicht alles erledigen. Er entschloß sich, in Begleitung des Längenfelder Studenten Eduard Neurauter selbst zu den einzelnen Bundesgenossen zu reisen.

Im nachfolgenden Brief unterrichtete er Stüdl von seinen Absichten.

Vent, den 2. April 1869.

Hochgeehrter Freund!

Vergeben Sie mir, daß ich so lange auf eine Antwort warten ließ. Der Brief würde doch bis jetzt wegen sehr bedeutenden Schneefalles in Vent liegen geblieben sein. Ich gedenke, falls ich einen Stellvertreter für Vent bekomme, mit Freund Eduard nach München zu gehen, um dort finanzielle Geschäfte zu machen, und die Angelegenheit bezügl. Zypers Denkmal und der Drucklegung des Kreuzspitzpanoramas zu ordnen. Letzteres, fürchte ich möchte nicht so ausgefallen sein, wie ich gewünscht, vielmehr dürften Sie und Weilenmann mit der im letzten Sommer ausgesprochenen Befürchtung Recht gehabt haben. Sobald ich es mit eigenen Augen gesehen, werde ich Ihnen das Nähere mittheilen. Wenn die Zeit es mir gestattet, werde ich vielleicht auch einen Abstecher nach Wien machen. In München gedenke ich ca. 10. April einzutreffen und 14 Tage zu verweilen. Wäre es gar nicht möglich, daß auch Sie dorthin kommen könnten? Wir könnten dann im freundschaftlich geselligen Kreise die bekannten wichtigen Fragen im Detail besprechen!

Herr Weilenmann hat mir das berühmteste Schweizer Führer-Reglement gesandt. Sie erhalten es übersendet. Sie fragten mich zugleich um mein Urteil hierüber in Anwendung auf unsere Tiroler Verhältnisse; ich gestehe aber, daß ich Ihnen wegen der in jedem Bezirke Tirols eigenthümlichen Verhältnisse u.s.w. für jetzt kein entschiedenes Urtheil geben kann. Aber gerade in letzterer Beziehung versichere ich Sie, daß nach meiner Meinung, ein eigenmächtiges Handeln für eine einzige Gruppe Tirols zu großem Nachtheile für das Ganze wäre. Ich bin zwar, wie Sie mir vorwerfen können, darin vorausgegangen, weil weder durch den Alpenverein, noch durch sonst Jemand eine Ordnung erzielt worden wäre. Wollen Sie aber, ich bitte Sie dringend, doch nicht zu voreilig mein Nachfolger sein. Eine einheitlich harmonierende Führerordnung für ganz Tirol ist jedenfalls vom größten Bedürfnisse. Wir selbst im Ötzthale sehen die Mängel unserer Führerordnung, obschon sie die beste von ganz Tirol sein dürfte, genügend ein, und sind deshalb auch bereit, passende Abänderungen uns gefallen zu

lassen. — Kurz gesagt: Ohne Harmonie ist keine richtige Führerordnung für Tirol möglich! Diese läßt sich aber nur, glaube ich, durch Verwirklichung meines oft ausgesprochenen Gedankens erzielen.

Wie es scheint, agitieren Sie noch immer für den Eintritt Grohmanns etc. in den Ausschuß des Wiener Alpenvereins. Ich kann es aber durchaus nicht verstehen. Was nützt denn Julius Payer, der ja sehr selten in Wien sich aufhält, in demselben? Was sollte Grohmann unter diesem Ausschuß tun, frage ich bloß. Welche praktische Thätigkeit kann denn ein ausschließlich in Wien ansässiger Alpenvereins-Ausschuß für die entfernten Alpen entfalten, und welche Theilnahme würde voraussichtlich ein solcher gut organisierter „Wiener Alpenverein" — in den deutschen Ländern finden, wo man doch so viel Interesse für unsere Alpen hat, und dieselben weit mehr als von Wien aus und den ober- und unterösterreichischen Kronländern besucht? Ich versichere Sie, verehrter Freund, daß ich bei Anschlagung dieser Saiten geneigt wäre, eine scharfe Sprache zu führen. Als Beleg meiner Gedanken über einen allgemeinen Deutschen Alpenverein dient die Tatsache, daß sich bereits in mehreren größeren Städten Deutschlands Alpenklubs gebildet haben, die sich um den Wiener Alpenklub nicht bekümmern.

Gerade über diese Angelegenheit möchte ich gerne so bald als möglich mit Ihnen persönlich sprechen — ich hoffe in München — und eben dieselbe wird mich am wahrscheinlichsten auch nach Wien verlocken.

Daß Zypers Mutter jetzt als meine Mutter bei mir ist, glaube ich, wenn ich nicht irre, geschrieben zu haben.

Sie fragen mich, warum ich nicht über meine Bergparthien schreibe. Ich habe Geschäfte zu Hause, muß während des Winters manchesmal in das untere Ötzthal gehen, um die für den Sommer nöthigen Sachen an Platz zu bringen, habe heuer viele Correspondenzen, und bin manchmal, wenn schlechte Witterung im Anzuge ist, nicht in Disposition eine ordentliche Arbeit zu machen. Dessenungeachtet habe ich doch einige größere Aufsätze in Bereitschaft.

Mit herzlichen Grüßen von uns allen im Venter Widdum Ihr ergebener Freund

Franz Senn.

Am 12. April traf Senn in München ein. Stüdl konnte von Prag noch nicht abkommen, obwohl er telegraphisch zu den so wichtigen Besprechungen eingeladen war. Einstweilen einigten sich Senn, Hofmann und Trautwein über die vorläufigen Statuten der beabsichtigten Neugründung. Die Wiener Gleichgesinnten waren unterrichtet und erklärten ihre Bereitwilligkeit, einer allenfallsigen Vereinsschöpfung ihre Mitwirkung nicht zu versagen. Mit einer Abschrift der festgelegten Grundsätze reiste der Kurat nach Wien, immer noch hoffend, ein gemeinschaftliches Arbeiten zu ermöglichen. Es war vergebens. Deshalb fuhr er nach Prag und von hier aus mit Stüdl nach München zurück. Karl Hofmanns Onkel, der nachmalige Oberlandesgerichtspräsident C. v. Kleinschrod, war ein gewiegter Jurist. Unter seiner Aufsicht wurden die ersten Rundschreiben verfaßt, die Gründung des Deutschen Alpenvereins vollzogen und zugleich die Sektion München ins Leben gerufen.

Am Nachmittag des 9. Mai 1869 wurde in der „Blauen Traube" von 36 Anwesenden die konstituiernede Sitzung abgehalten. Die vier Gründer Senn, Hofmann, Stüdl, Trautwein hatten ein Werk vollbracht, dessen Bedeutung sie sicher ahnten; doch die weitausladenden Folgen, wie sie heute dastehen, gingen über alles Erwarten hinaus.

Der neue alpine Verband sprach in kurzen, klaren Worten seine Ziele aus. Sie waren groß und schön: Durchforschung der gesamten deutschen Alpen, erleichterte Bereisung derselben, Herausgabe periodischer Schriften, Bestand einzelner Sektionen, jährlich wechselnde Zentrale.

Senn verließ München mit einem Frohgefühl, das er seit Monaten nicht mehr gekannt hatte. Seinem Gedanken war Erfüllung beschieden gewesen. Wie recht er gehabt hatte, bewies die Zukunft. Es entstand Sektion um Sektion. Schon nach dem ersten Jahr zählten diese insgesamt 1070 Mitglieder.

Alle Verbindungen schienen dem Kuraten leichter geworden. Er hatte begeisterte Freunde gewonnen, mit denen ihn gleiches Streben einte. Erfüllt von neuer Schaffensfreude kehrte er in sein Bergdorf zurück.

Schon warteten die ersten Gäste auf ihn. Wieder begannen Arbeitslast und Fremdentrubel. Die Reisen hatten Geld gekostet, unbezahlte Zinsen waren abzutragen. Der Kurat wurde in seine alten Sorgen hineingeworfen. Der große Münchner Erfolg hatte ihn darüber hinweggetäuscht, daß seine Gesundheit gelitten und sein Körper die frühere Spannkraft verloren hatte. Auf die Dauer vertrug er das sehr rauhe Klima dieses Hochtals nicht. Seine furchtbaren Kopf- und Ohrenschmerzen, die ihn seit dem letzten November nicht mehr verlassen wollten, nahmen zu; sein Gehör verschlechterte sich. Er wurde mißmutig und gereizt. Der Zyper ging ihm ab. Einen vollwertigen Ersatz konnte er nicht mehr finden. Wenn er auch einzelne Hochturen ausführte, so bedeuten sie ihm nicht die Erfrischung und Erholung wie sonst. Er sehnte sich nach einem treuen Herzen, mit dem er sich voll aussprechen konnte. Für die Fremden war er der Wirt, der — wenn auch umschwärmt — doch nach den Wünschen aller tanzen sollte, für die Dienstboten der Herr, für die Schulkinder der Lehrer, für die Bauern der Priester, der hoch über ihnen war. Diese Zwitterstellung erzeugte in seiner Seele jenen Zwiespalt, der ihn krank und elend machte.

In solcher Stimmung nahm er das Kreuzspitzpanorama zur Prüfung vor. Sein scharfes, alpinistisch lange Jahre geübtes Auge bemerkte sofort verschiedene Unrichtigkeiten. Für turistische Zwecke war diese Gebirgsschau, obzwar gefällig gemalt, unbrauchbar. Senn war außer sich. Er fühlte sich betrogen und übervorteilt. In Wort und Schrift hatte er oft betont, daß nur völlig fehlerlose, der Örtlichkeit durchaus entsprechende Zeichnungen, Karten und Bilder verbreitet werden dürfen. Also war für ihn der Verkauf dieses Panoramas ausgeschlossen. Das Abkommen mit Brizzi konnte nach seiner Meinung keine Bindung mehr haben. Er übergab die Arbeit ein zweitesmal, und zwar an den Berliner Zeichner Engelhardt, der sich genau an die gegebenen Anweisungen hielt. Diesmal war der Auftraggeber zufrieden und bestellte für das nächste Frühjahr 800 Exemplare in Chromolithographie.

Doch der Münchner Künstler Brizzi stützte sich auf den Vertrag, als er Mitte September eintraf, um das unterbrochene Werk zu vollenden. Es kam zu schweren Zerwürfnissen, in deren Folge die vielleicht zu rasch geschlossene Freundschaft restlos zerstört wurden. Senn, der sein ganzes Herz geöffnet hatte, empfand die Trennung weit schmerzlicher als Brizzi, dessen Künstlernatur Freundesbündnisse ganz anders bewertete.

Kurz nachdem der Maler das Dorf verlassen, war im Tal eine ernste Feier. An der Brücke, die hinter Rofen über den roten Bach führt, wurde für den armen Granbichler eine Erinnerungstafel angebracht. Sie steht außerhalb der Zwerchwand an der Stelle, wo vor 60 Jahren ein edler Mensch seiner Treue und seinem Opfermut erlag. Am ersten Gedächtnistag wurde nach der Seelenmesse im Venter Friedhof der Grabstein eingeweiht, der Zypers Ruhestätte — an der Südostseite der Kirchenmauer — dem Vorübergehenden zeigen sollte.

Lange durfte Senn dieser traurigen Erinnerung nicht nachhängen; andere Geschäfte beanspruchten ihn. Benedikt Klotz, der Rofenbauer, hatte die Genehmigung erhalten, in der Nähe des Hochferners ein Hospitz zu errichten, das Reisenden Unterkunft und zugleich Gelegenheit bieten sollte, Maultiere auszuwechseln. Der Gedanke war sehr begrüßenswert, fand auch in den Alpenvereinen großen Anklang. Mehrere hundert Gulden wurden von einzelnen Sektionen als Zuschüsse gewährt oder privat durch Mitglieder gespendet. Senn überwachte den Rohbau und die Verwendung der Gelder. Doch hatte er keinen leichten Stand. Benedikt war einer der bekanntesten Führer der ganzen Gegend und seit Granbichlers Tod unentbehrlich geworden. Er begann sich nachgerade klüger als der „Herr" zu dünken. Es war gut, wenn bald eine richtige Organisation kam. Die Ausarbeitung einer solchen war dem Winter vorbehalten. Erst Anfang Dezember fand der Kurat die Zeit dazu, ebenso für einen Brief nach Prag.

Vent am 4. Dezember 1869.

Lieber hochgeehrter Freund! Dein willkommenes Schreiben erhielt ich vor 14 Tagen. Seitdem litt ich immer an Nervenaufregung und Fieber und führe noch heute die Feder mit zitternder Hand; doch geht es besser und hoffe ich bis nach einigen Tagen vollständig gesund zu sein. Ich freue mich Deiner Leistungen am Glockner mit Hofmann und gratuliere! Ich will nun vor allem Deine Fragen in Kürze beantworten.

Die Touristenzahl belief sich im letzten Sommer in Vent auf ca. 540. Jungfräuliche Spitzen wurden bloß folgende von mir etc. erstiegen: Firmisan, Diemkogel, Mutmal, Vordere Hintereisspitze und Fluchtkogel, das Taufkar- und Taschacherjoch und 2 neue Pässe zwischen Pitz- und Kaunerthal, nämlich das Madatsch- und Rostizjoch. Einen neuen besseren Übergang von Vent über den Gebatschferner haben wir ebenfalls gefunden. Auch gelang mir ein ziemlich bequemer und sicherer Abstieg von der Weißkugel nach Matsch.

Führer in Vent sind außer Josef Scheiber folgende: Alois Ennemoser, Ignaz Schöpf, Josef Gstrein und Gabriel Spechtenhauser. Die beiden ersten sind mir die liebsten und kommen dem sel. Zyper sehr nahe; jedenfalls vermisse ich den Schmidle gar nicht, wohl aber fehlt der Zyper als Oberhaupt dieser trefflichen Leute. Indessen kann man sich bei allen möglichen Parthien in der Runde ihnen getrost anvertrauen.

Die Klotzhütte ist als nacktes Gerippe fertig. Wenn nur der gute Benedikt das Geld nicht versaufen würde! Gänzlich ausgenüchtert ist er während des letzten Sommers wohl niemals; daher wird auch nie etwas Ordentliches unter Benedikts Aufsicht daraus werden, wenn er auch noch so viel zu betteln bekommt. Gegenwärtig ist er in letzterer Absicht wieder in die Welt hinaus, und wird nicht unterlassen, bei jeder sich bietenden Gelegenheit über mich wacker zu schimpfen.

Dasselbe Schicksal habe ich in noch viel ausgiebigerem Maße von Brizzi zu erwarten. Als er nämlich im letzten Sommer in Vent mit noch zwei Herren ankam, um das Panorama fertig zu machen, sollte ich das Holz und für alle Proviant etc. auf die Hütte liefern, natürlich auf meine eigene Rechnung. Das war mir jedoch zu toll und zu kostspielig. Ich verlangte deshalb von den beiden andern Herren, wenn sie länger droben bleiben wollten, von jedem täglich 4 fl.; auf diese schriftliche Nachricht von mir, schoben alle drei zugleich über das Niederjoch ab.

Indessen war das Panorama der Kreuzspitze von Engelhardt und seinem Freunde Jordan schon vollständig gezeichnet und wird dasselbe über Winter unter Engelhardts Leitung chromolithographisch in Berlin in Druck kommen. Sobald ich Näheres darüber weiß und die Kosten berechnet sind, gedenke ich eine Einladung zur Subskription darauf zu publizieren. Ich bitte Dich darüber um Deine Ansicht und Deinen einsichtsvollen Rat.

Mit unserm Alpenverein bin ich ganz wohl zufrieden, nur wird es hoffentlich über Winter aus noch besser gehen. Meinerseits werde ich alles mögliche zur Hebung desselben thun. Ins erste Heft habe ich „Vernagtspitze" und die beiläufige Statistik vom letzten Sommer geschrieben. Ferner habe ich im Sommer fast täglich Propaganda gemacht und sehr viele Beitrittsversprechen gemacht. Gut Ding' braucht gut Weil!

Die Sektion Innsbruck hat sich wesentlich erst auf mein Urgieren gebildet; nach Meran bin ich leider nicht gekommen; sonst würde dort, wo eine Sektion schon lange vorbereitet ist, dasselbe geschehen sein. Sektion Ober-Innthal wird bald kommen. Ich rechne zuversichtlich auf 40—50 Mitglieder.

Unsere Wiener Sektion scheint mir zu intolerant und zu exklusiv zu sein, kurz, ich kenne mich nicht aus. Ich vermittle gerne unter dem Titel, daß in Wien ja mehrere Sektionen des Deutschen Alpenvereines, wenn sie sich nicht vereinigen können, nebeneinander bestehen könnten.

Nun zur Führerordnung! Ich glaube, wir sollen dieselbe von unserm deutschen Alpenverein aus sobald und so kräftig als möglich in die Hand nehmen.

Man will Dir für Kals die Führerordnung des Bezirks Vent aufdrängen. Es freut mich dies beinahe, denn höre! Diese Führerordnung ist keine andere als die von mir entworfene Ötzthaler Führerordnung mit einigen Zusätzen, welche die Statthalterei gemacht hat.

Was thun wir nun? Ich wünsche nichts sehnlicher als eine für ganz Tirol (wenigstens) einheitliche Führerordnung. Und warum sollten wir nicht eine solche zu Stande bringen können? Ich schlage folgendes vor: wir zwei, Grohmann, Hofmann und Trautwein wollen die Sache in die Hand nehmen, diskutieren u.s.w., bis wir uns vereinigen, dann treten wir mit dem Elaborate vor die Öffentlichkeit. Die Führerordnung soll, glaube ich, jedenfalls vom deutschen Alpenverein endgültig ausgehen; von der Regierung sie bestätigen lassen, wenn sie mag, kann man noch immer thun. —

Die Münchener Freunde werden sich über mein letztes Schreiben an Weitzenbauer wahrscheinlich beklagen! Ich war in den Nerven zu sehr aufgeregt und werde deshalb um Vergebung bitten. —

Dein Dich liebender Freund

Franz Senn.

Bei der Gründungsversammlung des Alpenvereins wurde unter anderm beschlossen, eine tiefgreifende Verbesserung des Führerwesens durchzusetzen. Vor allem lag dem neuen Verein daran, die geplante Führerorganisation staatlich anerkannt zu wissen. Alle Sachverständigen hielten das für dringend nötig. Es war gar nicht so einfach, bis die Pflichten und Rechte der Bergführer festgesetzt und nach jeder Richtung genau abgegrenzt waren. Zu dem Zwecke wurde eine eigene Kommission bestimmt, der auch Senn angehörte. Die meiste Erfahrung in diesen Dingen mußte wohl ihm zugesprochen werden. Denn keiner wie er saß tagaus, tagein unter den Bergbauern, die er seit dem Jahre 1861 systematisch zu Führern herangebildet hatte. Welche Zustände er im ersten Jahr seiner Amtstätigkeit vorfand, wurde bereits erwähnt. Auswärtige Alpinisten brachten häufig ihre eigenen Führer mit oder holten sich solche aus der Schweiz. Senn hatte sich damals vorgenommen, hier „Wandel zu schaffen", und es war ihm gründlich gelungen. Eine bergbewanderte Gilde war unter seiner Bauernschaft entstanden, die ihren Ehrgeiz darein setzte, aus der sommerlichen Fremdenbegleitung einen eigenen Beruf zu machen. Der Kurat war in diesem Punkt ein strenger und genauer Herr. Nur unbescholtene, gesunde, kräftige und gewissenhafte Leute wurden von ihm zugelassen. Sie hatten sich in allem seinen Anordnungen zu fügen. Wie die Schulbuben ließ er sie im Winter die Heimatkunde ihrer Berge lernen. Er überwachte ihre Ausrüstung, gab ihnen genaueste Anweisung, wie sie sich den Fremden gegenüber zu verhalten hatten, und hielt peinlich darauf, daß keine Überforderungen vorkamen. Eigentliche Taxen waren ja noch nicht festgesetzt. Aber er hatte im ganzen Tal durchschnittliche Preise eingeführt, welche in berechtigter Weise sich den Entfernungen und den Schwierigkeiten der einzelnen Partien anpaßten. Einen Hauptgrund prägte er seinen Ötztalern ein: Der Führer ist für das Leben seiner Schutzbefohlenen verantwortlich. Weitaus der gelehrigste und zuverlässigste seiner Schüler war der Zyper gewesen. Er blieb auch das unerreichte Vorbild seiner Kameraden. Sein hervorragendes Beispiel war nicht ohne günstigen Einfluß. Der gute Ruf der Ötztaler Bergführer war dem Venter Kuraten zu verdanken. Allerdings wurde dies nicht immer ohne Donnerwetter erreicht. Manches davon spiegelt sich in den Herbstbriefen von 1869 wider, die Senn Münchner und Wiener Freunden schrieb. Sie waren die Ursache zu Entfremdungen, die trotz verschiedener Versöhnungsversuche nicht immer ganz behoben werden konnten. Wenn Senn auf das Führerwesen kam, war er leicht aufgebracht, doch darf man ihm das nicht verdenken. Die nächsten Briefe nach Prag zeigen, welche Unannehmlichkeiten und Hindernisse zu überwinden waren, bis die heißersehnte Organisation endlich von den Behörden genehmigt wurde. Es war eine sehr umständliche Korrespondenz nötig, die nicht nur dem Tiroler, sondern auch den Münchnern und dem Prager zu schaffen machte. Eine treue Seele, die damals dem Priester zur Seite hätte stehen können, wäre ein Glück für ihn gewesen. Sie blieb ihm versagt. Es geht zu Herzen, wie er immer von neuem um seines geliebten Stüdls Freundschaft bettelte. Wie einsam und unverstanden muß sich der Mann gefühlt haben, trotz der vielen Erfolge, die er errungen hatte!

Vent, am 7. März 1870.

Hochgeehrter, Theuerster Freund!

Dein letzter Brief hat mir neuerdings den sichersten Beweis geliefert daß Du mir ein wahrer und aufrichtiger Freund — erster Linie — bist. Herzlichen Dank für alle

Deine Mittheilungen und guten Ratschläge! Letztere habe ich seitdem getreulich befolgt und kann Dich zum Belege dessen versichern, daß ich mit den Freunden in München schon lange wieder schmalzgut bin. Warum habe ich Dir also nicht früher geantwortet? Bloß wegen unserer Angelegenheit der Führerordnung. Ich thue nämlich in dieser Hinsicht nie einen bedeutenden Schritt, ohne mit den Führern gesprochen und ihr Einverständnis, wenn möglich, eingeholt zu haben. Dies geschieht bei uns seit vier Jahren alljährlich im Winter auf einer offenen Führerkonferenz, wobei ich den Vorsitz führe und Vorschläge mache. Bei der Abstimmung haben bloß die bisher autorisierten Führer des Ötzthales ihr Votum abzugeben. Die diesjährige Führerkonferenz hatten wir am 24. Februar d. J., daher meine Verzögerung im Antworten. —

Du schriebst mir im letzten Briefe: „Wie sehne ich mich in diesen neu eröffneten Regionen, hoffentlich an Deiner Seite, herumstreifen zu können."

O Freund! Wie sehr würde mich das freuen! Doch was sage ich von freuen — dies versteht sich von selbst! Ich sage vielmehr: Du mußt, mußt, mußt im kommenden Sommer durch längere Zeit unser Gebiet mit mir durchwandern. Ich benöthige Dich dringend, unumgänglich. Du weißt, daß ich schon seit langem im Projekt hatte, ein Werklein über das Ötzthal zu schreiben. Inzwischen habe ich mit Amthor mich verständigt und das bestimmte Wort gegeben. Amthor überläßt den Reinertrag vollständig mir, d. h. zu Gunsten meines Wegbau-Defizits. Mein Projekt muß über den kommenden Sommer und Winter aus zur Reise gelangen, d. h. das Werklein fertig werden. Deshalb werde ich dafür sorgen, daß ich für Vent einen geistlichen Stellvertreter erhalte, um ungehindert jeden schönen Tag zu Parthien benützen zu können. Die Grenzorte, bis wohin meine Forschung reichen soll, sind: St. Leonhard im Pitzthale, Feuchten im Kaunerthale, Hinterkirch in Langtaufers, Matsch und Schnalserthal. Daß ich für diesen Bezirk auch eine neue gründliche Karte haben will, versteht sich von selbst; ebenso, daß ich auch Ethnographisches u.s.w. berücksichtige. Wie soll nun aber ich allein im Stande sein, so etwas in relativ kurzer Zeit zu bemeistern? Meine geistlichen Kollegen in der Nachbarschaft werden mir helfen; aber denk' an die Karte, Auffassung und Notierung bei den verschiedenen Touren u.s.w. und Du wirst leicht begreifen, daß ich noch dringender als Hofmann eines treuen Freundes benötige, der mir in allem verhilflich ist. Die Zeichnungen noch dazu, die ich haben will, nicht zu vergessen! Wäre ich persönlich bei Dir, würde ich so lange flehend um das „Jawort" zu Deinen Füßen fallen, bis ich es erhielte. Wo fände ich einen besseren Helfer als in Dir? Wir beide zusammen können mit Hilfe unserer Instrumente alles machen. Also komm! Ich bitte um unserer Freundschaft willen, komm gewiß! Ich rechne darauf! Komm! Komm! Komm!

Deine betreffenden Zusätze zur Führerordnung, noch mehr die Absicht der Statthalterei von Tirol, das Führerwesen in ganz Tirol einförmig à la Ordnung von Imst einzuführen und verschiedene Anfragen, die ich diesbezüglich von der Bezirkshauptmannschaft Imst erhielt, aber bis dato noch unbeantwortet ließ, machten mir oftmaliges und langes Kopfzerbrechen. Der bisherigen Gewohnheit gemäß entschied ich mich dafür, vor der Führerkonferenz nichts, gar keinen Schritt zu thun. Bei dieser brachte ich aber alles und noch manches Neue zur Sprache. Wir haben einen Führerverein seit einem Jahre bereits und zwar in ganz ähnlicher Weise, wie Du im Pusterthale. Darüber ein anderes Mal mehr!

Ich muß schließen.

Dein verbindlicher Freund Fr. Senn.

Vent, den 3. April 1870.

Hochgeehrtester Freund!

Ich sehe gar nicht ein, daß bezüglich unseres Führerwesens so große Gefahr im Verzuge sein sollte, wie Du mir berichtet.

Wie soll eine Behörde ohne Beihilfe von Alpenfreunden und Kennern im Stande sein, das Führerwesen zu organisieren? Ich bin entschieden der Ansicht, daß man hier der Regierung nicht zu großes Feld einräumen darf.

In der 2. Hälfte Mai komme ich nach Innsbruck und München und hoffentlich treffen wir uns dort zur Besprechung.

Herzlich grüßend und nächstens mehr von Deinem hochschätzenden

Freunde Franz Senn.

Vent, am 8. April 1870.

Hochgeehrter Freund!

Mit Ungeduld erwarte ich nähere Nachrichten von Dir und aus München, jeden-

falls werde ich bei der Generalversammlung erscheinen. Du selbst darfst keineswegs fehlen. —

Wenn ich nur Aussicht erhalte, zur Deckung meines Defizits vom Vereine in den nächsten Jahren einmal einen ergiebigen Betrag zu bekommen. Ich gedenke bei der nächsten Generalversammlung darüber zu sondieren. —

Nun noch etwas über das Kreuzspitzpanorama! Die Zeichner Engelhardt und Jordan sind mit der Arbeit fertig; Engelhardt hat unter seiner Leitung in Berlin Litografie-Zeichner- und Drucker und verspricht etwas Gutes. Es erscheinen 4 Blätter. jedes beiläufig so groß wie das vom Ramolkogel. Ich werde nächstens Subskriptionsbögen in die Welt hinausschicken. Das ganze Panorama wird auf diesem Wege 2 Thlr. oder 3 fl. ö. W. in Silber kosten. Was sagst Du dazu?

Schreibe mir, bitte, so bald als möglich!

Herzlichsten Gruß und auf Wiedersehen,

Dein aufrichtiger Freund! Franz Senn.

P.S. Sektion Ober-Innthal zählt bereits einige 20 Mitglieder.

Senns Wunsch war unerfüllt geblieben. Krankheit hat ihn an der geplanten größeren Forschungstur gehindert. Es wäre ihm auch nicht gelungen, Stüdl und Hofmann, die zwei unzertrennlichen Bergkameraden, von ihrer gemeinsamen Glocknerfahrt abzuhalten. Seine Sorgen waren die gleichen wie früher, und die Zeiten waren schlecht geworden. Der Deutsch-Französische Krieg drückte wirtschaftlich auf Tirol. Die Sommergäste waren vielfach ausgeblieben und mit ihnen die vermehrten Einnahmen. Und sie wären so nötig gewesen. Denn die restige Vertragssumme an Brizzi war fällig. Der Kurat sah sich tiefer denn je in Schulden verstrickt. Dazu bangte er insgeheim um das weitere Aufblühen seines Deutschen Alpenvereins, seit Karl Hofmann, der begeisterte Mitarbeiter, in Frankreich gefallen war. Er fühlte sich seines Venter Amtes müde, als wüßte er, daß der Abstieg seines Lebens schon begonnen hatte. Die kleinen Alltagssorgen waren es, welche ihn zermürbten. Sie ließen ihm nicht mehr wie sonst die freien Kräfte, mit denen er Hemmungen und Hindernisse stets überwand, wenn er auch noch zu jung und zu schaffensfroh war, um von Enttäuschungen ganz niedergebeugt zu werden. Immer wieder bricht seine Urwüchsigkeit und der treuherzige Tiroler durch, aber immer von neuem auch die Sehnsucht nach einem Freunde, der seine Zuneigung mit gleicher Gegenliebe lohnen würde.

Vent, den 14. Nov. 1870.

Viellieber Freund!

Motto:
„Man bittet um Lesegeduld."

Das ist ein impertinenter Mensch — ein unverschämter Kerl, der Senn! Unbegreiflich! Daß er nie schreibt und gegen allen Anstand auf wiederholte Briefe keine Antwort gibt.

Was ist aus dem abgelegenen Winkel des finsteren, unkultivierten Bärenlandes auch anderes zu erwarten?

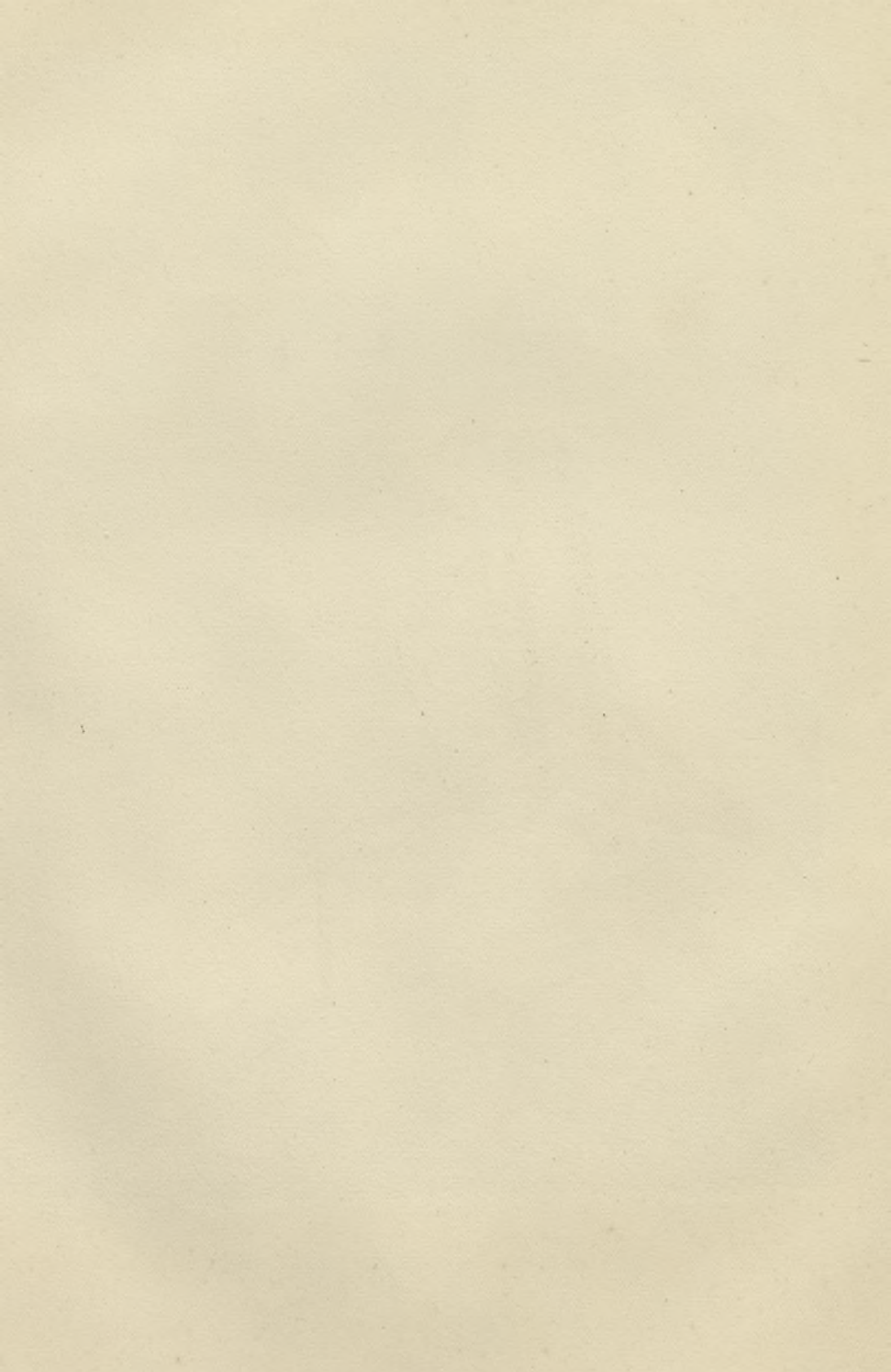
Aber nun höre! Der grobe und dumme Tiroler kann auch ein bischen pfiffig sein!

Du wirst wissen, daß ich während des Sommers grundsätzlich nie einen Privatbrief oder dergleichen schreibe. Erst gestern Nachmittag habe ich mein Korrespondenzbüreau eröffnet und an Redakteur Moisisovicz geschrieben; gegenwärtiges Schreiben ist das Zweite. Du wirst fragen, warum ich nicht früher, Ende Sommer, angefangen habe!? Gerade damals und zuerst im Herbste war beständig schönes Wetter, welches ich zu Bergpartien benützen mußte, habe auch wirklich einige recht hübsche gemacht. Nach Verlauf dieser Zeit ging ich 14 Tage nach Innsbruck und Meran, namentlich um an letzterem Orte eine Sektion zu gründen und in Innsbruck unsere Führer-Organisations-Geschichte zu betreiben. Leider kam ich von der Reise krank nach Hause. Ich litt seitdem bis gestern an demselben gastrischen Fieber, welches ich vor der unseligen Hochjochpartie durch 1½ Jahre in meiner Krippe hatte. Erst seit gestern fühle ich mich, obwohl schwach, doch ziemlich wohl und kann anfangen, etwas zu essen; bloß in den schlaflosen Nächten leide ich wieder an der heftigen Aufregung, wie im Herbste und Winter der beiden letzten Jahre, seit dem Unglück mit dem unvergeßlichen Zyper.



Mezzotinto Bruckmann

Gletscherstiege am Schrötterhorn



Noch ein anderes Motiv meiner Zögerung wird Dir wahrscheinlich Dr. Bereitter aus Innsbruck mitgetheilt haben: ich sei über Dich etwas böse. Es hatte mich, aufrichtig gestanden, etwas unangenehm berührt, daß Du eigenmächtig, allein in unserer Führerangelegenheit vorgehen werdest; zudem stecktest Du mir — nach meiner Ansicht — immer etwas zu viel hinter der Regierung. Das nützt nichts und wird, glaube ich, zu nichts führen. Unsere gemeinschaftliche Eingabe sendete ich in der 1. Hälfte des Juli d. J. an die Statthalterei. Seither vernahm ich über die ganze Sache kein Wort mehr. Da hast Du es mit Deiner Regierung!

Es wird Dich gewiß interessieren, über meine wichtigeren Bergfahrten dieses Jahres zu hören:

1. Das hohe Köpfle, erste Ersteigung.
2. Die Nagel- oder Vernagelwand, erste Ersteigung.
3. Quer über den Gepatschferner auf die Weißseespitze, auf halsbrecherischem Wege direkt ins Malagger Alpenthal.
4. Von Vent über das Taufkarjoch nach Planggeros.
5. Von Planggeros auf die nördliche Wildspitze und von dieser über den Grat auf die südliche und herunter nach Vent — einer der ersten Glanzpunkte unter meinen Bergtouren.
6. Auf neuem Wege auf den Hinteren Brochkogel.
7. Mit Gaber allein in die Gepatschalpe. Tags darauf
8. auf den Glockthurm — herrlicher Punkt, ziemlich leicht — über Krumgampenferner und -joch nach Hinterkirch in Langtaufers.
9. Über das Langtauferioch nach Vent zurück.
10. Auf den nördlichen Weißkogl.

Ich werde heuer wohl auch viel schreiben, den Touristenkalender 1870 sorgfältig zusammenstellen und der Redaktion übersenden müssen, ebenso vielleicht noch manches andere. Wie Du also sieht. wird es an mir nicht fehlen. Wenn nur auch andere, die in der Lage sind, ihr Schärflein beitragen möchten. Jedenfalls müssen wir aus allen Kräften die neue Redaktion unterstützen, damit sie etwas Besseres zu Stande bringt, als das letzte Jahrbuch des österr. Alpenvereins bietet.

Das Kreuzspitzpanorama ist schon lange fertig, schön, zu meiner vollen Zufriedenheit. Ein Exemplar davon habe ich schon lange in meinen Händen, hätte auch dem Maler Engelhardt auf wiederholte Briefe antworten sollen, warum habe ich es aber nicht gethan? Weil ich nicht in der Lage war, ihm Geld schicken zu können, wie er es verlangt. Obschon ich im vergangenen Sommer fast täglich einige Reisende hatte, — so habe ich doch, da ich gut eingerichtet war, als Wirth einen solchen Schaden erlitten, daß ich gegenwärtig an Spezereien und Wein bei 900 fl. ö. W. schuldig bin, bloß für dieses Jahr, und habe kein Geld es zu bezahlen. Ich stehe bei dem Betreffenden wohl in Kredit; aber was hilft dies, wenn ich in so trostloser Lage bin? Der Druck von 800 Exemplaren des Panoramas kostet mir 800 preuß. Thaler. Davon habe ich im Frühjahr von München aus 150 Thlr. bezahlt, das übrige bin ich schuldig und woher nehmen? Im Ötzthale und bei uns weit und breit ist heuer, als Folge des Krieges, kein. Geld. Ich wagte es deshalb auch nie, Engelhardt einen leeren Brief zu schicken, von Woche zu Woche hoffend, daß es besser werde, aber vergebens. Jetzt steht der Winter da und für mich keine andere Aussicht mehr, als provisorisch um Unterstützung bei einzelnen Sektionen des deutschen Alpenvereins anzusuchen. Mein Plan ist folgender: So lange Krieg ist, läßt sich gar nichts machen; aber in Hoffnung auf baldigen Frieden werde ich bei einzelnen Sektionskassen um ein kleines „Anlehen", also, wie es sich versteht, gegen Wiedergabe anklopfen, werde nächstens Subskriptionsbögen aussenden und hoffe dann, wenn Friede bleibt, etwas mehr als ins Reine zu kommen. Die Sektionen, an die ich appelieren will, sind Augsburg, München, Wien, Prag, Leipzig und Berlin. Wenn also jede dieser Sektionen mir ungefähr mit 100 fl. vorderhand behilflich wäre, so würde ich geborgen sein und könnte das ganze Panorama ablösen. Bei all' den genannten Sektionen, vielleicht mit Ausnahme von Leipzig und Prag (?), dürften doch so viele Abonnenten zusammenkommen. daß der Erlös bei jeder Sektion die Summe von 100 fl. wenigstens beträgt. Mit Ausnahme der zwei fraglichen bin ich dessen versichert. Mit den übrigen Auslagen kommt mir 1 Exemplar des Panoramas auf 1½ Thlr. oder wenigstens auf 2 fl. ö. W. in Silber zu stehen. Es hat eine Breite von 70 Zoll und eine Höhe von 8 Zoll. Die Subskriptionslisten werde ich verfassen nach dem Muster von dem Schöntauferspitzpanorama von Grefe in Wien. Ein Blick auf beide zugleich sagt mir — nach meiner Ansicht — daß mein Panorama viel schöner, großartiger und korrekter ist, als das Grefes, und dazu um wohl etwas wohlfeiler. Was sagst Du nun dazu?

Leider die schlimme Zeit! Eben deswegen stelle ich hiemit eine dringende und freund-

schaftliche Bitte an Dich: Wäre es nicht möglich, in oben bezeichnetem Sinne ein kleines Darlehen für kurze Zeit, spätestens bis Mitte kommenden Sommers, aus der Kasse der Sektion Prag zur Herausgabe und Expedierung meines Kreuzspitzpanoramas zu erhalten? Ich bitte Dich dringend, Dich dafür zu verwenden und sobald als möglich namentlich in dieser Beziehung mir Antwort zu ertheilen. Wie eben gesagt, wirst Du nächstens 1 Exemplar zur Einsicht erhalten. —

Ich muß es aus freundschaftlicher Rücksicht für diesesmal unterlassen, noch manch andere Klagen in Dein Freundes-Herz auszugießen. Ich weiß ja, daß Du selbst ein so feinfühlendes Herz hast, daß man nicht leicht irgend eine Saite anschlagen darf, ohne eine Falte Deines Herzens zu berühren. Ich habe nicht im Sinne und keine Ursache, Dich jemals zu verwunden, aber eines ist mir Bedürfnis, eine Nothwendigkeit: eine noch gewiß nicht vernarbte Wunde wieder aufzureißen. Du warst so freundlich — ich schreibe jetzt unter Thränen — mir über die Verwundung und den Tod unseres theuren, einzigen Freundes Hofmann schnell zu berichten. Anstatt all meine übrigen Gefühle, die ich hatte und noch habe, Dir zu schildern, will ich Dir bloß erzählen, wie es mir beim Empfange jener Nachricht ergangen ist. —

Ich erhielt Deine Schreiben bez. Hofmann jedesmal Abends, da ich in einiger Gesellschaft bei Tische war. Ich habe den Inhalt öffentlich vorgebracht und mußte dann weinen, öffentlich, und um mich auszuweinen, einige Zeit vor die Haustüre hinausgehen. Man holte mich, wollte mich beschwichtigen; — alles vergebens. Der liebe, theure Hofmann, der dritte in unserem Bunde ist nicht mehr! Ich kann seitdem, so oft ich daran denke, und das täglich oftmals — es fast nie thun, ohne Thränen zu vergießen. Um so mehr kann ich auch Deinen Schmerz bemessen! Wir haben an ihm nicht nur unsern innigsten Freund, sondern auch die Alpenwelt und unser Verein das thätigste und eifrigste Mitglied verloren.

O wäre es mir vergönnt, mich in Dein Herz ebenso einzunisten, wie es Hofmann war! Ich sehe genug ein, daß ich dessen nicht so würdig und Dir das biete, wie der Selige; aber könnte sich nicht ein Mittel finden, daß wir wenigstens in unserer Freundschaft noch mehr als bisher verbunden würden? Wie wäre es nun, lieber Freund, wenn wir es auf einen solchen Versuch ankommen ließen? — Was hast Du für den nächsten Sommer an Bergtouren vor? Willst Du vielleicht Deine und Hofmanns projektierte Arbeit in der Venedigergruppe vollenden? Ich muß, aus Freundes Pflicht, Dich dringend, sehr entschieden davor warnen. Ich kenne das menschliche Herz, um desto mehr das meines guten Freundes. Wenn Du im nächsten Sommer allein in die Venedigergruppe gehen willst, so wirst Du bei jedem Schritt den seligen Hofmann vermissen, Dein Herz wird beständig bluten. Ich glaube, für Dich wäre es im nächsten Sommer angezeigt, an der Seite eines guten Freundes in einem andern Alpengebiethe, als dem von Dir und Hofmann projektierten, herumzustreifen. Wenn ich mir nun erlaube, Dir einen Vorschlag zu machen, so muß ich im vorhin bekennen, daß auch mein eigenes Interesse zur Hälfte mit im Spiele ist. Ich bin wenigstens ebenso, wie andere, freundschaftlicher Liebe bedürftig, — darüber einmal Näheres — und könnte mir ein guter Freund, wie Du bist, so viele Dienste erweisen. Ich habe Dich ja schon in den letzten Jahren wiederholt gebeten, mit mir auf die Berge zu gehen; da ich mir auch schmeichle, nach Hofmann einer Deiner ersten alpinen Freunde zu sein, und Du mir schon ein gewisses Versprechen gegeben hast, so hoffe ich sogar, einigen Anspruch zu haben, daß Du meinem Vorschlage entgegenkommstt — Derselbe ist folgender:

Ich mache mich, wie schon lange beabsichtigt, von Vent durch einen geistlichen Stellvertreter frei. Wir gehen dann mitsammen in der Ötzthaler- und Ortlergruppe herum. In der ersteren habe ich noch gar vieles zu thun, die letztere ist mir ganz neu. Für erstere brauche ich, um meinen Plan auszuführen, wenigstens drei gute Wochen. Da ich mich heuer in Handhabung etc. meines Höhenmeßinstrumentes — eines kleinen, bequemen Theodeliten — etwas eingeübt habe, wird die trigonometrische Höhenmessung nächst dem Geographischen und Touristischen meine Hauptaufgabe sein und muß deshalb auch manche mir schon bekannte Hochtour im Venter Bezirke wiederholen. Dies würde Dir gewiß konvenieren.

Ferner möchte ich gerne im Gurgler- und Pfaffenthaler-Gebiethe Parthien machen und zwischen dem Schnalser- und Pitzthale im Halbkreise. Diese Tour würde bei schönem Wetter in ca. 20 Tagen zu machen sein. In der Ortlergruppe stünde ich dann ganz zu Deiner Verfügung. Unser Hauptführer würde jedenfalls Alois Ennemoser, jetzt eine Berühmtheit, sein müssen, gegen tägliche 2—3 fl.

Du kannst Dich für den nächsten Sommer doch hoffentlich auf 2 Monate ca. frei machen, — ich werde es ebenfalls — somit muß der Plan gelingen. Nun höre weiter! Wenn Du im nächsten Sommer, entsprechend meinen Gedanken, d. h. ohne uns vorher

an diese oder jene Parthie binden zu wollen, wirklich zu mir kommst, um mit mir wenigstens einige Wochen lang zu gehen dann gebe ich Dir mein Ehrenwort, daß ich 1 oder 2 Jahre darnach während des Sommers zu Deiner Verfügung stehe, und dann in jeder Beziehung, mit all meinen Leistungen, die ich vermag, Dein zu sein.

O Freund! O Theurer! schlage ein und sage ja! — Mit ungeheurer Sehnsucht erwarte ich Deine Antwort. Eben fällt mir ein, noch ein Bedenken, das Du haben könntest, lösen zu müssen. Du glaubst vielleicht, daß ich im Sommer für längere Zeit, nämlich in den Jahren 72, 73 u.s.w. von Vent nicht fortkommen könne. Mit diesem Bedenken wärest Du ganz falsch daran. Entweder bin ich noch in Vent oder nicht — je nach meinem Belieben. Im ersteren Falle wird mein Geschäft auch ohne mich genug besorgt und ich bin der Wirtschaft so satt, daß ich während des Sommers fast unmöglich mehr daselbst sitzen bleiben kann. Bin ich nicht mehr in Vent, was sehr wahrscheinlich ist, so gehe ich an keinen andern Ort, als wo ich mich im Sommer frei machen kann, d. h. an einen Ort, wo 1 oder 2 Geistliche neben mir sind und ich daher, ohne Aushilfe zu benöthigen, desto leichter los werde. Anders werde ich es gar nicht thun; namentlich werde ich das Bergsteigen in meinem ganzen Leben, so lange die Kräfte reichen, auf das emsigste betreiben.

Also Freund! Nur kein Bedenken! —

Ich bitte Dich dringend, meine Zögerung im Antworten nicht mehr zu berücksichtigen, dafür aber meine aufrichtige Freundeshand mit warmem Drucke im Geiste zu empfangen. O seien wir die Alten! O werden wir noch innigere Freunde! Das Mittel dazu habe ich zuletzt weitläufig angegeben.

O! Verschmähe es nicht! Schreibe mir, bitte, bald, baldigst! Auch ich werde mich bessern.

Herzlich grüßend, Dein Dich liebender Freund
Franz Senn.

Vent, am 4. Jänner 1871.

Theuerster Freund!

Ich bin Dir jetzt auf 2 Briefe Antwort schuldig; ehe ich aber mit derselben beginne, wünsche ich Dir ein recht glückliches Neues Jahr und vor allem gute Gesundheit. O könnte ich doch wenigstens für einige Minuten bei Dir sein und Dich umarmen! Hoffentlich wird dies im kommenden Sommer geschehen und unser Beisammensein längere Zeit dauern.

Bezüglich unserer Angelegenheit über Führerwesen, bitte mir von meinem letzten Schreiben nichts übel zu nehmen; ich bin mit Deinen Erklärungen und Schritten vollkommen einverstanden und zufrieden.

In Bezug auf das Kreutzspitzpanorama folgendes: Sämtliche Sektionen, an die ich geschrieben, wollen mir durch Subskibierung und Zahlung helfen! Dr. Scholz in Berlin hofft wenigstens 100 Thlr. auf diese Weise zusammenzubringen, ebenso zeigen sich namentlich die Münchner und Wiener sehr eifrig. Der Zentralausschuß wird an sämtliche Sektionen unseres Vereines eine Aufforderung zur Subskribierung ergehen lassen.

Bis Ende Januar sollte Engelhardt ungefähr 400 Thaler von uns Allen in Händen haben, denn vor dies nicht der Fall ist, will der Drucker mit dem Druck der Masse nicht beginnen.

Nochmals alles Gute wünschend, zeichnet unter herzlichem Gruße und Empfehlungen, Dein aufrichtiger Freund

Franz Senn.

Vent, am 12. April 1871.

Liebster Freund!

Verzeihe, daß ich so lange nicht geschrieben. Ich bin nämlich im eifrigen Studieren auf die Pfarrkonkursprüfung begriffen. Sobald diese vorüber ist, werde ich wieder ein noch eifrigerer alpiner Schreiber und Korrespondent mit Freunden sein. Inzwischen mußt Du mir schon gütigst gestatten, daß ich mich auf das Nothwendigste beschränke. Was unsere Fremdenführerordnung betrifft, theile ich ganz Deine, der Innsbrucker und vieler Anderer Gesinnung, nämlich die ganze Angelegenheit, wenn sie die Statthalterei nicht bald erledigt, in unsere eigene Hände zu legen. Neulich habe ich an den betreffenden Referenten Grafen Arz ein Urgenz-Schreiben gerichtet.

Bezüglich der Vertheilung der Berggebiethe unter die Sektionen soll die Statthalterei kein Wort darein reden, sondern dies ist Sache der Sektionen. Diese müssen sich verständigen über die Frage, wie die Gebiethe vertheilt werden, auf andere Weise kann unmöglich ein praktischer Erfolg erzielt werden. Ein Einzelner kann wohl Vor-

schläge machen, wird aber in dem ganzen Alpengebiethe sich schwer zurecht finden. Auch ist nicht zu übersehen, daß unsere neue Führerordnung, wenn sie genehmigt wird, bloß für Tirol und Vorarlberg Geltung erlangt, ehe man nicht auch in den andern Kronländern und in Baiern die geeigneten Schritte macht. — Daraus folgt, daß man in dieser Beziehung gar nichts thun kann, ehe nicht die Führerordnung von der Statthalterei in Tirol genehmigt ist. Sobald dies geschehen, heißt es mit vereinten Kräften wirken. Ich verspreche Dir feierlich, dann gewiß mein Scherflein nach Kräften dazu beizutragen.

O komme im Sommer gewiß zu mir! Wie sehne ich mich Dich begrüßen zu können!

Herzlichen Gruß von Deinem liebenden Freunde

Franz Senn.

Ein halbes Jahr ruhte nun der Briefwechsel. Der Geistliche war mit andern Dingen beschäftigt. Nach schweren innern Kämpfen hatte er sich entschlossen, sein heißgeliebtes Oberötztal, mit dem er halb verwachsen war, verlassen zu wollen. Solange er Kurat war, konnte er das nicht. Also unternahm er Schritte für eine Beförderung. Das hielt ihn viele Wochen von seinem Dorf fern. Unterdessen war der deutsch-französische Krieg zu Ende und die Wirtschaftsverhältnisse Tirols besserten sich. Wieder füllte sich das Alpenland mit einer Flut von Reisenden. Auch Vent hatte Gäste in Überzahl: Berühmtheiten der Bergforschung wie der Wissenschaft, lustiges Wandervolk und Sommerfrischler. Der Lärm taugte nicht für den Widumsherrn, der krank und erholungsbedürftig heimgekommen war. Fast wuchsen ihm die Geschäfte über den Kopf. Dazu hatte er mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, gegen die er machtlos war. Das Zerwürfnis mit Brizzi hatte ihm in den Augen vieler sehr geschadet. Der leichtaufgebrachte Künstler mit seinen überreizten Nerven hatte seiner Empörung kräftig Luft gemacht und war darin zu weit gegangen. Die raschen Worte konnte er nicht mehr ungeschehen machen. München, Wien und Vent lagen weit auseinander. Eine gegenseitige Verständigung wurde daher nicht versucht, wie es in solchen Fällen oft geht. Daher blieb auf manchen Seiten eine Mißstimmung gegen Senn zurück. Wochenlange Krankheit hatte diesen dazu aus dem Gang der laufenden Ereignisse geworfen. Verschiedene Vereinsangelegenheiten und Fragen zur Führerorganisation waren von ihm unbeantwortet geblieben. Die Freunde glaubten deswegen, seine Anteilnahme sei im Abnehmen begriffen, fühlten sich auch teils befremdet oder verletzt. Seine Arbeitsüberbürdung war bekannt; man wollte ihn entlasten. Die Gesamtheit dieser Umstände ließ die Hauptfäden seiner Hand entgleiten. Ein Zweites, Schweres war jetzt im Werden: Der Zusammenschluß des Deutschen mit dem Österreichischen Verband. Dem diplomatisch ungewandten Dorfpriester war das seinerzeit nicht geglückt. Diesmal sollte er vor die vollendete Tatsache gestellt werden. Daß sich die Verhandlungen noch solange hinziehen würden, konnte damals niemand wissen. Senn aber empfand das Vorgehen als eine Kränkung, die ihn tief traf. Von da an fühlte er sich zurückgesetzt. Bitter beklagte er sich darüber in seinem nächsten Schreiben an Stüdl.

Vent, am 23. November 1871.

Lieber, theuerster Freund!

In welcher Stimmung gegen mich beginnst Du das Lesen dieses Schreibens! Bist Du vielleicht schon so bitterböse auf mich, daß Du mir die Freundschaft gekündet hast? Habe Nachsicht mit mir, wie sie auch Gott im Himmel mit jedem bußfertigen Sünder hat. Ich will nun auch als solcher zu Deinen Füßen fallen und ein aufrichtiges mea culpa bekennen. Aber wie fast jeder Pönitent erlaube auch ich mir zu meinen Gunsten eine Beschönigung der Unterlassungssünde anzubringen. —

Du wirst durch Bereitter vernommen haben, daß ich anfangs Mai auf einer Reise in Innsbruck schwer erkrankt bin und ein anhaltendes Ohrenleiden mit einem Abzesse im rechten Ohre innerhalb des Trommelfelles sich entwickelt, welches vollständige Schwerhörigkeit, Perforation des Trommelfelles, Herausschneidung der Gaumenman-

deln, Verbot jeder anstrengenden Bergparthie u.s.w. zur Folge hatte. Welche Stimmung sich da meiner bemächtigte, wirst Du begreifen. Nach der Krankheit in Innsbruck war ich durch 6 Wochen Rekonvaleszent bei Herrn Dekan Staudacher in Matrei, in strengster Diät, und erst am Ende dieser Zeit war ich im Stande, Einiges von den theologischen Studien zu wiederholen, um so noch dem Zwecke meiner Reise nachkommen zu können die Pfarrkonkursprüfung in Brixen zu machen. Aber bedenke, ich habe bloß in den Monaten März und April expreß auf die Prüfung studiert, während andere 3—4 Jahre darauf verwenden. Ich habe damals selbst während des Mittagessens mein Buch neben mir gehabt und war für nichts anderes zugänglich. So war es, ungeachtet der inzwischen eingetretenen Krankheit, möglich, eine f a s t s e h r g u t e P r ü f u n g abzulegen. Zur Zeit der Prüfung in Brixen, welche 2 Tage dauert, war ich körperlich ganz gesund, bloß daß ich mit dem rechten Ohre gar nichts hörte. Hernach ging ich einige Tage zur Erholung nach Bozen und Meran, und gerade diesem Abstecher in das südliche Klima habe ich es zu verdanken, daß der Ausfluß durch das rechte Ohr sich vollständig legte. Ich kehrte sofort nach Vent zurück, allwo ich am 25. Juni ankam. Die Strapazen der Reise gestatteten es mir durch einige Zeit nicht, außer dem Offiziellen etwas zu thun. Dann kamen Reisende 1—2, 3—6, 12—20, 30—53, in Summa während des ganzen Sommers 750, darunter das Maximum über e i n e Nacht — 53. Mein Haus war beständig voll. Würdest Du an meiner Stelle in der Lage sein, Briefe zu schreiben etc.? In der Regel Tag und Nacht keine Ruhe! Hat man hie und da solche, will man schlafen. — Ich versichere Dich, im nächsten Sommer will ich nicht mehr in Vent sein. Meine Köchin, die Lise, ist jetzt immer unpäßlich und will noch einen Sommer in Vent nicht mehr aushalten können. Mein Ohrenleiden und die Schwerhörigkeit wurde so gut, daß ich schon seit längerer Zeit mit dem bösen rechten Ohr die Beichte hören konnte. Das linke Ohr ist infolge der Mandel-Operation ganz gut.

Nun wirst Du mich hoffentlich bis zum Herbste von meiner Schuld absolvieren. Zeitweises Fieber, leider! Abwesenheit, Geschäfte, schlechter Humor wegen schlimmen Wetters u.s.w. entschuldigt für die Herbstzeit.

Nun lieber, theurer Freund! Solltest Du nach dieser Darlegung dennoch mir einen Theil Deiner freundschaftlichen Gesinnung entzogen haben, wäre ich untröstlich. Bei Gott! Hängt denn die Freundschaft an einem Faden, ein paar Blättern Papier — oder nicht vielmehr an höheren Interessen?

Vom Sommer habe ich noch etwas anzuführen. Es war mein Plan bei der Hofmannsfeier in der Hofmannshütte Dich zu überraschen, ferner wollte ich jedenfalls bei der Generalversammlung in Salzburg Dich begrüßen, keines von beiden war wegen der großen Touristenzahl und des Mangels an einem geistlichen Vertreter möglich. — Ich habe es jetzt sozusagen „handgreiflich“ in meinen Händen, daß ich von Vent nicht fortkommen kann, und im Sommer in Vent nichts thun kann, außer: „Gehorsamen Diener“ zu machen, Schlafstellen zu vertheilen, den Führern ihre Rollen zu geben u.s.w. Ich bedanke mich für diese Geschäfte!

Ich habe sie jetzt 11 Jahre gethan; es kann sie nun ein anderer versuchen. — Bin ich denn in Vent bloß ein Sklave anderer? Und wer bin ich jetzt anders? Über diese Verhältnisse wirst Du meinen Unwillen beistimmen müssen! —

Wenn dann im Herbste, wie jetzt, die Abrechnung zwischen plus und minus geschehen und ich in Folge davon keinen Kreuzer Geld mehr im Beutel habe, sollte aus dem Unwillen nicht eine Erbitterung werden?

Wenn man ferner für verschiedene Bemühungen in alpiner Beziehung nicht bloß keine Anerkennung findet, sondern sich förmlich auf die Seite geschoben sieht? Was sagst Du dazu? Sollte da die Erbitterung nicht zum förmlichen Zorne heranreifen?

Ich habe über diese Dinge schon viele schlaflose Nächte zugebracht. Ob es einmal möglich sein wird, meine finanzielle Seite in Ordnung zu bringen? — Mein lieber Freund! Ich weine über dies viele Thränen, aber allein, weil ich ja allein bin. — — — Inzwischen denke ich mir oft: „O was? 'soll mich alles fünferln, dann hat meinetwegen um 6 Uhr (Vent) Feierabend!“ Dies ist ein gewöhnlicher Spruch, welcher mit Modifizierung in ganz Tirol geläufig ist.

Er paßt auch ganz gut für meine Verhältnisse. Du wirst aber statt der Klagen spezielle Beleuchtung der Ursachen wünschen! Nun wohl! Ich hatte in Rücksicht auf meine alpinen Bemühungen und die daraus entstandenen Schulden erwartet, daß die Sektionen des deutschen Alpenvereins wenigstens recht vielfach auf mein Kreuzspitzpanorama subskribieren und daß ich dabei vom Zentralausschuß nachdrücklich unterstützt werde. Wie ist es in der That? Subskriptionen sehr wenige, und von einer Unterstützung habe ich nie etwas vernommen oder empfunden. Ja, ich habe von Seiten des Zentralausschuß seit letzten Winter keine einzige Nachricht erhalten. Den genauen Be-

richt über die Zeit der Generalversammlung erhielt ich erst 8 Tage vor derselben. Von den Resultaten derselben weiß ich heute noch nichts, mit Ausnahme einiger Notizen in Privatschreiben von Dr. Petersen und Trautwein. Hauptsächlich weiß ich, daß in Salzburg viel mehr politisiert, als über Alpines verhandelt wurde. Nun, das dient freilich ganz vorzüglich dazu, einem die Galle in die Glieder zu treiben.

Aber was braucht sich der Kurat von Vent um diese Dinge zu bekümmern, wenn schon die Gründung des Alpenvereins hauptsächlich von ihm ausgegangen ist!?

Die geringe Betheiligung an der Subskription auf das Kreuzspitzpanorama hatte zur Folge, daß ich in Berlin nur langsam zahlen konnte, daß mir nur 400 Exemplare gedruckt wurden, und daß ich für dieselben viel mehr bezahlen mußte, als anfänglich contrahiert war. Ich habe die Beweise sozusagen in meinen Händen, daß ich, anstatt Profit zu machen, Schaden leiden muß. — So unterstützt man zweckdienliche Unternehmungen!

In betreff der Einhaltung meiner Wege thun die Bauern fast gar nichts und an der Regierung habe ich keine Hilfe. Die Bauern von Kurzras verweigern die Durchfahrt für unsere Maulthiere und die Regierung hilft nicht. Sollte man da nicht Alles zum Kuckuck wünschen!?

Das Beste zuletzt, aber setze Dich vorher in Bereitschaft, Ausdrücke zu vernehmen, welche Du selten hören wirst. „Das Führerwesen ist organisiert“ Das klingt schön! Aber bei Gott! In meinen Ohren wie teuflische Musik. Hätte ich 1000 der ärgsten Schimpfwörter im Munde, ich möchte sie alle diesen Schafsköpfen der Büreaukratie ins Gesicht schleudern. Wie? Was ist? Wirst Du fragen! Die dümmsten Teufel sind der Hölle entronnen und sind plötzlich als Statthaltereiräthe, Bezirkshauptmänner und Gemeindevorsteher in Tirol aufgetreten, um das Fremdenführerwesen zu organisieren. O mein lieber Freund! Waren doch wir 2 Esel — das ist der richtige Ausdruck — daß wir uns um die Durchsetzung unserer Führerordnung bei der Statthalterei so abgemüht haben! Wir beide haben Ursache, jeden diesfalsigen Schritt bitter zu bereuen. —

Ich will mich nun befleißigen, ruhiger zu werden um die ganze Geschichte einfach erzählen zu können.

Ich war in dieser Angelegenheit im Ganzen 5mal persönlich bei der Statthalterei in Innsbruck, das letztemal in der Mitte des vergangenen Oktober. Da erhielt ich zur Antwort, es sei jetzt erledigt und an die Bezirkshauptmannschaften abgegeben. Der Bezirkshauptmann von Imst hat, ohne sonst mit Jemanden Rücksprache zu nehmen, ganz einfach an die Gemeindevorsteher ein Zirkular erlassen. worin er sie auffordert, „zum Fremdendienste taugliche Personen namhaft zu machen,“ worin auch in erster Linie die Unterstellung des Führerwesens unter die Aufsicht der politischen Behörde hervorgehoben ist u.s.w., hingegen einer Vermittlung der Alpenvereine, der Alpenfreunde keine Erwähnung geschieht. Die Herren Gemeindevorsteher hefteten eine geschriebene Aufforderung an die schwarze Tafel bei der Kirche an und weiter nichts. Wer sich meldet, der ist Fremdenführer, „zu dem Geschäfte ist ja jeder gut genug“. Letzteren Grundsatz hat der Vorsteher von Sölden mir gegenüber ausdrücklich ausgesprochen. Infolge der öffentlichen Aufforderung hat der eminente Führer Alois Ennemoser sein bisheriges Führerbuch einfach dem Vorsteher mit der Bemerkung übergeben: „Wenn die Sache so ist mit der Regierung, gehe ich als Fremdenführer gar nicht mehr.“ — Alle von unsern guten Führern wollen bloß unter dem Alpenverein stehen. In Sölden haben sich infolge der Publizierung 12, sage 12 Individuen gemeldet, und zwar alles Lumpen oder unkundige Leute, mit Ausnahme eines Einzigen. — Die Venter und Gurgler Führer haben von der Sache gar nichts gehört. Was soll nun aus dieser Geschichte werden? Die schlechtesten Burschen von Sölden, die nichts wissen, keinen Berg, ja nicht einmal einen Weg kennen, werden behördlich autorisierte Fremdenführer und unsern bisherigen guten Leuten ist es zu schlecht, neben solchem Gesindel zu figurieren und treten ab. — Finis coronat opus — das Ende krönt das Werk.

Es ist schwerlich anzunehmen, daß im Ötzthal allein unsere Bemühungen einen traurigen Ausgang finden. Was haben wir also? Offenbar den Teufelslohn! Was ist nun zu machen? —

Nach meinem Dafürhalten muß der Deutsche Alpenverein das Führerwesen ganz allein in die Hände nehmen. Vorderhand habe ich bereits dem Bezirkshauptmann in Imst und dem Gemeindevorsteher in Sölden energische Gegenvorstellungen gemacht.

Ferner werde ich an den Centralausschuß Bericht erstatten u.s.w. Entweder muß mir die Sache unseres Führerwesens ins Reine kommen oder ich werde mich in keiner Beziehung mehr an dem Alpenverein betheiligen — — — Dixi!

Inzwischen war ich vielleicht noch der dumme Mensch, die Gründung der Sektion

Ötz-Oberinnthal energisch zu betreiben. Der Bezirk Sölden der Sektion Ober-Innthal zählt bereits 18 Mitglieder. — Die Leute in Sölden freuen mich, sie sind wißbegierig, interessiert und wollen lernen. Bereits ist der Anfang zu einer alpinen Bibliothek gemacht. Wie Du siehst, bin ich ungeachtet meines Mißmuthes dennoch thätig und werde es bleiben, bis ich einmal in einen gar zu sauren Apfel werde gebissen haben. — Von Bergtouren kann ich heuer wegen des doktorlichen Verbotes nichts besonderes nennen.

Mit meiner Gesundheit habe ich jetzt Ursache zufrieden zu sein. Ich höre sogar mit dem rechten Ohr ganz passabel. Wie geht es Dir? Darf ich hoffen, daß Du mir bald antwortest? Spätestens 14 Tage nach jeder Antwort werde ich Dir in diesem Winter jedesmal schreiben.

Es zeichnet Dein Dich herzlich liebender Freund

Franz Senn.

Senn dachte ernstlich an die ihm bevorstehende Veränderung. Eine behördliche Inspektion hatte die Kuratie in vollster Ordnung gefunden und daher den Priester zum Pfarrer qualifiziert. Bestimmt rechnete Senn mit einer Versetzung ins Stubaital, wohin er sich gemeldet hatte. So anstrengend wie in Vent mit seinem Wirtsbetrieb konnte der neue Posten nicht werden. Unter allen Umständen würde ein junger Geistlicher zur Hilfe da sein. Das hob Senns Stimmung und machte ihn vergnügter. Er sah nun auch die Alpenvereinsangelegenheiten ruhiger an, nachdem man ihn besänftigt hatte. Wohl ließ ihn eine jähzornige Anlage leicht aufbrausen, was bei seinen Lebensumständen nur zu begreiflich war. Stets aber lenkte er bald ein und war einer Versöhnung zugänglich. Mit vielen seiner Äußerungen hatte er ja wirklich recht. Das beweist der letzte Brief an Stüdl, den dieser aus der Venter Serie aufbewahrt hat.

Vent, am 14. Dezember 1871.

Lieber Freund!

Meine bitterböse Stimmung im letzten Briefe wirst Du mir hoffentlich nicht übel genommen haben; nicht Personen, sondern Thatsachen haben mich so gestimmt. Deine Unzufriedenheit mit dem Central-Ausschuß theilt auch Freund Trautwein, ich ebenfalls schon lange. Doch es geschieht Euch recht! Warum habt Ihr in Salzburg Wien gewählt? Nach meiner Ansicht hätte ein anderswo sitzender Central-Ausschuß leichter mit dem österr. Alpenverein gehandelt um eine Verständigung herbeizuführen, als die Sektion Wien, die dahin zu streben scheint, daß der Centralausschuß künftighin beständig in Wien bleibe. Dann haben wir wieder den starren Centralismus und der deutsche Alpenverein wird zu einer Mißgeburt. Gott gebe, daß meine Befürchtung illusorisch sei. Von unsern Fremdenführern sind die beiden besten nicht mehr: Ennemoser will's nicht mehr sein und der Huber ist von einem Baum im Walde tödlich getroffen worden. — Touristen waren in Vent ca. 750. Fürs Hochjoch reichten in der Regel 6 Maulthiere nicht aus. — Deine und Hofmanns Arbeit über die Glocknergruppe hat mir sehr gut gefallen. Ich danke und gratuliere. Im Geheimen, unter 4 Augen, kann ich Dir mittheilen, daß ich um die Pfarre Neustift im Stubai kompetiert habe. Von der Erledigung weiß ich noch nichts, sie muß aber bald kommen. Du wirst begreifen, wie sehr mir dieser Platz passen würde.

Nicht wahr, wir wollen wieder die alten guten Freunde sein und bleiben! Schreibe mir bald wieder! Ich werde mit Antworten gewiß nie mehr so lange säumen, wie im letzten Sommer. Herzlich grüßend, zeichnet Dein alter treuer Freund Franz Senn.

Im Frühling des nächsten Jahres traf die Beförderung zum Pfarrer ein, nicht ins erbetene Stubaital, sondern nach Nauders. Die Trennung von seinem Dorf mußte einmal kommen. Als sie Tatsache wurde, fiel Senn das Scheiden bitter schwer. 11½ Jahre war er der Venter Kurat gewesen. Was hatte er in dieser Zeit aus dem ganzen Ötztal gemacht! Durch ihn war es erschlossen worden. Prächtige Wege führten bis tief in sein Herz hinein. Die Armut war verschwunden, Wohlstand eingekehrt. Der Schleier war den mächtigen Gletscherbergen von ihren stolzen Häuptern genommen, damit die Menschen sich an ihrer Herrlichkeit erfreuen durften. Das Ziel

war erreicht: Mensch und Gebirge waren einander nähergerückt. Doch auch das Schicksal hatte Senn hier gefaßt. Er ließ ein Grab zurück, an das er nur mit Schmerzen denken konnte. Glück und Leid schloß das Hochtal für ihn ein.

Mit Trauer sahen die Venter ihren verehrten und geliebten „Herrn" fortgehen. Sie wußten, daß er ihnen allen unersetzlich war.

Das Fremdenbuch wies von seiner Hand die lange Zeit her kaum einen Eintrag auf, kurz ist auch sein letzter Gruß darin:

„Zum Abschiede von Vent am 18. Juni 1872 Franz Senn, Kurat.
" " " " " " " " Elisabeth Purtscher, Kellnerin.
" " " " " " " " Aloisia Purtscher, Köchin."

Die Mutter seines Zyper nahm er mit. So verließ er den Ort, im Scheiden schon Heimweh im Herzen. Leid und Sorgen konnte er nicht zurücklassen. Die zogen mit ihm.

Den jungen Pfarrherrn erwartete in Nauders viel Arbeit. Die Seelsorge umfaßte einen großen Bezirk. Es blieb wenig Zeit auf die Berge zu steigen. Einmal noch konnte er sein Vent besuchen und ins dortige Fremdenbuch schreiben:

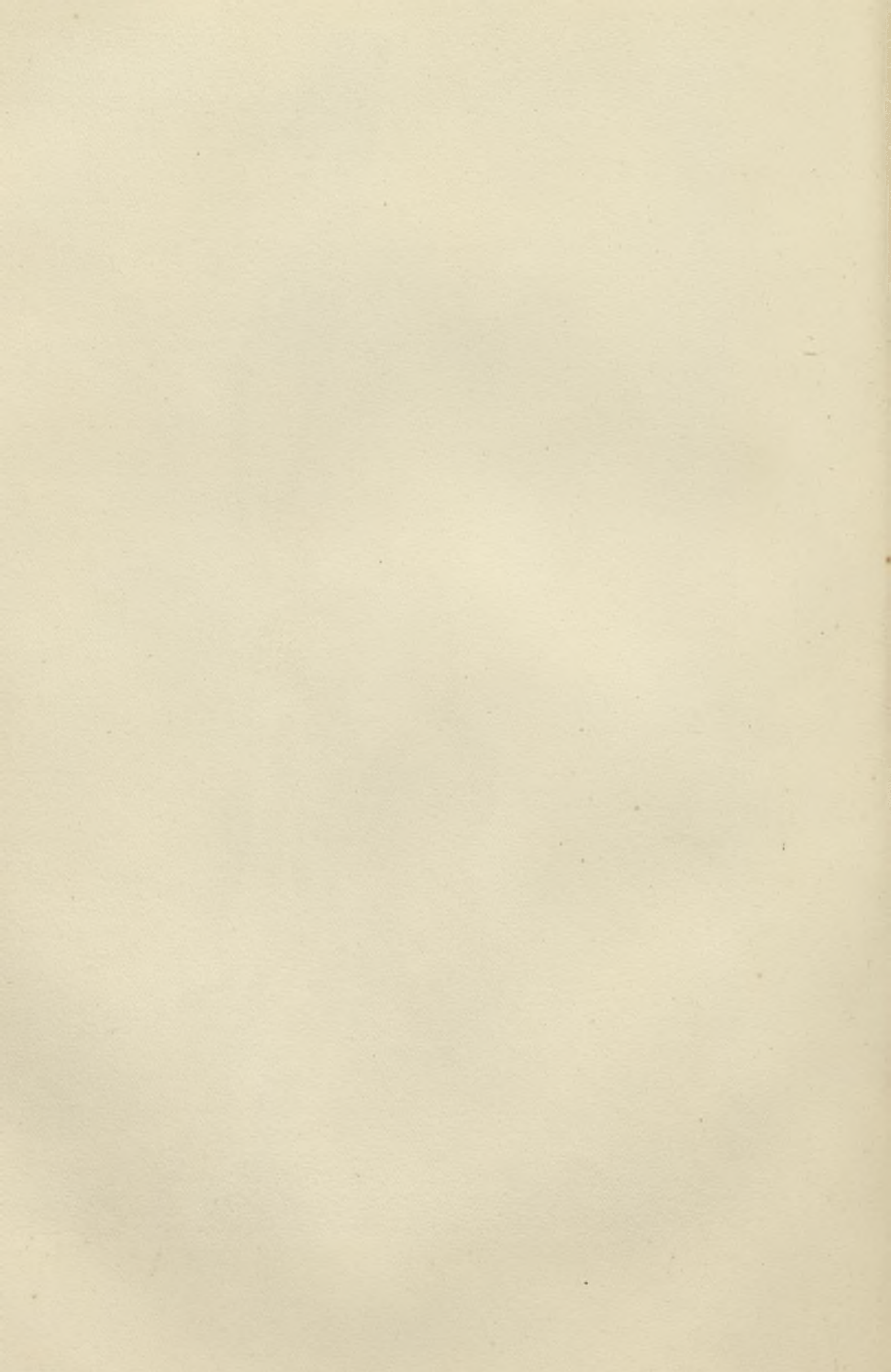
„Am 9. September 1872 sind über das Langtauferer Joch gekommen:
Friedrich Witting, Kaufmann von Nauders,
Pali Karl, stud. theolog. von Nauders,
Franz Senn, Pfarrer von Nauders,
mit dem Führer Alois Spöttl von Nauders.
NB. Die beiden letzteren gehen über das Sexten- und Ölgrubenjoch in die Gepatschalpe."

Die Sehnsucht nach seinem Ötztal hat ihn übermannt, denn die neue Pfarre lag nicht so im Herzen des Hochgebirges. Der Bergforscher mußte sich bescheiden lernen. Er tat es auch und war ein guter Priester, der sein Amt und seinen verantwortungsvollen Beruf mit aller Hingebung und Treue erfüllte. Es galt, in der Gemeinde manche Not zu lindern. Als dort eine gefährliche Typhusepidemie ausbrach, lernte er das Leben von einer andern Seite kennen. Die Venter waren gesunde Leute gewesen. Hier aber saß er oft zusammen mit dem Tod am Lager. Jetzt zeigte sich, welch warmes Herz Senn besaß. In jeder Weise stand er den unglücklichen Hinterbliebenen bei. Er gab und gab. Kein Bittender ging unbeschenkt von seiner Türe. Dabei vergaß er, daß ihn selbst Sorgen und Schulden drückten.

Um seine Geldverhältnisse regeln zu können, bekam er einmal eine größere Summe von der Sektion München. Unterdessen war die Einigung des deutschen und österreichischen Alpenvereins erfolgt. Dem Pfarrer von Nauders war es unmöglich, sich wie früher mit ganzer Seele demselben zu widmen. Allmählich lockerten sich Beziehungen zu verschiedenen Freunden und seine alten Widersacher gewannen die Oberhand. Mit einer ausgiebigen einmaligen Beihilfe wäre Senns finanzielle Lage zu retten gewesen. Er wandte sich mehrmals an den Ausschuß in diesem Sinne. Seine Eingaben wurden jedesmal zurückgewiesen. So schleppte er ein Defizit von 2000 fl. wie ein Bleigewicht mit sich fort. Das machte ihn krank und müde und lähmte seine Schaffenskraft. Für ihn als Geistlichen war es unmöglich, den Armen seine Unterstützung zu versagen. Bedrängten beizustehen, gehörte zu seinem Amt. Da ließ sich schwer eine geldliche Verschuldung abtragen, wie er gehofft hatte, als er von Vent abreiste. Noch lagen in seiner Schublade schriftliche Versprechungen, die ihn seinerzeit bestimmten, den Wegbau in Angriff zu nehmen. Die Schreiber waren gestorben oder anderen Sinnes geworden. Auf die Erfüllung dieser Zusicherungen durfte er nicht mehr hoffen. Die Zeichnung der Kreuzspitze hatte er unverkäuflich im Kasten. Es gab bereits zu viele gute Reiseführer und Handbücher mit trefflichen Karten, als daß die Turisten an jenem Panorama wirklich weiteres Interesse gezeigt hätten.

Mezzotinto Bruckmann

Blick vom grossen Bärenkopf (P. 3342) gegen Eiswandbichl, Grossglockner; Glocknerwand, Romariswand



Trotzdem wäre es Senn gelungen, nach eingehenden Berechnungen im Lauf der Zeit seine Vermögensverhältnisse in Ordnung zu bringen. Da traf ihn ein zweites Mal das Verhängnis.

1878 war ein Jahr des Unheils für ganz Tirol. Im Juli brachen furchtbare Überschwemmungen und Muren über das arme Land herein. Die Münchner Sektion erließ an alle Mitglieder einen Aufruf, der die damalige Lage kennzeichnete.

Sofort nach Bekanntwerden des Unglücks hatte der Zentralausschuß Schritte getan, um innerhalb des Vereins Mittel zur Linderung der ersten Not aufzubringen.

Senn wurde mitbetroffen. Seine Gläubiger, zum Teil Grundbesitzer im überschwemmten Gebiet, verlangten fast von heut auf morgen Gelder und Zinsen, die sie „über Gebühr lange" gestundet hatten. Verzweifelt suchte der Schuldner bei allen möglichen Geldverleihern Kapitalien aufzubringen, um die alten Forderungen zurückzuzahlen. Niemand konnte ihm aushelfen, außer Wucherern, die ihm den Hals ganz zugeschnürt hätten. Die Verwandten und Bekannten im Ötztal waren durch die Katastrophe selbst schwer heimgesucht, sie konnten ihm nicht beistehen; er hätte es auch gar nicht angenommen. So blieb nur ein Ausweg, der „Alpenverein". Im alpinen Interesse hatte er sich ja in Schulden gestürzt. Er wandte sich an seinen Freund Stüdl, den edlen, immer gütigen Helfer in aller Not.

Nauders (Tirol). am 28. August 1878.

Lieber Freund!

Ich bitte Dich, so freundlich zu sein, die Entäußerung eines schweren Herzeleides und eine dringende Bitte gütigst entgegenzunehmen!

Schon vor 1. Juli ds. J. habe ich an den Centralausschuß unseres Alpenvereines in München folgende Anträge zur Vorbringung auf der diesjährigen Generalversammlung des D. u. Ö. A. in Ischl gestellt.

1. Daß die Generalversammlung für den im Jahre 1862 zu Vent zur Beherrbergung von Touristen aufgeführten Hausbau nachträglich entweder eine ausgiebige Unterstützung, c. 700 fl., mir bewillige, oder auf 3—4 Jahre wenigstens ein unverzinsliches Darlehen von c. 2000 fl. bis spätestens kommenden Lichtmeß verabfolge.

2. Der Alpenverein, resp. die einzelnen Sektionen desselben, wollen mir zum Verkaufe die, in meinem Verlage noch vorhandenen Exemplare des Kreuzspitz- und Hochjochpanoramas, je c. 70 an Zahl abnehmen und zwar um den Verlagspreis, ersteres zu 3 fl, letzteres zu 1 fl 80 kr ö. W. pr. Exemplar.

Der 3. Vorschlag war eine Bitte um Unterstützung für die noch gegenwärtig bei mir im Hause lebende Mutter des verunglückten Führers Zyprian Granbichler.

Als Antwort auf diese 3 Vorschläge erfolgte vom Herren Präsidenten die Mittheilung, daß die Vorschläge 1 und 2 nicht angenommen werden zur Vorlage bei der Generalversammlung, weil der Central-Ausschuß fürchte, damit ein zu gefährliches Prävenire zu spielen, wenn der Alpenverein in Zukunft früher im alpinen Interesse gemachte Schulden bezahlen sollte. Vorschlag 3 soll erst nach erfolgter Statuten-Entwerfung über den Führer-Unterstützungsverein erledigt werden. So im Kurzen dieses!

Inzwischen traf ich Präsidenten S. auf seiner Durchreise in Nauders und theilte ihm persönlich mein Anliegen mit, worauf er mir empfahl, dieselbe einem Herrn außer dem Ausschuß, speziell Dir, zur Vorbringung bei der Generalversammlung zu übergeben. Daß Du dies nun thust, ist meine dringende Bitte an Dich. Du gehst doch sicherlich nach Ischl, ich aber kann, namentlich aus finanziellen Gründen, leider nicht gehen.

Zur Begründung des ersten Punktes dient die Thatsache. daß ich das Haus in Vent, das Widum, ausschließlich nur im touristischen Interesse gebaut habe, und dazu c. 2000 fl. aus eigenen Mitteln verwenden mußte, wofür ich nur vom Alpenverein eine Entschädigung erwarten kann. Und warum denn nicht?

Wie stände die Bereisung des Venter Gebietes und das ganze Ötzthal da ohne dieses Haus!? Ohne dasselbe wären unter anderm auch keine Wege gebaut worden, wäre wahrscheinlich das Meiste unterblieben, was ich in touristischr Beziehung und für den Alpenverein bekannter Weise geleistet habe. Warum sollte man den Bau eines solchen Hauses nicht unterstützen, wo man doch sonst an der Landstraße und kultivierten

Orten viel näher gelegene Stationen, zum z. B. Gepatsch, große Summen Geldes verwendet hat, um Touristenhäuser oder Hütten zu errichten?

Bezüglich des 2. Punktes muß ich zu dem angeführten Mittel greifen, weil ich leider zu wenig Gelegenheit und zu wenig Zeit habe, um die Panoramen einzeln versenden zu können.

Die Mutter des Zyprian Granbichler habe ich jetzt bald 10 Jahre bei mir und dadurch eine Ausgabe von ca. 700 Gulden.

Lieber Freund!, ich stehe in so schlechten finanziellen Verhältnissen, daß ich in Konkurs kommen muß, wenn ich nicht Hilfe erhalte. Ausführliche Begründung werde ich Dir durch Herrn Dr. Alois Egger in Ischl zur rechten Zeit zukommen lassen. Willfahre doch, flehe ich, meiner Bitte!

Mit freundlichem Gruß!

Franz Senn.

Der bedrängte Pfarrer von Nauders hatte kein Glück. Das Unheil, welches über Tirol hereingebrochen war, schrie um Hilfe. Der Alpenverein und die einzelnen Sektionen spendeten in großzügiger Weise, um nur einigermaßen dem allgemeinen Elend abzuhelfen. Was wog da die Not eines einzelnen. Alles blieb also beim Alten. Nur trafen hin und wieder kleine Wegbauzuschüsse von privater Seite ein. Kein aufbewahrter Brief gibt Kunde, wie tief verletzt sich der Abgewiesene fühlte. Nur Stüdl wußte darum. Es war ihm unmöglich gewesen, dem schwergekränkten Manne Genugtuung zu verschaffen. In einer stillen Abendstunde sprach er nach Jahren davon.

Die drückenden äußeren Verhältnisse und die seelischen Konflikte waren nicht spurlos an Senn vorbeigegangen. Seine rasche Art und seine Anlage zum Jähzorn waren gewichen. Sie hatten einer zeitweisen Mutlosigkeit Platz gemacht. Der veränderte Wirkungskreis war nicht ohne Einfluß auf die Charakterentwicklung geblieben. Dazu kam das Heimweh nach seinem Venter Tal. Er war ein stiller Mensch geworden, ruhiger, als seine Jahre es bedingten. Und noch ein furchtbares Unglück mußte er mit seinen Pfarrkindern tragen. Im Jahr 1880 brach eine Feuersbrunst aus, die das ganze Dorf vernichtete. Von neuem war er Zeuge schrecklicher Bilder des Elends, das auch ihn mittraf. Da erwies sich, wie viele Freunde aus früheren Tagen des Oberötztaler Kuraten gedachten. Eine Schilderung des traurigen Ereignisses war durch die Zeitungen in alle Welt gedrungen. Wer den Pfarrherrn noch vom Widum her kannte, der schickte ihm ein Scherflein für die armen Abgebrannten. Auch der Alpenverein tat, was in seinen Kräften stand. Da wußte Senn, daß er noch nicht vergessen war.

Das nächste Jahr brachte ihm eine Versetzung nach Neustift im Stubaital. Sie war neun Jahre später gekommen, als er gedacht.

Nun war er wieder mitten in seinen Bergen und Gletschern. Hier fühlte er sich daheim. Doch die Entdeckertätigkeit war's nicht mehr wie ehedem.

Die prachtvolle Eiswelt des Stubai findet ihren herrlichen Abschluß im Alpeiner Ferner mit seiner Umrahmung von gewaltigen Zacken und Felsenkämmen. Am Fuße dieses Gletschers wurde auf des Neustifter Pfarrers Betreiben eine Turistenhütte errichtet, die seinen Namen trägt. Innsbruck war nahe; das erleichterte eine Wiederaufnahme früherer Beziehungen. Die Führerorganisation im Stubaital war lange nicht beendet — alpine Arbeit, zu der man Senn brauchte. Das machte ihm Freude. Ein Abglanz der alten, schönen Kuratenzeit schien noch einmal ins Pfarrhaus einzukehren. Er selbst aber war ein anderer geworden. Kummer und Sorgen hatten ihn zermürbt. Die vielen Enttäuschungen waren es, die seine helle Tatenlust gebrochen, mit der er einst in zähem Widerstand die größten Schwierigkeiten überwunden hatte — Schulden begleiteten ihn bis ans Ende.

Die greise Mutter seines Zypers vermochte er nicht weiter bei sich zu beherbergen. Sie hätte den neuen Aufenthaltswechsel nicht ertragen. So brachte er sie zu seinen

anhänglichen früheren Dienstboten nach Serfaus, wo sie, 83 Jahre alt, an Schlagfluß verschied.

Auch Senn war keine lange Lebenszeit mehr bestimmt. Seine Gesundheit hatte das Novemberereignis 1868 nie überwunden. Quälende Nervenzustände suchten ihn auch in Neustift heim. Doch ein Trost war ihm vergönnt: er sah, wie seine Werke gediehen. Der Gedanke erleichterte ihm die letzte schwere Krankheit, welche ihn schmerzhaft heimsuchte. Am 31. Januar 1884 starb er im 53. Lebensjahr.

Die Alpenwelt war um einen ihrer begeistertsten Vorkämpfer, Tirol um einen guten, edlen Menschen ärmer geworden. Groß war die Zahl der Trauergäste und würdig die Leichenfeier. Unter Glockenklängen wurde er zu Grabe getragen, alles pries Senn als den Mann, der das Ötztal aus seiner Armut erlöste. Wie arm er selbst hinübergegangen war, das wußten nur wenige. Der Zeuge seines Todeskampfes, ein warmherziger priesterlicher Freund, erfüllte an dem Verstorbenen eine letzte Ehrenpflicht, die ihm Dankbarkeit und Hochachtung sichert. Es gelang ihm, den Nachlaß zu ordnen, wie — das bleibe verschwiegen! Nur treuer Sorge konnte es gelingen, alles zu ebnen und zu glätten. Des Pfarrers ganzer Besitz mußte versteigert werden. Was sein Schreibtisch an Plänen, Aufzeichnungen und Briefen barg, das kam zerstreut in viele Hände und machte das Andenken frei von all den drückenden Verpflichtungen zweier Jahrzehnte.

Jetzt kann Franz Senn ruhig schlafen — inmitten der Berge, die sein Grab umstehen und den Toten behüten, der im Leben für sie geworben, geschafft, geopfert und gelitten hat.

Bergfahrten im Montblanc-Bereich

I. Die Brenvaflanke des Montblanc

Von Kurt Wessely, Linz (Akademische Sektion Wien)

Herrlicher blauer Himmel wölbte sich über Aosta, als wir das Auto bestiegen, das uns in kurzer Fahrt nach Courmayeur, ins Herz der gewaltigen Montblanc-Gruppe bringen sollte. Rasch kletterte der Wagen das malerische burgenreiche Tal der Dora Baltea empor, sauste durch Tunnels und knatterte die Wegbiegungen hinan, aber statt des erhofften Blickes auf das Ziel unserer Fahrt zeigte der Himmel dort nur eintöniges Grau, durch das schattenhaft einige Berge sichtbar wurden. Und als wir in die engen Straßen Courmayeurs einbogen, da hätte auch der größte Optimist zugeben müssen, daß es langsam aber sicher zu regnen begann.

Schwer enttäuscht nahmen wir im Hotel Savoye — das schon seit langem das Hauptquartier der deutschen Alpinisten in Courmayeur ist — das Mittagmahl ein, dabei die Wettermöglichkeiten nach allen Regeln der Bergsteiger-Meteorologie wissenschaftlich begutachtend. Dazwischen aber wimmelte es in den Tischgesprächen von Steinlawinen und Seracs, Gletschern und Gipfeln mit den schönsten französischen Namen, daß wir Jungen vor staunender Bewunderung über unsere Tischgefährten kaum zum Essen kamen. Waren doch die besten und erfolgreichsten deutschen Westalpengänger unserer Zeit am Tische versammelt, in deren Gesellschaft wir die nächsten Wochen verbringen durften.

Gerade waren zwei von ihnen, Dr. Allwein mit einem Gefährten, von der Brenvaflanke des Montblanc zurückgekehrt und ihr Bericht wirkte so fesselnd und packend, daß in uns ein gewaltiges Sehnen entstand, der Wunsch, es diesen Besten gleichzutun, die Sehnsucht, den Montblanc von dieser seiner erhabendsten Seite zu besteigen. Noch im Traume stand der Monarch vor mir und ich schritt über seine herrlichen, eisgepanzerten Südostabstürze dem hoch emporragenden Gipfel zu.

Am Nachmittage — das Wetter war inzwischen wieder besser geworden — führte Ingenieur Hans Pfann — allen Bergsteigern wohlbekannt als der beste deutsche Kenner des Montblanc-Gebietes — Hörtnagl und mich auf einen Aussichtsberg, wie man ihn nur selten findet. Westlich von Courmayeur erhebt sich, einem steinernen Wächter gleich, der Mont Chetif, der trotz seiner kaum 2300 *m* über dem Meere eine herrliche Sicht auf die in nächster Nähe niederstürzende Südseite des Montblanc-Stockes gewährt. Nachdem wir ein kurzes Gewitter im Schutze einer Almhütte hatten vorübergehen lassen, standen wir bald darauf in einem kleinen Sattel unterhalb des Gipfels. Kaum hatte es aufgehört zu regnen, da begann auch schon, wie es unser kundiger Mentor vorausgesagt hatte, der Nebel zu wallen, sich zu heben und plötzlich zerriß der Vorhang. Da wuchs zu unserer Linken ein spitzer Turm aus dem Nebel heraus, ein scharfer Grat baute sich auf und plötzlich stand, wie durch einen Zauberspruch hervorgerufen, die kühne Aiguille Noire de Péteret vor uns. Und wie auf einer Schaubühne enthüllte sich nun Bild auf Bild, Berg reihte sich an Berg, um wieder zu verschwinden und noch großartigeren Gestalten Platz zu machen. Jetzt verschwand die Aiguille Noire, dafür erschien die Aiguille Blanche und mit ihr der

Péteretgrat, dann wurde der weiße Firn des Montblanc-Gipfels sichtbar, verschwand aber rasch wieder. Und neuerlich bewegte sich der Nebel, schon ahnen wir, was wir erspähen werden, er zerteilt sich und hell von der Abendsonne beleuchtet, geschmückt mit wallenden Nebelschleiern tritt sie vor uns, die Brenvaflanke, abschreckend und lokkend zugleich. Ein überwältigender, großartiger Anblick! Eine steile Eiswand, weit über 1000 *m* hoch, durch einzelne, dunkle Felsrippen gegliedert, mit drohenden Seracs, hier bläulich schimmernd im Eis, dort wieder ihre glänzende Majestät in das fleckenlose Weiß frischgefallenen Schnees kleidend, stürzt sie in einem Schwung vom Gipfel des Montblanc zum zerklüfteten Brenvagletscher ab. Links begrenzt von dem dunklen Zackenkranz des Péteretgrates, rechts nach Osten hin im Halbrund allmählich verflachend, stand sie vor uns, königlich im Krönungsmantel, stolz und erhaben, abweisend und doch auch verzehrende Sehnsucht erregend. Wir waren sprachlos und standen stumm und klein vor so überirdischer Größe. Dann ein Windstoß — verschwunden die Berge — und heißer unser Verlangen.

Schön Wetter war es, als wir am nächsten Tage der Sellahütte zuschritten. Bei einer Wegbiegung, bald hinter Courmayeur, weitet sich die Aussicht, man erblickt den Brenvagletscher, der bedeckt von Schutt und Stein, wild zerklüftet sich weit ins Val Veni herabzieht und der tosenden Dora den Weg zu sperren sucht. Beim kleinen Kirchlein der Nôtre Dame bleiben wir ergriffen stehen. Nur wenige Punkte eignen sich mehr zur stillen Andacht, als dieser abgeschiedene Winkel, wo sich dem Wanderer eines der großartigsten Gebirgsbilder entrollt. Wieder ragt düster und geheimnisvoll der Péteretgrat auf, ungewisse Hoffnungen für die Zukunft erweckend. Im Osten ragt die Dent du Géant, gleißt das Massiv der Jorasses. Zwischen beiden aber, unseren Blicken voll zugewendet, steht funkelnd im Sonnenlichte die Brenvaflanke, eine geheimnisvoll winkende Sphinx. Wird es mir vergönnt sein, ihr Rätsel zu lösen? — Meine stumme Frage blieb unbeantwortet und schweigsam zogen wir weiter. Doch noch oft wendete ich mich fragenden Blickes zurück — und siehe — meine Gefährten taten desgleichen, auch in ihrem Herzen lastete die bange Frage. Wieder einige Tage später. Still und stumm stiegen wir durch die kühle dunkle Nacht empor, silbern blickte der Mond auf die weißen Ferner hernieder, schemenhaft traten die Berge hervor. Immer lichter wurde das Dunkel der Nacht, dann breitete sich ein stumpfes Grau im Osten über den Himmel, der Mond erblaßte. Immer heller wurde es. Schon sahen wir Spalten, Felsen und Klüfte, unterschieden zwischen Schnee und Eis. Klar trat die bleiche Mauer des Monta Rosa hervor, der Mond spendete kein Licht mehr, die Sterne waren verschwunden. Da wendete einer von uns den Blick, sein staunender Bewunderungsruf riß uns herum. Leichtes Rot flimmert in der Luft, bleibt an einer Spitze hangen: der Montblanc hat seinen Morgengruß empfangen. Doch das Rot der Sonne bleibt nicht auf der Spitze haften, immer weiter gleiten ihre Strahlen abwärts, immer breiter und tiefer reichend wird der rote Hauch. Wir stehen und starren. In flammendes Rot ist nun die Brenvaflanke getaucht, nur sie von allen den Wänden, die wir sehen, darf sich zur jungen Sonne emporschwingen. Ihr Widerschein färbt unsere Gesichter. Langsam verblaßt das Rot, die Farbenpracht des Morgens erlischt, hell gleißt der Firn, dunkel drohen die Felsen. Da erst — längst steigen wir wieder empor — tritt unser heutiger Berg, die Grandes Jorasses, in das Licht der Sonne, und noch viel später erst dürfen wir uns ihrer wärmenden Strahlen erfreuen. So hoch steht der Herrscher über seinen Trabanten! Nie schien mir aber die Brenvaflanke herrlicher und begehrenswerter als damals, da uns die Sonne ihre Größe so sinnfällig zeigte.

Noch am selben Tag stiegen wir nach glücklich erreichtem Ziele zu Tal, nach Courmayeur zurück. Am anderen Tage galt es endlich der Verwirklichung unseres größten Wunsches. Unglaubliche Mengen von Lebensmitteln kauften wir im Konsumverein

ein, lächelnd half uns die Verkäuferin sie in eine große Kiste zu geben, damit wir unsere Einkäufe leichter nach Hause brächten. Uns dreien aber, Erwin Hein, Dr. Otto Reisch und mir war gar nicht zum Lachen und als wir unsere Rucksäcke endlich gepackt hatten, da verwünschte jeder den Plan, der uns vor einer Stunde noch so schlau erschienen war, Proviant für 8 Tage auf die Turiner Hütte zu tragen. Wollten wir doch nach dem Montblanc noch den Aiguilles von Chamonix unseren Besuch abstatten. Heiß brannte die Nachmittagssonne auf das Tal der Dora herab. Höhnisch schien sich der Dent du Géant in die Luft zu recken, liegt doch an seinem Fuß — weit mußten wir den Kopf zurückbeugen, um sie zu sehen — am Col du Géant die Turiner Hütte, 2150 *m* über uns, und ihr Blechdach glitzerte so hoch droben in der Sonne, daß wir zweifelten, jemals hinauf zu gelangen. So zogen wir auf staubiger Straße dahin, dann bogen wir auf einen Waldweg ein. Da hörten wir deutsche Laute. Ein Trupp kam uns entgegen, es war Ingenieur Pfann mit Hörtnagl und den anderen, die während der letzten Tage auf der Turiner Hütte weilten. Sie berichteten uns, daß heute zwei Paare (Ingenieur Welzenbach-Wien und Dr. Borchers-Schneider) die Brenvaflanke bezwungen hätten, nachdem sie um 12 Uhr nachts von der Hütte aufgebrochen waren. Bald nahmen wir Abschied von unseren Gefährten und freudig gestimmt setzten wir den Weg fort.

Doch wir sollten nicht mehr weit kommen. In einer Höhe von 2173 *m* steht der Pavillon du Mont Fréty, ein einfaches Berggasthaus. In seiner Nähe ließen wir uns nieder und rasteten. Es war schon ½6 Uhr und wir mußten uns beeilen, wenn wir noch bei Tageslicht zur Hütte kommen wollten. Inzwischen hatte es sich aber im Brenvakessel umzogen. Nebel stiegen auf, die ersten Tropfen fielen. Da eilten wir hocherfreut zum Wirtshaus, brauchten wir doch nicht mehr weiterzugehen, und für unseren Fahrtenplan war es gleichgültig, ob wir hier oder auf der Hütte nächtigten. So aßen wir geruhsam zur Nacht und hatten bald das Vergnügen, uns über ein immer heftiger sich entwickelndes Gewitter zu freuen, weil es uns nicht auf dem Weg überraschen konnte. Als wir schlafen gingen, klarte es wieder auf und der Mond beleuchtete fast taghell unser Zimmer. Wir waren daher gar nicht erstaunt, daß uns strahlende Sonne am nächsten Morgen begrüßte. Anfangs führte uns noch ein schöner Steig weiter, aber bei einem Mulistall, in etwa 2600 *m* Höhe, hörte er auf und pfadlos ging es hinan in den Felsen, die oft zum Klettern nötigten. Doch auch das ward überwunden und wir standen um 11 Uhr, nach dreistündigem Steigen, vor der Turiner Hütte, 3170 *m* über dem Meere.

Hier erst entrollt sich voll der Tiefblick auf das Doratal, dessen Glanzpunkt die Dent du Géant ist, die sich wie eine gezückte Dolchklinge emporreckt. Daran reihen sich die Jorasses, das Wallis mit seinen Bergen: Matterhorn, Combin, Dent Blanche, und am Ostende dieser gewaltigen Szenerie steht der Koloß des Monte Rosa. Im Vordergrund aber schimmert die Tiefebene durch den Mittagsdunst; dann lenken im Westen die Grajischen Alpen den Blick auf sich, ganz rechts endlich erblickt man den Gipfel des Montblanc mit dem obersten Stück der Brenvaflanke.

Bei seiner ersten Besteigung des Montblanc vom Brenvagletscher ging Güßfeldt von Courmayeur aus und biwakierte, nachdem er den Brenvagletscher seiner ganzen Länge nach auf seinen Randmoränen hinangestiegen war, in einer Höhe von 3100 *m*, wo er die letzten Felsen fand. Die folgenden Partien machten es meistens ebenso. Doch hat dieses Biwak den Nachteil, daß es verhältnismäßig tief liegt und man noch 2 bis 3 Stunden bis zum Beginn des eigentlichen Anstieges steigen muß. Die Partien des heurigen Jahres aber waren von der Turiner Hütte ausgegangen und hatten den Beginn der Brenvaflanke über den Col de la Tour Ronde erreicht. Ihren Spuren wollten wir folgen.

Im Gegensatz zu unseren Vorgängern, die um Mitternacht von der Turiner Hütte



Die Brenvaflanke des Montblanc

aufgebrochen waren, nachdem sie am Vortag bis zum Col de la Tour Ronde rekognoszierte und eine Stufenreihe zu ihm emporgeschlagen hatten, wollten wir den Col noch heute erreichen, dortselbst biwakieren und am nächsten Tag die Brenvaflanke angehen. Wir mußten auf diese Weise zwar eine Beiwacht in Kauf nehmen, da wir aber sonst einen ganzen Tag verloren und schon um Mitternacht hätten aufbrechen müssen, so entschlossen wir uns um so williger dazu, als die Erreichung und „Präparierung" des Col — um eine beliebte, von Horeschovsky erfundene Redewendung zu gebrauchen — 4 Stunden gekostet hätte. Fast ebensoviel mußten wir für den Rückweg zur Hütte rechnen, um dann von dieser noch in der gleichen Nacht denselben Weg zum Col abermals zurückzulegen. Das war natürlich nicht besonders verlockend und so hieß uns diese Überlegung das andere Übel, die Beiwacht, wählen, um so mehr, als wir der Dauer des schönen Wetters zur Zeit des Mondwechsels mißtrauten.

Dieser Plan mußte aber noch die Einwilligung Dr. Reischs finden, und wirklich brachte ihn die blumenreiche Sprache Heins und meine nicht minder poesievollen Redewendungen dazu, seine Zustimmung zu geben. Konnten wir doch auf ein funkelnagelneues Zelt hinweisen und stand doch Vollmond für heute im Kalender, was Aussicht auf die berühmte zauberhafte Biwaknacht gab. Ich glaube, Otto wird uns unsere Überredungskünste sein ganzes Leben lang nicht verzeihen, aber wir hatten das Richtige getan, wie die kommende Schlechtwetterperiode bewies. So zog denn unser Kleeblatt um 4 Uhr nachmittags unter den Glückwünschen des überaus zuvorkommenden Hüttenwirtschafters weiter. Nur wenige Schritte sind es bis zum Col du Géant hinauf, auf dem die alte Hütte steht. Hier betraten wir den harmlosen, ebenen Géantgletscher und wandten uns auf der ausgetretenen Spur dem Col des Flambeaux zu, den wir bald erreichten. Während die Gefährten das Seil herrichteten, stieg ich, von ihren Hohnreden begleitet, in ein paar Minuten zum Gipfel des Petit Flambeau empor. Ich wollte eben das Sprichwort „Wer das Kleine nicht ehrt, ist des Großen nicht wert" befolgen, um so mehr, als das „Kleine" die bei uns daheim ganz respektable Höhe von 3435 *m* hat. Nach diesem kleinen Soloausflug ging es wieder vereint weiter. Allzubald ließen wir uns verleiten, von der großen Spur, die quer über den Géantgletscher zum Col du Midi, beziehungsweise nach Chamonix führt, abzubiegen, und querten in westlicher Richtung die Hänge der Aiguille de la Toule, die auf den älteren Karte auch „la Ronde" genannt wird. Das sollte uns aber noch gereuen; denn als wir um eine Rippe herumbogen, sahen wir, daß der Hang in eine steile Eiswand überging. Am Queren verhindert, blieb uns nichts anderes übrig, als den Hang zum Gletscher hinabzusteigen, uns durch den Bergschrund durchzuarbeiten und, nachdem wir endlich auf dem ebenen Gletscherboden standen, festzustellen, daß wir hierher in 5 Minuten gekommen wären, wenn wir nur die dem Bergsteiger eingeborene Abscheu vor dem verhaßten Höhenverluste überwunden und die ausgetretene Spur weiter verfolgt hätten. Nun ging es in der sanft ansteigenden Westbucht des großen Géantgletschers fast eben nach Westen. Wir hatten hier wieder Spuren von unseren Vorgängern angetroffen, so daß wir hofften, ihre Stufen auch am Col benützen zu können. Froh waren wir, daß die Sonne nicht mehr schien, denn in diesem Kessel mußte sie gewaltig brennen. Es hatte sich nämlich in unserem Rücken Nebel erhoben, anfangs war er die lange Mer de Glace heraufgezogen, dann hatte er den von Eisrinnen wild durchfurchten Stock der Aiguille Verte, der im Osten den malerischen Abschluß des Géant- und Taculgletschers bildet, erst umkost, bald aber umbrodelt, und nun bildete er hinter uns eine Wolkenwand, die die Berge verhüllte und auf unseren Spuren vorwärtskroch, zarte Schleier in der Höhe vorausschickend, die bald die Sonne verhüllten. Immer unfreundlicher wurde es. Schon war der steinerne Riesenfinger der Dent du Géant im brodelnden Grau versunken, nun verschluckte es heißhungrig die herrlichen Nadeln von Chamonix, bald mußte es uns selbst erreicht haben. Aber nur



Montblanc (Brenvaflanke), gesehen von den Grandes Jorasses über Aiguille de Rochefort und Dent du Géant



Montblanc und Brenvagletscher vom Val Veni

kurz berieten wir, war doch der Westen noch frei und konnten wir, wenn es sein mußte, noch immer den Rückweg antreten. Wir näherten uns der westlichen Gletscherumrahmung, die nach Osten, also gegen uns, steil abstürzt und den Géantgletscher von dem weiter im Westen befindlichen Brenvagletscher und daher auch von der Brenvaflanke trennt. Diese Scheidewand, die im Norden am Mont Maudit beginnt, senkt sich vor uns zur Einsenkung des Col de la Tour Ronde oriental, 3645 *m*, und steigt dann wieder zur Tour Ronde auf, um den Géantgletscher weiterhin bis zum Col du Géant an seiner Südseite zu begrenzen. Breite Firnhänge ziehen an ihr empor, oben in schmale Eisrinnen übergehend, und mehrere Hängegletscher dräuen herab; ein breiter Bergschrund — das Halbrund dieser Flanke fast wagrecht durchmessend — schließt sie nach unten vom allmählich ansteigenden Gletscher ab. Nur schmale Felsrippen trennen die Rinnen und Hängegletscher voneinander. Verschiedene Einsattelungen zersägen den Kamm vor uns, es mußte also für den Beschauer linker Hand der Col de la Tour Ronde oriental liegen, während eine Scharte weiter rechts wohl den Col occidental bildet.

Bis hierher hatten wir immer die Spuren unserer Vorgänger gesehen. Gerade jetzt aber, wo wir uns schon freuten, den Col „präpariert" vorzufinden, tauchten sie in das frische Weiß des Gletschers unter. Am besten wäre es nun gewesen, weiter nach Westen zu gehen und dort emporzusteigen. Doch wir beschlossen anderes zu tun. Sollte nämlich die Wand — die wir noch nicht einsahen — ungangbar sein, so hätten wir umkehren müssen, was in Anbetracht der späten Stunde leicht verhängnisvoll hätte werden können. So entschlossen wir uns gleich hier die Wand, die zum Col de la Tour Ronde oriental führt, anzugehen, da sie uns gangbar schien und — wie uns ein Blick auf die Karte lehrte — der Abstieg jenseits zum Brenvagletscher keine Schwierigkeit mehr bieten konnte. Wir wählten also die zweite Firnrinne von der Tour Rond an gerechnet, die im östlichen Teile der erwähnten Flanke auf den Kamm der Scheidewand etwa 300 *m* hoch emporleitet. Unsere Vorgänger aber waren, wie wir später erfuhren, tatsächlich im hintersten Winkel angestiegen und hatten, ohne größere Schwierigkeiten zu finden, beträchtlich kürzer als wir zum Beginn ihres Aufstieges queren können. Wir stiegen also in tiefem Neuschnee empor. Beim Bergschrund zogen wir unsere Eckensteineisen an und nach einigem Bemühen konnten wir die breite Kluft überwinden. Nun ging es nur mehr langsam weiter, denn gar steil war der Hang, der Schnee aber zum Glück wieder fest gefroren. Wenige Stufen schlugen wir, auf unsere Eisen vertrauend, dagegen durften wir bei der Neigung des Hanges nicht gleichzeitig gehen. Endlos schien uns der Aufstieg, immer wieder glaubten wir den anschließenden Kamm zu sehen, doch immer wieder narrte uns trügerische Hoffnung. Endlich begann die Steigung abzunehmen und gleichzeitig gehend, erreichten wir die felsige Rinne, die vom Ende des Firns zum Sattel leitet. Sie war zwar vereist, konnte uns jedoch nicht lange aufhalten. Bald kündete uns ein freudiger Ruf Heins an, daß er den Col erreicht habe und der Abstieg frei vor ihm läge.

Nun sahen wir endlich die Brenvaflanke aus nächster Nähe. Im Westen angelehnt an den wilden Péteretgrat, zieht sie sich als gewaltige Mauer nach Osten hin, bis sie sich in den Hängen des Mont Maudit verliert. Mehrere felsige Gratrippen teilen die glänzende Firnwand. Alle streben steil empor, doch nur wenige dürfen die Calotte in der Fallinie des alles beherrschenden Gipfels erreichen. Sie sind vielleicht für immer dem Menschenfuß verwehrt. Denn immer donnert dort der Steinschlag, rauschen die Lawinen über sie oder in den zwischen ihnen eingeschlossenen Rinnen herab. Haben so die Naturgewalten selbst den idealen Durchstieg direkt zum Gipfel verschlossen, so hat uns doch, nachdem schon Ende der sechziger Jahre einem englischen Trupp mit Schweizer Führern ein Durchstieg gelungen war, das Talent Güßfeldts und die Tüchtigkeit seiner Führer, vor allem Emile Reys, vor nunmehr 35 Jahren einen nicht minder

schönen Weg gewiesen, einen der großartigsten im Montblanc-Gebiet, eine der hervorragendsten Turen der ganzen Alpenwelt. Klar sahen wir den Weg vorgezeichnet, als wir am 12. Aug. 1927, um 8 Uhr abends, die von beginnender Dämmerung verklärte Wand betrachteten. Der tief unter uns liegende Brenvagletscher verflacht in seinem oberen Teile und bei etwa 3350 *m* entsteigt ihm eine Gratrippe, die verhältnismäßig aper zur Höhe emporstrebt. Bei Punkt 3921 verliert sie sich im Firn der eigentlichen Bergflanke und Firngrate sowie Eiswände ziehen von dort zur Höhe empor. Hoch oben, wir sehen die Wand nur mehr stark verkürzt, verteidigt sich die Flanke nochmals: Hängegletscher und Seracs drohen herab, sie scheinen ein letztes und sicher schweres Hindernis zu sein. Doch wir kannten ihre schwachen Stellen, hatten wir doch dieses Stück von der Turiner Hütte im Fernrohre beobachtet, und wußten von unseren Freunden, daß uns ein Eisband, breit wie eine Straße, aus den Eisbrüchen zum Kamme leiten würde. Der Kamm selbst — es ist der Nordostgrat des Montblanc, der zum Mont Maudit zieht — wird östlich vom Montblanc-Gipfel bei den Petits Rochers Rouges, 4580 *m*, erreicht, also etwa 200 *m* über dem nicht überschreitbaren Col de la Brenva. Von den Rochers Rouges bis zum Gipfel sind nicht einmal mehr 300 *m* auf dem Kamme zurückzulegen, der keine Schwierigkeiten mehr bietet, und die uns höchstens ein bis eineinhalb Stunden kosten würden. So hofften wir denn zuversichtlich trotz der niederschmetterten Wucht des Berges seine Spitze über die Brenvaflanke zu erobern.

Doch jetzt mußten wir an die Beiwacht denken. Der Abstieg zum Gletscher war einfach und ohne Schwierigkeiten und den Beginn der Aufstiegsrippe mußten wir in einer Stunde erreichen können. Wir beschlossen jedoch gleich an Ort und Stelle zu bleiben, wo wir auf trockenen Felsen im Windschutz des Grates die Nacht verbringen konnten. Bald fanden wir ein bescheidenes Plätzchen, das uns knapp unterhalb des Grates auf seiner Ostseite spärlichen Raum zum Sitzen gewährte. Aus Steinen errichteten wir eine fabelhafte Bank mit Rückenlehne und Fußrast, zogen alles Wärmende an, tranken noch eine Schale Tee und stülpten das Zelt über uns. Die Beiwacht in Glocknerhöhe konnte beginnen. Anfangs ging es ganz gut, wir schmiegten uns eng aneinander und ich begann zu träumen, natürlich von der morgigen Tur. Da muß ich nun etwas Schmerzliches gestehen. Nichts von der ganzen alpinen Literatur trat in mein Bewußtsein; weder träumte ich von Güßfeldt, der heute vor einem Menschenalter, fast genau am selben Tage wie wir, die Besteigung gewagt und gesiegt hatte; noch von der todesmutigen Pickelarbeit Reys, von dem Sturze Güßfeldts, der dabei seinen Pickel verlor; nichts wußte ich mehr von Kugys Biwak auf den sturmumbrausten Rochers Rouges; nein, ich erinnerte mich nur mehr an einen schauerlichen Detektivroman, der auf der Brenvaflanke spielte. Schon hielt der Verbrecher sein Opfer unrettbar in den Armen, da erschien der Rächer mitten im Sturm- und Schneetreiben und sprach mit fürchterlicher Stimme: „Welch herrliche Mondnacht!" Jäh wachte ich auf. Meine Gefährten hatten sich erhoben und das Zelt zurückgeschlagen. Geblendet starrte ich in eine Vollmondnacht, wie ich sie nie gesehen. Noch während unseres Aufstieges hatte sich der Nebel zerstreut und jetzt war der Vollmond hinter der Tour Ronde hervorgetreten, alles mit seinem zauberhaften Lichte erhellend. Bleich strahlte der Schnee, dunkel dräuten die Spalten, finster starrten die Felsen. Herrlich stand die Aiguille Verte vom geisterhaften Scheine übergossen mit ihren Dienern, den beiden Dru-Gipfeln, vor uns. Kein Laut regte sich, nur Selene goß ihre Strahlen über die großartige Landschaft. Sie kosten Fels und Firn und verbanden uns mit allen Bergen ringsum. Wie auf einem magischen Bande glitten unsere Augen auf den Mondstrahlen nach allen Richtungen. Im Westen prallten unsere Blicke an den düsteren, wilden Türmen des Péteretgrates ab; gleich trutzigen Burgen beschützen sie das Tal der Baltea, aus dem uns flimmernde Lichter vom Leben der Menschen, die gleich uns hoffen und kämpfen, erzählen. Über dem Tale erheben sich, nur mehr einer bleichen Mauer gleich, die

Grajischen Alpen. Von den Gebilden der Sterblichen blickten wir nach Norden, auf unseren Berg, auf unseren Weg. Überflutet vom klaren Schimmer des Vollmondes sehen wir jede Rippe emporziehen, jede Rinne herabstürzen. Am liebsten wären wir gleich aufgebrochen und im Mondlicht emporgestiegen. Doch wir glaubten irrigerweise, daß der Mond nur zu bald hinter dem Péteretgrate verschwinden werde. So blieben wir denn in der kühlen Beiwacht. Fröstelnd kauerten wir uns zusammen, Wärme und Schlaf suchend. Doch dieser wollte nicht mehr kommen. So dämmerten wir schweigend dahin und erwarteten sehnsüchtig den kommenden Morgen, den kommenden Kampf, den heiß erhofften Sieg. Nur ab und zu schreckte uns ein dumpfes Rollen, ein fernes Krachen aus unseren Sinnen; es kündete uns, daß selbst in dieser friedlichen Nacht der Kampf in der Natur nicht ruhte.

Um 4 Uhr früh legten wir die Eisen an und verließen unseren Biwakplatz. Wolkenlos erschien der sternenbesäte Himmel über uns. Noch erhellte der Mond das Dunkel der Nacht, aber schon verkündete ein lichter Streifen im Osten das Nahen ihres ewigen Rivalen. Rasch stiegen wir im hartgefrorenen Firn etwa 100—200 *m* zum Gletscher ab, auf dem wir kaum etwas absteigend, fast eben zum Beginne unserer Aufstiegsrippe querten. Manchmal zwangen uns Spalten, die sich in grausiges Dunkel verloren, zum Ausweichen. Wir gingen nicht mehr dem tiefsten Punkte der Rippe zu, die uns emporführen sollte, sondern stiegen, noch bevor wir sie erreicht hatten, durch eine steile Rinne die mit lockerem Schnee erfüllt war, ohne Schwierigkeit zu ihrem Kamme hinauf. Um 5¼ Uhr hielten wir auf dessen Höhe kurze Frühstücksrast. Inzwischen war auch das Dunkel der Nacht gewichen, das Wunder der Tagwerdung hatte begonnen. Just hatten wir uns zur Rast niedergelassen, als ein rotes Leuchten über den Montblanc-Gipfel glitt und seine Flanke herabschwebte. Und wie vor vier Tagen, so standen wir auch heute wieder im Banne dieser wunderbaren Erscheinung.

Etwas vor $^3/_4$6 Uhr brachen wir wieder auf. Das, was uns von unten nur wie eine untergeordnete Rippe erschienen war, entpuppte sich hier als ein Berg im kleinen. Er zeigte Grate und Wände, und Rinnen durchfurchten ihn. Wir wandten uns nach links und kletterten dann ansteigend empor. Wir hatten es glänzend getroffen. Die Felsen waren aper, völlig unvereist, und als uns erst die Sonne erreicht hatte, wurde uns rasch warm. In den Rinnen sahen wir noch nirgends Eis bloßgelegt, der Schnee, der in ihnen lag, mußte uns, solange er hart blieb, rasch emporleiten. Trotzdem die Felsen also überall, wo sie sichtbar waren und wir Hand an sie legen mußten, aper waren, lag doch im Vergleich mit Bildern anderer Jahre viel mehr Schnee in der ganzen Flanke als sonst. Das konnte uns nur förderlich sein. Denn der Schnee war so reichlich, daß er Fels und Eis gleichmäßig bedeckte und wir mit unseren Eisen schnell vorwärts kommen mußten. So konnten wir, wenn die Verhältnisse gleich günstig blieben, hoffen, von unseren schlimmsten Feinden, dem Eis und den verglasten Felsen verschont zu bleiben. Froher Hoffnung voll stiegen wir empor. Die Felsen waren nirgends schwer, gleichwohl wandten wir uns bald wieder nach rechts, wo uns eine schneeerfüllte Rinne neuerlich auf die Grathöhe der Rippe brachte. Herrlicher Sonnenschein ringsum, die prächtig greifenden Eckensteineisen und unser Siegesbewußtsein ließ uns flott Höhe gewinnen. Die Grathöhe, die wir jetzt erreicht hatten, sollten wir bis an ihr Ende verfolgen. Doch es war nirgends ein richtiger Grat zu sehen, sondern als breiter, reichgegliederter Kamm strebte hier die Rippe in die Höhe. Wir hatten eher das Gefühl, in einer Wand zu sein, die wir dank der guten Verhältnisse rasch und unbehindert über Wandeln und Rinnen aufwärts schritten. Doch bald wurde es anders. Plötzlich verschmälerte sich der Kamm, bald hörte er auf und ward nun tatsächlich zum Grat.

War bis dorthin die Tur nur ein — allerdings höchst alpiner — Spaziergang gewesen, so begann jetzt die Schwierigkeit des Geländes und seine Ausgesetztheit volle Aufmerksamkeit zu fordern. Eine scharfe Firnschneide führte bald steil empor, bald

leitete sie flacher über den Abgründen dahin. Steil fielen die Flanken links und rechts nieder, nirgends hinderten Wächten den grausigen Tiefblick. Nirgends fanden wir aber auch Eis und unsere Eckensteiner faßten so sicher im harten Schnee Halt, daß es eine Freude war. Verdammt schmal war die Schneide! Die in Aufsätzen viel gebrauchte „Messerschärfe", hier wäre sie am Platze. Mußten wir einen Augenblick der Vorsicht halber verweilen, so konnte die Sicherung nur im Reitsitz erfolgen. Nicht überall konnten wir ja auf der Firnschneide bleiben, breite Felstürme versperrten uns öfter den Weg. Da gab es dann manche heikle Stelle, wenn wir an der Westseite dieser ungeschlachten Gesellen querten, in der öfters trügerischer Neuschnee den Fels verbarg oder Vereisung das Klettern erschwerte. Doch nichts konnte uns ernstlich hindern, nur auf Augenblicke hemmte der Berg unseren Sturmlauf. Denn uns hatte ein Rausch gepackt, ein Rausch, geweckt durch diese Harmonie von Fels, Firn, Sonne und Gelingen, der uns vorwärts trieb. Schneller, weiter und höher wollten wir kommen und nur selten ließ uns wägende Vorsicht zaudern. Schon versinken die ragenden Grattürme der Aiguille Noire de Péteret, schon haben wir ihre Gipfelhöhe erreicht, nun gibt sie sich geschlagen und voll Stolz blicken wir auf sie herab. Rasch nähern wir uns unserem ersten Ziele, dem Punkt 3921, wo die Rippe ihre Selbständigkeit aufgibt und im Massiv der Brenvaflanke zu versinken beginnt. Hier hielten wir wieder kurze Rast, dann trat mir Hein den Vortritt ab.

Nun begann der schönste Teil des Anstieges. Restlose Schönheit, unbegrenzte Freude und Genuß zeichneten ihn aus. Nur scheinbar versinkt die Rippe, noch trennt sie ein gutes Stück vom Bergkörper. Dieses Stück verläuft anfangs eben als scharfer Firngrat, der uns zum Bergleib hinüberhilft. Doch vor Erreichen der Bergflanke schwingt er sich stolz auf, zeigt nochmals seine Wildheit, um dann endgültig im ewigen Eis der Brenvaflanke unterzutauchen. Und wild, schauerlich wild ist diese Schneide. Wenn ich schon vorher von Messerschärfe sprach, so muß ich es widerrufen, denn nun, länger wie eine halbe Stunde, wandeln wir auf einer Schneide, für die das Wort messerscharf fast noch zu stumpf erscheint. Elegant, mit kühnem Schwung zieht sich in makellosem Weiß, mit unvergleichlicher Feinheit ein zartes Gebilde, wie ich es zuvor nie gesehen, zu den massigen Formen des Monarchen hinüber, und es beginnt ein Gang, wie ich ihn bis dahin nicht erlebt hatte. Unberührt ist die Schneide, knirschend und voll froher Lust bohren sich die stählernen Zacken in sie ein. Was ist ein Kirchendach gegen diese unirdische Erscheinung! Links und rechts schießen steile Eishänge hinab, hie und da in breite Spalten mündend, deren Tiefe wir nur fühlen, aber nicht mehr ergründen können. Wir aber wandeln oben im Lichte. Tief unten zu unserer Rechten sahen wir halbverwischte Spuren heraufziehen. Sie rührten von unseren Freunden her, die erst höher oben auf unseren und damit auch auf Güßfeldts Weg gelangt waren. Wir schritten weiter auf der Schneide, nie mußten wir mit unseren Pickeln die Harmonie der Natur stören, stets genügten unsere Eisen. Wohl nötigten ab und zu Wächten in den steilen Hang zu unserer Linken hinauszuqueren, doch nicht minder rasch konnten wir auch hier gehen. So führte der Weg auf und ab, doch immer in gleicher Schönheit weiter und nur wenig gewannen wir an Höhe. Endlich aber schwang sich die Schneide schärfer auf, wurde steiler und noch luftiger. Gleichzeitig ward aber auch beidseits der Hang immer kürzer und immer niedriger wurden die Abstürze. Wir näherten uns jetzt dem Ende unserer Schneide, die sich schließlich in eine steile Schneewand verlor. Jäh führt diese zur Höhe. Schon brannte die Sonne hernieder, der Schnee wurde weicher und nur wenig konnten wir die Spuren unserer Vorgänger, auf die wir hier stießen, benützen. Schon machte sich auch der Einfluß der Höhe bemerkbar und langsamer als bisher stiegen wir weiter. Endlos schien uns allen diese Wand, als wir ihr im Schnee einbrechend mühselig Meter auf Meter abrangen. Gewiß, sie wies uns nirgends ernste Schwierigkeiten, wohl aber war ihre Ersteigung anstrengend und

eintönig. Um wieviel besser aber waren wir trotzdem daran, gegen manche andere Besteiger, die hier in unausgesetzter Arbeit Stufe auf Stufe in blankes Eis schlagen mußten. Unbeschadet des langsameren Vorwärtskommens hatten wir doch schon längst die Höhe des Col de Péteret erreicht und waren gleich hoch mit der Aiguille Blanche, über deren Ostflanke unaufhörlich die Stein- und Schneelawinen niederdonnerten — das Einzige, was Abwechslung in unser einförmiges Schneestampfen brachte. Wenn wir aber den Kopf hoben und nach rechts blickten, so konnten wir jetzt auch an unserem Berge die Fortschritte sehen, die wir seit dem frühen Morgen gemacht hatten. Denn dem schmalen Firnsaume, der bei unserem Aufbruch einer unerreichbaren Krone gleich im Mondlicht über dem Bergeskamm glitzerte, waren wir schon sehr nahegekommen. Nur mehr kurze Zeit dauerte es, bis wir in gleicher Höhe mit dem Col de la Brenva, der tiefsten Einsenkung des Montblanc-Nordostkammes standen. Wir durften hoffen, in Bälde über ihn hinwegsehen zu können. Nun mußten auch die Seracs kommen, die wir schon von unten bewundert hatten, jetzt aber infolge der Verkürzung nicht mehr sehen konnten. Alsbald überblicken wir denn auch die Kammeinsenkung. Doch der Anblick, der sich uns bot, erfüllte uns mit tiefer Besorgnis. Während wir selbst im herrlichsten Sonnenschein emporstiegen, kein Lüftchen sich rührte und keine Wolke zu sehen war, sahen wir drüben in einen wogenden Wolkenkessel. Ein starker Nordost trieb dichte Nebelfetzen vor sich her, die unteren Teile der Gletscher waren durch ein mächtiges Wolkenmeer verdeckt und am Montblanc-Gipfel selbst sahen wir lange rauchende Windfahnen.

Nun hatten wir auch den unteren Rand der Seraczone erreicht. Bald blau und grün schimmernd, bald wieder grau glänzend, wälzten sie sich einer geifernden Schlange gleich den steilen Hang herab. Hier mußten wir auf Blankeis kommen, da der Wind den ganzen Schnee fortgewirbelt hatte. Es war die entscheidende Stelle. Hier war das letzte Bollwerk, hier verteidigte sich der Berg zum letzten Male und mit heroischer Geste. Sollte es ihm gelingen, uns abzuschlagen? Fast schien es so. Zuerst versuchten wir uns mit List an dem Eisbruch vorbeizuschlängeln. Hein, der wieder den Vortritt übernommen hatte, wendete sich nach rechts. Vielleicht, so rechneten wir, können wir dorthin queren und auf diese Weise den nahen Kamm erreichen. Umsonst. Eine tiefe Schlucht trennt uns noch von ihm, steile blanke Eiswände stürzen zu ihr nieder und Stunden härtester Eisarbeit hätte es gekostet, diese Schlucht zu queren, um zum Kamme zu gelangen. Zum Eise gesellte sich aber nunmehr ein noch schlimmeres Hindernis; denn plötzlich waren wir in die Gewalt eines rasenden Sturmes geraten, der uns auf einmal anfiel und bis auf die Haut durchdrang, obwohl wir kurz vorher unser Sturmzeug angezogen hatten. Mitten im hellsten Sonnenschein peitschte uns der Orkan Schnee- und Eiskörner ins Gesicht, uns minutenlang die Sicht nehmend und die Atmung behindernd. Kein Ruf meiner Gefährten, die hinter einer Ecke verschwunden sind, dringt mehr an mein Ohr, nur am Seile merke ich, daß sie zurückkommen und die Querung aufgeben. Nun versuchen wir es, gerade aufwärts zu steigen, aber auch hier zeigt sich kein Weg. Eis, Fels und Sturm vereint, treiben uns zurück. Da erinnern wir uns des Blickes durch das Fernrohr und der Spürsinn Heins findet den Ausweg. Er hält sich links und bald merke ich am Zug des Seiles, daß es ausgegeben ist und ich folge diesem Ariadnefaden. Mitten durch die Eisbrüche führt der Weg, das Unwahrscheinlichste ist das einzig Mögliche. Nur selten findet Hein halbverwischte Spuren und manchmal werden uns Stufen im Eise zu freudig begrüßten Wegweisern. Doch meist ist es glattes, steiles Eis, in das sich unsere Eisen krallen, und nur wenig halten wir uns mit Stufenschlagen oder Sichern auf. Zwar war nirgends die Gefahr größer als hier, wo wir einer den anderen nicht mehr sahen, nicht mehr hörten, uns der Sturm taumeln machte und vom Eise wegzuheben drohte. Doch hier, wo jeder auf sich selbst gestellt war, mußte sich eben die Tüchtigkeit unserer Seilschaft bewähren,

mußte es sich zeigen, ob der Einzelne, ob unsere Kameradschaft der Fahrt gewachsen war. Trotzdem gebührt vor allem Dank und besondere Anerkennung unserem Führer, der unter diesen Verhältnissen sicher den Weg aufspürte.

Nicht mehr weit konnte das Ziel sein, das fühlte jeder und doch waren es Ewigkeiten, bis der Hang sanfter wurde. Plötzlich und unvermittelt standen wir auf jenem, wie von Geisterhänden ins Eis gehauenen Bande, das uns wie eine breite, sanft ansteigende Straße aus dem wildzerklüfteten Gletscherbruch auf den breiten harmlosen Hauptkamm hinausführte. Wir erreichten ihn knapp vor 10 Uhr in mehr als 4500 *m* Meereshöhe bei den Rochers Rouges. Dank der glänzenden Verhältnisse hatten wir zur Bewältigung der 1000—1200 *m* hohen, riesenhaften eigentlichen Wand kaum 4 Stunden reine Gehzeit gebraucht. Güßfeldt hatte bei seiner ersten Begehung mit dem besten Führer seiner Zeit bis hierher einen vollen Tag benötigt, desgleichen bis zum heurigen Jahre die meisten der folgenden, übrigens recht spärlichen Partien. So sehr ist diese Tur von den Verhältnissen abhängig, solche Wunder wirken gute Steigeisen!

Umheult vom Sturme, überschüttet von Eisnadeln, hielten wir eine kurze Beratung. Nicht einmal mehr 300 *m* Höhe trennten uns vom Gipfel, an sich leicht zu begehen und harmlos. Und doch mußten wir den Gipfel fahren lassen. Denn wir konnten nicht zur Vallothütte absteigen, sondern mußten zurück zur Turiner Hütte. Wir hätten also wieder den schwererkämpften Weg von hier bis zum Gipfel, noch dazu in der vollen Gewalt des Sturmes, zurücksteigen müssen. Das war aber nicht die Hauptsache. Uns trennten von der Turiner Hütte bei normalen Verhältnissen 6—8 Stunden, war doch die dazwischenliegende Cabane am Col du Midi allgemein als völlig unbenützbar verschrien. Unerbittlich aber kroch der Nebel von Osten herauf, bald mußte er uns eingehüllt haben, und wenn er uns einmal erreicht hatte, so war uns jede Minute kostbar, wußten wir doch nicht, welche Hindernisse uns der Abstieg zum Col du Midi und damit zur Turiner Hütte bieten würde. Auf eine Spur konnten wir nicht rechnen und auf eine zweite Beiwacht wollten wir gerne verzichten. Unter diesen Umständen durften wir durch eine Ersteigung des Gipfels und den Rückweg von ihm zu den Rochers Rouges, wo wir jetzt standen, keine Zeit mehr verlieren. Schweren Herzens entsagten wir daher der Krönung unserer Tur. Mut und Kühnheit, die uns hierher geführt hatten, mußten jetzt zurückstehen vor der kühl rechnenden Vernunft. Etwas Trost gewährte es Hein und mir, daß wir vor 8 Tagen auf dem Gipfel des Monarchen gestanden hatten, den wir von der Sellahütte unter der Führung Altmeisters Pfann bestiegen hatten, und auch Reischs Tatendrang wurde durch beginnende Bergkrankheit gezügelt. Rasch eilten wir zum Col de la Brenva hinab. In einem breiten, grottenartigen Bergschrund hielten wir, nur notdürftig vor dem Winde geschützt, eine kurze Rast. Wir waren niedergedrückt und sprachen wenig, ja es reute uns fast, nun es zu spät war und der Wind uns nicht mehr mit voller Wucht traf, der Stimme der Vernunft gefolgt zu sein. Doch als wir dann wieder in den schneidenden Sturm hinaustraten, da merkten wir wohl, wie recht wir getan, und daß uns der kommende Weg vielleicht schwerer fallen werde als alles bisher Bestandene. Anfangs hatten wir noch eine schwache Spur, aber wir wußten, daß der unbarmherzige Wind sie verwehen würde. Dazu wurde der Nebel immer dichter, zerriß selten und gab nur für Augenblicke die Sicht frei. So querten wir lange Zeit die steilen Eishänge der Nordseite des Mont Maudit, die uns seinen Namen begreiflich machten. Nur wenig unter seiner Spitze vollzog sich die Querung, doch durften wir, da wir schon das größere Ziel aufgegeben hatten, unsere kostbare Zeit nicht mit der Besteigung seines Gipfels vertrödeln. Plötzlich, als wir gerade um eine Ecke bogen, riß der Nebel auf. Das war uns sehr erwünscht, konnten wir doch so die Scharte zwischen Mont Maudit und Montblanc du Tacul sehen, in die ein steiler Schneehang zu

unserer Rechten hinabzog. Über diesen mußten wir hinunter und an seinem Ende, bedeutend flacher, etwa 150 *m* ansteigend zum flachen Kamme des Montblanc du Tacul hinauf. Als wir diesen Hang hinabzusteigen begannen, wurde es windstill und wir fanden herrliche, uns den Weg weisende Spuren. Anfangs gingen wir nur langsam und mit größter Vorsicht den mit lockerem Pulverschnee bedeckten Hang hinab. Dann aber eilten wir immer schneller bergab, froh, wenigstens für einige Zeit der Wut des Windes entronnen zu sein. Knapp vor der Scharte sperrte noch ein Gewirr von Spalten den Weg, aber dank der Spuren kamen wir, obwohl der Nebel wieder eingefallen war, rasch und sicher über sie hinweg. Nun begannen wir den flachen Hang des Montblanc du Tacul emporzusteigen. Nur langsam ging es aufwärts. Der Wind hatte wieder eingesetzt, doch hofften wir im stillen, daß er den Nebel wenigstens zeitweise vertreiben werde. Als wir aber endlich auf dem breiten Rücken standen, der zu unserer Rechten den Gipfel tragen mußte, verdichtete sich der Nebel und verstärkte sich der Sturm immer mehr. Das war uns sehr unangenehm. Von hier stürzt nämlich ein steiler Firn- und Gletscherhang nach Norden zum 700 *m* tiefer gelegenen Col du Midi ab, ein Hang, der einer Montblanc-Besteigung von dieser Seite oft die größten Hindernisse in den Weg stellt. Wußte ich doch, daß seinerzeit mein Vater und Dr. Hörtnagl hier einen Bergschrund nur mit menschlichem Steigbaum hatten überwinden können. Und gerade da wurde nun der Nebel so dicht, daß wir kaum noch etwas sehen und unterscheiden konnten. So gerne wir daher wenigstens dem Gipfel des Montblanc du Tacul einen Besuch abgestattet hätten — mußte er doch in wenigen Minuten zu erreichen sein —, brachte uns die Unmöglichkeit, den Gipfel sicher zu finden, bald von dieser Absicht ab. Kaum hatten wir ein paar Schritte den Hang abwärts getan, so legte sich zwar der Wind, im selben Augenblicke verließen uns aber auch die letzten Anzeichen der Spur. So mußten wir denn unseren Weg selbst suchen. Schauerlich steil, wenigstens schien es uns im diffusen Lichte so, ging es hinab. Immer steiler wurde der Hang, hier konnte nicht der richtige Weg sein. Also zurück und weiter rechts gesucht. Da sahen wir auf einmal eine Stange unter uns im Schnee stecken. Ist sie ein Wegweiser, oder soll sie auf Gefahren aufmerksam machen? Wir wissen es nicht. Ein Bergschrund hinderte uns, zu ihr zu gelangen. An seinem überhängenden Abbruche entlang gingen wir noch weiter nach rechts. Noch immer schien es unmöglich, ihn zu passieren, doch hinab mußten wir. Daher schlägt Hein noch ein paar Stufen, dann springt er ins Ungewisse hinab. Auch wir anderen müssen springen, — zwar tief und weit ist der Sprung, aber lange nicht so arg, wie es uns der trügerische Nebel vorgetäuscht hatte. Ein zweiter, minder hoher Schrund wurde ebenso überwunden. Dann ging es schnell und ohne Spalten abwärts. Schon waren wir ziemlich tief gekommen, da zerreißt ein Gletscherbruch den sonst hindernislosen Hang. Den können wir nicht überwinden! Wir suchten hier, wir suchten da, nirgends ein Durchschlupf. Enttäuscht, so nahe dem Col du Midi, bei dem die Fährlichkeiten zu Ende sind, und von dem uns nur mehr 100 bis 200 *m* trennten, den Weg nicht mehr ertrotzen zu können, setzten wir uns rastend nieder und warteten, ob der Nebel nicht doch zerreißen werde. Und richtig, da geht ein Wallen durch den Nebelvorhang, er reißt, und wir eilen um die Wette einem erhöhten Firnbuckel zu, um von dort Ausschau zu halten, bevor der Vorhang sich wieder schließt. Gerade recht sind wir gekommen. Zu unseren Füßen zog eine breite Gasse durch die Eisbrüche, die uns zum ebenen Teil des Gletschers führen mußte. Jauchzend eilten wir hinunter. Was tat es, daß wir wieder in den Nebel tauchten; wir hatten genug gesehen!

Bald wurde der Hang flacher, wir stießen durch die untere Nebelgrenze, da sahen wir zur Linken den Col du Midi, zur Rechten, allerdings noch in weiter Ferne, den Bergkranz um die Turiner Hütte mit dem „Riesenzahn". Jetzt tauchte vor uns auch eine breite Spur auf, sie führte zum Col des Flambeaux, wo wir sie gestern ver-

lassen haben. Kein Zweifel, die Schwierigkeiten waren zu Ende. Um ½2 Uhr konnten wir die Steigeisen, die uns fast 10 Stunden treu gedient hatten, frohgemut ablegen. Nun folgte ein gemütlicher Bummel. Fast eben ging es zu den Felsen des Rognon hinüber, auf denen wir eine verspätete Mittagsrast hielten, die einzige längere des heutigen Tages. Dann mußten wir an Höhe aufgeben und nach sausender Abfahrt halten wir am tiefsten Punkte der Trasse, wo dieselbe den Géantgletscher erreicht. Von hier stiegen wir den langen Hang zum Col des Flambeaux empor. Schnell hatten die Augen zu ihm hinübereilen können, für die Beine aber war es ein weiter und ermüdender Weg. Nebel hüllte uns wieder ein und wir verzweifelten fast, diese Steigung jemals zu überwinden. Stumpfsinnig schritten wir dahin, die Gespräche waren verstummt, die Müdigkeit machte sich geltend. Nur ab und zu hoben wir die Augen, spähten suchend umher, ob vielleicht doch eine Linie zu erhaschen wäre, die uns die Nähe des Zieles verraten würde. Vergebens, nur der Nebel täuschte uns trügerische Bilder vor. Da hörten wir auf einmal Stimmen, nun konnte es nicht mehr weit sein. Der Nebel lichtete sich, der Himmel blaute aus ihm hervor und plötzlich leuchteten die Flambeaux im roten Lichte der tiefstehenden Sonne auf. Es war wie ein Willkommgruß des Riesen, der über Courmayeur wacht, für uns wegmüde Wanderer, der seinen Gästen, seinen Freunden zu Ehren die Fackeln an der Pforte seines Reiches entzündet hatte.

Wir stapften hinüber zum Col de Géant, legten das Seil ab und um 6 Uhr betraten wir die Hütte, die, gestern noch Ausgangspunkt, heute zum Ziel geworden war.

Die Fahrt war zu Ende. Zu Ende auch die Tat, erfüllt unser Traum. Zurückblieb das Erinnern und Besinnen. Leicht schien uns zuerst der Weg zu fallen, vielleicht zu leicht. Dankbar bin ich daher dem Geschicke, das uns in der weiteren Folge harten Kampf bescherte und uns im letzten Augenblicke die höchste Siegespalme verwehrte. Denn herrlich ist ein Sieg, um so herrlicher, wenn er schwer erkämpft ist. Am größten und bleibendsten aber ist uns die Erinnerung an eine ehrenvolle, unverschuldete Niederlage, an einen erzwungenen Verzicht. Denn dann scheint uns die Majestät der Berge am größten, wenn wir unsere Kleinheit erkennend, demütig vor ihrer Erhabenheit den Nacken beugen.

II. Allein auf die Aiguille Noire de Péteret 3708 *m*

Von Erwin Hein, Graz (S. Linz d. D. u. Ö. A.-V.)

Recht spät abends war ich nach Courmayeur gekommen, wo ich im Hotel Savoy, dem geplanten Treffpunkt, abstieg. Hatte ich gehofft, so manchen deutschen Bergsteiger dort anzutreffen, um in fröhlichem Beisammensein, wie es später noch oft der Fall war, einige gemütliche Stunden zu verbringen, so mußte ich nun sehen, wie ich allein mich mit meinen geringen italienischen Sprachkenntnissen durchbrachte. Wo sie nicht ausreichten, mußte ein, allerdings beiderseits unverständliches Kauderwelsch herhalten, das sich aus Deutsch, Lateinisch und Englisch zusammensetzte. Schließlich brachte ich doch heraus, daß ein Teil der erwarteten Bergsteiger schon eingetroffen, jedoch bereits auf die Berge gegangen sei.

Da ich aber die Zeit bis zum übernächsten Abend, an dem wir uns alle zusammenfinden wollten, nicht tatenlos verstreichen lassen wollte, entschloß ich mich kurz, allein eine Bergfahrt zu unternehmen. Aber wohin? Da war guter Rat teuer. Gleich mit einer verwegenen Alleintur über wildzerrissene Gletscher in den Westalpen zu be-



Entrèves bei Courmayeur mit Grandes Jorasses



Dames Anglaises und Aiguille Noire de Pétéret

ginnen, getraute ich mir doch nicht. Gern und oft denke ich zwar noch an die Stunden zurück, die ich im matten Scheine eines Sternenhimmels im Banne des Königs der Ostalpen, am Ortler, allein verbracht hatte. Denn während mein Gefährte einige Tage schneeblind das Lager hüten mußte und schier verzweifeln wollte, daß er die märchenhafte Pracht, die das stolze Dreigestirn Ortler-Zebru-Königspitze im Bereiche der Bäckmannhütte entfaltete, nicht genießen konnte, so war mir noch mehr weh ums Herz, als ich die eisgepanzerten Riesenwände im Lichte der goldenen Sonnenstrahlen glitzern sah und die wenigen schönen Tage des Sommers 1924 nutzlos verstrichen. Da hielt ich es nimmer aus, ich mußte fort. Und so tappte ich mich denn in finsterer Nacht — die Laterne war mir schon viel zu früh ausgegangen — mutterseelenallein bei trügerischem Bruchharscht durch das Spaltengewirr des Suldenferners dem Hochjoch zu.

Das war in den Ostalpen; und nun, da ich mich zum ersten Male den Westalpen nahte, über denen für mich noch der Zauber des Unbekannten und Geheimnisvollen lag, von deren trügerischen Klüften und sturzdrohenden Seracs man sich Schauergeschichten erzählte, nun wollte ich gleich mit einem kecken Streich beginnen, um vielleicht dann von Altmeister Pfann einen berechtigten Vorwurf einstecken zu müssen?

Das mußte ich mir aus dem Sinn schlagen, Es kam für mich nur e i n Berg in Frage, ein B e r g mit gletscherfreiem Zugang; das ist die Aiguille Noire, die infolge ihrer vorgeschobenen Lage als Eckpfeiler des langen Péteretgrates unvermittelt aus Glocknerhöhe mit nahezu 2500 *m* hohen Steilflanken ins tiefliegende Tal von Courmayeur herniederstürzt. Kühn und trotzig bäumt sie sich gleich einem Riesenzahn empor, von wo immer betrachtet, mit neuen Reizen und neuen Formen prunkend. Anders schien sie mir, als ich sie vom untersten Teile des Miagegletschers sah, anders als ich aus der Brenvaflanke des Montblanc zu ihr hinüberblickte. Eines aber blieb unverändert: die Wucht ihres Aufbaues, gepaart mit der edlen Form, dank ihres Linienschwunges!

Und wenn auch nicht weit von ihr der „Monarch", die weiße Kuppe des Montblanc, um noch 1000 *m* höher aufragt, so verblaßt sie doch nicht im Glanze ihres Beherrschers, auch sie zeigt sich als B e r g, auch sie will umworben sein.

Und wirklich, nicht leicht ergibt sie sich dem Ansturm ihrer Bezwinger. Drei Grate tragen ihren stolzen Gipfel, einer nur ist bezwungen, während sich die beiden anderen mit kühnen Felstürmen bisher gegen oftmalige Angriffe der besten Bergsteiger zu verteidigen wußten. Dieser Gipfel ward mein Ziel.

Vormittags brach ich von Courmayeur auf, um ganz gemächlich zum „Fauteuil des Allemands", einem ausgedehnten Hochkar zwischen dem Südost- und Südwestgrat der Aiguille Noire, aufzusteigen und am vermeintlichen Biwakplatz ein nettes Nachtlager zurechtzurichten. Freudig überrascht war ich daher, als mir zwei nachkommende Italiener später erzählten, es stünde seit einigen Jahren eine kleine Hütte dort!

Heiß brannte die Mittagssonne auf den Schuttkegel hernieder, über den ich bis zum Beginn der Steilwände stieg, mit denen das Hochkar des „Fauteuil" abbricht. Gerne rastete ich zwischen den dichten Heidelbeersträuchern, um mir mit Pflücken der köstlichen Beeren die Rast zu versüßen.

Ein wunderbarer Tag war mir beschieden, der mir im bunten Wechsel eine so reichhaltige Reihe von Eindrücken bescherte, daß ich mich gar nicht einsam fühlte, sondern fröhlich und sorgenlos, immer schauend und genießend in ein mir unbekanntes Reich eindrang. Immer wieder mußte ich die prachtvolle Grand Jorasses bewundern, die gerade von hier aus den abwechslungsreichsten Anblick gewährt. Unvermittelt steigt sie aus dem Talboden auf, zerborstene Gletscher züngeln an ihren Flanken hoch empor, umsäumt von schwarzen Gratrippen. So bietet sie ein selten schönes Bild von Kraft und edler Form. Fast geblendet ist das Auge von der Fülle des

Glanzes und gerne sucht es Rast und Ruhe in den harmonisch weichen Linien einer Bergidylle, wie sie das Tal zu meinen Füßen mit den friedlichen Hütten von Péteret in wunderschöner Weise herbeizuzaubern versteht.

Bald beginnt ein lustiges Klettern über glatte Urgesteinsplatten. In weiter Schleife, an niederbrausenden Wasserfällen vorbei, bringt es mich rechts auf den Kopf eines Felspfeilers. Dieser Luginsland, inmitten einer wilden Felsszenerie, ist ein köstlicher Rastplatz!

Da hörte ich plötzlich Stimmen, zwei Italiener waren es, die mir von der Hütte im „Fauteuil" erzählten. Gemeinsam mit ihnen stieg ich weiter und wir erreichten knapp vor einem ausgiebigen Gewitterregen die schützende Hütte, die uns dreien just genügend Platz bot.

Am nächsten Morgen brodelte im Hochkar dichter Nebel, so daß die Italiener beschlossen, wieder nach Courmayeur abzusteigen, statt zur Gambahütte hinüberzuqueren. Wieder war ich allein. Knapp vor 6 Uhr verließ ich die Hütte und stieg das Kar hinan, anfangs über grasige Stellen, später lockeren Schutt, vorbei an glattgewaschenen Platten, auf denen im wüsten Durcheinander riesige Schnee- und Eisblöcke verstreut lagen, die letzten Reste eines abgegangenen Eisbruches.

Dunkle, steile Felsen lösen sich aus dem eintönigen Grau. Zu ihrem Fuße zieht alter welliger Firn empor. Nun hieß es die richtige Stelle anpacken, diejenige Rinne finden, die sich durch die Steilabbrüche bis zum Grat hinaufzieht.

Linker Hand öffnet sich eine tief eingeschnittene Felskluft, in ihrem Grunde von Firn erfüllt. Große Schründe tun sich auf, unregelmäßig türmen sich Schneeklötze übereinander. Hier schien ein Durchkommen wohl nur schwer möglich. Da ich sie aber doch für die Anstiegsrinne hielt, benützte ich anfangs ihre orographisch linke Seitenrippe, um erst höher oben, als sie aper wurde, in sie hineinzuqueren. Ab und zu baute ich mir einen kleinen Steinmann, um im Abstieg die Gewißheit des Weges zu haben.

Endlos dünkte mich der Aufstieg bis zum Grat. Wenige Meter nur durchdrang der suchende Blick das unsichtige Grau des Nebels. Da tauchten endlich unbestimmte Umrisse scharfer Zacken auf, kalter Wind empfing mich — die Scharte war erreicht. Da die Felsen aper waren, ließ ich hier meinen Pickel zurück und baute einen auffallenden Steinmann, um die Ausstiegsscharte beim Rückweg sicher zu erkennen.

Der Zugang zum Gipfel war frei. Und doch blieb es nicht bei einem sorgenlosen Aufwärtsturnen von Absatz zu Absatz. Jähe Grattürme verstellten oftmals den Weg und grifflose Urgesteinsplatten, nur selten von Rippen durchzogen. Immer höher folgte das Auge, einen Weg suchend, den schwachen Einrissen, die sich, zuletzt undeutlich und verschwommen, im wogenden Grau verloren.

Wehrlos dünkt man sich, wie einem unsichtbaren Feinde gegenüber, dessen Schwäche man nicht erkennen kann und den man nun aufs Geratewohl angreifen muß.

So suchte ich denn mehr instinktiv den besten Durchstieg. Zuweilen ging's gerade empor über griffarme Platten, dann wieder links auf schrofigem Fels hinaus, bis schwach ausgeprägte Rinnen zum Grat zurückleiteten. Nur einmal verlockte mich ein Riß, rechts in der steil zum Brenvagletscher abstürzenden Flanke anzusteigen. Zu allem Überfluß traf ich auch noch auf vereisten Fels, durch den ich mich wohl an die 50 *m* bis zum Grat durchringen mußte.

Inzwischen hatte der Wind Bewegung in die trägen Wolkenmassen gebracht und mehrmals schien es, als ob sich der Nebel zerteilen wollte. Mit froher Zuversicht stürmte ich aufwärts. Vielleicht würde sich das Wetter beim Erreichen des Gipfels soweit gebessert haben, um wenigstens ab und zu einen kurzen Blick auf die gewaltigen Berge der nächsten Umgebung freizugeben.

Und wie ich so mit optimistischen Gedanken frisch und fröhlich drauflos steige,



Aiguille Noire de Péteret

stehe ich urplötzlich vor einem breiten Steinmann. Ich mag's gar nicht glauben, daß der Weg zu Ende ist, so sehr hat mich die Noire überrascht und so kurzweilig war mir der Grat erschienen.

Nun stand ich heroben, ganz allein, auf sturmumbrauster Zinne, auf einsamem Felsenriff im weiten, weiten Nebelmeer, das grau, leblos, düster um mich her sich ausbreitete. Und doch konnte diese bedrückende Stille nicht den Jubel und die Freude meines Herzen töten!

Wie in einem Theater kam ich mir vor. Noch verwehrte der Vorhang den Blick auf die Bühne, deren gigantische Gestalten mir ein Schaustück miterleben lassen sollten, wie es so meisterhaft und formvollendet nur die Natur zu bieten vermag.

Doch der Vorhang wollte noch nicht aufgehen. So wandte ich mich inzwischen dem Steinmann zu, in dessen Schoße, seit Jahren wohlverwahrt, gar manche Karte mit klingendem Namen ruhte. Unter anderen fand ich auch jene von Paul Preuß. Vor nunmehr 15 Jahren, knapp einige Wochen, nachdem er hier heroben gestanden war, fand er in meinen Heimatbergen den Bergtod. Eine schneidige Kante war es in den einsamen Gosaubergen des Dachsteins, die wohl das jahrelange Ziel seiner Sehnsucht darstellte und an der er scheiterte. 10 Jahre blieb sie unberührt. Dann erstürmten wir sie in jugendlichem Tatendrang; sie war die erste meiner ganz schweren Felsfahrten gewesen. Tiefen Eindruck machte nun Preuß' Karte auf mich, und ich gedachte des kühnen Bergsteigers voll Hochachtung.

Plötzlich kommt Bewegung in die schweren Nebelmassen, die Schleier lösen sich und in unermeßlicher Tiefe erblicke ich den wildzerrissenen Fresnaygletscher mit seinen weitklaffenden Schründen und riesigen Eistürmen. Schaurige lawinendurchfurchte Eisrinnen locken den Blick aufwärts, bis er an den spitzen Nadeln der „Dames Anglaises" ein Weilchen hängen bleibt. Nun blinkt die weiße Kuppe des stolzen Viertausenders, der Aiguille Blanche, aus den immer duftiger werdenden Nebelhüllen, und jetzt starre ich erstaunt, wortlos die Pracht der riesigen Abstürze des Montblanc zum Brenvagletscher an.

Gibt es noch ein gigantischeres Bild in der Alpenwelt? — Schon fällt der Nebel dicht und dichter, und wie aus allen Himmeln gestürzt, stehe ich wieder auf dem einsamen Riff, umbrandet von sturmgepeitschten grauen Schwaden.

Fast eine Stunde saß ich auf dem Gipfelfelsen. Noch ein paarmal wurde mir dieses wunderbare Schauspiel zuteil. Dann aber beschlich mich ganz plötzlich ein banges Gefühl, innere Unruhe trieb mich von meiner luftigen Warte fort. Einige Augenblicke kämpfte ich noch mit mir selbst, dann eilte ich hinab, hastig und ruhelos.

Noch nicht lange mochte ich unterwegs gewesen sein, als unvermittelt heftiger Hagelschlag einsetzte. Just hatte ich noch Zeit, den Zeltsack aus dem Rucksack zu reißen und mich kaum 3 *m* unter der Grathöhe in eine kleine Nische zu drücken, als auch schon große Schlossen erbarmungslos herniedertrommelten. Schaudernd duckte ich mich zusammen und ließ das Unwetter über mich ergehen. Da erhellte ein langgezogener Blitz mein spärliches Versteck. Nicht weit weg mußte er eingeschlagen haben, so stark rollte der Donner und erzitterte der Fels. Volle drei Viertelstunden war ich in unbequemer Stellung auf luftigem Grat den Naturgewalten preisgegeben. In solchen Augenblicken fühlt man nur zu deutlich die Kleinheit und Schwäche des menschlichen Ichs inmitten der Erhabenheit und Wucht des Hochgebirges. Es ist ein harter Prüfstein der Selbstbeherrschung, eine schwere Probe des Selbstvertrauens, doch desto reicher der seelische Gewinn, desto tiefer das Erleben, das man mit ins Tal nimmt.

Dicht übersät mit Graupeln, kalt und naß, ist der Fels — aber es geht abwärts, dem Tale zu, wo ein froher Abend im Kreise Gleichgesinnter den tatenfrohen Tag beschließen soll.

Schon ist die Ausstiegsscharte erreicht, noch ein letztes Lebewohl rufe ich dem Berge zu, dann tauche ich unter, wohlgeborgen in tiefer Schlucht. Lustig geht's in sausender Fahrt das Schneefeld hinab und in langen Sätzen über die Geröllhalde der Hütte zu.

Noch zweimal überraschte mich beim Abstieg ins Tal kurzer Hagelschlag und Regenschauer. Der Wildbach war stark angeschwollen und tosend stürzte er in sprühenden Wasserfällen zu Tal.

Schon wandere ich auf schmalem Fahrweg talaus, da bricht — ein letzter Gruß — die Sonne durchs Gewölk und vergoldet mit ihren scheidenden Strahlen die hohen Berge in der Runde, ehe sie im Abenddämmer versinken.

III. Eine Überschreitung der Grand Jorasses

Von Erwin Hein, Graz (S. Linz d. D. u. Ö. A.-V.)

Fünf Tage später. Am Vorabend waren wir von einer langen Montblanc-Überschreitung zurückgekehrt. Pfann hatte uns seinen wunderschönen Weg durch die Südwestabstürze des „Weißen Berges" geführt und erst gestern waren wir nach einer recht ungemütlichen Nacht in der stark überfüllten Vallothütte abgestiegen, wobei wir noch der schneidigen Aiguille de Bionnassay einen kurzen Besuch gemacht hatten.

So schliefen wir unbedenklich bis in den Tag hinein. Und als wir endlich nach mancherlei Vorbereitung und Besorgung marschbereit waren, da zeigte es sich, daß es inzwischen schon recht spät geworden war. Wollten wir noch vor Einbruch der Dämmerung die Hütte erreichen, so durfte es unterwegs weder freiwilligen noch unfreiwilligen Aufenthalt geben.

Es war nun schon der dritte Hüttenanstieg, den ich von Courmayeur aus unternahm und jedesmal zeigte sich mir deutlicher der Unterschied zwischen Hüttenzugängen in den Ostalpen und solchen in den Westalpen. Es mag vielleicht nicht überall der Fall sein wie gerade hier im südlichen Teil der Montblanc-Gruppe, aber der Bergsteiger wird, abgesehen von den seelischen Eindrücken, die er während des Anstiegs empfindet, durchaus nicht zur reinen Maschine, wie so oft in unseren Bergen, wo er ja doch nur gedankenlos den wohlgepflegten Hüttenweg oder den Farbenbezeichnungen nachzugehen braucht. Nein, hier heißt es die Augen offen halten. Keine Markierung leitet, keine Wegtafel weist den richtigen Weg bei Abzweigungen, selten begegnet man anderen Partien, bei denen man Erkundigungen einziehen kann. Man ist zumeist auf sich selbst angewiesen, der Blick für das Gelände, spärliche Steigspuren müssen unsere Wegweiser sein. Dazu trifft man unterwegs auf Schwierigkeiten, die, wenn auch nicht äußerst schwer, doch ruhig mit manchem ostalpinen Gipfelanstieg wetteifern können. Im allgemeinen sind die Turen in den Westalpen kaum schwieriger als größere ostalpine Bergfahrten. Aber es spielen wichtige Begleiterscheinungen hinein, die Westalpenturen weitaus ernster machen, wie: große Entfernungen, Höhenunterschiede, absolute Meereshöhe, Vereisung, einsame Lage fern von Nachbarhütten und ähnliches mehr. Das sind Beigaben, die eine wesentlich höhere Anforderung an die Leistungsfähigkeit des Bergsteigers stellen.

Schon im unteren Teile des Anstieges zur Jorasseshütte machten uns zwei Wege die Wahl schwer. Wenn wir auch wußten, daß beide auf die aussichtsreiche, sanft abfallende Grasterrasse führen, so konnten wir uns doch nicht gleich zu einem entschließen. Anstatt froh zu sein, überhaupt einen Steig gefunden zu haben, wurden wir wählerisch und anspruchsvoll. Endlich hatten wir uns für den linken der beiden Wege entschlossen und waren ihn schon ein Stück weit gegangen, da fiel uns ein, es könnte vielleicht doch der rechte der kürzere und bessere sein. So wechselten wir noch schnell hinüber und tatsächlich erwies er sich als der tauglichere.

Ein Steilstück brachte uns rasch höher. Zur Linken schob sich eine unglaublich zerborstene Gletscherzunge über den Schliffbord eines Hochkars vor. Dann und wann erdröhnte es in den unergründlichen Klüften, polternd war ein Eisturm eingestürzt oder ein Torbogen aus grün schillerndem Eis geborsten. In den abenteuerlichsten Formen neigten sich so manche Nadeln dem Abgrund zu, jeden Augenblick bereit zum

Zusammenbrechen. Oft und oft hatten wir während der zwei folgenden Schlechtwettertage Gelegenheit, dieses aufregende Schauspiel aus allernächster Nähe zu beobachten.

Mittlerweile waren wir an das letzte Bollwerk herangekommen. Zwei Wege schienen uns gangbar; denn daß es noch eine dritte Möglichkeit gab, sollte uns erst der nächste Tag lehren. Linkerhand führt der Felsenweg, durch einen steilen Riß mit einigen alten Haken, den Resten einer früheren Seilsicherung, gekennzeichnet. Über ihn mühte sich gerade ein italienischer Trupp. Der Riß selbst ist nicht ganz einfach und gerne nimmt man beim Abstieg das doppelte Seil zu Hilfe. Rechts hingegen war ein Eisbruch, von dessen Rand ein ausgeprägtes Felsband in die leichten Schrofen oberhalb des Abbruches führt.

Da der Eisbruch schon lange im Schatten lag und kein verdächtiges Geräusch sich hören ließ, wählten wir ihn zum Anstieg. Zuweilen trafen wir sogar auf frisch geschlagene Stufen, die, wie wir später erfuhren, von unseren früher aufgebrochenen Freunden herrührten. Da sie mit Steigeisen gegangen waren, wir aber der Kürze und Bequemlichkeit halber ohne solche, mußten wir wohl oder übel etwas Stufenarbeit mit in Kauf nehmen.

Mit großem Hallo wurden Wessely und ich empfangen und sogleich mit eingebrannten Eierschwammerln bewirtet, die Böttcher in meisterhafter Weise zu bereiten verstand. Da Hermüller inzwischen eine „Forschungsreise" bis zum Gletscher unternommen und dort alte Spuren getroffen hatte, so konnten wir ruhig der geplanten Tur entgegensehen.

Doch es sollte anders kommen. Die ganze Nacht hindurch hatte es geregnet und tief verhängt waren am nächsten Morgen sämtliche Gipfel. Wir konnten also ruhig weiter schlafen.

Nachmittags wurde es etwas heller. Die Zuversicht wuchs. In froher Ausgelassenheit tollten wir umher, machten neben der Hütte kleine Kletterkunststücke oder übten in Hausschuhen „Steilhangeistechnik" auf den rauhen Granitplatten.

Gegen Abend ging ein erbarmungsloses Unwetter nieder. Alles drängte sich ums Feuer, das wichtige Geschäft des Kochens begann. Und dann streckten wir uns vergnügt auf die Lager hin und freuten uns des schützenden Obdachs.

Da öffnete sich auf einmal die Tür und mit lautem Getöse stolperten zwei wüste Gesellen herein. Die sahen „fein" aus! Vollkommen durchnäßt, über und über mit Schmutz bedeckt, zerrauft, ohne Rock, dabei ganz durchfroren, boten sie uns ein Bild, das uns trotz Mitgefühl ein ganz klein wenig schadenfrohes Grinsen nicht ganz unterdrücken ließ. Dann aber wurden die Armen, die sich inzwischen als gute Bekannte entpuppt hatten, in Pflege genommen und bald erfreuten sie sich wieder eines menschenwürdigen Aussehens. Sie erzählten uns, daß sie dem Rate Dr. Allweins folgend, in der Kluft zwischen Fels und Gletscher angestiegen wären. Findet man in solchen Randklüften an und für sich recht schmutzige Arbeit, so schien uns ihr kaminfegerartiges Aussehen bei diesem Wolkenbruch nur allzu begreiflich.

Der nächste Morgen war beinahe noch trostloser als der vorhergegangene. So genossen wir denn das Hüttenleben weiter, mit all seinen Freuden und Leiden. Letztere, weil der Proviant zur Neige ging. Wir hatten nur für zwei Tage Verköstigung und mußten die zu geringe Vorsorge jetzt mit leeren Mägen büßen. Ein gütiges Geschick wollte es aber, daß Böttcher, der bereits abgestiegen war, um nicht die letzten Tage seines kurzen Urlaubs nutzlos zu verbummeln, beim Aufhellen des Wetters, von frohem Tatendrang beseelt, mit neuen Vorräten wiederkehrte. Da ging nun ein Schmausen los, und es fehlte nicht viel, daß wir wieder Schmalhänse geworden wären. Doch was kümmerte uns das, wo die Sonne durchgebrochen war und für

morgen einen schönen Tag verhieß. Hingestreckt auf die glühend heißen Bleche des flachen Hüttendaches genossen wir stundenlang die wohltuende Höhensonne.

In dunkler Nacht noch zogen wir los. Im gemächlichen Zeitmaß schritten wir über den hartgefrorenen Gletscher. Als er steiler wurde, ertönte aus finsterem Hintergrunde eine Stimme: „Steigeisen anschnallen." Sofort meldeten sich gegnerische Stimmen; kein Wunder bei einer sechsköpfigen Schar! Schließlich entschied „Volkeswille" zugunsten des Antrages. Und dann zog die Karawane wieder still und friedlich weiter.

Zuweilen öffneten sich im nächtlichen Dunkel geheimnisvolle Klüfte, an ihnen entlang oder über sie führte unser Weg. Dabei mußte Schreiner als „Brückenwächter" mit seiner Taschenlaterne leuchten. Sonst genügte uns eine einzige Sturmlaterne.

Noch vor Tagesanbruch erreichten wir die Reposoirfelsen. Hier wollten wir den Morgen erwarten. Eisige Kälte durchdringt uns und treibt zum Weitergehen. Im ersten fahlen Dämmerschein brechen wir auf. Allmählich erwacht der Tag. Lichter und lichter werden ringsum die weißen Kuppen der Riesen, immer tiefer sinkt das nächtliche Grau. Schon funkeln die ersten Strahlen der Morgensonne in den eisgepanzerten Flanken, schon wölbt sich ein klarer, wolkenloser Himmel über den schaurigen Wächten des Rochefortgrates. Auch wir haben uns durchgerungen aus dem Düster des Tales empor zur silberhellen Höhe des Lichtes. Nun stehen wir oben auf schmaler, kaum geneigter Firnschneide, deren jähe Flanken im noch wesenlosen Grau des Gletscherchaos versinken. Vorwärts schreitend näherten wir uns dem gewaltigen Bergmassiv, rückwärts blickend aber schien der wunderbare First hinauszuführen bis weit in den blauen Ätherraum. Ein göttliches Bild bot dieser „Himmelsfirst", an dessen Fuße noch die schwarzen Schleier der Nacht woben.

Hier trennten wir uns. Zwei Seilschaften wollten durch die steile Flanke der Pointe Helene ansteigen, während Wessely und Dr. Reisch die Ersteigung der zwei höchsten Gipfeln der Grand Jorasses zum Ziele nahmen.

Durch das Spaltengewirr suchten wir anderen uns den Weg. Da scheint er mit einem Male versperrt. Bläuliche Eiswände ragen aus dem steilen Firn. Wohl würde uns eine Schleife rechts harmloseren Durchstieg ermöglichen, aber längst schon hat es uns ein kurzer Eiskamin angetan, der die blaue Wand durchreißt. Meterlange Eiszapfen hängen hernieder und versperren den Eingang. Klirrend springen sie entzwei, als der Pickel auf sie niedersaust. Schon drängt sich der Körper in den kalten Schlund, aber noch gilt es, eingeengt zwischen den nahen Wänden in gekrümmter Stellung Stufen zu schlagen, Nicht lange dauert's, dann sitzt der Pickel fest im harten Firn und schon stehe ich oben und freue mich der romantisch-schönen Tat.

Immer näher rückten wir dem Bergschrund. Bald hatten wir seine schwächste Stelle erspäht und schneller, als gedacht, war er überlistet. Steil zog der Hang zur Höhe, aber sicher und fest griffen die langen, scharfen Zacken ein. Und wo in manchem Jahre steiler Fels zu überwinden ist, stießen wir auf prachtvoll geschwungene Firnschneiden. Selten nur brauchten wir zu sichern. Meist dann, wenn es galt, von einer Rippe zur nächsten zu queren und vereiste Lawinenrinnen zur Vorsicht mahnten.

Immer größer, immer deutlicher wurden die Wächten über unseren Häuptern. Zwei Seillängen, eine, so schätzten wir. Eine kleine Firnwand bildete das letzte Hindernis. Doch schon schwingen wir uns hinüber. Aber o weh! Brausender Sturm empfängt uns. Im Windschatten eines Gratturmes schnallten wir die Eisen ab, denn nun erwartete uns Felsarbeit. Ein klarer Tag war erstanden, aber eisig kalt, so kalt, daß wir in Fäustlingen klettern mußten. Nicht weit war es mehr zur Pointe Helene. Aber noch hatten wir sie nicht erreicht, da hörte ich plötzlich hinter mir ein Klirren, wie das Aufschlagen eines Pickels. Und richtig, Schreiners Schlaufe war gerissen. Eben noch sehe ich seinen Pickel in weitem Satz über die schaurige Nordwand hinausfliegen, schon glaube ich ihn rettungslos verloren, da bohrt sich sein Stiel in weichen

Schnee und hemmt seinen Sturz. Zwei Seillängen mochte er wohl unter uns liegen, aber wie über die verglasten und neuschneebedeckten Platten zu ihm gelangen? Das schien wohl eine bitterböse Sache!

Nach kurzem Kriegsrat beschlossen wir, bis zur Punta Margarita weiterzugehen und erst beim Rückweg zusammen mit Böttcher und Hermüller, die noch in der Eisflanke steckten, den Pickel zu bergen. Beide Seile würden wohl hinabreichen. Dann wollten wir den leichtesten von uns hinunterlassen und auf gleichem Wege wieder mit vereinten Kräften heraufbefördern.

So gut der Plan ausgedacht war, sollte er doch an der Tücke des Schicksals scheitern.

Jäh steigt die Felskante der Punta Margarita, 4066 *m*, auf. Und wenn sie auch nicht so schrecklich ist, wie sie sich von vorne ausnimmt, so wunderte es mich jetzt doch nicht mehr, daß wir im Buche der Jorasseshütte erst neun Besteiger zählten.

8 Uhr morgens war es, als wir am Gipfel standen. Lange suchten wir vergebens die zweite Partie. Sie müßten doch schon den Grat erreicht haben! Da endlich entdeckten wir sie schon auf halbem Wege zur Pointe Whymper. Nun saßen wir tüchtig in der Patsche. Langsam aber sicher enteilten sie uns. Dazu war bei diesem Sturm an keine Verständigung zu denken. So mußten wir nun sehen, wie wir allein das Kunststück der Pickelbergung zustande brachten.

Von der Scharte aus musterten wir die Flanke. Unter trügerischer Eisdecke lauerte glatter Fels. Nach einigen Seillängen war ein Wandabbruch, der erst tief unten dem Blick auf flachem Gletscherboden Halt bot. Nirgends zeigte sich ein Standplatz, der uns zur Sicherung dienen könnte. Vielleicht dort unten? Einen Versuch wollten wir machen.

Es ging besser als wir dachten. Noch war die Eisschicht stark genug, um Stufen schlagen zu können. Nach ungefähr 20 *m* war ich beim „Sicherungsstand“. Zur Not kann man just mit beiden Füßen auf ihm stehen! Und nun drängte sich die ernste Frage an mich heran: Ist der Block, der durch nahezu einundeinhalb Stunden unsere Operationsbasis bilden sollte, wirklich gewachsener Fels oder ist er nur im Eise angefroren?

Schreiner folgte nach, doppelt vorsichtig, da er keinen Pickel hatte. Nun stand er knapp ober mir. Trostlos sah der Weiterweg aus. Die Eisdecke war so dünn und zähe, daß man weder Stufen schlagen, noch sie vom Fels absprengen konnte. Eine gute Seillänge unter uns steckte in einem angewehten Schneefleck der Pickel, dazwischen noch ein etwa 3 *m* hoher, nahezu senkrechter Abbruch!

Wie ich schließlich glücklich hinunterkam und später dann mit beiden Pickeln wieder herauf, ist mir heute noch unklar. Es war ein gewagtes Unterfangen, das mich heute in der Erinnerung noch schauern macht. Aber endlich waren wir wieder vereint und bald darauf am Grat. Keuchend vor Anstrengung lehnten wir uns an den Fels, hatten wir beide doch das Äußerste gegeben. Ein stummer Händedruck sagte deutlicher, was jeder dachte und fühlte, als es Worte vermocht hätten.

Weiter folgten wir dem Grate, geleitet von den Spuren Hermüllers und Böttchers. Seit fast 2 Stunden waren sie unseren Blicken entschwunden; sie ahnten nicht, was diese Stunden von uns gefordert hatten, aber auch nicht, was sie uns gewesen sind.

Schon ward südseitig der Schnee weich und tief, aber oben am Grat stürmte es weiter wie zuvor und verleidete jegliches Rasten, auf das wir uns schon so gefreut hatten. Wie schön wäre es hier zu verweilen, wo alles um uns gleißte und glitzerte. Doch unbarmherzig trieb uns der rasende Sturm weiter.

Schon lag die Pointe Whymper, 4196 *m*, hinter uns. Ein steiler Abstieg hatte uns auf den sanften Gletscherboden zwischen den beiden höchsten Gipfeln gebracht. Recht langsam ging es auf die letzte Spitze, hatten wir doch seit dem Verlassen der Reposoirfelsen nichts gegessen, nicht gerastet. Das sanfte Gelände ließ eine weiche, ich möchte



Aiguille du Plan vom Fuß des Grand Flambeau



Aiguille Noire de Péteret vom Col du Géant

fast sagen wohltuende Müdigkeit aufkommen, als Ausgleich vorangegangener seelischer Spannungen.

Nicht lange verweilten wir auf dem höchsten der drei Grand-Jorasses-Gipfel, der Pointe Walker, 4205 *m*, denn mehr als wir während des langen Gratganges gesehen, konnte uns der Gipfel auch nicht zeigen. Es war ein seltener Bergtag gewesen: in unergründete Wände durften wir schauen und viele Geheimnisse dem Berge ablauschen, der uns mit neuen Eindrücken so reich beschenkt hatte.

Gebannt vom Glanz des weißen Riesen, des Montblanc, eilten wir den alten Spuren nach und merkten erst zu spät, daß sie nicht den gewöhnlich begangenen Weg führten. So mußten wir einen recht steilen, schon stark erweichten Hang mit in Kauf nehmen. Glühende Sonnenglut legte sich in die weiten Firnflanken, über deren glitzernden Schneekristallen die heiße Luft erzitterte. Sehnsüchtig eilte der Blick hinüber zu den Whymperfelsen, Rast und Kühle suchend. Dort trafen wir auch die Kameraden, die sich diesen Luginsland zum köstlichen Rastplatz erwählt hatten.

Lange blieben wir. Endlich hieß es scheiden. Wesselys und Reischs Spuren leiteten uns zum oberen Ende der Reposoirfelsen hinüber. Hier schloß sich der Ring unserer Fahrt, die von so manchen schönen, aber auch ernsten Stunden zu erzählen weiß.

Gerne hätten Wessely und ich tags darauf einen Aufstieg zum Dôme de Rochefort unternommen, um über den vielgerühmten Rochefortgrat zur Turiner Hütte abzusteigen. Dort wollten wir die Gruppe Pfann treffen. Da sahen wir am späten Nachmittag wohl an die zwanzig Italiener anrücken. Es waren zumeist Hochschüler aus der „Zeltstadt" bei Planpausier.

Nun blieben auch wir nicht länger. Hinunter stürmten wir ins Tal. Aber noch einmal streckten wir uns für ein Weilchen hin, dort wo der zarte Ton des frischen Grüns die brausenden Wogen der Seele dämpfte. Wie ein Nachschwingen und ein Nachklingen schien es, als wir im Schutze der ersten Bäume ruhend, die vielen schönen Stunden, die uns der Berg geschenkt, noch einmal vorüberstreichen ließen.

Der Abend naht, die Trennungsstunde schlägt. Ein tiefer Blick noch, ein stummer Gruß, — er gilt den Höhen, auf denen wir vor kurzem noch gestanden.

Dann stiegen wir durch den schweigenden Wald zu Tal.

Die neue Heilbronner Hütte

Von Dr. Karl Blodig, Bregenz

Unter den Sektionen des D. und Ö. Alpenvereins, die durch den unsinnigen Gewaltstreich, genannt Frieden von St. Germain, der Früchte jahrelangen Fleißes und großer Geldopfer beraubt wurden, befand sich auch die von Heilbronn. Wenn auch das Häuschen auf dem Tascheljöchl etwas entlegen und vergleichsweise wenig besucht war, so bildete es doch den festen Kern, um den die Sektion sich scharte. Von dem Erfahrungssatze ausgehend, daß das Leben einer Alpenvereinssektion sich am regsten durch den Besitz einer Hütte auswirke, beschloß die Sektionsleitung wieder an die Erbauung eines eigenen Heimes in den Alpen heranzutreten. Im Einverständnisse mit dem Hauptausschusse, der der Sektion eine Reihe von Vorschlägen unterbreitete, fiel die Wahl sehr glücklich auf eine bislang im Dornröschenschlafe dahinträumende Gegend, nämlich das Gebiet am Scheidsee im Verbellnertale, einem Seitenaste des hintersten Montafons. Als die Absicht der Sektion Heilbronn, sich am Scheidsee anzusiedeln, unter der Bevölkerung des Montafons bekannt wurde, da meinte ein älterer Führer: „Dö werden ka G'schäft machen durt hinten, koan Gletscher haben s' nit und koane Berg, wo ma leicht derfalln kann, san a nit durten. Und heutigen Tags, da wollen die Leut an Gletscher haben, damit s' ohne Seil drübergehn und uns alte Führer auslachen und dann einifallen können. Und renommieren wollen s' mit ihnere Kletterpartien und dös können s' durten alles nit tuan." Dieser Ausspruch ist sehr bezeichnend für einen alten Führer, und leider traf der Mann damit den Nagel auf den Kopf!

Eine Reihe schön geformter, der großen Bergsteigersippe nicht einmal dem Namen nach bekannter Erhebungen umstehen den lieblichen See. Die Lage der Hütte mitten zwischen den wilden Felsbauten des Ferwallgebietes sichert ihr eine immer wachsende Besucherzahl. Was aber für die Erstellung der neuen Hütte ebensosehr in die Wagschale fiel, war der Umstand, daß das Gebiet um den Scheidsee ein ganz hervorragendes Schigelände darstellt, das bis tief in den Spätfrühling hinein die prächtigste Gelegenheit gibt, sich dem beliebten Schilaufe hinzugeben. Ich bemerke gleich an dieser Stelle, daß mir von berufener Seite mehrfach versichert wurde, daß es einen Zugang zur Hütte von Gaschurn aus gibt, der vergleichsweise lawinensicher ist. Man benützt im Winter vom Montafon aus am besten den Weg von Gaschurn über Tafamunt oder bei günstigen Schneeverhältnissen den Zugang durch das Valschavieltal und die Alpe Ibau; die beiden Wege treffen sich dann oberhalb der Verbellneralpe. Die neue Heilbronner Hütte steht auf dem Grenzkamme zwischen Vorarlberg und Tirol, auf dem Scheitelpunkte des vorarlbergischen Verbellnertales und des tirolischen Schönferwalltales, etwa 60 *m* über dem 2274 *m* hoch gelegenen Scheidsee. Auf rundem, weithin sichtbarem Bühel erbaut, bietet sie inmitten der grünen Hänge für das Auge einen angenehmen Ruhepunkt.

Das Haus, von einer Hütte kann man bei einem Grundrisse von 20 mal 16 *m* füglich kaum sprechen, ist im Erdgeschosse mit einem geräumigen Zimmer für Selbstversorger, einem Raume zur Aufbewahrung der Schier und einem Stall für Tragtiere versehen. Treffliche erprobte Füllöfen, ein Kochherd, 10 Heu- und 20 Matratzenlager und 16 Betten machen den Aufenthalt auch im Winter zu einem sehr angenehmen. Das Untergeschoß ist mit dem Alpenvereinsschlüssel zugänglich, während das Obergeschoß

mit einem Privatschlosse versperrt ist, wenn kein Wirtschaftsbetrieb stattfindet. Von Parthenen, dem nächstgelegenen Talorte aus erreicht man die Heilbronner Hütte durch das Verbellnertal in 4½ Stunden, von St. Anton am Arlberge und der Konstanzer Hütte bedeutet es einen Marsch von 6½ beziehungsweise 3½ Stunden. Vom Wirtshause auf dem Zeinisjoche gelangt man in 3 Stunden zur Hütte ob dem Scheidsee, von der Friedrichshafener Hütte wird man etwa 4½ Stunden benötigen. Wer von Gaschurn nach der Heilbronner Hütte gehen will, ohne Parthenen zu berühren, dem stehen die Wege über Tafamunt, Ibau und das Gaschurner Winterjöchl zur Verfügung. Ich würde dem letztgenannten Wege seiner großen landschaftlichen Schönheiten halber den Vorzug geben, wenn er auch etwa 6½ Stunden in Anspruch nimmt. Von der Hütte eröffnet sich gegen Nordosten ein packender Ausblick gegen den Patteriol, sowie über das Schönferwalltal hinaus auf die Valluga, die Schindlerspitze, den Stanskopf und die Bacherspitze.

Gegen Südwesten erscheint der Hochmaderer und der Strittkopf zwischen dem Garneratale und Großfermunt. Es ist eine stattliche Schar von Bergen, die von der Hütte aus besucht werden kann. Unmittelbar über dem Scheidsee erhebt sich nordwestlich der Strittkopf, 2605 *m*, als Eckpfeiler der Valschavieler Berge; deren langgestreckte Kette setzt sich über die unbenannten Gipfel 2625, 2545 und wieder einen mit 2589 kotierten Strittkopf zu einem Berge fort, der mit 2491 bezeichnet ist. Dann senkt sich der zwischen dem Verbellner- und dem Valschavieltale herabziehende Kamm zu einer Mulde, die den Übergang zwischen den beiden genannten Tälern vermittelt. Jenseits dieser Einsenkung erhebt sich dann im weiteren Verlaufe die bekannte Versailspitze, 2464 *m*, über Parthenen. Nordwestlich vom Strittkopf, 2605 *m*, ist das öfters begangene Gaschurner Winterjöchl, 2330 *m*, eingebettet. Über ihm erhebt sich der Albonakopf, 2487 *m*, und im weiteren Kammverlaufe der mit 2698 bezeichnende Valschavielkopf. Südöstlich vom Scheidsee steigt der Grenzkamm gegen den Jöchligrat an. Die erste deutlicher ausgeprägte Erhebung ist mit 2626 *m* ermittelt, dann folgen namenlose Berge von 2712 *m* und 2685 *m* Höhe. Der darauffolgende 2738 *m* hohe Gipfel wurde mir als Schaftäler bezeichnet. Dann schwingt sich der Grat zu einem auf den Karten namenlosen, auch nicht mit einer Höhenzahl bezeichneten spitzen Kegel auf, nach einer Einsenkung folgt dann der breite Rücken des Schrotenkopfes, der mit 2889 *m* die höchste Erhebung des ganzen Hüttengebietes darstellt. In vielfach gebrochenem Kammverlaufe treten dann Erhebungen von 2762 *m* und 2671 *m* hervor, bis die bekannte, oft besuchte Fädnerspitze, 2792 *m*, an deren Ostflanke der Ferwallferner eingebettet ist, hoch über dem Zeinisjoche den Beschluß bildet. Von der unbenannten Erhebung 2671 zweigt dann in rein westlicher Richtung die Kette der Fluhspitzen ab, die auf der Karte die Höhen 2617, 2508 und 2476 aufweist; die letztgenannte, die über dem Zeinissee aufragt, trägt die Bezeichnung „Die Fluh". Einen ganz hübschen Gesamtüberblick über das uns hier beschäftigende Gebiet gewinnt man von der Versailspitze, dann aber auch bei der Wanderung von Gaschurn zur Tübinger Hütte, während man nach den Hütten von Ganeu aufsteigt.

Die Alpenvereinskarte der Ferwallgruppe von 1899 beziehungsweise 1921 erleichtert den Besuch des Hüttengebietes ganz wesentlich. Es sei bemerkt, daß diese vorzügliche Karte mehrfache Abweichungen von der 1887 reambulierten österreichischen Spezialkarte aufweist. So zeigt die letztgenannte Karte südwestlich vom Schrotenkopfe, 2889 *m*, einen 2826 hohen „Östliche Fluhspitze" genannten Berg, der gar nicht existiert, wobei der Seltsamkeit halber hervorgehoben sein möge, daß die Besteigung dieses geheimnisvollen, gar nicht vorhandenen Berges in den Reiseführern genau beschrieben ist! Die Alpenvereinskarte kennt auch keine Erhebung von dieser Höhe. Weiters nennt die österreichische Spezialkarte die im Jöchligrate liegende Spitze 2712 fälschlich Albonakopf. Niemand aus der Schar

Ortsansässiger, die ich darüber befragte, legte diesen Namen diesem Berge bei. Dagegen gebührt diese Bezeichnung dem 2487 *m* hohen, nördlich vom Gaschurner Winterjöchl aufragenden Berge, dem auch die Alpenvereinskarte und die österreichische Spezialkarte einträchtig diesen Namen geben. Nun aber dürften meine geduldigen Leser „des trocknen Tones satt" sein und ich will nun den Alpinisten zu Gefallen reden. Begegneten sich doch die Wünsche meines Freundes Dr. Fritz Haag-Heilbronn und die meinen aufs innigste. Er wollte das Gebiet der neuen Heilbronner Hütte in der „Zeitschrift" behandelt sehen, und ich wollte nicht versäumen, die letzte, wenigstens noch teilweise unbekannte Gegend Vorarlbergs zu schildern.

In Gesellschaft meines langjährigen Freundes Professor Hans Fischer und dessen Gattin fuhr ich am 15. August 1927 mit dem Kraftwagen von Schruns nach Parthenen. War es schon recht ergötzlich, den Kämpfen zuzusehen, die sich an die Eroberung eines Sitzplatzes knüpften, so steigerte sich die allgemeine Heiterkeit noch bedeutend, wenn das Aus- und Einsteigen der Fahrgäste, besonders der jungen Mädchen bei dem vollgepfropften Wagen durch die Fenster bewerkstelligt werden mußte. Die urwüchsigen und doch wieder feinfühligen Bemerkungen der Montafoner riefen bei den mundartlich Bewanderten stets schallendes Gelächter hervor. Wer Parthenen seit längerer Zeit nicht besucht hat, erkennt den einst so stillen heimeligen Ort kaum wieder. So mußte es wohl bei den nordamerikanischen Städtegründungen zugegangen sein: Allenthalben erhoben sich Arbeiterbaracken, Verkaufsläden und Betriebsgebäude für das im Entstehen begriffene Ill-Stauwerk im Fermunt. Die einzigen erfreulichen Bauwerke neueren Zeitalters sind wohl der blitzblanke Gasthof „Silvrettahaus", des bestbekannten ehemaligen Bergführers Josef Tschofen, sowie der schmucke Gasthof „Piz Buin". Ich bemerke hier, daß die Unternehmung der Illwerke Vorsorge traf, daß der Kraftwagenverkehr von Schruns nach Parthenen auch im Winter aufrechterhalten bleibt. Die Schifahrer werden der Bauunternehmung dafür herzlich dankbar sein. In kurzen Zwischenräumen krachten die Sprengschüsse am Berghange in der Nähe der „Hölle", ein ziemlich dichter Nebel verhüllte die umliegenden Berge, während wir den dreistündigen Weg nach dem Wirtshause auf Zeinis zurücklegten. Ich bedauerte das unsichtige Wetter besonders meiner landfremden Begleiter halber; mußten sie doch den prächtigen Blick auf die Umrahmung des Garneratales, sowie auf einige Gipfel der Silvrettagruppe entbehren. Ein Lichtblick aber war uns doch beschieden, als wir hinter der Alpe Ganifer des, beim regnerischen Wetter doppelt mächtigen, Wasserfalles ansichtig wurden. Nach dem nötigen Kleiderwechsel erfreuten wir uns am trefflichen Abendessen und zogen uns dann in unsere Kemenaten zurück. Bei aller Einfachheit der Gaststätte — nur die elektrische Beleuchtung konnte mit ihren ungezählten Lampen kühn mit jedem Stadthotel in die Schranken treten — machte sich doch das Vorhandensein der zahlreichen Einzelzimmer angenehm fühlbar. Die meisten Absätze der vielbesprochenen Tölzer Richtlinien waren gewißlich zu begrüßen, aber warum man es gerade im Gebirge um so viel unbequemer haben soll als daheim, das kann ich eigentlich nicht begreifen. Ich weiß mich mit vielen ganz erstklassigen Bergsteigern einig, wenn ich behaupte, daß je mehr und je anstrengendere Turen jemand unternimmt, desto lieber er das Übernachten in einem Bette dem allerschönsten Matratzen- oder gar Heulager vorzieht. Schon die Schwierigkeit des Unterbringens seiner kleinen Siebensachen kann einem den Aufenthalt in einer nur halbwegs überfüllten Hütte, in der keine Einzelzimmer, darunter verstehe ich auch solche zu zwei und drei Betten, vorhanden sind, verekeln. Die Vorarlberger Landesregierung hat einen allerdings nur sehr bescheidenen Betrag ausgeworfen, damit Herr Pfeifer das Zeiniswirtshaus den ganzen Winter hindurch offen hält. Leider sollte Herr Pfeifer, der für das Wohl seiner Gäste treubesorgte Hausvater, recht behalten, als er uns für den nächsten Tag Regen in Aussicht stellte. Aber der Pflicht gehorchend, pilgerten wir am

anderen Morgen trotz Nebel und kleinen Regenschauern zur Verbellneralpe hinüber.

Die ganze Gegend ist in den unteren Lagen stark versumpft und wird die Sektion Heilbronn sich auch damit den Dank der gesamten Turistenwelt verdienen, wenn sie für eine Verbesserung des Verbindungsweges zwischen der Verbellneralpe und dem Hause auf Zeinis Sorge trägt. Der Alpbesitzer Pfeifer wird auch dabei mithelfen. Damit wäre ein wichtiges Zwischenglied des Weges von der Reutlinger- und Konstanzer Hütte nach dem Madlenerhause leichter begehbar gemacht. Bald nach unserem Abmarsche vom Zeinishause staken wir im dichten Nebel. Da aber Frau Fischer gleich mir sich sehr für die alpine Pflanzenwelt begeisterte, verkürzten wir uns den anderthalbstündigen Weg durch Bestimmung der lieblichen Alpenblumen. In der Sennhütte auf Verbella trafen wir die Zimmerleute und Schreiner an, denen die Erbauung der Heilbronner Hütte oblag. Wie schon oft in den letzten Wochen hatte das Schneetreiben sie vom Bauplatze nach der Tiefe getrieben. Da die muntere Köchin auch zugegen war, flogen heitere Reden hin und her; auch wir beteiligten uns nach Kräften an dem harmlosen, aber recht schlagfertigen Wortgeplänkel. Nachdem wir uns halbwegs getrocknet und etwas erwärmt hatten, zogen wir mit der Gewißheit ab, daß an eine richtige feierliche Einweihung der Hütte in diesem Jahre nicht mehr zu denken war. Die leidigen — und es soll ungescheut herausgesagt werden — vollauf berechtigten Lohnkämpfe der bei den Ill-Stauwerken Beschäftigten hatten eben auch die anderen Arbeiter der ganzen Talschaft zu erhöhten Forderungen veranlaßt und damit zur zeitlichen Niederlegung der Arbeit getrieben. Als ich mich bezüglich des weiteren Weges zur Hütte erkundigte, wies einer der Leute nach dem ober den Almhütten sich erhebenden Steilhange und meinte, daß man bei hellem Wetter die „Sardinen", die da hinaufführen, ganz gut sehen könne. Terpentinen, auch Serafinen hatte ich im Gebirge des öfteren kennengelernt, nun kamen noch die „Sardinen" dazu. Weiter oben, versicherte der Mann, seien eine Menge roter Markierungsflecke angepinselt, überhaupt könne man gar nicht fehlen, die Tragtiere hätten eine ganze Straße hergestellt.

Da wir den Eiertanz durch die versumpften Wiesen schon einmal durchgekostet hatten, zogen wir es nun vor, den sogenannten unteren, allerdings etwas weiteren Weg zu begehen. Am linken Ufer des Verbellnerbaches geleitete er uns durch das sehr malerische Gelände nach dem von Parthenen nach dem Zeinisjoche führenden Saumwege. Am Treffpunkte beider Pfade befindet sich ein Wegweiser.

Da das Barometer schon seit mehreren Tagen sehr tief stand und auch Pfeifer eine recht bedenkliche Miene aufsetzte, gingen wir mit ganz herabgestimmten Hoffnungen zu Bett. Um so erfreuter aber waren wir, als am Morgen sich ein strahlender Himmel über uns wölbte. Allerdings mußten wir dabei den bis auf etwa 1900 *m* herabreichenden vielen Neuschnee mit in Kauf nehmen. Ich hatte mich am Vorabende bei einem Sennen nach dem Wege in den unteren Teilen des Geländes erkundigt. Leider hatte er uns nichts vom Vorhandensein eines alten Fußpfades gesagt, der uns angenehm in die Höhe gebracht hätte. So stiegen wir pfadlos über die steilen Hänge in nordöstlicher Richtung an, bis wir nach gut halbstündigem Marsche auf einen zwar schlechten, aber trotzdem willkommenen Weg trafen. Als lange, nur ziemlich unbedeutende Anschwellungen zeigende Kette, zog sich die Masse der Fluhspitzen gegen die Fädnerspitze hin. Der Senne hatte uns die Stelle bezeichnet, an der man am bequemsten den Kamm erreichen könne. Er nannte die Einsattelung „Fluhereck" auch „Rotes Eck". Bald nach Verlassen des Wirtshauses öffnet sich der Blick auf die Gipfel des Larainerkammes mit Mittagskopf, Dreiköpfl und Gemsbleisspitze. Die Ballunspitze und die später über den Vorbergen auftauchende Vallüla leiten dann zur Silvrettagruppe hinüber. Talaus sind es die Gipfel des Garneragebietes, die auffallen, vor allem der zerklüftete Strittkopf und der mächtige Hochmaderer;

wirkungsvoll hebt sich sein dunkles Felshaupt von dem blendendweißen Firnfelde ab, das seine Nordflanke bedeckt. Es wäre ein unvergleichlicher Genuß gewesen, an dem Hange der Fluhspitzen höher und höher zu steigen, da mit jedem Schritte neue Berggipfel auftauchten, aber der rasch tiefer werdende Neuschnee machte das Gehen immer mühsamer. Die steilen Bergwiesen sind noch üppig mit steifem Grase und Heidelbeerbüschen bewachsen, man schlüpfte leicht aus und mußte trotz fleißigem Einhauen der Pickelklinge jeden Schritt überlegen. Hier wären Steigeisen, wenn auch der kleinsten Gattung, wie man sie in Städten bei Glatteis benützt, von größtem Vorteile gewesen. Nach fast dreistündigem, durch die Verhältnisse sehr anstrengendem Steigen standen wir um 9 Uhr 15 Minuten in einer flachen Mulde (Fluhereck), etwa 2500 *m* hoch. Wenn man von der Heilbronner Hütte die hübsche Gratwanderung über die Kette der Fluhspitzen machen will, die sich auch mit Schiern gut ausführen läßt, tut man am besten, hier heraufzugehen. Das „Fluhereck“ wird auf der Alpenvereinskarte nördlich vom t des Wortes Fluhspitzen zu suchen sein. Nach kurzer Besprechung wendeten wir uns der großen Hochfläche zu, die sich vom Fluhereck zum Fuße des Schrotenkopfes hinzieht. Die Felsen waren zum guten Teile schneefrei, die mit Altschnee erfüllten Mulden aber wiesen eine reichliche Menge Neuschnees auf. Nach einstündiger Wanderung durch die in geologischer Beziehung sehr anziehende Gegend standen wir nach westlicher Umgehung des mit 2762 bezeichneten Felskopfes am Fuße des Schrotenkopfes, der uns seine gut gestufte Südflanke zuwandte. Hier ist, um mit dem alten Peter Dangl zu sprechen, „überall Weg“. Kaum drei Viertelstunden später betraten wir nach leichter Kletterei die Spitze des 2889 *m* hohen Berges. Es war 11 Uhr geworden und die leichten Nebel, die am Morgen auf der Scesaplana, sowie einigen Spitzen der Silvrettagruppe lagen, waren völlig verschwunden. Mein Begleiter war tief ergriffen von der wundervollen Rundschau, die abgesehen von einer sehr ausgedehnten Fernsicht durch drei ganz hervorragende Schaustücke ausgezeichnet ist. Vor allem ist es der Patteriol, der zwischen den tief eingerissenen Tälern von Schönferwall und Fasul sich wie ein Urweltsriese auftürmt. Er überragt unbestritten alle Berge der Ferwallgruppe an Macht der Erscheinung. Diesem ebenbürtig erhebt sich, durch das Schönferwall von ihm getrennt die Gruppe des Kaltenbergs und der Pflunspitzen. Volle 1000 *m* schwingt sich dieser Doppelgipfel aus den Matten des Schönferwalls in die Lüfte. Die umliegenden Berge sehen dagegen wie Maulwurfhügel aus. Nach Osten und Westen stürzt die Pflunspitze gewaltig ab, immer und immer wieder kehrt der Blick zu ihr zurück. Ein wahrer Bergzauber aber strahlt vom Kleinen oder Valschavieler Maderer aus. Wären die Höhenzahlen vom Schrotenkopf und Maderer die umgekehrten, so würde man den überwältigenden Eindruck begreifen; aber der Maderer mit seinen 2771 *m* ist um 118 *m* niedriger als unser Standpunkt und doch schaut er so königlich — mir fällt durchaus kein besser bezeichnender Ausdruck ein — zu uns herüber. Ich muß sehr weit in meiner Erinnerung zurückgehen, um auf Bilder von ähnlicher Wirkung zu stoßen, wie sie die drei genannten Berge, gesehen vom Schrotenkopfe gewähren. In einsamer Größe steht jeder da, so daß die andere Bergwelt sich kaum über die Schwelle unseres Bewußtseins erhebt. Noch eines Berges dürfen wir nicht vergessen, des Fluchthorns. Seine Herrschergestalt käme noch trefflicher zur Geltung, nur ist es etwas zu weit entfernt, um trotz seiner viel bedeutenderen Höhe mit den ebengenannten Bergen wetteifern zu können. Kuchen- und Küchelspitze, Seekopf und Saumspitze beachtet man kaum, auch die Silvrettagruppe kann sich nicht durchsetzen. Die Höhen des Rätikons, sowie die andere Bergwelt Vorarlbergs erzielen eigentlich nur einen Achtungserfolg, dagegen tritt die Stammerspitze aus der Reihe der Samnaungipfel machtvoll hervor. Was die Fernsicht betrifft, so schaut der immer erhabene Ortler dicht neben der Schulter des Fluchthorns aus Italien — daß ich nicht lache — herüber. Die Kuppe der Weißkugel und besonders großartig das leuchtende Trapez

der Wildspitze thronen inmitten der Ötztaler Eiswelt. Gegen Süden guckt der Piz Kesch zwischen Silvrettahorn und Groß Litzner hervor, dann aber fliegt unser trunkener Blick schrankenlos hinaus in die Weite zu den schimmernden Schweizer Höhen, deren Eis- und Schneegefilden der Vater Rhein sein Dasein verdankt. Es sind die an den Quellen des Hinterrheins aufragenden Häupter, darunter durch kräftige Formen und Eisbedeckung besonders hervorragend die Gruppe des Rheinwaldhorns. Hoch über der tiefen Furche des Rheintales aber, gerade über der Furka, erglänzen von einem zarten Dufte umwoben die Berner Alpen. In seinem Silbermantel das Aletschhorn, daneben das dunkle Riesendreieck des Finsteraarhorns, das spitze Agassizhorn, die gewaltige Firnwand der Fiescherhörner, endlich Lauteraarhorn und Schreckhorn. Wer mit den Verhältnissen ganz vertraut ist, kann auch die Spitze der Jungfrau unterscheiden. Vor dieser Bergeskette erblickt das Auge des Wissenden die lange Flucht des Dammastockes, über der Senke zwischen Madrisa und Sulzfluh breiten sich dann, ihre Umgebung mächtig überragend, Tödi, Clariden und der Glärnisch im Schmucke ihrer glitzernden Firnmäntel aus. Wir überblicken von unserer Hochwarte sieben kleine und größere Seen im Gebiete von Verbella und dem Quellbezirke der Rosanna. Fast 600 *m* unter uns liegt die Heilbronner Hütte ober dem blitzenden Scheidsee. Dicht neben uns, nur 350 *m* in der Luftlinie entfernt, erhebt sich ein drohend aussehender Berg, der uns anscheinend zu schaffen machen wird. Wie wir später erfuhren, wurde er vor vielen Jahren vom Bergführer Josef Tschofen (Vater) zuerst bestiegen. Er ist namenlos und ich möchte ihm den Namen Schrotenkegel — man sagt ja auch Fergenkegel — geben. Hatten wir uns bislang auf einem Gebiete bewegt, über das man sich in der alpinen Schriftkunde wenigstens einigermaßen Rat erholen konnte, so lag nun völliges Neuland vor uns. Es ist ein herrliches Gefühl, abseits der schon seit Menschenaltern breitgetretenen Pfade sich zu ergehen! Seit Jahren wieder einmal war ich in solch glücklicher Lage und mit vollen Zügen schlürfte ich diesen Nektar. Erst viel später fand ich im „Hochturist" eine Bemerkung, daß im Jahre 1919 Mitglieder des Akademischen Alpenvereins München den Schrotenkopf über seine Ostwand erstiegen. Die Tur wurde als schwierig bezeichnet. Während der Schrotenkopf eigentlich nur als ein großer Trümmerhaufen angesprochen werden kann, bildet sein kleiner kecker Nachbar eine vornehme, allseitig in Steilwänden abfallende schlanke Spitze. Nachdem wir uns an der Rundschau sattgesehen hatten, machten wir uns für die Erkletterung des Schrotenkegels fertig. Da das Gestein sehr brüchig war, und hier auf der Nordseite des Berges viel Neuschnee lag, seilten wir uns an und verließen bald nach Mittag den Schrotenkopf. Viel leichter und rascher, als wir uns die Sache vorgestellt hatten, stiegen wir in die nördlich gelegene Scharte hinab, aber nun fing der Ernst an. Steiler als des Groß-Litzners Ostgrat und, nach der gelben Farbe des Gesteins und den unten liegenden Trümmern zu urteilen, viel brüchiger bäumte sich die Südwand des stolzen Kegels vor uns auf. Mein Freund kletterte zu einem Felsenfenster in der Westflanke des Berges hinauf, aber auf der anderen Seite des Steilhanges machten die mit einer dicken Lage von Neuschnee bedeckten glatten Platten die Querung der Wand undurchführbar. Wenn Fischer auch schließlich, von mir am Seile gehalten, hinabgekommen wäre, so hätte ich das Nachkommen nicht gewagt. Daher stiegen wir vom Sattel zwischen Schrotenkopf und Schrotenkegel ein wenig gegen Westen, also in das Gebiet des sogenannten Schaftäli ab, und versuchten den Berg an seiner Westseite zu umgehen, aber auch dieses Vorhaben scheiterte an der Steilheit und Glätte der stark verschneiten Platten. Nach längeren vergeblichen Bemühungen, dem Berge auf der Verbellner Seite beizukommen, standen wir nach einer guten Stunde wiederum unter dem Schrotensattel. Ich schlug vor, den Abstieg nach der Heilbronner Hütte zu nehmen und über die Verbellneralpe nach Zeinis zurückzukehren. Gegen diesen unrühmlichen Rückzug erhob mein tapferer Genosse auf das entschiedenste Einspruch. Seinem klu-

gen Rate folgend, gingen wir wieder auf den Schrotensattel hinauf, um nun östlich, also auf der Seite des Ochsen-Tales, einen Versuch zur Umgehung des Berges zu machen. Nur wenige Schritte gingen wir hinab, dann erblickten wir ein anscheinend gut gangbares Band, das uns, bald breiter, bald schmäler werdend, nahezu in gleicher Höhe nach Norden hin an die Nordostflanke des Gipfels geleitete. Über Felsplatten und Schuttbänder stiegen wir dann zum Nordgrate hinauf und hinterlegten unser Gepäck in einer tief eingerissenen Scharte. Beschwingten Fußes ging's dann über den stellenweise scharfen, aber aus festem Gestein bestehenden Grat zum Gipfel hinauf. Fischer ging sofort gegen den Südgrat, um den Abbruch gegen den Schrotensattel zu betrachten. Bevor er aber dort angelangt war, ertönte schon sein schauriger Klageruf: „Zwei Steinmandeln!" Fühlender Leser, kannst du unseren Schmerz ermessen? Mit der gehofften Erstersteigung war es wieder einmal nichts. Diese anfänglich niederschmetternde Erkenntnis hinderte uns aber nicht daran, die Aussicht, die sich allerdings von der vom Schrotenkopfe genossenen nur in belanglosen Einzelheiten unterscheidet, nochmals eingehendst zu bewundern.

Gründlich wie alle Lehrpersonen stellte Fischer fest, daß der Ortler nun ganz frei dastand, daß auch der Cevedale besser sichtbar war als vom Schrotenkopf. Kühn gemacht durch unseren Erfolg, beschlossen wir nun einen Versuch zu machen, dem Grate gegen den Jöchligrat zu folgen und dann, in Gottes Namen, den langen Rückzug über die Heilbronner Hütte in Kauf zu nehmen. Aber es sollte wesentlich anders kommen. Nach kurzem Aufenthalte auf dem etwa 2870 *m* hohen Schrotenkegel, stiegen wir zu unserem Gepäcke hinab und kletterten dann, uns stets auf der Gratschneide haltend, gegen die nächste Scharte hinunter. Eine Stelle war da besonders eindrucksvoll: Fischer, dem die Mutter Natur eine das gewöhnliche Menschenmaß weit überragende Körperlänge bescherte, bewältigte die grifflose abscheuliche Platte in glänzender Form; ich wollte es ihm gleichtun, blieb aber in der Mitte der Platte kleben. Erst nach mehrmaligem Ansetzen und guten Ratschlägen des mich von unten versichernden Freundes gelangte ich glücklich ans Ziel. Die Ausgesetztheit des Grates machte stets gegenseitige Sicherung nötig, nur langsam kamen wir über die teilweise brüchigen Felsen hinab in den nächsten Sattel. Es war uns völlig klar, daß die folgende Graterhebung umgangen werden müsse, da nahezu senkrechte Felsen über dem Schartengrunde aufragten. Da der Kamm gegen Westen in unnahbaren Steilwänden abstürzte, wandten wir uns der Ostflanke zu. Etwa 20 *m* stiegen wir gegen das Ochsental ab, dann setzte wie gewünscht ein hübsches Band an, das nun, ohne nennenswerte Schwierigkeiten zu bieten, zuletzt leicht ansteigend auf die nächste Graterhebung führte. Schon glaubten wir gewonnenes Spiel zu haben, als mir der vorauseilende Fischer das Donnerwort „Aussichtlos" zuschleuderte. Ich stieg zu ihm hinauf und mußte leider die Richtigkeit seines Urteils bestätigen. Eine etwa 50 *m* hohe glatte Felsmauer trennte uns vom nächsten Sattel. Wir versuchten den Abbruch westlich zu umgehen, aber schon bei trockenen Felsen dürfte das eine tüchtige Kletterei bedeuten, bei den völlig verschneiten Felsen fehlte uns die dazu nötige Tollkühnheit. Wir stiegen dann ein Stück gegen Osten ab, trafen auch auf eine ziemlich tief eingeschnittene Rinne, aber sie sah verzweifelt danach aus, als ob bald hinter einer kleinen Knickung eine größere Steilstufe ansetzen würde; damit war dann auch der Abstieg in das Ochsental fraglich geworden. Kurz entschlossen kehrten wir aus dieser Mausefalle um und wandten uns dem vorerwähnten Bande zu. Nach Umgehung des betreffenden Felskopfes stiegen wir wieder in die Scharte nördlich des Schrotenkegels hinauf und verschnauften einige Minuten. Und noch einmal wurde die Möglichkeit des Abstieges gegen das Verbellnertal geprüft, aber der Neuschnee war nicht weniger geworden. Wir mußten uns dazu bequemen, den Heimweg über den Schrotenkopf zu nehmen, alle anderen Vorschläge mußten bei den ungünstigen Schneeverhältnissen als undurchführbar außer



Blick vom Strittkopf auf die Ferwallgruppe

Heilbronner Hütte mit Patteriol

Scheidsee mit Ferwallgruppe

Frage kommen. Hatte ich der Ersteigung des plattigen Nordgrates des Schrotenkegels mit einem gewissen Bangen entgegengesehen, so war ich freudig überrascht, wie leicht mir die Überwindung der heiklen Plattenstelle im Aufstiege wurde. Wenn Santo Siorpaës mir einst auf dem Cimon della Pala gesagt hatte: „Hinunter helfen alle Heiligen", so schienen sie es diesmal auch im Aufstiege gut mit mir zu meinen. Nach kurzer Kletterei am Grate verließen wir ihn und querten gegen das uns wohlbekannte Band. Meistens unter Seilsicherung stiegen wir dann zum Schrotensattel hinauf. Es war 5 Uhr geworden, als wir — ich etwas kleinlaut, wie es meinem Freunde zumute war, weiß ich nicht — uns oben niederließen. Wenn die Heilbronner Hütte schon so weit im Baue vorgeschritten gewesen wäre, daß sie uns eine, wenn auch noch so bescheidene Unterkunft hätte gewähren können, würden wir uns wohl zum Abstiege über die große Plattenflucht entschlossen haben. Aber die Aussicht, bei völliger Nacht vom Hüttenplatze den 3 Stunden langen Marsch nach Zeinis durchkosten zu müssen, ließ uns den Rückzug über den Schrotenkopf vorziehen. Wir legten das Seil ab und widmeten eine Viertelstunde stärkender Rast, dann aber eilten wir über den mit Blöcken besäten Hang auf den Schrotenkopf und in großen Sprüngen ging's nach dem im Süden des Berges gelegenen breiten Sattel hinab. Nach Überquerung der schon weiter oben erwähnten Hochebene bemerkten wir eine teilweise mit feinem Schutte bedeckte begrünte Rinne, die mir im Aufstiege entgangen war. Nach Querung ungezählter Wasserrinnsale, Felsrippen und Schuttriesen erreichten wir den Alpweg, dem wir getreulich folgten, denn um mit Purtscheller zu sprechen, ist der schlechteste Weg besser als gar keiner. Etwas nach 8 Uhr hielten wir, von Frau Fischer sehnlichst erwartet, unseren Einzug auf Zeinis, wohlzufrieden mit unserem Tagwerke und schwelgend in den von Höhenzauber erfüllten Bildern aus unserer hehren Alpenwelt.

Während des Abendessens hatten wir Gelegenheit, unsere Musterkarte der mannigfaltigen Verkörperungen des Alpinismus um ein und das andere Stück zu bereichern. Einige Studierende einer Hochschule unterhielten sich in ungezwungenster, manchmal recht handgreiflicher Art und Weise mit der bildhübschen, unermüdlichen Hüttenmaid; das Mädchen läuft, nebenbei gesagt, oft alle anderen Tage nach Galtür hinab und schleppt dann einen wohlgefüllten Korb mit frischen Eiern nach Zeinis herauf. Eine offenbar den höheren Gesellschaftskreisen angehörende Vertreterin des schönen Geschlechtes hatte Eier bestellt. Sie aß das eine und tadelte an dem zweiten die mangelnde Frische. Da nun die Hühner auf Zeinis wie andere Hühner auch von Mitte August an nicht mehr in der besten Legezeit stehen, so hat man nie genug Eier, von einem längeren Liegenbleiben eines Eis kann daher gar keine Rede sein. Die von den Bauern von Wirl und Galtür zusammengebettelten Eier sind gleichfalls nur je ein paar Tage alt. Der Herr Gemahl empfahl seiner Gebieterin, sich ein anderes Ei geben zu lassen, die Kellnerin Rosemarie kam diesem Wunsche unverzüglich nach, aber o Tücke des Schicksals! Die Schale des Eis war der Köchin, wie es auch anderen Frauen mitunter vorkommen soll, gesprungen: „Ausgekochte Eier esse ich nicht", lautete der Ausspruch der Feinschmeckerin. Frau Professor Fischer verließ das Zimmer, um sich draußen Luft zu machen, Herr Professor Fischer ballte die Fäuste in der Tasche und hielt sich am Futter fest, ich war — zum Glücke für die Person — ich kann ihr unmöglich den Titel Dame, und noch weniger die Ehrennamen Frau oder Weib geben, gerade abwesend. Die hätte 1850 *m* hoch etwas erlebt, das sie noch in fernsten Tagen ihren Kindern und Kindeskindern nicht wiedererzählt hätte. Als ich dann vor dem Zubettgehen die Waldkapelle aufsuchte, mußte ich wie alle Welt durch eine große Scheuer gehen, in der Heuvorräte aufbewahrt werden und Ziegen und Hühner bei schlechtem Wetter Unterschlupf finden. Da saß auf einem mächtigen Scheitblocke ein weibliches Wesen, nur mit einem Schwimmhöschen bekleidet da. Die Bergnymphe

nestelte an einem Schuh, den sie in der Hand hielt herum und als ich nach einer kleinen Weile die Scheuer wiederum betrat, da saß die Huldin noch immer holdselig lächelnd auf dem gleichen Platze, in der gleichen sinnbetörenden Tracht. Schade daß kein Bergwachtmann zur Hand war, da wäre eine „Tracht", aber mit dem Gummistäbchen am Platze gewesen.

Der nächste Morgen brach recht trüb an. Erst spät hellte sich der Himmel auf, so daß wir uns erst nach 9 Uhr an die Besteigung der nördlich vom Zeinissee aufragenden „Fluh", 2476 *m*, machten. Das sumpfige Gelände machte die tollsten Sprünge nötig, wir ließen den mit 2008 bezeichneten Bühel links liegen und stiegen, wie wir später wahrnahmen, etwas zu früh über die steilen Rasenhänge, die ab und zu durch Felsabsätze unterbrochen wurden, hinan. Die glatten feuchten Wiesen waren so schlecht zu begehen, daß wir die Gattin Fischers zu unserer eigenen Beruhigung ans Seil nahmen. Auf den Felsen kletterte sie sehr schneidig, aber für die Vorzüge nasser, steiler, nie gemähter Wiesen war ihr die richtige Liebe noch nicht aufgegangen. Es war nach meiner Erinnerung die reinste Höfats, nur ins Urgebirge übersetzt. Nach Überwindung so mancher, auch mir im unangenehmen Andenken haftenden Stelle, standen wir kurz nach 1 Uhr im Grate etwas westlich der „Fluh". Da die Aussicht schon hier eine sehr lohnende war, blieb Frau Fischer zurück, Fischer und ich kletterten dann über einen sehr hübschen Grat, bald auf der Schneide selber, bald rechts, bald links von ihr, nach dem mit 2476 bezeichneten Gipfel. Nach dem Grasschinder atmeten wir beide ordentlich auf, als wir wieder festen Fels unter den Füßen und zwischen den Fingern verspürten. Kurz bevor wir die höchste Kuppe erreichten, tat sich plötzlich eine breite Wiesenfläche auf, die wohl niemand hier oben vermutet hätte. Sanft geneigt, mit Spätsommerblumen bedeckt, erinnerte sie mich als Verehrer Baumbachs sofort an den Garten der Rojenice in seinem herrlichen „Zlatorog". Da man auf Zeinis über die Lage des höchsten Punktes der „Fluh" gänzlich im unklaren ist, erbauten wir einen möglichst hohen, allerdings der nötigen Sturmfestigkeit entbehrenden Steinmann. Wir hatten dann abends das Vergnügen, unser schlankes Säulchen vom Wirtshause aus zu erblicken. Keiner von uns beiden hätte aber jemals diesen Punkt von unten aus als den höchsten angesprochen. Deutlich hörten wir die Axtschläge von der Heilbronner Hütte herauftönen, also war man wenigstens tüchtig bei der Arbeit. Auch heute war die Aussicht eine sehr günstige; nur einzelne sehr entfernte Berge waren teilweise von Wölkchen bedeckt, aber vergeblich suchten wir nach den lichten Häuptern der Berner Alpen, auch der Anblick des Patteriol, der Pflunspitzen und des Maderer blieb himmelweit hinter der Erhabenheit vom Vortage zurück. Wir stellten fest, daß die Überschreitung des ganzen Fluhspitzzuges von der Heilbronner Hütte zum Zeinishause mit entsprechenden kleinen Umwegen oder mit Rückkehr in das Gebiet des Pfannensees besonders mit Schiern eine ebenso leichte als lohnende Unternehmung bilde.

In weniger als einer halben Stunde kletterten wir zum Sättelchen hinab, in dem Frau Fischer unser harrte. Zum Abstiege benutzten wir zwei fast im rechten Winkel zu einander verlaufende Grasmulden; in der unteren trafen wir auf eine erst schüchtern, dann immer deutlicher ausgeprägte Steigspur. Wenn wir im Aufstiege dem nach der Verbellneralpe führenden Wege noch ein kleines Stückchen gefolgt wären, hätten wir die früher geschilderten steilen Grasflanken prächtig umgehen können. Die Alpenvereinskarte bringt auch hier das Gelände in vorzüglicher Weise zur Darstellung. Bald trafen wir den Alpweg und in zwei Stunden bequemster Gangart, von oben aus gerechnet, erreichten wir den lieblichen Zeinissee. Stellenweise stürzen die ihn einrahmenden Felswände unmittelbar in das tiefdunkle Wasser. Von seinem flacheren, westlichen Ufer genießt man einen überaus malerischen Blick auf den Larainerkamm und die Gorfenspitze. Nur ungern nahmen wir von diesem reizenden Fleck Erde Abschied und pilgerten langsam nach Zeinis hinab. Da das Wetter am anderen Tage hoffnungslos

aussah, trat ich von meinen lieben Freunden getreulich bis Ganifer begleitet den Heimweg an. In kaum zwei Stunden ging ich nach Parthenen hinab und empfing von Vater Tschofen und Herrn Lehrer Bodlak eine Reihe dankenswerter Auskünfte, die in den vorliegenden Zeilen verwertet wurden.

Schlechtes Wetter und die schon an der Tagesordnung stehenden Lohnkämpfe schoben die Vollendung der Heilbronner Hütte immer und immer wieder hinaus. In zuvorkommender Weise hielt mich der Hüttenwirt Bernhard Wittwer stets auf dem laufenden. Endlich am 4. Oktober traf die ersehnte Kunde ein, daß die Hütte unter Dach und ein Raum notdürftig zum Übernachten brauchbar sei. Schon am anderen Tage fuhr ich mit unserem Lichtbildner Karl Risch und meinem Sohne Erich nach Parthenen. Trotz eines ganz außergewöhnlich hohen Barometerstandes waren die Berggipfel leider auch diesmal in Wolken gehüllt. Auf dem empfehlenswerteren oberen Wege gingen wir mit mehreren Apparaten und ungezählten Platten schwer beladen nach Ganifer und bis zur Wegteilung zwischen Zeinis und dem Gebiete von Verbella hinauf. Allmählich wurde es in der Höhe etwas lichter, die Kälte wurde immer fühlbarer und kurz vor 7 Uhr blickte der im ersten Viertel — es ist doch ein Halbmond — stehende Mond aus den zerrissenen, rasch dahinfegenden Wolkenmassen auf uns herab. Es war das um so angenehmer, als trotz aller Vorsicht bald der eine, bald der andere von uns etwas tiefer, als es gerade erwünscht war, in dem sumpfigen Boden versank. Als wir bei der Verbellneralpe (etwa 1900 *m*) angekommen waren, entdeckten wir eine Wegtafel, die aber falsch aufgestellt war. Wir plagten uns mit unseren großen Lasten über die steilen „Sardinen" hinauf, und erreichten bei völligem Zunachten den obersten Talboden. Später erfuhr ich durch Wittwer, daß man auf einem weit besser angelegten Wege den Steilhang über den Hütten umgehen könne. Die Kälte wurde so fühlbar, daß wir die Hände gerne in die Taschen versenkten. Von hier aus hat man bis zum letzten kurzen Wegstücke unter der Heilbronner Hütte nahezu keine Steigung mehr zu überwinden. Ich schätzte den Weg bis zur Hütte nach einiger Zeit etwa noch auf eine gute Stunde, als Risch plötzlich stehen blieb und mit der Hand gegen eine viereckige Masse deutete, die sich gerade noch vom Nachthimmel abhob. Wer gute Augen hatte, konnte auch das abgeschrägte Dach noch wahrnehmen. Sein freudiger Ruf gab mir neue Kräfte und als mir gar Erich mit sanfter(?) Gewalt meinen wohlgefüllten Rucksack abnahm und ihn über seinen warf, da folgte ich leichten Fußes meinen unermüdlichen Schrittmachern. Wenige Minuten vor 8 Uhr standen wir vor der Baracke, die den Arbeitern als Unterschlupf diente. In zuvorkommender Weise machte man uns Platz, was bei dem reichlichen Belage des Hüttchens keine Kleinigkeit war. Ein gefälliger Arbeiter holte Decken — und was für herrliche Decken — aus der Hütte herüber und bald hatten wir uns zum Schlafen eingerichtet. Trotz aller Rücksicht, die die Leute auf uns nahmen, war unserseits an eine wirkliche Nachtruhe nicht zu denken. Ich hätte damals die Matratzenlagerfanatiker an meine Stelle gewünscht! Des „Löffelchenslegens" war kein Ende und die verschiedenen Geräusche konnten einen halbwegs feiner Organisierten zur Verzweiflung bringen. Die Leute standen früh auf, da sie die vielen versäumten Arbeitstage durch 11½stündige Arbeitszeit wettzumachen versuchten. Nachdem die Hungrigen gespeist und die Durstigen getränkt waren, kletterten auch wir aus unseren Schlafstellen und ließen uns den trefflichen Kaffee gut schmecken. Ein rassiges Mädchen aus Gaschurn, der man die Romanin auf Kilometerweite ansah, machte unter den vielen Männern den Eindruck einer Lady unter kalifornischen Goldgräbern; sie wurde sehr achtungsvoll behandelt, wie überhaupt das Benehmen der Arbeitsleute in jeder Hinsicht als überaus taktvoll bezeichnet werden mußte. Freilich wurde dadurch der Raum in der engen Hütte nicht größer, man wußte nie, wohin man seine Habseligkeiten legen sollte. Und doch war man herzlich froh, überhaupt unterkommen zu können. Um 9 Uhr verließen wir die

Baracke. Während am Vorabende die neidischen Wolken bis tief herab den Anblick auf die umstehenden Bergeshäupter verwehrt hatten, bohrten sich nun die gezackten Felskämme in den blauen Morgenhimmel ein. Niemand hätte am Abende einen solch herrlichen Tag erwartet. Da der Ausflug nach der Hütte ebensosehr für die Ausbeute an Bildern als an Bergen unternommen worden war, brachen wir erst spät auf, da die Beleuchtung früher für lichtbildnerische Zwecke zu ungünstig war. Geblendet von der strahlenden Pracht des Tages prallte man zurück: Keine Wolke am Himmel, die Nordhänge bis an die Hütte herab dick verschneit, die Südhänge anscheinend fest gefroren, aber schneefrei. Ein ziemlich starker Ostwind kräuselte den tiefblauen Scheidsee. Mächtig erhob der Patteriol sein glitzerndes Haupt in den klaren Himmelsraum. Ich hatte zuerst vorgehabt, Erich auf die Südwand des Schrotenkegels zu hetzen, aber die verschneiten Felsen ließen mich von diesem Plane absehen. Meine Gefährten stiegen in südlicher Richtung den Hang gegen den Jöchligrat hinauf, um Bilder aufzunehmen, während ich zum See hinabsprang. Leichter als am Vortage ging es über die nun beinhart gefrornen Tümpel im obersten Schönferwall dahin. Bald traf ich auf den Saumpfad, der über das Gaschurner Winterjöchl nach dem Valschavieltale führt. Nach kurzem Marsche übersprang ich die zahlreichen Wasserläufe des Quellgebietes der Rosanna, dann tat sich der volle Blick auf die südlich des Patteriol aufgetürmte Kette auf; die ausgeprägten Bauten der Talliger- und Vollandspitze, die mächtigen Brüllerköpfe bis zum Vertinesberg, der sich über dem Schafbücheljoch erhebt, entzückten das Auge durch ihre mannigfach geformten Gipfel. Nach kurzer Wanderung um die Vorberge des von hier aus einen vornehmen Eindruck machenden Strittkopfes, 2605 *m*, folgte ich einer scharfen Wendung des Weges nach Nordwest und kaum war ich etwas an den Südhängen des Valschavielkopfes angestiegen, als ich des zweiten Schaustückes der Gegend ansichtig wurde. Etwas unter mir lag der allseitig von Felsen eingeschlossene Valschavielsee, über der Einsenkung des anliegenden Gaschurner Winterjöchls schwingt sich der Valschavieler Maderer drohend und doch anmutig in die Lüfte. Es ist seine schmalste Seite, die er uns hier zuwendet; da er bis tief herab in die Region der Alpenwiesen verschneit ist, erinnert er lebhaft an den berühmten Anblick des Monte della Disgrazia vom Ventinagletscher aus. Mein erstes Empfinden war in jenem Augenblicke: O Compton! Warum mußtest du schon von uns geh'n! Was wäre das für ein Bild geworden! Da ich am nächsten Tage den Strittkopf zu besuchen gedachte, stellte ich fest, daß der Aufstieg über den Ostgrat sehr leicht auszuführen ist, während es an der Nordseite des Berges in den obersten Partien eine schwierige Kletterei geben mußte. Links vom Maderer erschien die überaus imposante Sulzfluh, ihre Südwand schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Allmählich tauchten auch die Hochgipfel der Silvrettagruppe auf, im Vordergrunde entpuppte sich der Grat der Valschavieler Berge immer kräftiger. Während die Gruppe, von der Heilbronner Hütte gesehen, ziemlich unansehnlich, ja recht zahm aussieht, erweist sich der Gipfelgrat zwischen den beiden Strittköpfen, 2605 und 2589, als ein zerrissener Felskamm, der gewiß zu abwechslungsreichen Klettereien Gelegenheit bietet. Aber eine andere Sache machte mir große Freude: da ich an der Erbauung der Heilbronner Hütte nicht unbeteiligt war, fühlte ich eine innere Genugtuung darüber, daß meine, nur auf dem Studium der Karte fußende Ansicht die richtige war: Man kann nämlich von der Hütte bequem nahezu in einer Wagrechten den Jöchligrat umgehen und ohne nennenswerten Höhenverlust am Fußgestelle der Fasulgipfel landen. So sind die Fädnerspitze, 2792 *m*, der Grieskopf, 2757 *m*, die Gaisspitze, 2791 *m*, der Glatte Berg, 2855 *m*, der Vertinesberg, 2862 *m*, die drei Brüllerköpfe, 2876 *m*, 2786 *m* und 2880 *m*, die Vollandspitze, 2929 *m*, die Mitterspitze, 2872 *m*, die Talligerspitze, 2845 *m*, und die Fasulspitze, 2835 *m*, nach nicht zu langem Anmarsche auf mehr oder weniger schwierigen Wegen zu besuchen. Was den Patteriol betrifft, so muß man unter den Hängen

der Fasulspitze querend zum Wannenjöchl, 2684 *m*, hinaufgehen; von hier erreicht man dann leicht jenes große Kar im Süden des Berges, das man von der Konstanzer Hütte kommend, betritt, wenn man den stolzesten Gipfel der ganzen Ferwallgruppe auf dem meist begangenen Südwege besteigt. Vor meinem inneren Auge erschien da eine geradezu überwältigend große Zahl von Erstlingsturen, die ich den unternehmungslustigen Heilbronnern wärmstens ans Herz legen möchte. Während ich gegen den mit 2501 *m* bezeichneten Vorgipfel des Valschavielkopfs hinanstieg, tauchte gegen Westen hin eine Bergkette nach der anderen auf, daß mir das Herz im Leibe lachte. Waren es doch durchwegs gute alte Bekannte, denen ich vor Jahrzehnten den Fuß auf den Scheitel gesetzt hatte. Über zwar steile, aber gut gestufte Rasenhänge, die zuweilen mit großen Felsblöcken bedeckt sind, steige ich bedächtig aufwärts; der wundervolle Blick auf die im Halbkreise um mich aufragende Bergwelt zwang mich magisch, mich immer und immer wieder umzudrehen und schauend zu genießen. Es war halb elf Uhr geworden, als ich südöstlich vom Gipfel des Berges, am Fuße einer Steilwand, ankam. Da meine Gefährten noch außer Sicht waren, machte ich eine kurze Rast, um meine lieben Freunde aus dem Rätikon und der Silvrettagruppe zu mustern. Die jederzeit markige Zimba, die dick verschneite, wie eine verkleinerte Ausgabe der Jungfrau aussehende Scesaplana, das Massiv der kaum kenntlichen Drusenfluh und die Drei Türme im Gauertale, deren Südwände mir nicht ohne Grund immer ein gewisses Grauen eingeflößt hatten, lagen im gleißenden Sonnenscheine da. Südlich von dieser Kette erhob sich der höchste Kalkgipfel der Alpen, der breite Tödi, dessen firnbedecktes Haupt sich in wirkungsvollem Gegensatze zu den ebengenannten Felsgipfeln aufreckte. Mit Freude bemerkte ich, daß die so formenschöne Silvrettagruppe sich sehr wirkungsvoll darstellte, während sie vom Schrotenkopfe gesehen stark abfiel. Wunderbar schön sah das Fluchthorn aus, wie ein Opferaltar, von dessen Platte die einzelnen Felsgipfel flammenähnlich zum Preise der Alpenwelt in den stahlblauen Himmel hinaufzüngelten.

Hier oben in heiliger Stille und Einsamkeit durchlebte ich im Geiste so manche Weihestunde, die ich auf den mich umgebenden Gipfeln durchlebt hatte, bis mich der heisere Schrei eines ober mir kreisenden Raubvogels aus meinen seligen Träumereien aufscheuchte. Ich mußte mich entschließen, ob ich den Berg über seine mit Rasen bewachsene Südseite oder über den Felsgrat, der sich südöstlich vom Hauptkamme des Gipfelmassives herabsenkte, besteigen wollte. Das Gestein schien fest, von der Art der Felsen am Groß-Litzner, rauhgriffig, trocken, da mußte ja das Klettern eine wahre Lust bedeuten. Da ich keinerlei Gepäck bei mir hatte, so faßte ich die Felsen kurz entschlossen an. Kleine Kamine wechselten mit größeren Platten, die Neigung war eine beträchtliche, man kam rasch aufwärts und schon um 11 Uhr stand ich auf dem Südostgrate, eine Viertelstunde später auf dem, mit einem mächtigen Steinmanne versehenen Gipfel des Valschavielkopfes, 2698 *m*. Das letzte Wegstück führte über gewaltige Blöcke, an denen ein sogenannter Gleichgewichtsgeher Proben seiner Tüchtigkeit ablegen konnte. Mit Kletterschuhen wäre es ein leichtes gewesen im Laufschritt über die großen Trümmer hinwegzuhuschen, mit Genagelten aber wurde man gezwungen, des öfteren auch auf die zwischen den Blöcken liegenden Schneeflecke zu treten. Ich rate allen Besuchern der Heilbronner Hütte, die den aussichtsreichen Valschavielkopf besuchen — und es werden sich wohl die meisten dieses Vergnügen leisten —, meinen Schritten zu folgen und statt über den langweiligen Grashang den Felsgrat nördlich vom P. 2501 als Zugang zum Gipfel zu wählen. Als ich die Spitze betrat, tat mir tasächlich die Wahl wehe, welcher Himmelsrichtung ich meine Aufmerksamkeit zuerst zuwenden solle. Ich drehte mich wie verzückt einige Male um mich selber und blieb endlich gegen den Patteriol gewendet stehen: Ganz unheimlich steil schießen die Rinnen von seinem Gipfel herab, dräuend weisen uns die Fasulnadeln, die Talliger- und Vollandspitze

ihre prallen Felswände. Über dem etwas öden Gebiete des obersten Silbertales ragen Pflunspitzen und Kalter Berg gebieterisch auf. Glaube aber niemand, daß der Blick auf diese Gipfel an den Anblick vom Schrotenkopf aus heranreicht! Sehr belehrend ist der Ausblick gegen die Umrahmung des Verbellner Gebietes, nur mit Mühe findet auch der Kundige die Ballunspitze, sowie die von Gaschurn so gewaltig aussehende Vallüla heraus; sie verschmelzen mit der Masse der Silvretta zu einem kaum entwirrbaren Ganzen. Prächtig ist der Anblick der Kette vom Augstenberg bis zum Piz Buin. Von meinem Standpunkte aus konnte ich auch endlich meine Wißbegier bezüglich des Gebirgskammes zwischen dem Valschavielkopfe und dem Kleinen Maderer stillen. Da mußte es eine zwar etwas „längliche", aber sicherlich schöne Wanderung geben. Einige Zeit nach meiner Heimkunft teilte mir Herr Sepp Zweigelt-Dornbirn mit, daß er diesen Höhenweg schon beschritten habe. Er hatte in einen der Heuhütten „In den Madusen" im obersten Valschaviel genächtigt und dann den Fanesklakopf, die Schwarze Wand und dann die kein Ende nehmenden Köpfe bis zum Valschavieler Maderer überklettert. Ich war etwa eine halbe Stunde auf dem Gipfel gesessen und hatte die Zeit mit Ausschauen und Eintragungen in mein Merkbüchlein wohl ausgefüllt, als Risch und Erich heraufschlichen. Auch diese beiden hatten eine fast schlaflose Nacht hinter sich und beklagten sich bitter über die schweren Rucksäcke mit den Lichtbildkammern und den vielen Platten, schon der Grashang neben der von mir durchkletterten schönen Felswand hatte sie mühsam genug gedünkt. Nun wurden rasch die vorzüglichsten Berggruppen aufgenommen, während ich mit dem durch meine Gefährten heraufgeschleppten Zeiß die Parseyerspitze, Wetterspitze, ein Stück der Arlbergstraße und die Saarbrücker Hütte entdeckte. Bei meiner Ankunft auf dem Gipfel war noch eine und die andere Spitze in der Zentralschweiz hinter einer Wolkenkappe verborgen gewesen, nun aber lösten sich alle Hüllen auf, so daß ich das Vergnügen hatte, meinen Genossen Aletschhorn und Finsteraarhorn zu zeigen. Besonders gut gefiel den beiden der Piz Medel, der neben der Madrisa hervorguckte und eine Firnwand wies, auf der scharfe Lawinenrisse nach der Tiefe zogen. Erich als verbissener Schiläufer studierte die Möglichkeiten aus, wie man am besten von der Heilbronner Hütte zur Reutlinger Hütte gelangen könne. Nach mancher Wechselrede einigten sich Risch und Erich, daß man durch das Schönferwall nach dem Gafluner Winterjöchl fahren müsse, in der Nähe des Trostberges werde man die größten Hindernisse finden. Die Notwendigkeit, bei guter Zeit und Nachmittagssonne neben der Hütte einige wichtige Aufnahmen zu machen, zwang uns nach stundenlangem Aufenthalte unsere Hochwarte zu verlassen. Nahezu in einer Fallinie gingen wir unter Erichs Führung zum Valschavielsee hinab. Lange, sehr lange suchte Risch nach einem geeigneten Standpunkte, endlich gelang es ihm, See und Maderer auf eine Platte zu bringen. Nach manchem Umwege, den uns das Sumpfgelände zu machen zwang, langten wir gegen 3 Uhr bei der Arbeiterbaracke an. Am Abende bewunderte ich die zähe Ausdauer meines Freundes Risch. Er hätte nicht Lichtbildner von Beruf und nach Neigung sein müssen, wenn es ihn nicht gereizt hätte, den Verbellner Scheidsee mit der sich darin spiegelnden Hütte aufzunehmen. Wenn nun die Sonne die Hütte recht schön beleuchtete, kräuselte der Wind den See, das Spiegelbild verschwand, und war der See ruhig, so versteckte sich die Sonne totsicher hinter den rasch dahinziehenden Wolken und die Hütte lag im Schatten da. Endlich wurde seine Geduld belohnt und befriedigt trug er die schwere Kammer zur Hütte herauf. Inzwischen war der Hüttenwirt Wittwer eingetroffen, ich klagte ihm meine Sorge bezüglich einer zweiten Nacht in der überfüllten Baracke. Er versprach, mir ein passendes Lager zu verschaffen und er erfüllte sein Versprechen ganz großartig. Da in dem einzigen, halbwegs in Frage kommendem Raume der Wind durch alle Fugen und Löcher hereinpfiff, wurden einige Obermatratzen in eine Ecke gestellt. Drei übereinandergeschichtete Untermatratzen hinderten das Umfallen des Wandschutzes.

Aus zwei Decken wurde mit Hilfe meines großen Taschentuches ein Kopfkissen hergestellt und eine nicht gezählte Menge Decken bildeten mein Deckbett. Das „Souper" — köstliches Reisfleisch und Bohnenkaffee ohne jede Beimischung eines Zusatzes — und dies in Vorarlberg! — von Jungfer Paulas Künstlerhand geschaffen, wurde noch in der Baracke eingenommen, dann aber flüchtete ich in die Heilbronner Hütte und bezog meine schwellende Liegestätte; so wurde ich der erste Gast, den das schöne Heim der Sektion Heilbronn beherbergte. Bevor ich noch Zeit fand mich umzukehren, war ich schon eingeschlummert und erst das Rasseln meines Taschenweckers rief mich um ½6 Uhr morgens in die rauhe Wirklichkeit zurück. Die Fenster waren fingerdick mit Eiskristallen bedeckt, ich kleidete mich rasch an, weckte die Schläfer in der Baracke — Gott welche Luft — und ein Viertel vor 7 Uhr stiegen wir westlich des Scheidsees über die sogenannten Schmuckenplatten nach den Valschavieler Bergen hinauf.

Nach Wittwers Erläuterung ist „Schmucken" der Übername der Tiroler. Da diese, wenn sie vom Schönferwall ins Montafon gehen, über diese Hänge wandern, kam die Bezeichnung „Schmuckenplatten" auf. Über Wiesenhänge, kleine Felsabsätze und da und dort über ein noch nicht abgeschmolzenes Schneefeld bummelten wir zum höchsten Punkte 2625 hinan. Nur eine Stunde und zehn Minuten dauerte das Vergnügen, ich denke, daß dieser so leicht zu erreichende Gipfel der sogenannte Hüttenberg werden wird. Die Aussicht deckt sich bis auf Einzelheiten mit der vom Valschavielkopf, nur verdeckt dieser das herzlich einförmige Gebiet des Silbertaler Winterjöchls. Auch von diesem Punkte erblickt man das Berner Oberland; Aletschhorn, Jungfrau und Finsteraarhorn prangen in einer Schar fürstlicher Gipfel.

Ich glaubte meinen Augen kaum trauen zu dürfen, als ich rechts vom Schrunser Hochjoch das Haus auf dem Hohenkasten im Gebiete des Säntis und auf dem Bergrücken von St. Antönien ober Heiden das große Wirtshaus erblickte. Wild wie die Ecrins von Norden gesehen, türmte sich in der Richtung über dem Schlappinerjoche der Piz Terri in Graubünden auf. Man hätte bei der Reinheit der Luft stundenlang nach neuen Entdeckungen Ausschau halten mögen. Da wir viel Gepäck in der Hütte hatten zurücklassen müssen, konnte ich leider meinem Wunsche nach Überschreitung des Grates der Valschavieler Berge nicht nachgeben. Gegen 9 Uhr machten wir uns an den Abstieg. Wir wandten uns vorerst einer scharf umrissenen Felsspitze zu, die von der Hütte gesehen sich südwestlich vom Valschavieler Berg, 2625 *m*, als schlanke Pyramide erhebt. Von ihr aus genießt man einen schwindelerregenden Tiefblick in das Verbellner Tal. Eine steile, teilweise mit Schnee erfüllte Rinne, die mir schon am Vortage in die Augen gestochen hatte, lockte zu weiterem Abstiege. Kaum aber war ich mit Erich drinnen, so reute es mich schon wieder, dem rein sportlichen Gelüste gefolgt zu sein. Das Erdreich war nämlich derart hart gefroren, daß ich mit meinen schon etwas abgeschliffenen Nägeln wohl noch auf Schnee, aber nicht mehr auf vereistem Gries Halt finden konnte. Erich hatte sich einige Monate vorher als Hilfsarbeiter bei den Lünerseewerken verdungen und war dem Beispiel der zünftigen Arbeiter gefolgt, die alle Allgäuer Stollen an den Absätzen trugen. Er konnte in der vereisten Rinne sicher stehen, während sich der harte, schnell zu Eis werdende Schnee an meinen Absätzen in eine spiegelglatte Fläche verwandelte. Erich schlug mir von unten her mit meinem Pickel einige Stufen in den gefrornen Grund, ich folgte „errötend" seinen Spuren, bis wir die immerhin etwas heikle Stelle hinter uns hatten. Noch nie hatte ich die große Überlegenheit der Allgäuer Stollen über anderes Schuhwerk so sinnfällig wahrgenommen. Wie viele Unglücksfälle, die sich auf steilen Wiesen und auf gefrorenem Schutte ereigneten, hätten vielleicht vermieden werden können, wenn die Leute Allgäuer Stollen getragen hätten. Risch war mit seinem in jeder Hinsicht kostbaren Rucksacke schon oben dem „vernünftigeren" Wege gefolgt und langte lange vor uns im Tale an. Er war schon wieder in voller Arbeit begriffen, als wir bei der

Hütte eintrafen. Da der Neuschnee bei dem Tag und Nacht herrschenden Ostwinde keine Miene machte wegzuschmelzen, waren ernstere Unternehmungen im Gebiete des Schrotenkopfes unmöglich. In Gesellschaft des Hüttenwirtes Wittwer ging ich nach der Verbellner Alpe hinab, wo wir mit Risch und Erich, die noch einen lichtbildnerischen Ausflug machten, zusammentrafen. Während wir unsere Habseligkeiten etwas umpackten, kam eben eine Truppe schwerbepackter Maultiere aus Parthenen an. Sofort fühlte ich mich in jene romantischen Zeiten zurückversetzt, als man auf den Tiroler und Schweizer Alpenpässen klingelnde Tragtiere statt die Luft verpestende Automobile antraf. Groß-Litzner und Groß-Seehorn, Vallüla und Ballunspitze, die zackige Cresperspitze und der Zavernagrat gaben uns das Geleite in das Tal, bis wir nach notgedrungenem Wettlaufe in dem modern gewordenen Parthenen untertauchten. Das verlästerte und doch so angenehme Automobil brachte uns in sausender Fahrt nach Schruns.

Wenn diese Zeilen den Mitgliedern des D. u. Ö. Alpenvereins vor Augen kommen, dann werden schon zahlreiche Bergfreunde vor und nach ihren Wanderungen die Heilbronner Hütte besucht haben. Mögen alle der rührigen Sektion am Neckarstrande gedenken, die mit großen Opfern das stolz ragende Haus erbaute und damit der Förderung des Bergsteigens und der Erleichterung des Wanderns in einem der lieblichsten Winkel der Ostalpen diente.

Schönfeldspitze von der Hochbrunnsulzen

Großer Hundstod



Selbhorn-Nordgipfel von der Hochbrunnsulzen

Auf Schiern übers Steinerne Meer

Von Gustav Beck, Augsburg

Ächzend legten sich die Bremsklötze an die eis- und schneeüberzogenen Räder der elektrischen Bahn Berchtesgaden—Königssee.

Schneidend kalt umfing uns die Winterluft des eben erwachenden Morgens und die letzten Sterne verblaßten, als wir das noch schlummernde Dorf Königssee verließen. Tiefer Pulverschnee knirschte unter den Füßen der schwerbepackten Schiläufer. Der See war auf seiner ganzen Fläche stark gefroren und das Eis tragfähig. So verließen wir beim Malerwinkel den Weg, der den See entlang führt und begaben uns aufs Eis. Es ist anfangs eine etwas gruselnde Empfindung, sich so über die spiegelglatte Seefläche mit den Schistöcken zu schieben. Schnee- und Eisblumen blühen aus den schmalen Rissen des Eises. Hie und da kracht es im Eis und wie verhaltener Donner rollt es hin zum Ufer.

Gegen St. Bartholomä zu, schweben feine Nebelschleier, zart wie Schleier der Eisfee, über der weißen Seefläche. Und plötzlich sind rings alle in den klaren Äther emporsteigenden Gipfel und Felswände von der Morgensonne in rotes Gold getaucht.

In den schituristisch schönsten Teil des sagenumwobenen Berchtesgadener Landes sollen uns die treuen Schier führen, hinauf zum Funtensee, aufs Steinerne Meer.

Noch gar nicht allzu lang ist es her, da war es dort hinten, wenn der Wintersturm das Land durchbrauste, totenstill; kein menschlicher Laut brach die feierliche Ruhe und den Frieden der starren Natur. Es ist auch kein Wunder, daß man sich lange Zeit scheute, dieses abgelegene Gebiet zu betreten, denn alle Zugänge sind, wenn nicht ganz sichere Schneeverhältnisse herrschen, nicht dazu angetan, die große Masse der Schifahrer besonders zu locken. Wer aber fest auf seinen Bretteln steht und vor allem über die nötige bergsteigerische Erfahrung verfügt, wer den Kampf mit Wind und Wetter nicht scheut, der kann in diesem Gebiet als Schifahrer wie als Bergsteiger herrliche Tage verleben.

In St. Bartholomä haben wir die letzten Vorbereitungen für den Aufstieg getroffen. Um 9 Uhr vormittags brachen wir auf, schritten am Westufer des Sees entlang, bis der Steig beim Schreinbach-Wasserfall in steilen Kehren emporführt, durch den tiefverschneiten, vom Sonnenlicht durchfluteten Wald. Die geschulterten Schier vermehrten die Bürde, und frieren tat uns nimmer trotz der schneidenden Kälte. Oft mußten vollkommen vereiste Holzstürze gequert werden, ehe wir die Terrasse erreichten, die mit leichter Steigung bis zur Schreinbachalm den Gebrauch der Schier ermöglichte. Jäh steigen rings die verschneiten Felsen empor zu den Hachelwänden. Von der Alm aus spurten wir in steilen Kehren durch Hochwald bis zum Beginn der Saugasse. Wäre heute nicht das Wetter so günstig, die Luft so kalt und der Schnee so sicher gewesen, wir hätten wohl kaum um 11 Uhr vormittags gewagt, diese Mausefalle zu betreten. Riesige Schneemengen deckten die Felsabsätze, die Tannenäste beugen sich unter der schweren weißen Last. Wenn der aufgekommene, ganz sachte wehende Wind aus der Saugasse herabstrich, dann trug er ganze Wolken von Schneestaub heran. Knietief mußten wir spuren und immer steiler und immer enger wurde der Rachen, in den wir uns begaben. Prüfend flogen unsere Blicke zu den Felsen empor, ob nicht irgendwo der Schnee in Bewegung käme. Nach einer bangen Stunde spurten

wir durch ein Felsentor über den obersten Rand der Saugasse. Ein Bild tiefsten Bergwinters war dieser Kessel, der „Oberlahner", in dem wir jetzt standen, umsäumt von steilen krummholzbewachsenen Hängen, über deren Schneedecke die Sonne ihre Lichtstrahlen warf. Aus dem Hintergrunde des Kessels querten wir die Steilhänge nach Osten auf einen mit Latschen und verkrüppelten Birken bewachsenen Plan. Hier weitete sich der Blick und ließ uns ahnen, welche Herrlichkeiten hinter dem Massiv des vor uns auftauchenden Viehkogels für uns verborgen liegen mußten. Nach kurzem, leichtem Anstieg hatten wir den Scheitelpunkt des Weges zum Funtensee erreicht. Schneestaub hüllte uns ein bei der kurzen sausenden Schußfahrt zum Schutzhaus hinab.

Einsam liegt die Hütte inmitten einer prächtigen Winterlandschaft, rings umgeben von mächtigen Bergflanken. Steil reckte sich die Nordseite des Viehkogels auf und seine Schatten deckten schon den Kessel des tiefverschneiten Funtensees.

Rasch waren die schweren Rucksäcke verstaut und hinaus ging's in den kalten Spätnachmittag. Ein Bummel sollte uns zur Feldalm und zum Feldkogel führen. Durch schütteren Wald spurten wir zum Feldkogel, 1882 *m*, den wir in einer Stunde erreichten, gerade als noch die letzten Strahlen der scheidenden Sonne den Scheitel unseres Berges küßten. Herrlich lag der Funtensee-Tauern mit seinen hermelinumhüllten Flanken vor uns. Tief unter uns im Dämmer der nahenden Nacht dehnte sich die weite Fläche des Königssees und als feiner Streifen sichtbar, zog die Wegspur von Bartholomä quer über den See. Das Wahrzeichen des Gebietes, König Watzmann samt seiner steinernen Familie, reckten ihre vereisten Häupter, von der letzten Sonne beschienen, in den stahlblauen Himmel.

Herrliche Ruhe, andachtsvolle Stille, wie schön wäre es, hier zu verweilen! Doch die schneidende Kälte mahnte gebieterisch zur Abfahrt. Wir wenden die Schier zu Tal und pfeilschnell im tiefen Pulverschnee abfahrend, bleibt die Feldalm einsam zurück. In dem zum Funtensee hinabführenden engen Graben, von Hang zu Hang schwingend, gelangten wir rasch über die Fläche des Sees zur Hütte. Der fürsorgliche Hüttenwart hatte inzwischen den Ofen tüchtig geheizt und selbstzufrieden gaben wir uns dem Wohlbehagen des Hüttenzaubers hin.

Niederbrunnsulzen-Pohneck

Wolkenlos folgte der nächste Februarmorgen einer sternenklaren Nacht. 28 Grad Kälte zeigte das Thermometer, als wir um 7 Uhr morgens hinabfuhren zum Funtensee und durch den Graben gegen die Feldalm anstiegen. Tief lag der Rauhreif in herrlichen Kristallen auf dem Schnee und bald waren auch wir bereift. Die Feldalm links lassend, stiegen wir rasch über steilen Hang zum Hahnenkamm empor. Durch faltiges Gelände ging es stetig aufwärts, am Stuhlgrabenkopf entlang, in einer Flut von Schneekristallen, die im Morgenlicht glänzten und glitzerten. Zwei Stunden nach unserem Aufbruch wurde das „Tote Weib" erreicht und zum ersten Male lag das „Steinerne Meer" in der ganzen Pracht eines wolkenlosen Wintermorgens vor uns ausgebreitet. Der zackengeschmückte Selbhorngrat, die aus den weißen Schneewogen emporsteigenden Klippen der Schönfeldspitze, das Wahrzeichen des Steinernen Meeres, und all die Gipfel bis zum Breithorn — sie zeigten sich in ihrer blinkenden Winterrüstung. Ein Bild voll Wucht und Großartigkeit, wie es nur der Bergsteiger schaut, dem der Schi nicht nur Selbstzweck ist, sondern der sich seiner als Mittel zum Zweck bedient, um in der Berge schönstes Heiligtum einzudringen, in ihre Wintereinsamkeit!

Zwischen steilen Felsriegeln hindurch spurten wir weiter und höher zur **Niederbrunnsulzen**, 2375 *m*. Hier schaute das Auge hinüber zur „Übergossenen Alm", zum Hochkönig und seinen Trabanten, zum **Pohneck**, unserem heutigen Ziel. Trotz

des klaren, sonnendurchfluteten Tages ließ sich keine ausgedehnte Rast halten, die Kälte jagte uns weiter, unter der Ostseite des Selbhorngrates entlang, bald wenig absteigend, dann ansteigend zur Wasserfallscharte. Weitausholende Kehren führten uns rasch durch die Nordseite des Pohnecks auf seinen Gipfel, 2596 *m*.

Ein weitumfassender Blick lohnte reichlich die Mühe des Aufstiegs: Die Kette des Zentralalpenkammes lag frei vor uns. In herrlichem Sonnenschein, in gleißender Pracht zeigten sich die Gletscher des Venediger- und Glocknergebietes vor uns. Wir lassen die Blicke über die unzähligen Berge im weiten Umkreis gleiten, solange die Kälte es erlaubt. Die gefrorenen Bindungen pressen sich an die steifen Stiefel, längeres Rasten taugt nicht. Zuerst Schwung an Schwung, dann Schußfahrt, so verlassen wir rasch die Höhe, umfahren den Rücken, der vom Niederbrunnsulzenkopf herabzieht gegen das Rosenthalhörndl, und steigen dann steil empor zur Niederbrunnsulzen. Noch lange Zeit betrachteten wir droben die einzigschöne Rundsicht und erst um 4 Uhr nachmittag begannen wir die Abfahrt, unserer Aufstiegsspur folgend. Wohl deckte Pulverschnee in verschwenderischer Fülle Felsen und Latschen, doch mangelte ab und zu die festere Unterlage, so daß mancher von uns mit dem kalten Flaum innigere Bekanntschaft machte, als ihm lieb wahr. Die Dämmerung spreitete sich über Berg und Tal, ein glitzernder Stern stand hoch über dem Schottmalhorn, als wir die knarrende Türe der gastlichen Hütte öffneten, die uns zur Ruhe und Rast mit wohliger Wärme empfing.

Über die Hochfläche zum Breithorn

Wieder war die Nacht sternklar, denn die Temperatur hielt sich beständig auf — 28 Grad und die Morgenfrühe war fast zu erfrischend, als wir die Schier anschnallten. Die Funtensee-Almhütten blieben links liegen, zwischen Viehkogel und Schottmalhorn, durch steile Gräben legten wir die Spur. In kurzen, steilen Kehren, vorbei an tiefverschneiten Tannen, erreichten wir beim österreichischen Baumgartl die Hochfläche. Jäh stieg hier das Schottmalhorn auf. Gigantisch ragte die schlanke Pyramide der Schönfeldspitze in die Morgensonne. Auf dem herrlichen, sich steil ob dem Hochplan aufbäumenden Trapez des Breithorns spielten die Strahlen der höhersteigenden Sonne. Wir spurten südwärts gegen das Schöneck. Die Karrenbildungen und Gräben waren fast überall zugedeckt, nur ab und zu mußten wir einer Doline ausweichen. Die Fahrt an dem herrlichen Sonnentag war trotz der weiten, weißen Fläche gar nicht eintönig. Das Bild, das sich uns darbot, die ganze Szenerie, die rings die Hochfläche umsäumt, ist von gewaltiger, begeisternder Schönheit. Im Norden entstiegen den weißen, glitzernden Wogen Watzmann und Watzmannkinder. Auch der Große Hundstod konnte sich daneben sehen lassen. Im bläulichen Dunst überragte der Hochkalter die Röthleitenschneid. Auf Schritt und Tritt grüßten uns die schneeverbrämten Gestalten alter Bekannten und das Erinnern an schöne Tage weckte holdes Vergangenes.

Während es die Tage her fast windstill, die Luft kaum bewegt war, zog heute ein schneidender Ostwind daher und wir bangten, ob das schöne Wetter unseren Plänen wohl günstig bleiben würde? Denn im Dahingleiten ersahen und erspähten wir noch gar manches lockende Ziel.

Rasch näherten wir uns dem Riemanhaus in der Ramseider Scharte. Der Felsenturm des Sommersteins reckte sein Haupt gegen Himmel wie ein steinernes Richtmal dieses Schutzhauses, das uns kurze Mittagsrast bot. Dann wandten wir uns dem Breithorn zu.

Wir querten kurz unter dem Rücken, der vom Fuße des Breithorns gegen das Riemannhaus zieht und spurten dann an den steilen Nordosthängen hinan, die heute bei dem sicheren Schnee wohl anstrengend, aber ohne Gefahr begangen werden konnten.

Weitausholende Serpentinen führten uns rasch zum Gipfelgrat. Dort stießen wir die Schier in den Schnee und die Gipfelfelsen boten uns eine reizvolle, kurze Kletterei zum schneegefüllten Gipfelpavillon, 2496 *m*.

Mit Fug und Recht wird die Aussicht vom Breithorn als die umfassendste und schönste im Steinernen Meer gepriesen. Was sagen sonst all die Namen der Berggruppen und ihrer Gipfel, hier aber werden sie lebendig, denn vom Dachstein bis zum Wetterstein, von den Voralpen bis zu den Eisbergen der Zentralkette, — alles vielbekannte und vielentzückende Bauwerke, einer der schönsten Teile der Alpenschöpfung. Das Auge fliegt von Berg zu Berg, von Tal zu Tal, vom grellsten Licht zum tiefsten Schatten, und verweilt freudetrunken an den Kleinoden Watzmann und Übergossene Alm, mit der zum Greifen nahen stolzen Trutzburg, dem Hochkönig. Tief unten vom Saalachtal stiegen leichte Rauchsäulen auf von den Wohnstätten der Talmenschen, die sich winzig klein tief zu unseren Füßen zeigten.

Und nun zurück und in die Schier! Erst langsam, prüfend, ob der Schnee auf steilem Fels auch hält, dann rascher, nun abschwingen, kurze Querfahrt, wieder abschwingen, krach! eine Felsplatte, für den Fahrer ein Schnee-Bad, doch gleich weiter, ohne Aufenthalt! In Zweidrittel der Höhe querten wir den ganzen, sehr steilen Hang unter den Wänden des Mitterhorns und Alhorns bis zu dessen Fuß. Durch stäubenden Pulverschnee, in ununterbrochener scharfer Fahrt, glitten wir dann unter dem Rotwandl zum Beginn des Viehkogeltales. Hier auf einem Felsen rastend, lassen wir den Nachmittag zur Neige gehen, betrachten immer wieder das herrliche Watzmannbild, verfolgen mit den Blicken die Gemsen auf ihrem Spaziergang zum Rotwandl und gleiten mit dem Auge die Spur zum Breithorn zurück.

Die Sonne neigte sich zum Abschied und so mußten auch wir uns zur Abfahrt entschließen. Eine tiefe Rinne ist dieses Viehkogeltal, bei Pulverschnee eine einzige sausende Schußfahrt. Die Tannen fliegen vorbei, bleiben zurück, Schneefahnen der Vorausfahrenden zeigen den Weg. Bald war der Viehkogel umfahren und die letzten steilen Hänge führten in herrlicher Schwungfahrt hinab zur Hütte, aus der der Rauch zum Abendhimmel stieg. Die Temperatur war stark angestiegen, von — 28 Grad in der Frühe auf — 9 Grad um 5 Uhr nachmittags, leider ein Zeichen, daß sich das Wetter bald ändern werde.

Funtensee-Tauern

Noch breitete sich klare Sternennacht über die weißen Berge, kein Wölkchen verriet schlimme Witterung. So rüsteten wir am Morgen des 16. Februar früh 7 Uhr zur Fahrt auf den Funtensee-Tauern. Der Weg führte zum „Toten Weib" in der gleichen Spur wie zur Niederbrunnsulzen. Hier betraten wir die Steilhänge auf der Nordseite der Niederbrunnsulzenköpfe und spurten zum Fuße der Felsmauern, die vom Grieskogel zum Funtensee-Tauern hinüberführen. Immer noch war der Schnee pulverig und ohne Schwierigkeit erreichten wir den Ausgang der Schlucht, die vom Grieskogel herabführt in mächtige Steilhänge. Am Fuße des zerhackten Grates, bewehrt mit mächtigen klotzigen Türmen, querten wir durch grobes Blockgewirr, in fast gleicher Höhe nach Norden. Wunderbar stand der Watzmann mit seiner herrlichen Umgebung in strahlender Sonne vor uns. Noch glitten wir im Windschatten, während auf den Kämmen und über den absonderlichen Felsgestalten der Sturm heulte und dem stäubenden Pulverschnee in Schwaden emporjagte. Bald war die Einsattelung erreicht, von der aus man auf der Südseite querend, den Gipfel gewinnt.

Hier empfing uns die Windsbraut. Eisig kalt hauchte sie uns entgegen. Rasch hüllten wir uns in wärmende Kleidungsstücke. Mühsam mußten wir Schritt um Schritt dem tobenden, heulenden Sturm abringen. 20 *m* unterhalb des Gipfels lösten wir die gefrorenen Bindungen, denn hier oben hatte der Sturm alles aper geblasen.

Unter ständigem Kampf gegen den Wind erreichten wir um 11 Uhr vormittags den Gipfel des Funtensee-Tauern, 2578 *m*.

Eine Aussichtswarte voll reicher Schönheit ist dieser Berg. Herrlich liegen die Felsburgen schneedurchsetzt vor uns. Im Norden der mächtige Stock des Hohen Göll und das massige Hagengebirge. Tief unten eingebettet liegt der unvergleichliche Königssee, ein Juwel der Alpenseen. Gegen Osten und Süden laden Wildalmkirchl und Brandhorn mit ihren Ausläufern den Kletterer zu sommerlichem Besuch. In gleißender Pracht zeigt sich der Hochfirn der Übergossenen Alm, umsäumt vom Hochsailer, Hochkönig und Bratschenkopf, steilabfallend nach Norden ins herrliche Blühnbachtal. Fern im Süden steigen die Gletscherberge der Tauern in den sonnigen Vormittagshimmel und umrahmen silbern die markige Nähe. Man könnte endlos schauen und staunen.

Unter ständigem Trippeln und Armeschwingen suchten wir vergebens der allesdurchdringenden Kälte Herr zu werden. Daher mußten wir, wenn auch ungern, von der herrlichen Aussicht allzufrüh Abschied nehmen. An den steilen Hängen fuhren wir in die südöstliche Mulde hinab, glaubten wir doch hier hinter den riesigen Felsblöcken ein windgeschütztes Plätzchen zu finden. Doch kaum ließ der Sturm einen Augenblick nach, so fuhr er uns mit eisigem Hauch und doppelter Stärke ins Gesicht. Alles war gefroren, sogar zum Teil der Proviant. So blieb uns nichts anderes übrig als die Flucht zu ergreifen, wieder hinaufzusteigen zur Scharte und auf der Westseite hinter den Mauern des Grates Schutz zu suchen. Friedlich zogen vor uns her einige Gemsen, die hatten es gar nicht eilig und verschwanden bald hinter dem Gipfelgrat. Endlich war es wieder windstill, die Augen tränten zwar noch, aber allmählich tauten wir Eismänner doch auf. Die dritte Nachmittagsstunde gemahnte uns zum Aufbruch. Bald war der steile Hang, den wir jetzt noch vorsichtiger betraten als in der Frühe, gequert. Wir setzen zur Abfahrt an, hinab zum „Toten Weib". Mit weitausholenden Schwüngen war bald der noch vor wenigen Minuten nur von einer Aufstiegsspur unterbrochene Hang zerfurcht und aufgewühlt von steilen Schlangenbögen. Mehrere Trichter zeugten von der Anziehungskraft der Erde. — Doch weiter sausen dann alle in ununterbrochener Fahrt hinab zur Feldalm, dem Übungsgelände am Funtensee. Aber mit dem Üben wollte es heute nichts Rechtes werden, hatte doch eisiger Wind die in der Sonne liegenden Hänge mit Bruchharscht überzogen, und so war das Hangrutschen nach der schönen Abfahrt gar nicht nach unserem Geschmack. Wir stiegen lieber hinauf zum Feldkogel, um den herrlichen Tiefblick zum Königssee nochmals zu schauen.

Als wir hinabfuhren zur Hütte, da jagten Wolken am Himmel dahin und der Wind war umgesprungen. Bei Einbruch der Nacht traten wir nochmals vor die Hütte — dicker, diesiger Nebel war eingefallen.

Der nächste Morgen brachte Neuschnee in Fülle. Ganze Wolken senkten sich zur Erde und so waren wir auf die Umgebung der Hütten angewiesen. Zwei Tage schneite und stürmte es ohne Unterbrechung. Unser Turenplan wurde damit stark in Mitleidenschaft gezogen, denn bald wird uns Berufspflicht ins Tal zurück, zum Alltag rufen.

Über Hundstod und Trischübel ins Wimbachtal

In der Nacht legte sich der Wind, das Schneien ließ nach, um gegen Morgen ganz aufzuhören. Als wir in der Frühe die gastliche Hütte am Funtensee verließen, trieben leichte Nebel über den Kessel dahin und hie und da versuchte die Sonne des wogenden Dunstes Herr zu werden.

Die Schispitzen des Ersten verschwanden in der riesigen Neuschneeauflage, die der Himmel in überreichem Maße die letzten zwei Tage auf die Erde gelegt hatte. Wir spurten in die nordseitigen Hänge des Viehkogels, steil ansteigend durch schüt-

teren Wald auf eine Terrasse. Von hier nordwestlich, Gräben und Runsen umgehend, zum Scheitelpunkt, 1956 *m*. Es war so ziemlich der Sommerweg, den wir verfolgt hatten. Weiter führte die Spur in sachter, aber stetiger Abfahrt, vorbei an den, nur mit dem obersten Dachfirst aus dem Schnee ragenden Hütten der Schönbichlalm. Kalter Nebel lag über der Hochfläche, ab und zu stach ein Sonnenstrahl durch die Nebelschicht, die Umgebung in magisches Licht hüllend. Es ist ein köstliches Gleiten in der endlosen keuschen Weiße. Die schneeverhüllten Flanken und Gipfel der Umrahmung ließen sich nur ahnen. Erst gegen 10 Uhr vormittags, als wir westlich abbogen gegen die Steilabstürze des Schneibers, da vertrieb der Wind die Nebelschwaden und die herrliche, von blendendem Licht verklärte Sicht auf den vor uns stehenden Hundstod, auf die bereits zurückliegenden Berge bis zum Horn der aus dem endlosen Weiß förmlich emporschießenden Schönfeldspitze hielt uns im Bann. Zum Abschied leuchtete uns heute die Sonne und ihre Strahlen brachen sich in einem Meer von Tausenden und aber Tausenden von Schneekristallen, daß sie funkelten in überwältigender Pracht. Während wir die sehr steilen Hänge in vielen, vielen Kehren zur Hundstodscharte hinaufspurten, stets im Vortritt wechselnd, da senkte sich wieder der Nebel auf und um uns. Just Mittag war es, als wir die Scharte erreichten. Wir hielten kurze Rast, um die Felle zu verstauen und die Schier zur Abfahrt zu wachsen. In stäubendem Pulverschnee, aber bei stark diffusem Licht fuhren wir hinein in die Hundstodgrube. Nochmals lichtete sich der Nebel auf kurze Zeit, just so lang, bis wir die Einfahrt hatten, die über steile Wandstufen, die in Kreuz- und Querfahren überwunden werden mußten, hinab auf ein Latschenfeld führten.

Nachmittags fiel dicker, feuchter Nebel ein, der auch die allernächste Umgebung vollständig zudeckte. Wir stiegen einen kurzen steilen Hang empor, der stark nach Osten leitete und standen auf der obersten Terrasse eines Latschenfeldes. Während kurzer Rast suchten wir den Weiterweg auszuklügeln. Wenn nur der verdammte Nebel auf Sekunden zerreißen möchte, damit wir die Umgebung hätten sehen können! Doch statt Erfüllung dieses Sehnens pfiff der Wind seine schrille Melodie und peitschte die Nebel nur noch dichter über und um uns zusammen. So fuhren wir von einem Latschenkopf zum anderen in steiler Nordrichtung, denn dort mußte Trischübel liegen. Bald hier, bald da versank einer von uns in den Latschen, deren Auflage nicht genügend tragfähig war. Plötzlich erkennen wir unter uns steile Felsstufen: Ungangbar! Also zurück. Und so ging das Spiel rastlos längere Zeit fort. Wohin wir fuhren, überall Steilabstürze. Schon war es 5 Uhr und der Tag ging bei dem dicken Nebel rascher zur Neige, als uns heute lieb war. Wir beratschlagten, wir fragten Karte und Kompaß, indes die Nebel brauten und dichten wurden. Unser Ruf zum Sammeln der Gefährten prallt von den unsichtbaren Felswänden zurück. Schon wollen wir zum Rückzug blasen, bei Nacht und Nebel wohl ein unangenehmes Stück Arbeit. Da, in letzter Minute, als uns schon die Dämmerung umfing, hoben sich die Nebel auf Augenblicke und in kurzer Entfernung, wenig wahrnehmbar, konnten wir das verfallene Hüttendach von Trischübel entdecken. Sofort ging's über eine mit Latschen durchsetzte Steilstufe hinab, den Richtungspunkt Trischübel festhaltend, der uns Schlüssel war für den Abstieg ins Wimbachtal. Von hier mußten wir den Sommerweg über ausgesprengte Felsen nehmen. Da Nachtdunkel bereits hereingebrochen war, so konnten wir den Rachen des Abgrundes nicht sehen, der uns zur Linken klaffte. Rasch war die heikle Stelle überwunden und die freien Hänge zur Wimbachgriesalm lagen vor uns, deren zitterndes Licht uns Nachtasyl verhieß.

Tiefer, stärkender Schlaf trug uns hinüber zu einem strahlenden herrlichen Sonnensonntag. Als wir vor die Wimbachgrießalm traten, leuchteten die Spitzen und Zacken von den Palfelhörnern bis zum Hochkalter in rosafarbenem Prunkgewande, wie es die emporsteigende Sonne an kaltem, wolkenlosem Morgen auf frischgefallenem

Schnee hervorzaubert. Da lag der Paß Trischübel, der uns gestern so lange in Spannung gehalten hatte, in blendendem Licht vor uns. Wir suchten unsere Spuren von gestern, doch die Felsabstürze von Trischübel verhüllten unser Kampfgebiet mit dem Nebel.

Schwer nur konnten wir uns von dem unvergleichlich schönen Bilde trennen. Die ununterbrochene pfeilschnelle Abfahrt durch herrlichen, tiefverschneiten, vom Sonnenlicht durchfluteten Winterwald zauberte uns in buntem Wechsel Wandelbilder erhabenster Natur vor die nimmermüde schwelgenden Augen. Die Fahrt ins herrliche Berchtesgadner Land, übers Steinerne Meer und auf seine Berge klang somit in ein unvergeßliches Finale aus, der Abschluß des Hohen Liedes auf die Berge in Winterpracht!

Dachstein-Südwände

Von Sepp Dobiasch, Veitsch

Türlspitz-Südwand. (Weg Steiner-Goedel)

Sie war das Vorspiel für die eigentliche Fahrt, die direkte Dachsteinsüdwand, und gab uns schon genug zu schaffen. Am 24. August 1926 weckte uns die helle Morgensonne vom Schlaf. Die neue Südwandhütte der Austria ist ein gar zu gemütlicher Aufenthalt; erst nach 7 Uhr schlenderten wir ohne Rucksack, nur mit Seil und Kletterschuhen ausgerüstet, den Weg zur alten Austriahütte hinunter. Wir waren zu viert, zwei Wiener Herren, Schwanda und Epp, Otto Feutl und ich.

Der Tag war wolkenlos, ein kühler Ost wehte, rundum entfaltete sich ein machtvolles Bild: die Dachsteinsüdwände überflutet von Sonne, zum Greifen nah die Torsteinwächte, die drei Gipfel Torstein, Mitterspitze und Dachstein noch von kleinen silbernen Nebelfahnen umflattert. Die Riesenmauern leuchten bräunlich warm, jeder mögliche Weg ist klar zu erkennen. Vor uns ragen die zahllosen Gipfel der Niederen Tauern, strahlend weiß blitzen die Firne der Hohen Tauern im Licht, bis an den fernsten Horizont noch Berg an Berg — und ganz weit, wo Himmel und Erde sich berühren, ist weißer Glanz. Ist es der Himmel? Oder der Widerschein ferner Gletscher? — Wo der ungeheure Kreis der Weite sich schließen will, ist immer noch ein Tor offen, das noch größere Ringe ahnen läßt. — So können die Augen wandern, hinauf und hinab, nah und weit; von den drei Gipfeln, die den Morgen tragen, hinunter über die steile Flucht der Felsen in die grünen Matten der Ramsau, über sie weg in einem Flug zur kühnen Pyramide des Hochgollings drüben, weiter zum Glockner, der wahrhaft königlich aufragt aus einem weißen Meer und wieder zurück. Die Erde ist eine Schale, aus der wir trinken und trinken, aber der Durst wird nie gelöscht.

Was um uns ragt, an Klippen, Wänden, Bergen und Firnen, lauter Wege sind es in unser Land, lauter Träume, Ziele, Wünsche, Erfüllungen. Die alte, braune Erde, die soviel tragen muß, sie macht uns an ihren Feiertagen trunken. Geschwinde, geschwinde! Augen auf! Herzen auf! Fangen wir nur ein paar Tropfen aus diesem ewigen Strom, der allzurasch vorübereilt, Leben aus einem Leben, das nie stirbt.

* * *

Aus dunkelgrünen Latschenfeldern wuchs die Wand steil empor. Wir betrachteten sie lange; weiße Platten leuchteten in der Sonne, glatter Fels strahlte das Licht zurück; sie war nicht drohend, aber jauchzend kühn. Wir querten am Fuße entlang nach rechts und erreichten, etwas ansteigend, einen kleinen, begrünten Sattel, den Einstieg. Wir kletterten in zwei Trupps, Otto Feutl und ich als erste. Über eine Wandstufe gerade hinauf, kamen wir auf ein Köpfel. In bester Übung, war das Klettern eine Freude, und die Sonne machte trunken, die Trunkenheit der Kraft und Jugend. Bald standen wir vor einer riesenhaften, nassen Steilplatte, die Lust in fröhlichen Kampf wandelte; nur in und an den scharfen Rillen des Dachsteinkalkes fanden Hände und Füße Halt, das sonnige, wilde Spiel begann. Knapp neben einer vorwölbenden Wand

strebten wir empor und immer mehr prickelte jene Erregung durch die Nerven, die ein Hauptreiz des Kletterns ist; jene wilde Lust, die das Blut beschwingter durch die Adern jagt, die den Menschen lebendiger macht und wach. Nach der Platte wandten wir uns nach links den Südkaminen zu und bewegten uns nunmehr ganz in der gewaltigen Felslandschaft, im Urland. Vor einem Überhang stak ein alter Mauerhaken. „Der ist's", meinte Otto. „Ah, keine Spur, der wäre noch zu leicht." Hinauf und dann rechts aufwärts, kamen wir zur Schlüsselstelle der Wand, einem mächtigen, 5—6 *m* hohen, glatten Überhang. Jeder von uns versuchte ihn zu meistern. Umsonst! Kleinlaut sagte Otto: „Auf ehrliche Weise ist er nicht zu zwingen, nur mit Haken als Tritt und Griff, wir müssen ihn umgehen." Er stieg wieder zurück, dann schräg links abwärts und steuerte einem flachen Risse zu. Sein Schnaufen verriet höchste Kraftanspannung. „Teifel! Fix Laudon! Der Riß ist gemein schwer und brüchig. Na g'freut dich, Sepp!" Endlich war er oben. „Hättest besser g'schaut," rief ich lachend hinauf, „ich schenke mir den Riß." Nur einige Meter absteigend, entdeckte ich einen von rechts nach links ansteigenden schiefen Quergang, der wesentlich leichter zum Standplatz meines Freundes führte. „Na, was meinst' jetzt?" Er sah mich gespannt an. „Wir müssen wieder rechts hinüber." „Freilich, aber wie?" Ein nahezu senkrechter Wandteil sperrte den Weg, gelblicher Fels, anscheinend brüchig und überhaupt sehr fragwürdig. „Das ist der berühmte Quergang, Sepp." „Na, erhole dich von deinem neuen Riß, wir werden die Katze gleich beim Schwanz haben. Hm! Gerade über den gelben Teil muß es gehen, da ist die Wand rauh, einige Zacken für Zehen und Fingerspitzen werden wohl auch zu finden sein. Also los!" Ich stieg aus dem Riß sehr behutsam in die Wand hinein und kam auch glücklich über den 10—15 *m* langen, allerdings äußerst schwierigen und gefährlichen Quergang hinüber, dessen Reiz noch durch vollkommene Ausgesetztheit erhöht wurde. Otto folgte rasch, der Überhang lag unter uns; die nachfolgenden Kameraden bewältigten die Stelle direkt — mit Hilfe des Doppelseiles von oben. Die Spannung löste sich langsam, der schwerste Teil der Tur war vorüber, fröhlich stiegen wir weiter, noch einen Überhang gerade hinauf, dann stark rechts und zuletzt über die weiße Schlußwand in herrlicher Kletterei — Verschneidungen, Überhänge, Quergänge links, rechts — Schwindelmanöver — in die breite Gipfelschlucht.

* * *

Auf dem rasigen Gipfel lagen wir lange in der Sonne, das Spiel war aus, die Erregung des Kampfes wich jener welttiefen Ruhe, wie sie nur die Berge schenken können. Sonne über der Welt! Sonne in jedem Ding! Die goldenen Strahlen tanzen über die Berge, das Himmelsblau erglüht von ihrem Glanz. Kühler Wind weht von den nahen Firnen herüber und bringt eine lichte Weise mit. Wir liegen mit geschlossenen Augen und hören das Lied der Sonne. Sie harft grün durch die Wälder und Matten der Ramsau, weiß über die Gletscher der Tauern, glockenklar über die Häupter der alten, der ewig jungen Berge und verklingt blau verströmend in den grenzenlosen Raum. Ich sehe das alte Bild des Morgens, aber es ist nicht mehr das gleiche, es klingt ein neuer Ton darin.

Unter uns lag die Wand, der Weg starken, fröhlichen Kampfes; nichts blieb mir von ihr, als ein weißer Glanz, der noch in späten Tagen leuchten wird.

Dachsteinsüdwand (Steinerweg)

Als sechzehnjähriger Junge sah ich zum erstenmal von der Dachsteinwarte in die furchtbare Gewalt dieser Wand hinein. Silbergraue Felsen stürzen wie erstarrte Wasserfälle jäh und schwindelnd in die Tiefen. Strebepfeiler, wolkenumspielt, wach-



——— Steiner-Weg – – – – – Salzburger Band . . . . Pichl-Weg

Dachstein-Südwand

sen aus dem Grund der Erde. Land für Adlerflüge, aber nicht für Menschen; Urkraft der Erde am ersten Schöpfungstage. Daß hier herauf Menschen einen Weg fanden, wußte ich nicht und hätte es auch nie geglaubt. Braune Riesenfelsen, grüne Matten im Grund, weiße Firne, ein Meer von Gipfeln, darüber ungeheurer Himmel — so lebt noch heute jenes erste Bild des Berges in mir.

Viele Jahre später wanderten wir von der Hofpürglhütte nach Mandling; von einer Waldblöße aus sahen wir die Südwände. Weiße Riffe in einem blauen Ozean! Die Wände schimmerten glanzhell, sie grenzten sich scharf ab gegen den Horizont, sie ragten feierlich, still, unberührt und riesenhoch hinan, umkleidet von Ferne, Einsamkeit und zeitloser Schönheit junger Tage. Wir sprachen kein Wort, in mir erwachte Sehnsucht, Wunsch und Wille.

Wieder einmal fuhr ich allein am Dachstein vorbei. Ich mußte die Fahrt unterbrechen, ich mußte die Wände sehen. Geheimnisvoll lebten sie im Lichte auf in lauter warmen, bräunlichen Tönen, unter ihnen dehnten sich die Almen im Sonnengrün, die Wälder im Rauschen reifer Sommerstunden. Ich träumte stundenlang in ihren Anblick verloren; übermächtig lockten sie, ich wagte es noch nicht. Damals wurden sie mir vertraut, Heimatland der Sehnsucht und ich wußte es, einmal würde ich auch diese Wege gehen, Höhenwege, die Kraft sind, Wagnis und trotziges Spiel mit der Gefahr, wildeste und zarteste Lust am Leben.

Es sei versucht, die Fahrt in kurzen, flüchtigen Bildern zu formen. Das Leben und Erleben bei diesen Turen kommt so rasch, so traumhaft, daß erst die spätere Erinnerung die losen Fäden zu einem bunten, leuchtenden Teppich knüpfen kann.

Der Morgen

Tiefe Sternennacht wölbt ihr blaudunkles Zelt über die ruhenden Berge, irgendwo rieseln Wasser, murmeln verschlafene Quellen, klingt eine Herdenglocke leise, wenn unten ein Weidetier sich regt. Durch die Latschen raunt ein leichter, kalter Wind. Sieben Gestalten verlieren sich in den Bergraum. Ihre Nagelschuhe knirschen über steilen Schutt, Firnfelder leuchten auf, der Weg wird mühsamer. Felsstufen werden überklettert, dann wandern wir über Rasen, wieder über Fels und Firn, immer aufwärts, einem Ziele entgegen, das wir noch nicht sehen können. Es ist traumhaft still, nur hier und da fallen einige Worte, die verwehen. Das Schweigen des Berges und seine große Nacht ist um uns. Auf einer Scharte oben sehen wir den Morgen aufglänzen über dem Haupte unseres Berges; das Licht grüßt uns, wir wollen ihm entgegengehen auf Pfaden, die in sein ureigenes Reich führen.

Sonnenrast

Tief unten schimmert das Firnfeld des Einstieges. Fünf Stunden sind wir schon unterwegs. Stunden? Was gilt uns heute Zeit! Fast eben sehen die vereisten Schneeflächen aus, die doch so steil sind und solche Mühe kosteten. Senkrecht fällt der Blick auf sie herab.

Wir kletterten einen Riß empor, stiegen schräg links zur Kante „des Dachls“ an, flohen über die riesenhafte Platte zum „Pfeiler“. Überall waren Spuren des Steinschlages sichtbar, und immer wieder spitzten wir die Ohren, ob nicht auch heute solche Vöglein zwitscherten. Es kam keines, der Berg blieb stumm.

Wir sitzen jetzt vor der „Biwakhöhle“ und rasten. Der Berg hält uns umschlossen, er hat uns und wir haben ihn. Wie Feuertrank ist die wilde Schönheit der Felslandschaft, des Urlandes. Noch gab es keinen ernstlichen Kampf, aber Erregung, Spannung und Leidenschaft wärmen das Blut, lassen es schneller durch die Adern laufen.

Auf dem weißen Balkon der Dachsteinwarte drüben wimmeln winzige Menschlein. Man hat uns entdeckt und will zuschauen. Na, da müßt ihr reichlich Geduld haben! Einer von uns stimmt ein Lied an, andere fallen ein, Jodler klingen, Jauchzer. Ich sehe wieder das gewaltige Raumbild des Gebietes vor mir: Die Gipfelflut der Tauern, das Leuchten junger Sonne über den Bergen; links und rechts rahmen Felsen das Gemälde. Die Schau ist flüchtig, flüchtig sind die Gedanken und der Traum der Ruhe. Kampf beginnt.

Der Block

Von einer glatten, lotrechten, wasserüberronnenen Wand ist eine Platte abgespalten, soweit, daß die Hände hineingreifen können, während die Füße keinen Halt finden. Das ist die Salzburger „Hangelstelle". Unter der Achsel hinabblickend sah ich den Einstiegsfirn. Wenn die Glieder dem Willen gehorchen, was ist es weiter als ein fröhliches Spiel der Kraft ohne Gefahr und eine Lust, die mein Gefährte noch steigerte, weil er nicht hangelte, sondern aufrecht über die Stelle schritt. Aber sie war nur ein Auftakt für das Kommende. Von der Hangelstelle weg ging ich als erster auf einem Band weiter nach rechts bis zu einer Wandstufe, die sich dann in zwei Rißreihen teilt. Ich benützte die linke. Nun ging es ruhelos, pausenlos aufwärts, immer an der Senkrechten, frei im Raum, dem Abgrund eng verschwistert. Was noch an Erde band, war wenig. Eine endlose Folge von Verschneidungen, Rissen und seichten plattigen Steilrinnen kam. Seillänge um Seillänge rollte ab, immer höher türmte sich die Wand, immer schwerer und steiler; es war der Königsgang in dieser Königswand. Kein Blick in die Weite, keine Gedanken, nur Wärme und Rausch dieser Bewegung!

Nach langer Zeit fand sich endlich eine Raststelle. Zu fünft saßen wir auf einem breiten Band. Der Weiterweg führte durch einen gelblichen Riß, in dem ein größerer Block eingekeilt war; über ihn mußten wir dann hinweg. Wir kauerten links und rechts vom Riß, unsere Seile lagen kreuz und quer vor ihm auf dem Band, unten in der Tiefe, noch nicht sichtbar, kletterten die letzten zwei von meinem Bruder gesichert, eine schwere Rinne herauf. „Sepp, geh weiter, sonst dauert's zu lang", sagte mein Bruder. Ich erhob mich und betrachtete den Riß. „Nehmen Sie den Block nicht auf Zug," meinte der Grazer Hussar neben mir, „ich traue ihm nicht." „Ich auch nicht, aber ich muß an ihm vorbei, es geht nicht anders." Ich klemmte mich rechts vom Block in den Riß, stemmte die linke Hand flach gegen den Stein und wollte mich rasch über den Klotz wegschwingen, als ich spürte, wie er unter mir wich. Ich sprang blitzschnell auf das Band zurück, drückte mit dem Leibe gegen den Block, der sich schon vornüber neigte; gleichzeitig schnellten die zwei nächstsitzenden Grazer herzu und hielten ihn mit den Händen fest. Das Untier rutschte 20—25 *cm* aus seiner Lage und blieb dann wackelnd stehen. Bisher fiel kein Wort. „Größl, Epp, schnell herauf, schnell, schnell", schrie mein Bruder hinab. „Es geht nicht", tönte es herauf, von einem der zwei, die sich genau in der Fallinie des zentnerschweren Steines befanden. „Seilgriffe nehmen! Ehrgeiz ist jetzt Narretei, rasch, nur rasch!" Endlich standen sie keuchend oben. Otto hatte inzwischen die Seile in Ordnung gebracht, ein leichter Ruck mit dem Pickel, der Unhold sauste krachend, schmetternd in die Rinne hinein, zersprang, nahm andere lose Trümmer mit. Die steinerne Ruhe des Felsens war grell zerrissen. Unten hüpften die Trümmer in großen Sätzen über den Firn. „Na also, der wäre glücklich zum Teufel," meinte Kamerad Hengstberger und lächelte befriedigt, „der hätt' schon längst hinunter gehört." „Vorwärts, meine Herren!"

Abklang

„Legt sich diese vertrackte Wand nie zurück, zum Teufel noch einmal!" „Ah sei froh," grinste Otto, „mir ist's recht, meinetwegen kann's noch lang so weiter gehen." Stillvergnügt und schmunzelnd schob er sich in jeden neuen Riß hinein, stillvergnügt zog er sich Überhänge hinauf und schmunzelnd spazierte er Bänder entlang, die wirklich keine Fahrwege waren. „J' hab mei' Wandl", stand groß und deutlich in seinem Gesicht geschrieben. Begreiflich, er war ja schon siebenmal umsonst da gewesen! Es kam zwar noch eine böse Stelle, ein nasser Riß, den ich und auch Bruder Willi nicht meistern konnten. In dem kurzen, weiten Kamin daneben, mit abschließendem Überhang, verging für kurze Zeit Ottos Schmunzeln und machte der Miene des geplagten Schwerarbeiters Platz; auch der letzte Überhang war nicht ohne, aber dann hatte man wirklich das Gefühl, die Wand legt sich zurück. Und dieses neue Gefühl war recht angenehm. Links von der vereisten, verschneiten, wilden Gipfelschlucht turnten wir schon wesentlich gemütlicher hinauf, und oben auf dem Gipfel empfing uns kein Polizist, aber immerhin eine Triangulierungs-Kommission (hoffentlich heißt sie auch so); mithin Staat, Ordnung und solide Bürgerlichkeit. Lebwohl, du wildschöne Welt, aber auf Wiedersehen! Einer, der etwas auf Zeit hält, stellte fest, daß es Punkt 3 Uhr nachmittags sei, bis 4 Uhr könnten wir rasten und die Aussicht genießen oder nach freier Wahl Speck, Schokolade und Käse. Auf dem Stein lag man herrlich; statt immer lotrecht zu kraxeln, einmal wagrecht liegen und sich in der Sonne strecken können, war auch nicht schlecht; der Fels war weicher als der vielgeliebte Divan zu Hause.

Die goldene Wirbelwolke

Beim Abstieg auf gewöhnlichem Weg teilte sich die Schar, ich trottete gewohnheitsmäßig allein und der alte König Dachstein zeigte mir seinen Kronreif.

Der Gegensatz Fels—Gletscher wirkt bezaubernd. Fels ist: stürmende Gewalt, Kraft, Härte, Kampf, Unruhe — Wille und Tat. Es ist, als ob das Feuer, das ihn einst schuf, nur schliefe, als ob die Bewegung nur kurze Zeit ruhte, als ob Kraftquellen ausströmten von ihm, die wieder Kraft wecken müssen; seine Wildheit reizt unsere Wildheit; das Urland weckt den schlafenden Urmenschen auf, das Element ruft wieder das Element. Anders der Gletscher: Er ist ein Spiegel der Sonne, ein Acker, übersät mit Licht, er hat die Ruhe und Schönheit weißleuchtender Blumen; er ist ein Quell, Heimat und Ursprung schäumender Wasser, ein Becken strömenden Lebens; er ist lebendiger Traum, Land der Geburt.

Letztes Sonnenlicht wanderte über die weißen Flächen, daß sie rosig erglänzten. Mir war es, als klängen seltsame, fremdartige Lieder tief unten, die ich dennoch in vorfernen Zeiten einmal hörte, aber tausendmal vergaß. Als ich zurückschaute, um den Dachstein noch einmal zu grüßen, sah ich den Kronreif des Königs. Vom Himmel senkte sich eine goldene Wolke nieder und wirbelte um den Berg.

Torstein-Südwand

(Erste vollständige Begehung der eigentlichen Südwand)

Am Abend des 27. August 1926 ging ich noch einmal in die Führerstube der neuen Südwandhütte. Dort saß nur mehr der lange Hans Mayerhofer und döste vor sich hin. „Grüß Gott!" Er schaute auf und meinte dann bedächtig: „Wollen's morgen mithalten?" „Sehr gern, wenn Ihr Herr einverstanden ist." „J' glaub' schon." „Geh'n wir gleich hinauf." „Gut." Herr Doktor Knaus aus Graz war einverstanden. „Also morgen um 2 Uhr früh Tagwache. Sie wecken uns, Mayerhofer." In unserem Schlaf-

raum versetzte ich Willi einen zarten Rippenstoß, noch einen stärkeren, zuletzt einen saftigen. „Was willst denn?“ brummte er noch immer halb im Schlaf, „laß' mi' in Ruh'.“ „Nix Ruh', auf, auf, mein Sohn, morgen gehen wir nicht den Windlegergrat, sondern die Torsteinsüdwand an.“ „Schön, da muß ich sofort noch einen Grießbrei mit Schokolade kochen.“

In der Frühe wurde ich munter, es war schon Tag und schlimmer noch ½6 Uhr. Ich weckte Willi, teilte ihm die betrübliche Tatsache mit, daß es ½6 Uhr sei, draußen Nebel liege und die Südwand wahrscheinlich ohne uns bezwungen würde; voll Zorn drehte er sich um und schlief weiter. Vorsichtshalber ging ich noch hinüber zum Zimmer des Herrn Dr. Knaus, bevor ich noch anklopfte, steckte er schon seinen Kopf heraus. „Was ist?“ „Halb sechs.“ „Und das Wetter?“ „Unsicher, neblig, man weiß nicht was werden kann.“ „Was meinen Sie?“ „Ich meine, wir sollen marschieren.“ „Ich auch.“ Der lange Hans kam betrübt heraufgeschlichen ... „Der Nebel, das Wetter ... I' hab g'laubt, es wird schlecht.“ „Wir gehen!“ Nun lachte er über das ganze Gesicht.

Um 6 Uhr verließen wir die Hütte und trabten in flottem Tempo durch das Maarkar zur Windlegerscharte. Über den Tauern lag eine dichte Nebeldecke, auch die drei Gesellen Torstein, Mitterspitz und Dachstein waren verhüllt; es war ungewiß, wie sich das Wetter gestalten würde. Von der Scharte weg gingen wir über Schuttfelder nach Osten bis zu einem Vorbau, der überklettert wurde; beim nächsten grünen Vorbau war der Einstieg. Wir hielten kurze Rast. Der untere Teil der mächtigen, an 1000 *m* hohen Wand war nebelfrei; finster drohten riesenhafte gelbrote Überhänge herab, ober ihnen schimmerte Firn. Bergführer Mayerhofer und Dr. Knaus stiegen als erster Trupp ein, eine meiner schönsten Kletterfahrten begann.

Zunächst kletterten wir an einer vorspringenden Rippe gerade hinauf, dann nach links und 40 *m* halblinks auf ein Band, das sich in Platten verlor, die wir dann mehrere Seillängen nach rechts aufwärts verfolgten zu einer begrünten Kanzel hin, unter dem gewaltigen roten Überhang. Ein 70 *m* hoher Riß ermöglicht seine Überwindung. Dann leitete uns ein prachtvolles, überdachtes Band viele Seillängen rechts aufwärts zu einem System plattiger Rinnen in der Fallinie des ersten Firnkessels. Die Kletterei war heute eine reine Freude, das Tempo hatte rhythmisches Gleichmaß und das Glück begleitete uns. In mir war immer ein leises Klingen, ich feierte meinen Geburtstag in dieser Wand. Manches Bild aus vergangenen Tagen tauchte auf, huschte vorbei und lächelte mich an in den kurzen Augenblicken, wo ich Zeit hatte zur Innenschau. Der Tag war ganz Gegenwart, lebendige Gegenwart, die Vergangenheit und Zukunft in sich schließt, die restlose Erfüllung des Lebens ist, ein wunschloses Erkennen im alles umfassenden Sein. —

Die Rinnen brachten uns zu einer Mulde, die eine senkrechte Mauer abschließt. Ein schmaler Wasserdoppelriß ist die Leiter. Es war eine herrliche Stelle, einen Fuß im linken, den andern im rechten Riß, scharfe Kalkrillen in der Hand und eisenhartes Gestein. Ungefähr eine Seillänge geht es so empor, dann kamen wir zu dem Firnfeld, das wir höher oben nach rechts querten, nun zum Beginn einer kaminartigen Rinne. Nach ihr folgte eine Seillänge Quergang halblinks in eine plattige Steilschlucht hinein. Etwa 100 *m* in ihr empor und wir standen auf der Höhe einer breiten Gratrippe, wo die Erstersteiger: Fiechtl, Goedel, Mayerhofer, wegen vorgerückter Tageszeit nach links zum Windlegergrat ausgewichen waren. Unter der Gratrippe liegt der zweite große Firnkessel und über ihm baut sich wieder eine steile, hohe Wand auf.

Der lange Hans warf seinen Rucksack ab und blickte dann seinen Herrn fragend an: „Bleib' mer do, Herr Dokta? ... Do bleib' mer, Herr Dokta,“ damit streckte er sich schon und betrachtete eingehend die neue Wand, mein Bruder gesellte sich zu ihm, der Angriffsplan wurde entworfen.

Der Nebel wogte, bald höher, bald tiefer, Blau schimmerte durch, die Sonne wirkte. Nicht lange und sie verjagte die letzten Nebelhüllen, der Vorhang fiel, grenzenlos wie all diese Tage blaute der Himmel; alle Tore der Welt sprangen auf. Wir lagen lange schweigend. Für mich war es ein ganz besonderer Festtag; Abschied von der Jugend, der tollen, heißen, närrischen, rauschvollen Jugend; Übergang in reiferes, kälteres und klareres Alter. Alter? Solange ich das Leben jung lebe, bin ich jung; solange ich durstig bin, hungrig voll der Sehnsucht nach immer neuem Leben, bleibe ich jung und keiner wird alt, der die ewig-jungen Berge wirklich kennt und liebt. Wie tief ist die Ruhe der Berge, die Ruhe der Kraft und Macht. Wie mütterlich nah leuchtet die Sonne; mit den Händen fassen wir das blaue Kleid der Unendlichkeit. Ruhe atmen die Berge, Freude strahlt die Mutter herab, Sehnsucht schwingt sich höher ins Blau . . .

Dr. Knaus unterbrach die Stille. „Ich glaube, die Blütezeit des Alpinismus ist vorbei; die Menge wendet sich Neuem zu, dem Faltboot, Reisen, anderem Sport. Die Jungen werden Akrobaten und suchen eine Arena für Schaustücke, die Alten wollen guten Trunk mit deutscher Gemütlichkeit, einen gediegenen Hüttenskat, sehr viele finden Hütten billiger als Hotels, Berge als Kulissen für all den Tand der Zeit. Der Alpinismus ist eine Mode, die jetzt geht. Er macht den Rückgang der Zeit mit, er hat die Müdigkeit der Zeit, das Abenteuer stirbt im Alltag.“ „Ich glaube nicht. Erlassen Sie mir eine Antwort; versuchen Sie zu lauschen, Sie werden Antwort hören.“ Wir schwiegen wieder lange. Vor meinen Augen rollten Bilder ab: Besonntes Land, Wintererde, helle und trübe Tage, Nächte voll bitteren Zweifels an Gott und Welt, Wunden und Not, und dennoch Sonne, immer wieder Sonne; weiße Berge in feurigem Glanz, Grate und Türme, Wände und Gipfel, zeitlos im Raum; das Lächeln Gottes wohnt in den Bergen. Letzte Heimatinseln sind sie für starke Herzen, die allumfassend schauen, fühlen und leben wollen. Ich liebe das Leben, trotz alledem; die Berge waren gute Lehrmeister, sie haben mich lieben gelehrt, stärker, tiefer, weltenweit. Noch rauschen die gleichen Quellen wie in den Urtagen der Welt, noch leuchtet die gleiche Sonne, glühen die gleichen Sterne, noch liegt die Welt im letzten, groß, unerkannt und unerforscht vor uns; noch ist Land genug, Raum genug für wilde Fahrten, für tolles, junges Leben. Ich habe keinen Becher, Euch zu grüßen, steinerne Träger der Kraft, ich brauche keinen, ich grüße Euch mit meinem Herzen. Und schenkt ihr einmal aus vollem, starkem Leben heraus den schnellen, jähen Tod, dann habt Ihr nur geholt, was Euer eigen war und ist, lange bevor es Zeit gab. . .

* * *

„Sie haben recht.“ Dr. Knaus schlug die Augen auf. Diese Ruhe, diese Ruhe! Sie ist ewig. Nach solcher Ruhe habe ich mich jahrelang gesehnt, die finde ich nur in den Bergen. Was ist London, von wo ich kam, was ist der Hexenkessel Neuyork, wo ich hingehen werde; rasende Maschinen der Zivilisation. Wie lange noch und die Räder laufen leer, wie lange noch und der gigantische Lärm stirbt, ein Windhauch nur in der ewigen Ruhe der Welt. Sie haben recht, die Berge geben Antwort, sogar auf das, was man nicht fragen konnte. Doch nun müssen wir auf die Erde zurück, es war eine schöne Stunde.“

Nun begann die Fahrt in das Neuland. Von der Gratrippe weg gingen wir ein breites Schotterband nach rechts, dann links einen 40 *m* hohen Riß in der Richtung des Windlegergrates bis zu einer Rampe. Ein Band, schräg rechts nach aufwärts verfolgt, brachte uns an eine Wand, die durch einen brüchigen Riß überwunden wurde, der zu einem ausgesetzten Felskopf leitete. Zum erstenmal klang der Hammer, Mayerhofer schlug einen Haken, um seinen Herren bei dem nun ansetzenden heiklen Quer-

gang auf einem schmalen Bande zu sichern; sehr schwer war eine vorspringende Felsnase zu umgehen, die es einmal unterbrach. Das Band endete in einer großen, schiefen Höhle.

„Bleib' mer do, Herr Dokta? Ah, do bleib' mer, Herr Dokta. Vor der Hauptarbeit müssen wir rasten, jetzt kimmt da große Überhang, das Fragezeichen." Wir blieben do, bauten einen Steinmann, hinterlegten unsere Karten. Dann schob sich der lange Hans nach rechts hinaus und bald sahen wir ihn mit seinen unendlichen Haxen am Überhang klafterweit spreizen und sich langsam emporschuften. Der Doktor sah mich etwas ratlos an. „Du liebe Güte, da werde ich elend schwimmen, so lange Elfer habe ich nicht." Mein Bruder tröstete ihn. „Es geht auch anders, mehr an der Kante, ich habe es schon gesehen", und er wies ihm von unten die leichtere Art, den äußerst schwierigen Überhang zu nehmen. Der Herr Doktor „schwamm" durchaus nicht.

Den Riß nach dem Überhang, eine breite Steilrinne und die schottrigen steilen Felsen bis zu einem von der Wand abstehenden Felszacken kletterten wir wieder in der gleichmäßigen Art weiter, die wir bis auf wenige Stellen hatten. Ein sehr schweres, schmales Band, das einmal von einer glatten Steilplatte unterbrochen wird, zeigte uns zum letztenmal den Ernst der langen Tur. Dann gingen wir durch eine breite Schlucht zur Höhe eines Gratabsatzes. Von dort sahen wir das dritte Firnfeld, das schon unterm Gipfel liegt. Auf der Torsteinwächte drüben winkte uns ein Menschlein zu, Sektionskamerad Schneller, der uns die Schuhe auf den Gipfel mitgenommen hatte. In 5½ Stunden (ohne Rast) hatten wir die Wand durchklettert.

Dann wanderten wir zu dritt über den Gosaugletscher zur Steinerscharte, über das Karlseisfeld, am Fuße des Dachsteins vorbei. Kein Mensch war weit und breit zu sehen. Rund um uns waren nur die großen Dinge der Welt ... Abendsonne, Himmel, Berge und Raum; Wind, der kühl über ewige Felder wehte; Schweigen, das Jahrtausende im Stein schlief; Erde, die jugendstark die Sonne grüßte, und wieder senkte sich die goldene Wolke nieder, wieder glänzte der königliche Kronreif in feuriger Glut. Als wir die Hunnerscharte hinabeilten, standen die Tauern in rotem Glanz, rot flammte der Abend, rot glühten die Firne nah und fern, aber zu gleicher Zeit fast kam die Nacht in stillem Silberlicht — Mond und kleine Sternlein im verdämmernden Blau.

Beim Abstieg nach Schladming an einen Stamm gelehnt, sah ich zum letztenmal das Bild der Dachsteinsüdwände: Mondschleier umspinnen die gewaltigen Felsen, machen ihre Schwere leicht, lösen ihre Kraft in traumhafte Schönheit, wandeln die harte Wucht in friedevolle Harmonie. Die drei Häupter, die den Morgen trugen, wachsen erdenfern in blaue Nacht, wachsen sternennah in die Tiefen des Raumes. Pfeiler, die in der dunklen Erde wurzeln, schweben schwerelos im blassen Licht. Und auf den Kronen der Riesen funkeln Steine als Geschmeide und ein Traum ist wieder Traum geworden.

Im Nachtwind rauschen die Wälder, wir wandern unterm Dach uralter Heimat, Kampf und wildes Spiel haben unsere Ohren geöffnet, wir hören wieder das Harfenspiel der grünen Gottheit im Sommerwald, wenn die Mondelfen tanzen und helle Träume über die Erde wandern.



Hans Beat Wieland: Schipatrouille am Suldenferner



Patrouillenkampf im Ortlergebiet. Südtirol 1915

Die k. u. k. Bergführertruppe im Weltkrieg

Von Fritz Rigele, Linz

Der Mensch hängt vom Dezimalsystem ab. Darum bedeutet der Begriff 10 für ihn stets etwas Besonderes. Auch im Verlaufe der Zeiten. Und wenn die Erinnerung an eine ereignisreiche Zeit einmal festlich begangen werden soll, so geschieht dies mit Vorliebe nach Verlauf von zehn Jahren.

Ob nun jetzt 6, 10 oder 12 Jahre seither verstrichen sind — gleichviel, das Wesentliche ist der Verlauf einer größeren Spanne Zeit überhaupt, der es uns ermöglicht, die wertvollen Schätze aus unserer Erinnerung zu heben. Und was sollen diese goldenen Schätze aus der Kriegserinnerung für uns anderes sein, als unsere großen, lieben Berge und alles was damit zusammenhängt? Als jene Erlebnisse, bei denen nicht allein der Soldat auf seine Rechnung kam, sondern auch der Bergsteiger.

Darum spreche ich heute gerne davon, erinnere mich mit Freuden jener Zeit, und bin froh und stolz darauf, daß es auch mir vergönnt war, an dem Drama ihrer Ereignisse als Darsteller und nicht bloß als Zuseher mitgewirkt zu haben. Erinnerungen hervorzaubern, das Schöne aus ihnen sorgfältig herausgesucht noch einmal im Geiste erleben, schwelgen in Gedanken an überstandene Mühe und Gefahren, träumen und den Traum erzählen, das alles sind die Triebfedern bergsteigerischen Mitteilungs-Bedürfnisses. Aber nicht nur um dieses handelt es sich hier. Wohl soll vom Krieg in den Bergen oder besser gesagt von den Bergen im Kriege die Rede sein, aber zu einem bestimmten Zweck. Denn Kriege in Bergen sind ja eigentlich eine alte Sache und nichts Besonderes. Vor 2000 Jahren zog Hannibal mit seinen Elefanten über die Alpen, die Walliser kämpften in einer Höhe von 3000 *m* am Theodul-Paß mit den Italienern, die Tiroler verteidigten ihr Gebirgsheimatland in den Freiheitskämpfen von 1809 gegen die eindringenden Franzosen, und dergleichen ungezählte Gebirgskämpfe mehr. Aber himmelragende Felswände, die sich von mehr als 3000 *m* hohen Gipfeln herabsenken, messerscharfe Eisgrate mit feinem Wächtensaum, zerschründete Gletscher, die mehr Löcher als Eis zeigen, das war bisher kein Kriegsschauplatz gewesen. In solchem Gelände das Vaterland mit der Waffe in der Hand zu verteidigen, zum Angriff gegen den Feind vorzugehen, und nicht nur dessen Tücken, sondern auch die ungeheuren Gefahren der Bodenbeschaffenheit selbst unter Zuhilfenahme durchdachter technischer Hilfsmittel zu überwinden, das blieb dem Weltkrieg vorbehalten. Bisher wurde die Möglichkeit von Kampfhandlungen in derartigen Gebieten mit dem Satze abgetan: „Sie kämen als unwegsames Hochgebirge hierfür nicht in Betracht." So ähnlich lautete beispielsweise das Urteil einer nicht einmal gar so alten Disposition über den Hauptkamm der Ortlergruppe zwischen Geisterspitze und Cevedale-Paß. Und wer hätte damals gedacht, daß sich gerade in diesem Abschnitt die interessantesten und heftigsten Kämpfe auf Fels- und Eiswänden und Graten und im Innern derselben abspielen sollten? Denn der Begriff „unmöglich" schied zur Zeit dieses gewaltigen Ringens völlig aus; nichts war mehr unmöglich. An unnahbar scheinenden Eiswänden, an schlanken Felsnadeln klebten Unterstände und Kampfstellungen und das Innere zerschründeter Gletscher war ständig bewohnt. An ausgesetzter Felskante kletternd wurde der Angriff vorgetragen und dieselbe zugleich mit Hilfe von Seilen, Stiften und allen möglichen Hilfsmitteln wegsam gemacht. Kampf-

mittel wurden auf die abenteuerlichste Art und Weise mit erfinderischer Geschicklichkeit in Tätigkeit gesetzt und der Feind vielfach von einer Seite her überrascht, die ihm durchaus unmöglich erschienen war. Eine solche Kampfesweise, mit allem, was darum und daran hing, war nur möglich durch Heranbildung einer Sondertruppe hierfür, der Bergführertruppe. Denn eine Truppe, welche hier ihren Mann stellen sollte, mußte nicht nur allen Lagen des Kampfes gewachsen sein, sondern auch die mannigfachsten Hindernisse des Geländes während feindlicher Einwirkung ohne wesentliche Schwierigkeit überwinden können; sie mußte allen kleinen und großen Schwierigkeiten und Zufälligkeiten, denen gerade der Soldat im Kriege ausgesetzt war, gewachsen, auf Gegenmaßnahmen vorbereitet und durch nichts zu überraschen sein. Die Militär-Bergführer waren also „Mädchen für alles". Der Bergführersoldat war Führer auf schwieriger Wand, er war Retter bei Unfällen, Berater bei drohenden Gefahren, Baumeister im schwersten Gelände und nicht zuletzt im Kampfe im Fels und Eis selbst der Erste. Denn gerade das letztere war seine vornehmste Aufgabe.

Und darum soll hier dieser wackeren Truppe aus Anlaß des 10jährigen Trauertages ein schlichtes Erinnerungszeichen gesetzt werden, viel zu dürftig für ihre prachtvollen Leistungen und ihre Riesenerfolge. Denn diese verdienten weit größeren Dank. Aber denselben finden ja gerade wir Bergsteiger in erster Linie in unseren Leistungen selbst, viel besser, als in Orden, oder gar silbernen oder goldenen Tapferkeitsmedaillen und Ehrenzeichen. Deshalb weiß ich auch, daß ich im Sinne meiner Bergführerkameraden handle, wenn ich auf Nennung irgend welcher Namen von vornherein verzichte. Denn so viele haben ihr Bestes geleistet, so viele würdig zu großen Erfolgen beigetragen, daß es hier wie eine ungerechte und doch unvermeidliche Übergehung einzelner erschiene, wenn ich andere namentlich anführte.

Nur der Schöpfer der Bergführertruppe allein muß, um ein historisch treues Bild zu liefern, genannt werden. Es ist dies der bekannte Schiläufer, Alpinist und Organisator Oberst Bilgeri, der mir auch zum Teil wertvolle Behelfe für diesen Aufsatz zur Verfügung gestellt hat. Im übrigen sind meine Quellen Meldungen der verschiedenen Bergführer-Kommandanten und vor allem mein eigenes Erinnern.

Eigentlich lag ja der Gedanke, die Truppen im militärischen Gebirgsdienst auszubilden, schon aus dem einen Grunde nahe, weil ja doch wenigstens $^{4}/_{5}$ der Grenze der alten Monarchie gebirgig war. Und das gerade gegenüber einem Nachbarn, der zwar durch lange Jahre unser formeller Bundesgenosse, aber unser tatsächlicher und praktischer Feind war, und sein mußte. Denn durch die seit 1848 aktiv begonnenen Einheitsbestrebungen Italiens waren die schärfsten Gegensätze zwischen diesem und Österreich-Ungarn heraufbeschworen worden und konnten erst mit endgültiger Abrechnung und Erledigung dieser Frage zur Ruhe kommen. Durch schwächliche Politik verloren wir trotz militärischer Tüchtigkeit der Truppen 1859 die Lombardei, 1866 Venezien. Ist es da ein Wunder, wenn der Feind Appetit nach mehr verspürte, die von Natur aus gar nicht vorhandene Unzufriedenheit und angebliche Liebe zum Königreiche Italien bei den welschen Einwohnern Südtirols schürte, sich ihrer als unerlöster Brüder annahm, um dergestalt schließlich ganz Südtirol samt seinen deutschen Bewohnern einzusacken? Aber was vielleicht dem verschleierten Blick so manches Diplomaten nicht ganz klar war, drängte sich unserem zu früh verstorbenen Heerführer, General Conrad von Hötzendorf, mit vollster Deutlichkeit auf. Trotz Dreibund war und blieb Italien Österreichs Hauptgegner. Und so war es schon seit langem sein Bemühen, gerade auf die Verteidigung des Vaterlandes gegen italienische Angriffe sein besonderes Augenmerk zu richten. Auf die hervorragenden Verdienste Conrads von Hötzendorf hier einzugehen, ist natürlich nicht Aufgabe dieser Zeilen. Aber sein klares Erkennen für die Österreich im Süden bevorstehende Gefahr mußte

erwähnt werden. Denn seine Aufmerksamkeit für die Gebirgsfront im großen wirkte anregend auf den Eifer, den Angehörige der zur Verteidigung der Grenze gegen Italien berufenen Truppen dieser Aufgabe widmeten. Von diesen Truppen aber war es in erster Linie das k. u. k. 14. Armeekorps, dem der wesentliche Teil einer Grenzverteidigung im „Mob.-Fall J.", d. i. im Falle des Krieges gegen Italien, zufallen sollte. Und in diesem 14. Armeekorps, dessen Bereich sich auf die Kronländer Oberösterreich, Salzburg und Tirol der alten Monarchie erstreckte, hatte auch die alpine Ausbildung ihre weitaus besten Erfolge zu verzeichnen, war der Alpinismus und Schilauf sowohl militärisch als auch als richtiger Soldatensport groß geworden, wie nirgends anders. Und wenn auch im Bereiche anderer in Gebirgsgegenden stehender Truppenkörper Versuche zur Mitarbeit an alpiner Truppenausbildung gemacht wurden, — die einzig wirklich bedeutenden Erfolge auf diesem Gebiete, die auch für die Gestaltung der Bergführertruppe im Kriege ausschlaggebend waren, hatte das 14. Korps aufzuweisen. Und deshalb soll hier zunächst nur von diesem die Rede sein.

Nach den erfolglosen Schiversuchen der 50er und 80er Jahre kam man in den 90er Jahren zu wirklichen Erfolgen. Wir bezeichnen Norwegen mit Vorliebe als das Mutterland des Schilaufes. Das mag historisch vielleicht nicht ganz richtig sein, wenn wir uns an die Berichte über Verwendung der Schier in Innerasien in alter Zeit erinnern. Praktisch genommen, ist diese Bezeichnung ohne Zweifel richtig. Denn in der ganzen Entwicklung unseres alpinen Schilaufes überhaupt und des militärischen insbesonders, ist der nordische Einfluß immer wieder zutage getreten; damit soll nicht etwa gesagt werden, daß wir Alles und Jedes in dieser Hinsicht von den Nordländern gelernt hätten. Es wird vielmehr auch aus den folgenden Zeilen zu ersehen sein, daß wir auch eigene Wege gegangen und hierbei nicht schlecht gefahren sind, und daß die von uns heute geübte alpine Abfahrttechnik zum größten Teil unser eigenes Ergebnis, wenn auch norwegisch beeinflußt ist. Es sollen auch die Verdienste von Männern, die sich, zum Teil vollständig auf sich selbst angewiesen, um den Schilauf in den österreichischen Alpenländern verdient gemacht haben, nicht geschmälert werden. Aber gerade der Beginn des schiläuferischen und alpinen Aufstieges im 14. Korps war wieder auf einen Anlaß aus Norwegen zurückzuführen.

Im Anfang der 90er Jahre befanden sich durch längere Zeit einige Offiziere des norwegischen Heeres wegen Waffenbestellungen bei der Waffenfabrik in Steyr. Ihre Schikunst machte jedenfalls auch auf die dortige Garnison, bestehend aus dem 3. Feldjäger-Bataillon, Eindruck, das schon damals ausgedehntere Schiübungen in der Gegend von Steyr, die nicht mehr an der Erfolglosigkeit der ersten Versuche zu leiden hatten, durchführte. Größere Erfolge aber hatte das 27. Feldjäger-Bataillon in Klagenfurt zu verzeichnen. Neben anderen größeren Schituren führte es in einem Tage einen 83 *km* langen Übergang über drei Gebirgsübergänge in Kärnten im Winter auf Schiern durch.

Im Winter 1893 und 1894 nahm die Schiausbildung des 3. Feldjäger-Bataillons schon bedeutende Formen an, insbesondere durch Schiübungen in der Gegend von Molln im Steyertal. 1894 erfolgte bekanntlich die Gründung der vier Tiroler Kaiserjäger-Regimenter unter Zusammenfassung der bestehenden Feldjäger-Bataillone, zu denen jetzt auch die erwähnten Feldjäger-Bataillone 3 und 27 zählten. Natürlich wirkte diese Zusammenfassung auf die alpine und Schiausbildung nur förderlich und hatte erhöhte Tätigkeit auf diesem Gebiete zur Folge. Im Winter 1897/98 waren mittlerweile die Schi-Detachements zu einer ständigen Einrichtung des Bataillons geworden. Die Mindestzahl betrug immer 1 Offizier, 4 Unteroffiziere und 24 Jäger.

Man begann damals auch schon die Schier selbst zu erzeugen und legte so den Grundstein zu der während der Kriegszeit zu einem ausgesprochenen Großbetrieb emporblühenden Schiwerkstätte in Salzburg mit ihren Zweiganstalten in Freistadt,

und Grödig. Eine weitere Verbesserung wurde im Jahre 1900 insoferne erzielt, als nunmehr auch ein Augenmerk auf Lehrgänge (Schikurse) gelegt wurde. Das hatte natürlich sogleich Fortschritte auf technischem Gebiete und damit eine Erhöhung der allgemeinen Leistungsfähigkeit zur Folge, die sich in immer gesteigerten hochalpinen Leistungen der Truppe ausdrückte. Damals wurde auch mit den sogenannten alpinen Führungskursen des 14. Armeekorps, an welchen sich verschiedene Truppengattungen beteiligten, begonnen. Diese Führungskurse bestanden im allgemeinen aus mehrtägigen Hochturen und Wanderungen in den Nördlichen Kalkalpen, dem Kitzbühler und Tuxer Tonschiefergebirge und den Hohen Tauern. Statt des Tornisters einen Rucksack, im übrigen aber gewöhnlich militärisch und alpin ausgerüstet, wurden diese Übungen oder Führungskurse von Detachements, deren Stärke zwischen 8 und 30 Teilnehmern schwankte, durchgeführt. Praktischer und theoretischer Unterricht führte die Teilnehmer, die ja schon über die ersten Anfänge des Schilaufes weit hinaus und mit dem Gebirge halbwegs vertraut sein sollten, so recht in die Schwierigkeiten und Gefahren der winterlichen Hochalpenwelt ein.

Weil man im alten Österreich so häufig die Sparsamkeit am unrichtigen Fleck übte, so sollten auch hier die Führungskurse womöglich nichts kosten. Dies gelang durch Errichtung der Schiwerkstätte in Salzburg im Jahre 1905. Sie traf zwei Fliegen auf einen Schlag. Denn sie besorgte mit immer größerer Vollständigkeit, aus kleinen Anfängen hervorgehend, die alpine und Schiausrüstung der Truppen und lieferte zugleich soviel Ersparnisse, daß hiervon die Führungskurse bestritten werden konnten. Um aber schneeballsystemartig die sportlichen und alpinen Kenntnisse zu erweitern und zugleich für die Einheitlichkeit der Technik und gemeinsames Vorgehen zu sorgen, wurden Schilauf-Lehrkurse unter dem Kommando des damaligen Oblt. Bilgeri, dem Leiter obiger Führungskurse, in Kitzbühel durchgeführt, die späterhin eine häufige Wiederholung als Instruktoren- oder Schilehrerkurse erfuhren. Zunächst wurden in diesem Sinne 23 Offiziere, 24 Unteroffiziere und 31 Mann zu Lehrern im Schilaufen ausgebildet. Mit dieser fortschreitenden Erweiterung des alpinen Schilaufes, ja des Alpinismus überhaupt im 14. Korps, versuchte die Schiwerkstätte in Salzburg gleichen Schritt zu halten. Im Winter 1906/07 erzeugte sie bereits 1400 Paar Schier mit der dazugehörigen Bergsteiger-Ausrüstung. Die Schiläufer aber waren mittlerweile im Korpsbereiche auf 100 Offiziere und 2000 Mann angewachsen. So war eine stete Zunahme von Ausbildung, von alpinen Unternehmungen und Herstellung von Ausrüstung in den folgenden Jahren bis 1913 festzustellen. Die Schilehrer- und Führungskurse wurden zu ständigen Einrichtungen. Auch die Freude am Wettbewerb sollte geweckt werden. Zu diesem Zwecke wurden Wett- und Patrouillenläufe veranstaltet. Die Führungskurse aber zählten zu den bedeutendsten winterlichen alpinen Unternehmungen dieser Zeit überhaupt.

Die Seele dieser alpinen Bestrebungen im 14. Korps war schon seit Beginn des 20. Jahrhunderts Bilgeri geworden. Sein Verdienst erscheint für diejenigen in noch glänzenderem Lichte, denen die turmhohen Hindernisse, gegen die er in seinen echt vaterländischen Bestrebungen ankämpfen mußte, bekannt waren. Auf Grund lächerlicher Eifersüchtelei hat man ihn sogar vorübergehend nach Komorn zum Monturenzählen kommandiert — ihn, den bedeutendsten alpinen Organisator des österreichisch-ungarischen Heeres.

Bei dieser kurzen Skizzierung der alpinen Vorkriegsentwicklung mag vielleicht auffallen, daß, wie schon eingangs erwähnt, gewissermaßen das Pferd beim Schweif aufgezäumt wurde, insoferne, als nämlich die alpine Ausbildung mit dem Schilauf, also gewissermaßen mit dem winterlichen Alpinismus, begann. Uns Bergsteigern der alten Schule ist so etwas fremd. Wir ehren den guten alten Grundsatz, alles zuerst unter möglichst leichten Verhältnissen zu versuchen. Daher sind wir zuerst im

Sommer in die Berge gegangen und erst nach jahrelanger Übung haben wir dies auch unter den wesentlich schwierigeren winterlichen Verhältnissen versucht. Anders war dies nun bei der militärischen Entwicklung. Und das hatte hier seine Berechtigung. Vor allem war für den Soldaten der Sommer meist ohnehin schon durch die Manöver und die Vorbereitungen hierzu voll besetzt und zu großzügigen alpinen Übungen und zur Sonderausbildung keine Zeit. Außerdem handelte es sich ja beim Militär im allgemeinen nicht um Bergsteigen im rein sportlichen Sinne, also um Erklimmung abenteuerlicher Eis- und Felswände, wenn sich auch im Kriege die Notwendigkeit solcher Unternehmungen ergab. Der gewöhnliche Gebirgsmarsch wurde aber ohnehin im Rahmen der gewöhnlichen militärischen Übungen im Sommer geübt. Und so erübrigte der winterliche Gebirgsmarsch naturgemäß mit dem besten Hilfsmittel, dem Schi. Außerdem aber ist schon vom sportlichen Gesichtspunkte aus der Schilauf für die Allgemeinheit geschaffen, die besonders hohe Bergsteigerkunst aber nur für Wenige, um so mehr vom militärischen Gesichtspunkte aus; denn er war so recht geeignet, allgemeiner Volks- und Soldatensport zu werden. Auch Gründe der Gesundheit und Abhärtung, Gewöhnung an das Hochgebirge und nicht zuletzt die damals im Winter herrschende absolute Ruhe und Einsamkeit im Hochgebirge spielten hierbei mit. Und so war die hier gewählte Reihenfolge des Ueberganges von der Ausbildung im Schilauf zur Ausbildung im Bergsteigen überhaupt nicht nur begreiflich, sondern auch berechtigt. Denn die bergsteigerische Leistungsfähigkeit und Gewandtheit kam, wie die Folge lehrte, nicht zu kurz und mit Freude und Stolz konnten wir zu Beginn des Jahres 1914, also vor Ausbruch des Krieges feststellen, daß die österr.-ungarische Monarchie im 14. Armeekorps nicht nur eine militärisch außergewöhnlich tüchtige, über alles Lob erhabene, sondern auch über eine alpin hervorragend geschulte Truppe verfügte. Und diese Truppe der Stolz des Vaterlandes und seines hervorragenden Heerführers General von Conrad war auf Grund ihrer ganzen Ausbildung, Tüchtigkeit und Kenntnisse in erster Linie zum Gebirgskrieg gegen den verbündeten Feind Italien bestimmt.

Da kam der Weltkrieg und mit ihm der Umsturz dieses Planes. Die ungeheure russische Übermacht war auf Grund monatelanger, leider unbemerkt betriebener Vorbereitungen schon im August zu unserer großen Gefahr in die Lage versetzt worden, ungeheure Truppenmassen gegen die östlichen Länder unserer verbündeten Staaten zu werfen. Die Hauptmacht des deutschen Heeres stand im Westen und die im Osten verbliebenen Reste waren im Verein mit dem österreichisch-ungarischen Heer kaum imstande, diesem ungeheuren Anprall standzuhalten. Da gab es, um die Gebiete der Verbündeten vor einer ungeheuren russischen Überflutung mit all ihren Schrecknissen zu bewahren, bekanntermaßen nur ein Mittel: von der Verteidigung selbst zum schärfsten Angriff überzugehen, um den Gegner solange aufzuhalten, bis unsere Kriegsvorbereitungen, die um Monate später als die des Feindes begonnen hatten, auf den nötigen Stand gebracht werden konnten. Da durfte nichts vom Kriegsschauplatz zurückbleiben, am wenigsten jenes Armeekorps, von dem man wußte, daß es die größte Leistungsfähigkeit und den meisten Angriffsgeist im ganzen Heere schon auf Grund seiner rassischen Zusammensetzung besitze. Und so wurde das 14. Korps von dem südlichen Kriegsschauplatz, für den es jahrelang sorgfältig militärisch und alpin eingeübt worden war, abgezogen, um in wahnsinnigen Gegenstößen zwar den gewünschten Erfolg zu sichern, aber hierbei zum größten Teil auf fremden Gefilden zu verbluten. So war mit einem Schlag die viele jahrelange alpine Arbeit so gut wie zunichte geworden. Tirol von alpinen Truppen entblößt, ja auch sonst fast ungeschützt. Das Einzige, was dem Lande geblieben war, waren die aus Tiroler Landesschützen bestehenden Besatzungen der verschiedenen Sperren. Sie waren an Kampfwert den nach Norden gezogenen Kameraden im allgemeinen nicht ebenbürtig und sozusagen eine „zweite

Garnitur". Trotzdem stellten sie noch weitaus das Beste an Truppen dar, was jetzt und in der nächstfolgenden Zeit zwischen dem allgemeinen und italienischen Kriegsausbruch nach Tirol kam. Und sie waren auch, das muß ihnen der Neid lassen, tüchtige Leute; um wieviel tüchtiger mußten erst ihre auf den Schlachtfeldern Polens für immer schlummernden Kameraden gewesen sein!

So war ein vollkommener Neuaufbau der alpinen Ausbildung notwendig geworden. Hätte unser ungetreuer Bundesgenosse, was er ja doch bestimmt damals schon vorhatte, die Entschlossenheit besessen, schon im August oder September 1914 den Krieg zu erklären und ihn auch wirklich mit einiger Tatkraft zu beginnen, er hätte vielleicht ohne einen Schuß abgeben zu müssen, bis Innsbruck marschieren können. So entblößt von Truppen war damals die italienische Grenze.

Was nunmehr zugeschoben wurde, waren teils Landsturm-Marschbataillone, die aber schon die Bestimmung für den Norden hatten. Als ständige Besatzung erschienen nur sogenannte „Arbeiterbataillone", zum Großteil aus den flachsten Gegenden der Monarchie stammend, an der Hochgebirgsfront. Aber der Italiener versäumte seine beste Stunde und auf österreichischer Seite wurde mit den denkbar dürftigsten und geringsten Mitteln und wenig Menschen die Arbeit unverdrossen von neuem begonnen. Bilgeri war wieder das treibende Element. Es gelang ihm, teils aus den Reihen gedienter Offiziere, teils aus Kriegsfreiwilligen einen Grundstock für die alpine Truppenausbildung neuerdings zu schaffen. Zunächst wurde die in den letzten Jahren eingestellte Schiwerkstätte in Salzburg sofort in größerem Umfang wiedereröffnet und erhielt Zweiganstalten in Freistadt und Grödig. Hier wurden 3000 gefangene Russen als Arbeiter beschäftigt. Desgleichen wurde auch mit alpinen und Schikursen begonnen. Die für den alpinen Dienst bestimmten Offiziere und Kriegsfreiwilligen wurden an die fünf Subrayons-Kommanden, in welche die italienische Grenze Tirols eingeteilt worden war, verteilt. Ihre nächste Aufgabe war in der Zeit bis Weihnachten 1914, die dort stehenden Truppen in erster Linie im Schilauf und in den alpinen Grundregeln zu unterweisen. Freilich war dies kein leichtes Stück Arbeit. Denn die Leute waren zum Großteil steifbeinige, mindertaugliche Gesellen aus der Ebene und konnten sich, besonders im Anfang, nur schwer in ihre neue Rolle als Gebirgsbewohner hineinfinden. Dann aber war das vorhandene Material von einer geradezu unbeschreiblichen Unzulänglichkeit. Von Seehundfellen oder Doppelstöcken war keine Rede, und die vorhandenen Schier waren zum Großteil Ausschußware. Das bessere Material hatte man für den Winterfeldzug in den Karpathen bestimmt. Die Bekleidung war für das Hochgebirge damals zumeist ungeeignet. So erinnere ich mich heute noch mit Schrecken der steifbeinigen Walachen mit ihren eng anliegenden ungarischen Hosen, die unmöglich die einfachste Bewegungsfreiheit am Knie, wie sie zum Bergsteigen erfordert wird, und den notwendigen Kälteschutz gewähren konnten. Aber immerhin, es geschah was möglich war. Und zu Weihnachten 1914 standen dem Korpsbereiche 3000 alpine Schiläufer zur Verfügung. Nachdem mit Ende 1914 die lediglich vorübergehend an der italienischen Grenze stehenden Marschformationen an den nördlichen Kriegsschauplatz abgeschoben worden waren, war auch bald der Zuschub jener Truppen beendet, die für die Verteidigung der italienischen Grenze im Kriegsfall mit Italien in Betracht kamen.

Behufs besserer Organisierung dieser neu unternommenen Truppenausbildung wurde beim Militärkommando Innsbruck ein alpines Referat geschaffen, dessen Leitung der damalige Hauptmann Bilgeri übernahm. Nunmehr standen zu diesem Zwecke eine ganze Anzahl teils gedienter, teils ungedienter erfahrener Alpinisten und Schiläufer zur Verfügung, welche sich schon durch die bezügliche Truppenausbildung in den fünf Sub-Rayons an der italienischen Grenze Tirols bewährt hatten. Somit lag der Gedanke nahe, diesen nunmehr die allgemeine alpine Truppenausbildung und

alles, was überhaupt an alpinen Vorbereitungen und Maßnahmen für den Fall eines italienischen Krieges in Betracht käme, zu übertragen. Mit einem Worte, es wurden nunmehr auch bei den einzelnen Sub-Rayons-Kommanden alpine Referate geschaffen und deren Leitung zunächst den im Herbste 1914 als Schilehrer zur Dienstleistung eingerückten Reserve- und Landsturmoffizieren und nicht gedienten Freiwilligen übertragen, eine Maßregel, die sich in der Folge sehr bewährt hat. Diese alpinen Referenten bildeten den Grundstock der späteren Bergführertruppe. Natürlich wurde auch auf die Ausbildung von Hilfs-Instruktoren großer Wert gelegt, um ein ganzes, im betreffenden Sub-Rayon verbreitetes System, dessen Leitung dem alpinen Referenten oblag, zu schaffen. Hiermit sollte die für die Truppen notwendige alpine Ausrüstung Hand in Hand gehen. Bisher waren die einzelnen Sub-Rayons vielfach auf sich selbst angewiesen. Es wurde sehr viel „improvisiert", wie der damals übliche und sehr verbreitete Ausdruck lautete. Man mußte sich eben mit sehr bescheidenen Mitteln selbst behelfen. Aber jeder alpine Referent trachtete, auch diese Frage immer mehr und mehr einer befriedigenden Lösung zuzuführen und bemühte sich durch Auswahl von geeigneten Professionisten aus seinen Leuten kleine Werkstätten und in der Folge Depots zu schaffen, welche die notwendige alpine Ausrüstung ergänzen und neue anschaffen sollten. Im Laufe des Winters 1915 wurden in den fünf Sub-Rayons achtzehn alpine und Schi-Detachements zu je einem Offizier, vier Unteroffizieren und achtundzwanzig Mann unter der fachkundigen Leitung der alpinen Referenten aufgestellt. Ihre Aufgabe war der Grenzdienst gegen Italien im allgemeinen. Patrouillengänge im Grenzgebiet sollten fleißig ausgeführt werden, nicht bloß zum Zwecke der alpinen Ausbildung, sondern auch zur Erweiterung der Geländekenntnisse, Vorbereitung der Besetzung der Grenzkämme im Kriegsfalle, Ermittlung von Kampfstellungen und nicht zuletzt zu dem Zwecke, um dem einstigen unsicheren Bundesgenossen und späteren sicheren Feind eine ungemein rege militärische Tätigkeit an der Grenze vorzutäuschen, die ihn bereitstehende starke Kräfte an der Tiroler Grenze glauben machen und ihn von jedem Angriff, womöglich von einer Kriegserklärung überhaupt abschrecken sollten. So unzulänglich die Mittel hierzu und so groß Hindernisse jeglicher Art, die wir zu bekämpfen hatten, waren, diese Absicht scheint gelungen zu sein. Denn sonst wäre das mehr als vorsichtige Heranfühlen des Feindes nach der erfolgten Kriegserklärung kaum zu erklären gewesen. Eines dieser Hindernisse war auch die durch innen- und außenpolitische Weisungen hervorgerufene Ängstlichkeit manches höheren Kommandos. Auf dem Kriegsschauplatz freilich, da war die Sache einfach. Da stand alles den Soldaten zur Verfügung, ohne jede Rücksicht auf Zivileigentumsansprüche. Da war sich jeder darüber klar, daß Sonderinteressen, auch wenn sie sich auf das heilige Privateigentum bezogen, dem allgemeinen Wohl weichen mußten. Anders hier. Wenn eine Truppe bei einer Übung über eine noch verschneite Wintersaat lief, so kam der Südtiroler Bauer mit großem Geschrei daher, ohne zu bedenken, wie es während derselben Zeit seinen Standesgenossen, auf deren Gründen die russischen Schlachten tobten, ergehen mochte. Und als einmal ein etwas übereifriger Kanonier eines solchen Schi-Detachements in falscher Auffassung einer Äußerung seines Kommandanten in kalter Februarnacht eine Tür auf Hotel „Franzenshöhe" mit dem Fuße öffnete, zu dem Zwecke, um eine notdürftige Unterkunft bei 30 Grad Kälte zu erlangen, hatte das schwere innerpolitische Aktionen zur Folge, die sogar noch lange Zeit nach Friedensschluß nicht zur Ruhe kommen wollten. Und nicht viel besser stand es um die Angst vor diplomatischen Verwicklungen im Falle einer Grenzüberschreitung. Hier lagen strenge Befehle vor, unter keinen Umständen die italienische Grenze zu überschreiten, ja sich ihr womöglich nicht zu sehr zu nähern. Das Kunststück bestand darin, die Grenze möglichst intensiv abzupatrouillieren, Kampfstellungen zu ermitteln, das Gelände vom militärischen Gesichtspunkt genauestens zu

erforschen und dem Feind zu zeigen, daß man mit starken Kräften an der Grenze am Werke sei, sich anderseits aber doch behufs Vermeidung diplomatischer Affären vom Feinde nicht sehen zu lassen und die Grenze ängstlich zu vermeiden. Da mußte sich mancher Kommandant ein Beispiel an dem verewigten großen Feldherrn Prinz Eugen von Savoyen nehmen, der bekanntlich den knapp vor der Schlacht bei Zenta erhaltenen Befehl des Hofkriegsrates ungelesen in die Tasche steckte und ihn erst nach gewonnener Schlacht eröffnete. Dabei waren die Kommandanten der alpinen Detachements und alpinen Referenten insofern in einer noch schwierigeren Lage, als sie ja über ihre Tätigkeit Meldungen erstatten mußten, welche sachlich erschöpfend und dabei doch vorsichtig gehalten sein mußten. Wenn die bevorstehende Kriegserklärung Italiens in der allgemeinen internationalen Spannung bei aller damit verbundenen Gefahr erlösend zu wirken versprach, so war dies mit Rücksicht auf die geschilderten Umstände hier im kleinen der Fall. So standen also die Dinge, als die Kriegserklärung am 23. Mai 1915 tatsächlich erfolgte. Auf der italienischen Seite stand eine vollkommen frische ungeschwächte Armee mit den modernsten Kriegsmitteln, und vor allem noch mit ihren besten Kräften, auf österreichischer Seite dagegen an Truppen das letzte, was zu dieser Zeit die Monarchie aufbieten konnte, und das in geringer Anzahl und mit durchaus unzulänglicher militärischer und alpiner Ausrüstung. An einem lokalen Beispiel mag das ungleiche Kräfteverhältnis so recht veranschaulicht werden:

An der Ortlerfront stand auf italienischer Seite in Bormio eine kriegsstarke italienische Alpini-Brigade, tüchtige Leute, Soldaten, denen noch nordisches Blut von ihren gotischen und langobardischen Vorfahren in den Adern rollen mochte, mit modernen Geschützen, Minenwerfern und allem möglichen besten Kriegsgerät. Auf österreichischer Seite im Gebiete des Sub-Rayon 1, dessen Kommando sich in Prad im Vintschgau befand, ein sogenanntes Arbeiter-Bataillon (also weniger taugliche Leute aus der ungarischen Tiefebene), die kleine Besatzung der Sperre Gomagoi, wenige Männer Gendarmerieassistenten mit einigen tüchtigen Feldgendarmen, eine Batterie uralter Feldkanonen, Muster 1875, und schließlich die sogenannten Standschützen-Bataillone, also alles im großen und ganzen, mit ganz wenigen Ausnahmen, Leute von minderem Kampfwerte, die auch ihrer Zahl nach den zehnten Teil des ihnen gegenüberliegenden Feindes kaum erreichen mochten, mit Geschützen, die in einem historischen Museum am Platze gewesen wären.

Aber trotzdem war von einem kräftigen Angriff des treulosen Bundesgenossen nirgends die Rede. Warum?

Das soll hier nicht näher untersucht werden. Einiges geht ja aus dem Gesagten hervor. Die Hauptsache war, daß durch den Mangel italienischer Unternehmungslust Zeit und damit alles gewonnen wurde. Jetzt, da auch an der Hochgebirgsfront der Krieg ausgebrochen war, war die Frage, ob die Wege dortselbst die zur Kriegführung nötige Güte besäßen, aus einer theoretischen in eine praktische verwandelt worden. Auf eine Probe, ob die Ansicht derer richtig sei, daß das unwegsame Hochgebirge über 3000 *m* Meereshöhe für Kampfhandlungen nicht in Betracht käme, konnte man sich nicht mehr einlassen. Die vorhandenen alpinen Sachverständigen, in erster Linie die alpinen Referenten hatten die Aufgabe, hier auf alle Möglichkeiten und Gefahren vom alpinen Standpunkte aus aufmerksam zu machen und selbst die Berufsbergführer, die für ihre Gebiete jetzt von überall her herangezogen wurden, über ihre im Krieg gegenüber ihrem Zivilberuf geänderten Pflichten und Notwendigkeiten zu belehren. Und dabei mußte schon wieder für Nachwuchs gesorgt werden. Denn was an alpinen Referenten, Kommandanten und Alpinisten überhaupt da war, das war an der vordersten Kampffront festgelegt und versah hier jetzt schon den Dienst der später organisierten Bergführertruppe. Freilich suchte man zunächst von der nörd-



Blick von den Hintern Wandeln auf Eiskögel, Thurwieserspitze, Trafoier Eiswand, Kristallspitzen und Geisterspitze
Im Hintergrund Grosina- und Berninagruppe



Eisgrotte im Gipfel der Königsspitze

lichen Kampffront soviel als eben möglich an gebirgsgewohnten Truppen für den italienischen Krieg abzuziehen. Aber wie wenig war dort entbehrlich, wie viele der kühnsten Bergsteiger lagen dort tot im Boden Polens. Eine wesentliche Unterstützung für die schwach besetzte Südwestfront war die Verschiebung des deutschen Alpenkorps (Generalleutnant von Krafft) dorthin. Aber auch das bestand zum Großteil aus nicht alpinen Truppen, so daß auch hier wieder alpine Ausbildung, Einteilung, Beratung und Ausrüstung nötig war, wozu die notwendigen Leute herangezogen werden mußten. Aus allen diesen Gründen wurde zunächst im Juni 1915 das alpine Depot in Bozen samt alpiner Werkstätte aufgestellt. An dasselbe wurde der alpine Ausrüstungsbedarf der gesamten Tiroler Front von den k. u. k. Schiwerkstätten in Salzburg-Grödig und Freistadt verschickt und von dort aus verteilt. Auch die Wiederherstellung der schadhaft gewordenen alpinen Ausrüstungsgegenstände der Tiroler Front wurde von diesem alpinen Depot in Bozen vorgenommen. Zugleich wurde dieses die Sammelstelle der als Bergführer jetzt schon in Betracht kommenden Offiziere und Mannschaftspersonen. Diese wurden nach Möglichkeit dorthin einberufen und von dort an die Kampffront als Bergführer verteilt. So wurde schon damals das alpine Depot in Bozen nicht nur zu einer Ausrüstungs-, sondern auch zu einer Bergführerersatzabteilung, als welche es bei Aufstellung der Bergführertruppen selbst wirklich ausgebaut wurde.

Nach Abmarsch des deutschen Alpenkorps aus Tirol und Ersatz desselben durch das 14. und 3. Korps konnten die an der Dolomiten- und Fassaner Front verteilten Bergführer nach Bozen genommen und hierauf von da wieder an die ganze Tiroler Front gleichmäßig, bzw. den Schwierigkeiten der einzelnen Frontabschnitte entsprechend, verteilt werden. Die alpinen Referenten hielten nun, durch diese Bergführer unterstützt, an der Front Schi- und Bergführerkurse ab und erteilten die nötigen Ratschläge zur Instandsetzung von hochalpinen Wohnbauten und Ausrüstungsgegenständen der Mannschaft, zur Vermeidung der Gefahren des kommenden Winters, besonders der Lawinengefährdung mancher Wohnbauten und Stellungen. Außerdem wurden unter ihrem Kommando die alpin schwierigen Patrouillenkämpfe und sonstige Unternehmungen durchgeführt. Es wurde zwar die Verteidigung durch den fortwährenden Stellungsausbau erleichtert, aber auch die Kampftätigkeit des Feindes wieder reger, was aber wieder ausgesprochen hochalpine Unternehmungen notwendig machte.

Der unermüdlichen Belehrung der Mannschaft und der steten Verbesserung der Ausrüstung derselben war es auch zu danken, daß an der Tiroler Front im Vergleich zu den Karpathenkämpfen im Winter 1914/15 eine nur verschwindende Anzahl von Frostschäden und Erfrierungen an Gliedmaßen vorkam.

Da im Winter die Kampftätigkeit naturgemäß etwas geringer war, so blieb mehr Zeit für Organisation, Ausbildung und Ausrüstung der alpinen Truppen. Es wurden durch den Alpinreferenten des Landesverteidigungskommandos, Hauptmann Bilgeri, so viel autorisierte Bergführer und Bergführeraspiranten als möglich aus allen Truppen der Monarchie, sei es von der Armee im Feld oder des Hinterlandes, zusammengeholt und vom Alpindepot Bozen aus an die Tiroler Front verteilt. In Bergführerkursen wurden dieselben mit ihren Pflichten als Militärbergführer vertraut gemacht und versahen ihren schwierigen Dienst fast überall zur Zufriedenheit. Für die Befriedigung des erhöhten Bedarfes an Alpinausrüstung sorgte die Schiwerkstätte Salzburg mit ihren Zweigstellen Grödig und Freistadt, die eine erstaunliche Unterstützung durch die von den Alpinreferenten errichteten Werkstätten erhielt. Schon gleich nach Beginn des italienischen Krieges wurde die Frage des Ersatzes alpin tüchtiger Kommandanten und Truppen aus dem Hinterlande geregelt. Damals waren es alpine Schikurse in den Ötztaler- und Zillertaler Alpen, die diesem Bedarf genügen sollten. Sodann wurde durch das Militärkommando Innsbruck ein ständiger alpiner

Kurs aufgestellt, der seinen Standort im Sommer am Moserboden und im Winter am Arlberg hatte. Die Lehrgänge waren den Verhältnissen und Jahreszeiten angepaßt. Im Winter am Arlberge bezog sich die Ausbildung naturgemäß in erster Linie auf den Schilauf, im Sommer am Moserboden vorwiegend auf sonstige alpine Übungen. Besonders eifrig scheint dortselbst die Felshakentechnik betrieben worden zu sein. Denn als ich im Sommer 1922 vom Moserboden aus den südlichen Bärenkopf und seinen Südwestgrat erstieg, sah ich zu meinem großen Erstaunen zu meinen Häupten auf einer ziemlich glatten Felsplatte einen ungeheuren Spieß herausragen. Bei Näherkommen und genauerem Betrachten zeigte sich, daß es ein nahezu ½ *m* langer verrosteter Spiegelhaken aus dem Hotel Moserboden war, den eine offenbar besonders eifrige alpine Übungspatrouille dortselbst so tief als möglich in den glatten Granitfels versenkt hatte.

Diese vom Militärkommando Innsbruck im Hinterlande aufgestellten Alpinen und Schi-Kurse waren für die spätere Aufstellung der Bergführertruppe von großer Wichtigkeit; denn sie waren der Hinterlandsersatz für dieselben. Zu diesen Kursen wurden die voraussichtlich für den alpinen Dienst in Betracht kommenden Offiziere und Mannschaftspersonen einberufen und dortselbst ausgebildet, bzw. geprüft. Die weitere Verwendung richtete sich sodann nach der im Laufe und mit Ende eines solchen Kurses erlangten und bewiesenen Fähigkeit. So war die Aufstellung der Bergführertruppe zu Beginn des Jahres 1916 tatsächlich nach allen Seiten hin vorbereitet. Sehr förderlich für die Sache im allgemeinen und für die formelle Organisation im besonderen waren die im Anfang in unregelmäßigen Abständen, später allmonatlich stattfindenden Zusammenkünfte der alpinen Referenten und Kommandanten in Bozen. Hier wurden Meldungen erstattet, Erfahrungen ausgetauscht, Befehle entgegengenommen und erläutert, Lehrmethoden gegenseitig mitgeteilt und begutachtet, lehrreiche Erlebnisse bei hochalpinen Kampfhandlungen gemeldet und aus dieser gegenseitigen Aussprache reichlich Nutzen gezogen. Es ist leicht einzusehen, daß kaum etwas für die Ausbildung alpiner Truppen und hauptsächlich für die Auswahl und Anwendung alpiner Kampfmittel und die ganze Art des Kampfes im schwierigen Alpengelände überhaupt so fördernd und so vereinheitlichend wirken konnte, wie diese Besprechungen.

Nach dem Gesagten waren es drei wichtige Einflüsse, welche die Organisation der Bergführertruppe schufen: 1. Die vereinte Tätigkeit der alpinen Kommandanten und Referenten, bzw. deren vorbereitende Tätigkeit vor Ausbruch des italienischen Krieges; 2. die Aufstellung des alpinen Depots in Bozen und 3. die erwähnten Besprechungen dortselbst.

Da hier die tüchtigsten Alpinisten Österreichs zu Worte kamen, so hat sich damals auch ein Fortschritt in der Bergsteiger- und Schilauftechnik gezeigt, der für die spätere Entwicklung des Alpinismus und Schilaufes grundlegend wurde.

Die vorhin erwähnten alpinen und Schikurse des Militärkommandos Innsbruck am Moserboden und am Arlberg bildeten gewissermaßen die Hinterlandskompagnie der nunmehr organisierten und zur Aufstellung gelangenden Bergführertruppe. Zwei im Etappenbereich befindliche Kompagnien waren in Bozen beim alpinen Depot als Instruktions- und Ersatzkompagnien, während dreizehn an der Front tätig waren. Jede Kompagnie hatte vier Frontzüge, einen technischen oder Bauzug und einen Ersatz- und Instruktionszug. Bei Aufstellung war das oberste Kommando der Bergführertruppe das Bergführertruppenkommando der 10. Armee, Feldpost 510, mit dem alpinen Hauptdepot Bozen. Ihm unterstanden das Bergführerkommando des Truppenkommandos Erzherzog Peter Ferdinand, ferner das Bergführerkommando des 20. Korpskommandos und das Bergführerkommando der 56. Schützendivision. Diesen drei Kommanden waren nun nachstehende Bergführerkompagnien unterstellt: Dem

ersten die Bergführerkompagnie 1 (Ortlergebiet), 10 (Marmolata), 2, 9 und 11 (Adamello bzw. Tonale), dem 20. Korpskommando die Kompagnie 3, 12 und 13 (südliches Adamellogebiet, bis in die Gegend von Riva), und der 56. Schützendivision die 4. Kompagnie (Lafraun und Vielgereuth). Dem Bergführertruppenkommando der 11. Armee unterstanden 5., 6., 7. und 8. Kompagnie. Während das alpine Depot in Bozen verblieb, wurden die Instruktionsabteilungen im Anfang vorübergehend, später ständig von dort nach St. Christina in Gröden versetzt und bildeten dortselbst die eigentliche militärisch-alpine Hochschule. Hier wurde jede Aufgabe der Bergführertruppe entsprechend berücksichtigt, die alpine Gefechts- und Sturmausbildung schritt damit Hand in Hand, die Organisation aller Maßnahmen gegen Lawinen, die hierbei nötigen Vorsorgen, Lawinenschutzbauten, Rettungsstationen usw. wurden praktisch gelehrt. So manches Lawinenunglück an der Front wurde in der Folge durch rechtzeitiges Eingreifen der Bergführertruppe verhindert und noch mehr derartige Unfälle wären verhindert worden, hätte man dem Kommandanten dieser Truppen rechtzeitig Gehör geschenkt.

So konnte man den Dienst, welchen diese Truppen zu versehen hatten, im großen und ganzen in fünf Hauptaufgaben teilen:

1. Den Kampf in den hohen Stellungen und auf solchem Gelände, das von anderen Truppen überhaupt nicht erreicht wurde und in dem daher auch nur die alpin bestausgebildeten, also die Bergführer-Truppe als Kampftruppe auftreten konnte.
2. Die Führung und Beratung der übrigen Truppen, um diese mit der Zeit auch so sehr wie möglich alpin kampffähig zu machen und sie im einzelnen Falle vor Gefahren und Mißerfolgen so sehr wie möglich zu bewahren.
3. Der hochalpine Aufklärungsdienst.
4. Der Rettungsdienst im Hochgebirge.
5. Die hochalpinen Weg-, Unterstände-, Stellungs- und Schutzbauten.

Um nun eine Truppe von möglichst hoher Leistungsfähigkeit heranzubilden, wurde folgender Weg eingeschlagen. Die bei den Hinterlandskursen herangebildeten Offiziere und Mannschaftspersonen wurden je nach ihrer Brauchbarkeit zunächst in drei Gruppen eingeteilt. Die beste kam zur Bergführerersatzabteilung nach Bozen bzw. St. Christina. Die nächsten kamen an die Front zu den sogenannten Hochgebirgskompagnien und sollten zur Ergänzung bzw. Verbesserung dieser Truppe beitragen, von der man gewiß eine nicht unbedeutende alpine Leistungsfähigkeit verlangte, wenn man sie auch nicht als alpine Sondertruppe ansprechen konnte. Die dritte Gruppe, also diejenige, die verhältnismäßig am wenigsten entsprach, kam zu ihrem Truppenkörper wieder zurück und sollte dort nach Möglichkeit ihre erworbenen Kenntnisse verwerten. Die Bergführertruppe selbst aber ergänzte sich lediglich aus den Besten, nämlich aus den Ersatz- und Instruktionsabteilungen von Bozen und St. Christina.

Es ist die alte Ehre und der alte Fluch alles Tüchtigen, seine Fähigkeiten und sich selbst der Allgemeinheit zum Opfer zu bringen. Und diese alte traurige Weisheit hat sich auch bei der Bergführertruppe verwirklicht. Es war alles getan worden, um sie zu einer möglichst tüchtigen, leistungsfähigen und erfahrenen Sondertruppe für das Hochgebirge zu gestalten; und nun sie als solche in die Kampfstellungen einrückte, war es nur zu begreiflich, daß sich die Abschnittskommandanten gerne ihrer bedienten, um Erfolge zu erzielen, obwohl die Schonung einer solchen schwer ersetzbaren Truppe geboten gewesen wäre. Wo immer aber es galt, im Sturm über Türme, Wände, brüchige Felsgrate, über Eiswände oder gar in deren Innern feindliche Stellungen zu nehmen, im feindlichen Feuer Wege herzustellen, über glatte Felswände Verwundete abzuseilen und dergleichen mehr, da mußte die Bergführerkompagnie heran. Und dabei stets der bescheidene Name „Bergführer“, bei dem so mancher Uneingeweihte

glauben mochte, es handle sich hier um keine Kampf-, sondern höchstens um eine Hilfstruppe, wenn nicht überhaupt nur um zivildienstpflichtige Wegweiser. Das hat freilich in Wirklichkeit ganz anders ausgesehen und jeder Abschnittskommandant wußte, was er an seiner Bergführerkompagnie hatte und hätte gerne ein Vielfaches an Zahl anderer Truppen für Angehörige jener Truppe hergegeben.

Es ist natürlich nicht möglich, im einzelnen auf die zahlreichen Erfolge und Verluste der Bergführertruppe einzugehen. Und so wähle ich aus den vielen mir hierüber vorliegenden Meldungen nur zwei heraus, die als Beispiel für Tätigkeit und Erfolg der Bergführertruppe dienen sollen. Eine schwierige Erkundungspatrouille einerseits, eine Sturmunternehmung durch das Innere der Trafoier Eiswand, eines der schwersten Gipfel des Ortlerkammes, anderseits. Aber lassen wir den betreffenden Meldungen selbst das Wort:

Bericht

über die in der Nacht vom 4. auf 5. Oktober 1917 durchgeführte Patrouille auf Kote 3187 und gegen Kote 3153. Aufstieg durch die Eisrinne unterhalb Kote 3187.

Um 5 Uhr nachmittags erreichten wir Südpol (S-Randspalte). Beim oberen Doppelposten trafen wir unsere Vorbereitungen und als eine Nebelwolke heranzog, eilten wir rasch aus dem Trichter, in dem der Posten steht, heraus, und der Randspalte entlang bis zum Loch, das die Patrouille am 30. September erreicht hatte. Eine vorübergehende Aufhellung zwang uns zur Deckung, zumal ein Maschinengewehr uns heftig unter Feuer nahm. Etwa 200 Schritte mußten wir entlang der Spalte vorwärts, von Minen-Trichter zu Trichter springend, bis wir unter der Rinne, die wir zum Aufstieg benützen wollten, standen. Zugführer B. ging sofort die etwa 15 *m* hohe Eiswand der Randspalte an, die er in äußerst schwieriger Eisarbeit überwand. Wegen der großen Unsicherheit der Eisoberfläche — Minen hatten das Gefüge des Eises erschüttert — wählten Patrouillenführer und ich einen 50 Schritt weiter östlich gelegenen, etwas leichteren Aufstieg aus der Spalte. Unsere Hoffnung, guten Schnee auf dem 60gradigen Steilhang zu finden, erfüllte sich nicht. Bereits hier mußten wir Stufen schlagen; langsam querten wir den Hang nach rechts aufwärts bis zum Felskopf, der dem unteren Ausgang der Rinne östlich vorgelagert ist. Von hier an stiegen wir in einer Linie die Rinne hinan. Jeder Tritt forderte unter schwierigsten Verhältnissen geschlagene Eisstufen; im oberen Teil der Rinne wurde die Steigung derart (70 Grad), daß wir uns beinahe zur Umkehr entschlossen hätten. In vorbildlicher Eisarbeit überwand Zugführer B. diese Stelle als erster. Von dort gewannen wir, auf einer Felsrippe aufwärts kletternd, den Grat links der Rinne, über den wir die Kote 3187 erreichten: 4½ Stunden Stufenhacken! Über den Hauptgrat gingen wir nun gegen Kote 3153 vor: die zunehmende Aufhellung zwang uns jedoch, ein weiteres Vorgehen zu unterlassen. Zwecks besserer Sicht in die Südwand dieser Kote seilten wir Zugführer B. eine ganze Seillänge in die Südwand ab; auch er konnte keine feindliche Arbeit gegen Kote 3153 bemerken, ebenso wie auch wir während des Aufstieges kein Arbeitsgeräusch hörten. Der Abstieg erfolgte auf demselben Weg. Die schwierigste Stelle der Eisrinne seilten wir uns 50 *m* ab. Beide Seile mußten, da die Bergung nicht möglich war, größte Eile aber wegen der vollständig eingetretenen Aufhellung geboten war, zurückgelassen werden. Während des Aufstieges wurden wir von der (eig.!) Karlstellung und vom Feind mit Leuchtraketen gesucht, mit Schrapnells wurden wir in Zwischenpausen während der ganzen Unternehmung belästigt.

Die Gratrippe östlich links der Eisrinne würde sich zum Ausbau als Stellung gut eignen, wobei aber der Bau eines Eisstollens unbedingt bis zur Scharte notwendig wäre, da die Rippe selbst nur gegen Infanteriefeuer einen Schutz gewährt. Von diesem Eisstollen könnte dann der Vortrieb von Felsstollen (für M.-G.) in die Rippe begonnen werden.

Bericht über die Trafoier Eiswand-Unternehmung

An der Trafoier Eiswand war zuerst die Kote 3419 von uns besetzt. Bald nach Besetzung des Kleinen Eiskögele und Übernahme der Madatschstellung durch Hochgebirgskomp. Nr. 30 hatte der Feind sich sowohl auf der Thurwieserspitze als auf der Trafoier Eiswand festgesetzt. Er hatte überall, wo immer wir mit ihm um Gipfel rangen, die kürzeren und leichteren Anstiege; so auch vom Passo dei Camosci aus; durch klammartig von Felsen eingeschlossene Rin-

nen zur Trafoier Eiswand, und zwar derart gedeckt, daß die Anstiegsroute nicht einmal vom Cristallo-Ostgipfel aus eingesehen werden kann. Er hatte sich in dem horizontalen Vorsprung der Schulter westlich unter dem Gipfel eingenistet.

Im Frühjahr 1917 erhielt alpiner Referent und Kommandant der Bergführer-Kompagnie den Befehl, wegen Eroberung des Passo dei Camosci zu rekognoszieren, da man vermutete, daß durch die Besitznahme dieser Stellung die Eiswandschulterstellung zur Aufgabe gezwungen wird.

Er meldete, daß bei einem Angriff auf die Camoscistellung, selbst bei vollem Gelingen, der gewünschte Zweck, die ital. Eiswandschulterstellung zu erschüttern und zur Aufgabe zu zwingen, bestimmt nicht erreicht wird, da der Bäckmanngrat an mehreren Stellen besetzt ist und vom Thurwieser über diesen Grat der italienische Nachschub bei Besetzthalten der Camoscistellung erfolgen würde, daß außerdem das Halten der eroberten Stellung sehr fraglich wäre. Hingegen besteht volle Aussicht auf Erfolg, die Eiswandschulterstellung selbst anzugehen, und zwar durch einen Eistunnel auf die höchste Spitze, der durch die Seracs und Hängegletscher der Nordwand zu führen hätte. Die Hochgebirgskomp. Nr. 30 und Bergführer der B.-F.-Komp. begannen gemeinsam unter der Leitung von Oblt. B. und Zugführer P. von unterhalb des Glockenjoches ausgehend, einen Eisstollen zu bauen, der am 27. August 1917 beendet war; noch am selben Morgen wurde die feindliche Besatzung derart überrumpelt, daß ohne eigene Verluste 2 Offiziere und 20 Alpini gefangengenommen werden konnten. 6 Bergführer begannen sogleich im feindlichen Feuer vom Eiskögele und Camoscipaß aus den Westgrat der Eiswand als Nachschublinie von Kote 3419 auszubauen, mit Drahtseil zu versichern, um diesen Anstieg auch für Nichtalpinisten begehbar zu machen, da der Eisstollen an mehreren Stellen einzustürzen drohte. In ununterbrochener Tätigkeit gelang diese Arbeit, so daß am 29. bereits die Telephonverbindung und das Zugseil für einen Seilaufzug über den Gratweg hinaufbefördert war.

Am 28. August früh trafen auch noch 30 Mann des Alpin. Detachements nach einem Nachtmarsch auf Madatsch ein, die um 10 Uhr vormittags die Eiswandbesatzung ablösten und bis zum 31. August 1 Uhr morgens die ausschließliche Besatzung in der eroberten Stellung bildeten. Bei grauenhaften Schneestürmen, vollständig durchnäßt, wurde an der Verteidigungsanlage Tag und Nacht gearbeitet. Die bestehenden, vollständig gefrorenen Sandsackbauten wurden abgetragen und zweckentsprechend neu aufgebaut, Eis- und Schneekavernen ausgehoben, Schußscharten und Flankierungsanlagen errichtet, vorgeschobene Postenstände errichtet, um für einen eventuellen Gegenangriff gerüstet zu sein.

Derartige Meldungen wurden über jede durchgeführte Unternehmung fortlaufend erstattet und zwar nicht etwa bloß an das vorgesetzte Abschnittskommando an der Kampffront, sondern auch im Dienstwege bis zum Bergführergruppenkommando der Heeresgruppe Feldmarschall Freiherr von Conrad. Hierdurch war eine außerordentlich wertvolle Sammlung von Erfahrungen möglich, auf denen stets weitergebaut wurde. Auf diesen jeweiligen Erfahrungen und theoretisch und praktisch errungenen Kenntnissen fußend, wurde im Laufe der Zeit eine ganze Anzahl von Dienstbehelfen für den Bereich der Heeresgruppe und naturgemäß darüber hinaus für die gesamte Gebirgsfront ausgegeben, und zwar: Vom Landesverteidigungskommando in Tirol Juli 1915: „Der Gebirgskrieg im Winter". Von demselben: „Anleitung zur Aufstellung und Verwendung von Schiabteilungen". Von demselben im September 1915: „Merkblatt für den Gebirgskrieg im Winter". Vom Heeresgruppenkommando in Tirol, im August 1916: „Alpine Weisungen". Vom alpinen Referate des 20. Korpskommandos: „Anleitung für den militärischen Gebirgsdienst". Im Dezember 1916, vom Kriegsministerium, Abtlg. 5, im März 1917: „Anleitung für den alpinen Dienst". Vom Militärkommando Innsbruck ein Vortrag des Hauptmann Bilgeri im März 1917: „Die Lawinengefahr und Bekämpfung derselben", August 1917: „Provisorische Lawinenschutzbauten". Vom alpinen Referate des Militärkommandos Innsbruck im November 1917: „Beschreibung der alpinen Ausrüstung". Diese Dienstbehelfe waren nicht nur für die im alpinen Dienst in Verwendung stehenden Truppen sehr wichtige Hilfsmittel, sie wurden vor allem auch grundlegend für die ganze weitere Entwicklung des Alpinismus und Schilaufs überhaupt.

Unter den so zahlreichen und verschiedenartigen Diensten der Bergführertruppe verdient die Bautätigkeit besonders hervorgehoben zu werden. Und ebenso wie der

hochalpine Rettungs-, Erkundungs-, Führerdienst u. dgl. mehr, so spielten sich diese Bauarbeiten nur zu häufig nicht nur unter dem Tosen abgehender Lawinen und fallender Steine, sondern auch unter feindlichem Feuer ab. Auch sie waren also als hochalpine Kampfhandlungen unter alpinen Gefahrenverhältnissen zu werten. Diese Arbeiten bestanden in Weg-, Stellungs-, Unterstands- und Sicherungsbauten. Sie sind naturgemäß den Bauzügen der einzelnen Bergführer-Kompagnien zugefallen, deren Angehörige ja auch die notwendige Sonderausbildung aufwiesen. Sie mußten im allgemeinen Zimmerleute, Maurer und Eisenarbeiter sein. Es ist leicht zu begreifen, daß nur ein vollendeter Bergsteiger über eine steil ausgesetzte Felskante mit Hilfe von Seilen, Stiften, Klammern, Leitern u. dgl. einen „Weg" herstellen kann, und daß eiserne Nerven dazu gehören, sich hierbei auch durch im Fels krepierende 15-*cm*-Granaten nicht stören zu lassen. Dabei mußte sie der Bergführer gut bauen, also mußte er bei Tageslicht arbeiten, damit die übrigen Kampftruppen dann unter dem Schutze nächtlichen Dunkels den so gesicherten Steig rasch und darum verhältnismäßig ungefährdet auf- und absteigen konnten. Und ähnlich war es auch bei den anderen Bauten. In allen Fällen mußte der Bergführer seinen ganzen Mann stellen und sich der hohen Verantwortung, die er für sein Werk trug, bewußt sein, sollte es gelingen und die eigene Truppe vor Schaden bewahrt bleiben.

Es mag wohl in den Geländeverhältnissen gelegen gewesen sein, daß von den Bergführern auf diesem Gebiete, gerade in den Marmolata- und Fassanerbergen und in den Ortleralpen, Besonderes geleistet wurde. Freilich entsprechen auch die Verluste dieser aufopfernden und erfolgreichen Tätigkeit dortselbst. Denn es war leider nicht allzu selten, daß eine Patrouille des Bauzuges bei der Arbeit vom feindlichen Artillerie- und Minenfeuer überrascht und ganz oder zum Teil vernichtet worden war.

Ungezählte solcher Bauten aller möglichen Art wurden durchgeführt, so z. B.:

Der Klettersteig über den Nordgrat des Col Ombert, Klettersteig über die Nordwand der Costabella, Klettersteig über die Wand des Kamelrückens, Klettersteig über den Nordgrat der Pta. Penia, Klettersteig auf die Südspitze des Col de Bous, Sprengung im Kamme Pta. di Penia—Ombrettapaß, Verbindungsweg Busa-alta-Scharte—Cancenagolgrat, Aufstieg zum Weg Bocchescharte—Lusiascharte (beim ersten Versuch der Anlage fand die ganze Bauzugspatrouille [12 Bergführer] durch einen Minenvolltreffer den Tod); Wegbau auf Cesepaß, Wegbau auf Cima di Valon, Wegbau in der Ceremanaschlucht, zahlreiche Fels-Wegbauten im Gebiete des Colbricon und vieles, vieles andere mehr.

Es führte natürlich zu weit, sollte man hier alle diese ungezählten Weg-, Unterstands-, Stellungs- und Schutzbauten anführen, die vielfach unter den allerschwierigsten Verhältnissen ausgeführt wurden. Nur kurz seien noch die Eisbauten im Marmolatagletscher erwähnt. Dieser Gletscher war in verschiedenen Richtungen wie von Maulwürfen unterhöhlt und ganze Bataillone fanden in seinem Inneren ihren Unterstand — leider an einem kritischen Wintertag erster Ordnung infolge Lawinen- und Eissturzes auch den Tod. Man hatte damals auch wieder den Warnungen der Bergführeroffiziere zu wenig Gehör geschenkt und die gefährdeten Teile der Marmolatagletscher-Stellungen nicht rechtzeitig geräumt. Wenn diese Eisbauten auch unter großen Schwierigkeiten und Mühsalen hergestellt werden mußten (man mußte sich während des Baues vielfach mit sehr improvisierten Nachtlagerstätten begnügen, wie z. B. eine Randspalte!), so hatten sie doch auch große Vorteile. Infolge der Gleichmäßigkeit der Bearbeitungsmöglichkeit bot das Eis schon geringere Widerstände, als dies vielfach im Felsgebiet der Fall war. Man konnte also in beliebiger Ausdehnung und nach beliebiger Richtung hin Unterstände, Geschützstände, Kabelleitungen u. dgl. einbauen. Natürlich war der Eisstollen ein wichtiger Schutz nicht bloß gegen Winterstürme, sondern auch gegen Sommergewitter, denen gerade die

ausgesetzten Felsunterstände oft in gefährlicher Weise ausgeliefert waren. Auch der Schutz gegen feindliche Sicht war ein vollständiger, der Schutz gegen feindliche Feuerwirkung ein guter. Diese Vorteile hat man sich nun im Marmolatagebiete und in anderwärtigen Eisgebieten wie insbesonders Ortler und Adamello sehr zunutze gemacht. Es wurde mit Recht darauf hingewiesen, daß die Entwicklung der alpinen Technik und des Alpinismus überhaupt durch den Ausbruch des Weltkrieges einen argen Rückschlag erfahren habe. Durch vier Jahre war ja vom Bergsteigen im bisherigen Sinne so gut wie keine Rede und die im Hinterlande zur persönlichen Erholung oder Freude am Bergsteigen durchgeführten Bergfahrten zählten zu solchen Seltenheiten, wie etwa 60 oder 80 Jahre vorher. Und dazu die außerordentlich großen Verluste gerade in Bergsteigerkreisen.

Aber anderseits war der Alpinismus und insbesonders der alpine Schilauf durch den Krieg in einer Weise Allgemeingut geworden, wie nie vorher. Viele Tausende von Soldaten lernten Schilaufen und fanden Freude daran, die sonst in ihrem Leben wohl nie mit Schilauf oder Alpinismus Bekanntschaft gemacht hätten; und hierzu kam die durch die Aufstellung und Organisation der Bergführertruppe und die ausgegebenen Dienstbehelfe gewährleistete einheitliche Entwicklung. Daß sich bei gleichem Prozentsatz aus einer größeren Menge, gewissermaßen aus einem größeren Reservoir von Schiläufern und Bergsteigern auch mehr besonders Tüchtige entwickeln, ist ja leicht einzusehen. Und so war es also auch der Bergführertruppe vorbehalten, der Grundstein für die künftige Friedensentwicklung von Schilauf und Alpinismus zu werden. Die militärische Schitechnik wurde grundlegend für die Weiterentwicklung des Schilaufs, mag es jetzt „alpiner Schilauf", „Arlbergtechnik" oder sonst wie heißen.

Und ähnlich ist es beim Alpinismus. Freilich war Eckenstein der Begründer der heute so viel verbreiteten Steigeisen und ihrer Verwendung. Aber die Allgemeinheit dieser Verwendung und Erprobung erfolgte im Krieg. Und so war es auch mit der Kunst des Felskletterns, mit der Handhabung des Seiles, mit dem Gebrauch von Mauerhaken und dergleichen mehr. Alles was der Krieg an Alpinismus und Schilauf verschuldet hatte, hat er so wieder gutgemacht. Und heute muß wahres, echtes Bergsteigertum und der in Österreich schon zum allgemeinen Volkssport gewordene Schilauf wieder vielfach den Mangel körperlicher, ja zum Teil auch moralischer Militärerziehung ersetzen. Neben dem Turnen, diesem außerordentlich wertvollen Volkserziehungsmittel, ist gerade das Bergsteigen und Schilaufen eines der besten Ersatzmittel für die uns fehlende allgemeine Wehrpflicht. Sie erfordern Betätigung von Mut, Kraft und Ausdauer, die hervorragendsten Eigenschaften des Soldaten. Und wenn wir uns heute nach zehnjähriger Pause unserer im Kriege gefallenen Bergkameraden erinnern, so werden wir ihr Andenken am besten dadurch ehren, daß wir die damals bewiesene Tüchtigkeit nicht als einen leeren Wahn erklären, sondern als notwendige Grundlagen für Bestehen und Entwicklung des Volkes erachten. Denn nicht die ewige Geldwirtschaft allein führt zum Siege. Hierzu ist vor allem Volksgesundheit und Kraft und aktive Vaterlandsliebe, die sich nicht bloß in Worten erschöpft, sondern auch zur Tat bereit ist, nötig. Uns vaterlandstreuen Bergsteigern werden darum stets die Leistungen der Bergführertruppe als Vorbild dienen, betrachten wir sie nun als Alpinisten oder als Soldaten.

In den Ortlerbergen

Bilder aus Krieg und Frieden

Von Prof. Dr. Günter Dyhrenfurth, Zürich

Vom „Hügel der Rückschau“ gesehen, verschwindet die Kette der Jahre im Dämmer der Kindheit. Vieles, was einst groß und wichtig erschien, ist längst in die dunklen Tiefen des Unbewußten versunken, doch um so heller leuchten — für jeden Bergsteiger — manche Stunden unseres alpinen Erlebens zu uns herauf.

Viele Gipfel sind in den Kranz meiner Erinnerungen gewoben, wenigen stehe ich innerlich so nahe, wie dem König der Ostalpen, dem Ortler und seinem Reich. Nicht weil ich diese Gruppe für großartiger halte, als alle anderen. Die Riesenkuppel des Ortler, die unvergleichlich adelige Pyramide der Königsspitze, das kühne Zwillingspaar Thurwieser und Trafoier Eiswand, die klassische Ruhe des Monte Cevedale, der edle Treséro — wohl sind dies Berggestalten, herrlich wie nur etwas im weiten Bogen der Alpen. Doch das ist es nicht, oder wenigstens das nicht allein. Nein — etwas anderes hat zuwege gebracht, daß ich gerade mit der Ortlergruppe so eng verwachsen bin: Als staunendes Kind, als Student in Sturm und Drang, als zähe ringender Alpengeologe, als Alpiner Referent und Bergführeroffizier im Weltkriege, als Bergsteiger der Nachkriegszeit — drei Jahrzehnte sind es, in denen ich immer wieder in diesen Bergen gekämpft, gelitten, genossen, mit einem Worte gelebt habe.

Welche Summe des Geschehens, welche Fülle des äußeren und inneren Erlebens ist für mich in den Rahmen meiner Ortlerberge gespannt! Vor dieser Fülle stehe ich jetzt beinahe etwas beklommen. Wo soll ich anfangen, was soll ich herausgreifen? Einige wenige Skizzen können es nur sein, lose aneinander gereiht. Keine planmäßige Vollständigkeit! Nur die Stärke, die Leuchtkraft des Erinnerungsbildes sei maßgebend.

Die Schöntaufspitze

1897 war's, in den Sommerferien, da kam ich, ein zehnjähriger Bub, zum ersten Male nach Sulden. Nach wenigen Tagen schon kannte ich jeden Berg, jede Höhe auf den Meter genau, jeden Anstieg nach seinem Schwierigkeitsgrade. Wie sehnsüchtig blickte ich auf unseren Spaziergängen zu den erhabenen Gipfeln hinauf, wie gespannt lauschte ich beim Kuraten Eller, wenn eine Partie von der Königsspitze, vom Hinteren Grat oder gar vom Ortler-Hochjochgrat zurückkehrte und darüber berichtete. Ach wärest du doch schon älter und ein großer Bergsteiger, der überall hinauskann, wo's ihn freut!

Eine Hochtur hatten mir meine lieben Eltern versprochen, eine richtige Hochtur, auf die Hintere Schöntaufspitze, 3324 *m*! Endlich kam der große Tag. Mit welcher Spannung wurde das Wetter, die Windrichtung, der Barometer beobachtet! Der Aufstieg zur Schaubachhütte, der prachtvolle Blick von dort auf die schon ganz nahe gerückten Eisriesen, die Nacht im überfüllten Schutzhaus, der Aufbruch bei Morgendämmerung, ein richtiger Bergführer mit großem Eispickel voran, und dann — der Gipfel, mein erster Dreitausender! Mit weit offenen Kinderaugen sah ich die Herrlichkeiten des Hochgebirges von solcher Höhe. Heute weiß ich:



Königsspitze von Westen (Suldengrat)



Kreil- und Königsspitze vom Schrötterhorn

Meine liebe, alte Schöntaufspitze, du bist ein harmloser kleiner Aussichtsmugel. „Da trag i mei Großmutter nauf.“ Damals aber, was war das für ein gewaltiger Eindruck! Heute müßte ich schon auf der heiß ersehnten, schwer umkämpften und noch immer unbezwungenen Spitze der Tschomolungma stehen, auf dem Mount Everest, dem höchsten und gewaltigsten Berge unseres Planeten, um einen ebenso starken Eindruck zu empfangen.

Zwanzig Jahre später — ein prachtvoller Wintertag. Der Bergführerkommandant des Cevedaleabschnittes hatte eine dienstliche Besprechung mit dem Kommandanten des Suldener Nachbarabschnittes und kehrt nun von St. Gertraud über das Madritschjoch nach der Zufallhütte im Martelltal zurück. Meinen Burschen habe ich vorausgeschickt, ich bin ganz allein, ruhig gleiten meine Schier über den Ebenwandferner zum Madritschjoch hinauf. Droben auf dem Paß biege ich links, als sei das ganz selbstverständlich, und steige auf die Schöntaufspitze. Das ist allerdings nicht gerade der kürzeste Weg vom Abschnittskommando 3 zum Abschnittskommando 4, aber der Dienst — der wird schon nicht zu kurz kommen, ich werde den kleinen Zeitverlust durch beschleunigte Abfahrt wettmachen. Und dann bin ich droben auf der breiten Gipfelfläche der Schöntaufspitze, ich liege in der Sonne und träume. Kein Wölkchen am Himmel, kein Lufthauch — ich genieße in seligem Schauen. Wundervoll, wie sich die leuchtende Riesenpyramide der Königsspitze gegen den tiefblauen Himmel abhebt. Fast könnte man an den Fieberwahnsinn der Menschheit, an den Weltkrieg vergessen, hier inmitten der ewigen Größe und Schönheit des Hochgebirges. Wie still und friedlich es ist!

Da grollen die italienischen Batterien am Zebrù-Gletscher, auf dem Ortler zeigen sich die bösartigen kleinen Wölkchen der Schrapnells, unsere Gebirgsgeschütze auf dem Ortlervorgipfel antworten mit hellem, scharfem Krach, zwei Maschinengewehre singen tackend ihr hartes, einförmiges Lied — und ich fahre auf und schlüpfe in die Bindungen meiner Schier. Heute nacht noch müssen meine Patrouillen auf Schrötterhorn und Pasquale sein, also los jetzt, meine treuen Brettln, jetzt gilt's! In der Hocke, um bei der rasenden Schußfahrt den Schwerpunkt möglichst tief zu legen, den rechten Schi etwas vorgeführt, in reiner Schmalspur fege ich ins Madritschtal hinunter, daß es nur so staubt, und lasse hinter mir den Berg meiner Kindheit — die Schöntaufspitze.

Sturm und Drang

Den alternden Hutten läßt Conrad Ferdinand Meyer sagen:

„Unbändig lacht' ich in der grünen Saat
Und freute mich der frechen Jugendtat.“

Ähnlicher Natur sind meine Gefühle, wenn ich heute an meine Ortlerfahrten 1905 und 1906 zurückdenke.

Ich war Student, 18- bzw. 19jährig, konnte — für meine Jugend — alpin schon eine ganze Menge und ging der Ortlergruppe nunmehr führerlos zu Leibe. Als Gefährten hatte ich mir „sicherheitshalber“ einen Studienfreund erwählt, der — überhaupt noch nie in den Alpen gewesen war und dem ich also zunächst die Elemente des Bergsteigens beibringen mußte. Im Gebiete der Düsseldorfer Hütte fingen wir an.

Das Wetter war zwar eigentlich, bei Lichte besehen, für Hochturen nicht besonders günstig; es regnete nämlich ständig, und wiederholt ging dieses „leichte Sauwetter“ in mittleres oder grobes Sauwetter über, d. h. es entwickelte sich gelegentlich ein kleiner Schneesturm. Aber so etwas stört große Geister nicht, wir erkoren den Toreromarsch zu unserem Leitmotiv und packten an, trotz Neuschnee und Wettergraus. Wir brachten auch tatsächlich innerhalb von drei Tagen die Umrahmung des Zayferners zur Strecke, aber nicht etwa auf den gewöhnlichen Anstiegen,

sondern mit allerlei witzigen, zum Teil gar nicht einfachen und meist unbeabsichtigten „Varianten“.

Da das Wetter in der Frühe meist ganz schlecht war und sich erst im Laufe des Vormittags etwas besserte, gingen wir jedesmal erst gegen Mittag fort, was die an sich nicht überraschende, aber unangenehme Folge hatte, daß wir jedesmal in die Nacht kamen. Das führte wiederholt zu Situationen — „nicht gerade schön, aber interessant“.

So sehe ich uns von der Vertainspitze absteigen. Es ist abends 8 Uhr, die Dunkelheit bricht herein, dazu Schneetreiben, und wir stecken noch immer in den plattigen Abstürzen des Nordwestgrates. Vom richtigen Abstieg sind wir abgekommen, die Orientierung wird immer schwerer, und obendrein habe ich in meinem Freunde doch einen vollkommenen Anfänger am Seil. Nun sperrt eine 30 *m* hohe Wandstufe den Weiterweg. Das Torerolied zwischen den Zähnen pfeifend, hole ich mein Reserveseil heraus und lasse erst meinen Gefährten, dann die Rucksäcke hinunter, worauf ich mich selbst abseile. Und ich schaffe es tatsächlich, um 9.30 Uhr abends rücken wir in der Düsseldorfer Hütte ein. Ein paar Bergführer stehen schon bereit, Laternen in den Händen, um die verrückten Jungen zu holen. Sie rufen uns ganz erstaunt zu: „Ja, wie habt ihr denn jetzt noch herunter gefunden?“ Worauf ich jede weitere Debatte durch die tiefsinnige Bemerkung abschneide: „Ja, da schauts! Dös san halt G'schichten und Sachen.“

Darauf kam die Königsspitze an die Reihe, diese Tur verlief aber — zu normal. Um so anregender wurde der Ortler. Die Schneeverhältnisse waren augenblicklich so schlecht, daß ich mich zum gewöhnlichen Weg entschloß. Um mir diesen etwas „saftiger“ zu gestalten, hatte ich mir in Sulden einen zweiten vollkommenen Anfänger, ebenfalls einen jungen Studenten, aufgeladen. Meine beiden alpinen Säuglinge glücklich auf den Ortler hinauf und wieder hinunter zu bringen, war immerhin eine gewisse Aufgabe, und ich war herzlich froh, als wir das bekannte letzte Eisfeld zwischen Tabarettaspitze und Payerhütte betraten. Die am Morgen gehackten Stufen waren jetzt in der Mittagswärme schon ausgeschmolzen und zu flachen Wannen geworden, trotzdem schien es mir unnötig, die Trasse nachzubessern.

Da plötzlich, bei einem etwas weiten Schritt, ging der eine meiner Gefährten ab! Es war kein einfaches Abrutschen, sondern er muß wohl irgendwie hängen geblieben und gestolpert sein, jedenfalls ging er kopfüber, mit einer Art von Hechtsprung, in die Tiefe. Ich habe schon viele ausfallen sehen, an meinem Seile haben schon viele gehangen, Männlein und Weiblein, auf Fels und auf Eis. Damals war ich aber selbst noch ein alpiner Lehrling oder bestenfalls Geselle, und ich hatte zwei Anfänger am Seil! Das konnte eine böse Rutschpartie geben — Richtung Trafoi! Einen Schlag setzte mein Herz aus, während mir diese Gedanken mit der Schnelle des elektrischen Funkens durch den Kopf schossen. Doch schon hatte die linke Faust hart zugefaßt und das Seil um den Unterarm geschlungen, die Rechte trieb mit aller Kraft die Eisaxt ein. „Bua, steh fest!“ — so hörte ich mal bei ähnlicher Gelegenheit einen Führer seinem Kollegen zuschreien, und so rief ich mir jetzt selber innerlich zu — „Bua, steh fest!“ Und der Ruck kam, und ich stand. So kann sogar der „Kuhweg“ auf den Ortler „Sensationen“ bringen, man muß es nur geschickt anfangen.

Den Abschluß bildete der stolze Thurwieser, diesmal aber mit einem bergkundigen Gefährten, und dann ging's über Stilfser Joch, Bormio und Tirano nach dem schönen Comer See. Der blaugrüne Lago di Como, Bellaggio, die Villen Serbelloni und Carlotta, schäumender Asti — das tat gut, nach dieser Ortler- und vor einer Zermatter Kampagne.

Bereits im folgenden Jahre war ich wieder in der Ortlergruppe, jedoch nicht mit einem oder zwei Anfängern, sondern mit einem bergerfahrenen Partner — nennen wir ihn „Ernst". In dieser einen Beziehung also hatte ich die Erfahrungen des Vorjahres beherzigt, im übrigen aber ging es 1906 noch sehr viel wilder zu als 1905, denn 1906 war, wie ich jetzt bei rückschauender Betrachtung sehe, der Höhepunkt meiner alpinen Sturm- und Drangperiode. Ich bitte um Nachsicht, wenn ich bei der Besprechung dieser Turen gelegentlich in Telegrammstil verfalle, aber dieser ist dem damaligen mitleidlosen Tempo wirklich am besten angepaßt.

Eines schönen Abends trafen Ernst und ich auf dem Stilfser Joch ein. Drei Stunden Nachtruhe, um 12 Uhr 30 Min. Aufbruch. Wir hatten nämlich für diesen Tag einen etwas länglichen Spaziergang auf dem Programm, vom Stilfser Joch bis zum Ortler-Hochjoch. Das ist ziemlich weit, außerdem liegen acht oder neun Gipfel unterwegs, zum Teil „bessere Herren", also — Tempo, Tempo!

Groß-Nagler, Geisterspitze, Payerspitze, Cima di Campo (Kristallspitze) — das waren unsere ersten vier Gipfel, die wir noch bei Nacht überrannten. Hinab zum Madatschjoch (Passo di Campo) und auf die Vedretta di Campo; denn die Tuckettspitze ließen wir aus, um Zeit zu sparen. Über einen ziemlich steilen Eishang stiegen wir vom Campogletscher zum Tuckettjoch hinauf, Ernst zufällig voran, etwa 15 Schritte vor mir, achtlos ließ ich das Seil schleifen. Was brauchte ich zu sichern, Ernst war ja ein bekannter Alpinist.

Steiler bäumt sich der Eishang auf, Ernst ist nur noch 5 oder 6 *m* unter dem Tuckettjoch, da plötzlich — geht er ab! Eine angenehme Situation: Ich stand — zwar mit Steigeisen, aber ohne Stufen — auf 50° steilem Eis, Ernst war im Augenblick seines Abrutschens etwa 6 bis 7 *m* über mir, außerdem aber ein ganzes Stück seitwärts, so daß rund 15 *m* Seil ausgelaufen waren. Als ich ihn blitzschnell an mir vorbei den Eishang hinunterschießen sah, hatte ich sofort die Empfindung: „Das kann ich nicht halten, das geht über die Kraft." Wäre ich vorausgegangen und Ernst wäre als zweiter gehend abgerutscht, dann hätte ich's leicht geschafft, aber so — Natürlich tat ich trotzdem mein Möglichstes: Ich trieb den Pickel mit aller Gewalt in das körnige Eis hinein, warf das Seil herum und stellte mich fest. Und schon kam der Ruck — — furchtbar, unwiderstehlich! Die Wucht des stürzenden Körpers nach so langer Gleitbahn war zu gewaltig. Die Eisaxt wurde herausgerissen, mir aus der Hand geschlagen und beiseite geschleudert, und ich sauste den Steilhang hinab. Glücklicherweise gelang es mir, die Reise in die Tiefe wenigstens nicht mit dem Kopf voran oder seitwärts rollend anzutreten, denn im letzten, im allerletzten Augenblick hatte ich mich in die Rückenlage geworfen, und in vorschriftsmäßiger Haltung, wie sie sich für einen anständigen Bergsteiger bei sitzender Abfahrt gehört, fegte ich hinunter, in einem Tempo — — wie drücke ich mich am besten aus?! — — daß mein hirschlederner Hosenboden auf dem Eis förmlich rauchte. Ernsthaft gesprochen — nur wer selbst einmal auf steilem Blankeis hinunterflog, kann ermessen, welch atemberaubende Geschwindigkeit man schon nach wenigen Sekunden hat.

Was ich dabei empfand? Jedenfalls keinerlei Furcht, auch keine Visionen aus meinem bisherigen Leben, nur eine gewisse Neugier.

Da ich meinen Pickel eingebüßt hatte, holte ich den aus Leibeskräften bremsenden Ernst bald ein und fuhr mit meinen scharfen Steigeisenzacken wuchtig in seinen Rucksack hinein. Das war ein großes Glück, nicht gerade für seinen Rucksack, aber sonst im allgemeinen. Nämlich dank seinem Bremsen und der dadurch verminderten Geschwindigkeit hatten wir begründete Aussicht, in die Randkluft am Fuße unseres Steilhanges hineinzufallen. Mein Anprall aber brachte sozusagen wieder frischen Zug in die Kolonne! Das heißt wir bekamen dadurch den nötigen Schwung, um

elegant über die Randkluft hinüberzufliegen. Unterhalb des Bergschrundes ließ die Steilheit rasch nach, unsere „Schußfahrt" war zu Ende.

Ich bin ein friedlicher Mensch und lasse mir manches gefallen, aber in diesem Augenblick war ich gegenüber meinem Turenpartner begreiflicherweise etwas gereizt. Demgemäß flogen einige Liebenswürdigkeiten hinüber und herüber, worauf wir meinen Pickel holten und zum zweiten Male zum Tuckettjoch hinaufstiegen. Diesmal hatte sich auch Ernst die vorher stolz verschmähten Steigeisen angezogen, und ich ging sicherheitshalber voraus.

Im Paß eine längere Beruhigungs- und Frühstücksrast — dann: Hintere Madatschspitze — Trafoier Joch — Kleine und Große Schneeglocke — Glockenjoch — Trafoier Eiswand. Nachmittag war's, als wir droben auf der Trafoier Eiswand standen, denn wir hatten sehr viel Blankeis getroffen und durch harte Stufenarbeit viel Zeit verloren.

Für die — mir bereits bekannte — Thurwieserspitze war es heute etwas spät geworden. Also zurück zum Glockenjoch, südwärts hinunter auf die Vedretta di Campo und über den Passo dei Camosci zum gleichnamigen kleinen Gletscher hinüber. Inzwischen wurde es dunkel, und unser Bedarf für heute war einigermaßen gedeckt, doch was half's? Also weiter! Eine im Südgrate des Thurwieser befindliche, damals noch namenlose Scharte — später, im Weltkrieg, Passo dei Volontari getauft — überschreitend zur Vedretta del Zebrù und über diesen mächtigen Gletscher in zauberhaft schöner Mondnacht zur Ortler-Hochjochhütte. Um 1 Uhr 30 Min. nachts, also genau 25 Stunden nach unserem Aufbruch vom Stilfser Joch, langten wir dort an.

„Dieses war der erste Streich, doch der zweite folgt sogleich."

Eigentlich hätten wir nun ohne Aufenthalt weiter gehen sollen, um den Ortler über den Hochjochgrat zu machen. Zeitlich hätte das ganz vorzüglich gepaßt. Aber dazu waren wir denn doch etwas zu — schlapp. Also legten wir uns zunächst schlafen und brachen erst nach 8 Uhr auf. Diese späte Stunde unseres Abmarsches hatte zwei unangenehme Folgen, nämlich erweichten Schnee und Steinschlag. Beides bekamen wir an diesem Tage ausgiebig zu kosten. Schließlich ist der Hochjochgrat ja kein ausgesprochener Spaziergang, sondern er gehört bereits zu den schweren Ortlerwegen.

Wir hatten die Verästelungen der Harpprechtrinne überschritten und die richtige Route verloren, indem wir weiter in der Wand querten, statt die Gratkante wiederzugewinnen. Die Kletterei wurde von Minute zu Minute unfreundlicher, langsam tasteten wir uns auf abschüssigen Gesimsen vorwärts. Die Wand war abschreckend steil, die Exposition wuchs. Ich hatte schon längst das Gefühl, daß wir auf falscher Fährte seien, und wollte umdrehen und bis vor die Harpprechtrinne zurückgehen, aber Ernst hatte sich richtig verbissen, wie eine Bulldogge, und rang noch mit dem Felsen in eigensinniger Wut.

Da kamen die Steine! Ein leises Pfeifen kündigte sie an, dann heulten die ersten schweren Geschosse an uns vorbei, und nun folgten die Aufschläge, neben uns und zwischen uns, das Gestein sprühte, Staubwolken mit intensivem Brandgeruch nahmen uns fast den Atem.

Todesgefahr in eindrucksvollster Form — an den schweren Fels angeschmiegt waren wir ja wehrlos dem Zufall preisgegeben. Dem Zufall? Ich glaube nicht daran. Die Berge lieben ihr Kind, das mit ihnen so eins ist, wie ein Stück von ihnen, und wenn ich damals auch noch ein freches, unerfahrenes Kind war, so krümmten sie uns doch kein Haar, sie erteilten uns nur eine wohlverdiente, sehr milde Lektion.

Als etwas Ruhe eintrat, querten wir eiligst bis vor die Harpprechtrinne zurück

und kletterten — hier ohne ernstliche Schwierigkeiten — zur Gratkante empor. Der weitere Verlauf der Tur war normal, nur hielt uns der weiche Schnee auf. So wurde es Nachmittag, bis wir, wieder einmal, auf dem Vater Ortler waren. Auf dem gleichen Wege absteigend, waren wir erst bei Einbruch der Nacht wieder in der Hochjochhütte.

„Dieses war der zweite Streich, doch der dritte folgt sogleich."

Am folgenden Tage bezwangen wir den Monte Zebrù bei recht ungünstigen Verhältnissen. Die ganze Gipfelschneide war Blankeis und erforderte schwere Stufenarbeit, denn Eckenstein-Steigeisen und moderne Eistechnik waren mir damals, 1906, noch nicht bekannt. Abstieg über den Zebrùgletscher zur Capanna Milano und weiter nach Baita del Pastore, um durch das Zebrùtal und über den Passo del Zebrù die Capanna Cedeh zu erreichen. Natürlich eine Dummheit — über Cima della Miniera und Colle delle Pale Rosse wäre es sehr viel kürzer und schöner gewesen.

Auch diesen harmlosen Talmarsch nutzten wir in geradezu raffinierter Weise zu einer kleinen Sensation aus. Nämlich Ernst und ich, wir hatten uns etwas entzweit und strebten getrennt dem Zebrùpaß zu, der eine auf der linken, der andere auf der rechten Seite des Tales. Jeder schwor auf die Richtigkeit seines Weges[1]), ohne den anderen davon überzeugen zu können — trotz großen Stimmaufwandes. Der Klügere gibt nach. Ich beschloß also, zu meinem Gefährten hinüberzugehen, ihm an Hand der Karte seinen Irrtum klar zu machen und dann mit ihm zusammen den Zebrùpaß zu überschreiten.

Der mächtig angeschwollene Zebrùbach erwies sich als ein ernsthaftes Hindernis. Da die Zeit drängte, versuchte ich, den Übergang blindlings zu erzwingen, statt zunächst in Ruhe eine hierfür geeignete Stelle ausfindig zu machen. Von einem Überspringen des flußartigen, wild schäumenden Gletscherbaches konnte keine Rede sein, also — durchwaten! Beim ersten Schritt bis zum Knie, beim zweiten bis zur Hüfte in das Eiswasser hinein, beim dritten Schritt fühlte ich: In der nächsten Sekunde werde ich umgerissen! Alles Gegenstemmen nützte nichts mehr, ich war im Begriff, von der tobenden Wassermasse hochgehoben und hinuntergewirbelt zu werden. Das hätte recht übel werden können, denn etwa 50 Schritte unterhalb meiner Übergangsstelle trat der Zebrùbach in eine Klamm ein, und für Schwimmkünste ist in derartigen Gletscherbächen und Schluchten bekanntlich keine geeignete Betätigungs-Gelegenheit. In diesem Augenblick, als mir das rechte Bein unter dem Leibe weggerissen wurde, schnellte ich mit aller Kraft in die Höhe und nach vorn, und wirklich gelang es mir, am jenseitigen Ufer einen Felsblock zu fassen, mich anzukrallen und aufs Trockene zu ziehen. „A narrow escape" sagt der Engländer in solchen Fällen.

Damit war dieses Tages Qual noch lange nicht beendet, denn es folgte ein stundenlanger Aufstieg aus dem Zebrùtal über die Vedretta dei Castelli zum Passo del Zebrù. Wir waren nun am Abend unseres dritten Turentages, dauernd mit schwerem Gepäck. Unser körperlicher Zustand ließ daher bereits einiges zu wünschen übrig, das Steigen fiel uns recht sauer, und Ernst klagte über Herzbeschwerden und Atemnot. So kamen wir nur noch langsam vorwärts und erreichten erst bei Einbruch der Nacht den Passo del Zebrù, wo ich mit Hilfe von Karte und Kompaß die genaue Richtung gegen die Capanna Cedeh nahm. Dann stolperten wir bei Laternenschein ins Cedehtal hinunter.

Ein letzter Schicksalsschlag — die Cedehhütte war unauffindbar! Schuld daran trug diesmal keine Ungeschicklichkeit, kein Orientierungsfehler unsererseits, sondern die Karte ist falsch, und zwar ganz gehörig. Die Capanna Cedeh steht etwa 1600 *m*

---

[1]) In Wahrheit führen beide Wege zum Ziel. Der Steig auf der rechten (nördl.) Talseite ist der bessere und bequemere.

weiter nördlich und 200 *m* höher, als sie auf der Alpenvereinskarte eingetragen ist. Dieses Rätsel war in stockfinsterer Nacht natürlich nicht aufzuklären, also mußten wir uns nach stundenlangem ergebnislosen Herumsuchen zum Notbiwak entschließen. Im allgemeinen bin ich gegen Freilager wenig empfindlich, in diesem Falle aber kam die nachdrückliche Durchfeuchtung meiner Kleidung als ein ziemlich erschwerender Umstand hinzu. Ich muß also gestehen, daß mir in dieser Nacht nicht allzu wohl war.

„Dieses war der dritte Streich, doch der vierte folgt sogleich."

Dieser vierte Tag verlief aber ausnahmsweise mal ganz zahm; für heute hatten wir nur den einen Ehrgeiz, über den Cevedalepaß hinüber die Hallesche Hütte auf dem Eisseepaß zu erreichen. Damals ahnte ich noch nicht, daß gerade das Cedehtal und der Passo del Cevedale mit den angrenzenden Bergen mal durch $2^1/_2$ Jahre mein Frontabschnitt sein würde. Damals dachte ich überhaupt nichts, sondern ich setzte nur langsam und stumpfsinnig einen Fuß vor den anderen und zählte die Schritte zum Cevedalepaß hinauf. Mittags waren wir in der Halleschen Hütte.

Meine liebe Hallesche Hütte! Lange — von 1916 bis 1918 — warst du mir Standquartier. Jahre, in denen ich mit dem Hochgebirge so eng verwachsen, so eins werden durfte, wie nie zuvor und wohl auch nie mehr in meinem Leben. Viele schöne, aber auch manche schwere und sorgenvolle Stunden habe ich dort verlebt, in unserem „Krieg über den Gletschern". Meine liebe Hallesche Hütte, du hast mich treu beschirmt, bis der November 1918 kam und der Zusammenbruch — und damit auch für dich die Brandfackel.

Doch kehren wir in den Sommer 1906 zurück! Der vierte Tag endete also mit einem wohlverdienten Nachmittagsschlaf auf den Matratzen der Halleschen Hütte, womit diese mir ihre erste große Wohltat erwies. Durch unseren Schlummer waren wir bereits bis zum Abend wieder derartig stallmutig geworden, daß wir schon in dieser Nacht um 1 Uhr von neuem lostobten. Wir wollten den Versuch machen, die berühmte 13-Gipfeltur vom Cevedale bis zum Tresero zu wiederholen. Die vorangegangenen drei scharfen Turentage mit schwerem Biwak, das zweifelhafte, föhnige Wetter dieser Nacht — das war uns alles ganz gleich. Nur keine kleinlichen Bedenken!

So überrannten wir Monte Cevedale—Monte Rosole—Palon della Mare—Monte Vioz und standen um 9 Uhr vormittags im Col Vioz. Dort ereilte uns das Verhängnis in Gestalt eines schweren Hochgebirgsgewitters mit Schneesturm. Am ganzen Körper knatterten die Funken des Elmsfeuers, die Pickel sangen ihr lautes drohendes Lied. Schneestaub und Hagel wurde mir in die Augen gepeitscht, als ich durch den spaltenreichen Fornogletscher einen taktisch geordneten Rückzug leitete und unser bedrohtes Leben in der Osteria Puzzi in Sicherheit brachte. Hier im Fornohotel endete meine Ortlerfahrt 1906 und damit meine eigentliche alpine Sturm- und Drangperiode.

Unbändig lacht' ich ob der frechen Jugendtat.

Forno

Welch gegensätzliche Gefühle weckt dieses kurze Wort.

1906 — wir sitzen bei schäumendem Asti und freuen uns unseres in den letzten Tagen hart umkämpften Lebens. Und Vater Puzzi, das Muster eines Gastwirtes, betreut uns mit herzlicher, liebevoller Sorgfalt.

1917 — mit drei Bergführerschwärmen liege ich am Grate des Monte Rosole, den Hörer in der Hand, durch das 15fache Zeißfernrohr das Fornohotel beobachtend. Das Telephon schnarrt leise. „Hier Bergführerkommando." „Hier Artilleriekommando Cevedalepaß. Ist die Verständigung gut?" „Tadellos." „Und die Beob-

achtung gegen das Fornohotel?" „Ausgezeichnet. Fangt bald an, ein großer Maultiertransport ist gerade vor dem Hotel angekommen, die Tiere werden abgeladen."

„Das erste Paßgeschütz Probeschuß. Achtung — Schuß abgegeben!" „200 *m* hoch links." „Das zweite Paßgeschütz Probeschuß. Achtung — Schuß abgegeben!" „100 *m* kurz." „Suldenspitze schießt Lage langsam. Achtung — Lage abgegeben!" „Gut, Volltreffer." So leiteten wir das Feuer vom Rosolegrat gegen unsere liebe Osteria Puzzi am Fornogletscher.

Der Eisbär

Wir waren im Sommer 1913 unserer vier von der Mailänder Hütte aufgebrochen, um den Bäckmanngrat (Trafoier Eiswand—Thurwieser) zu begehen. Die Schneeverhältnisse waren schlecht, sehr schlecht. Es hatte im Hochwinter fast gar nicht geschneit, noch im Februar waren die Gletscher aper gewesen, wie im September, und der ganze Neuschneesegen war erst im späten Frühjahr und Frühsommer gekommen. Der Schnee hatte noch wenig Zeit gehabt, sich zu setzen und zu verfirnen, er war staubförmig geblieben und verhüllte die Gletscherspalten nur für das Auge. Tragfähige Brücken aus Altschnee gab es herzlich wenig. Ich bin doch schon ziemlich viel auf Gletschern herumgetrabt, doch habe ich selten so unangenehme Verhältnisse getroffen, wie im Sommer 1913 auf der italienischen Seite der Ortlergruppe. Auch das Untersuchen mit dem Pickel half nicht viel, der Stiel versank überall widerstandslos, und man wußte oft nicht, war es in einer Kluft oder nur in grundlosem Pulverschnee.

In zwei Spalten war ich als Vorangehender schon mit einem Fuß hineingetreten und hatte mich nur durch rasches Rückwärtswerfen vor dem Einbrechen bewahrt. Auch bei der dritten Kluft konnte man nicht das Mindeste sehen, doch hatte ich das Gefühl, daß diese größer sei, und gab deshalb das Kommando „Kriechen!" nach rückwärts. Ich selbst war gut hinübergekommen und hielt Landesrat Noack, der sich gerade in horizontaler Lage über der Kluft befand, am gespannten Seil, als er plötzlich — verschwand! Heilgendorff, der dritte Mann, und ich hielten ganz straff, was ein offenbarer Fehler war. Hätte der eine von uns locker gelassen, so hätte der andere den Einsinkenden noch im letzten Augenblick zu sich herüberreißen können. Immerhin — bei normalem Schnee wäre das beidseitige Festhalten wohl nicht so schlimm gewesen. Heute aber schnitten die Seile auf beiden Seiten glatt durch, und Noack befand sich im nächsten Augenblick 4 *m* tief in der Kluft.

Natürlich hatte ich den Pickel durch die zu diesem Zwecke angebrachte Schlinge hindurchgesteckt und bis zum Eisen hineingestoßen. Nun band ich mich los, kroch hin und besichtigte die Situation. Noack hing in wenig beneidenswerter Lage vollkommen frei, die Spalte erwies sich als ein recht nettes, ausgewachsenes Exemplar, oben etwa 2 *m* breit, nach unten zu sich noch etwas erweiternd und in grünliche Tiefen fortsetzend.

Um Noack, der einem gewissen Mißvergnügen Ausdruck verlieh, möglichst schnell zu befreien, entschloß ich mich zu einem übereilten Rettungsversuch. Freund Spitz, unser vierter Mann, hatte das Reserveseil herausgeholt und warf es mir zu. Ich machte eine große Schlinge hinein und ließ sie zu Noack hinunter. Nachdem er mit einem Fuße hineingetreten war, versuchte ich törichterweise — ich war inzwischen wieder ein paar Schritte vom Spaltenrand bis zu meinem Pickel zurückgekrochen — ihn heraufzuwuchten. Der Erfolg war aber nur, daß ich Noacks eines Bein in die Höhe zog, was ihn wenig erfreute, und daß das Reserveseil sich binnen wenigen Sekunden ebenfalls 2 *m* tief eingeschnitten hatte. Dadurch wurde die Reibung so groß, daß — selbst, wenn man an Stelle von uns drei Männern einen Ochsen vorgespannt hätte, das Ergebnis vermutlich nicht sehr viel günstiger gewesen wäre.

So ging es also nicht! Wir ließen Noack wieder ein kleines Stück hinunter, wobei

er durch einen glücklichen Zufall an der einen Kluftwand einen winzigen Tritt für den Absatz des einen Fußes entdeckte. Indem er sich mit Hilfe des Pickels von der gegenüberliegenden Kluftwand abstemmte, konnte er notdürftig stehen und uns vorübergehend entlasten. Allerdings mußte er ständig am straffen Seil gesichert werden, um nicht noch tiefer hinunterzustürzen.

Auch diese Lage war aber für Noack auf die Dauer unerträglich. Auf e i n e m Absatz stehend zu balancieren, macht auf die Länge der Zeit nicht viel Spaß, und unser Wilhelm Busch sagt mit Recht: „Ewig kann ich hier nicht sein, denket Knopp voll Seelenpein“, bzw. in diesem Falle weniger Seelenpein als Wadenkrampf! Noack bat mich also dringend, wir sollten ihn noch ein Stück tiefer hinablassen, vielleicht gäbe es weiter unten einen besseren Stand. Dafür war ich aber nicht zu haben, da ich mir darüber klar war, daß jeder Meter mehr beim Heraufholen ein ungeheures Mehr an Anstrengung und Schwierigkeit bedeuten mußte.

So sehr auch mit Rücksicht auf Noack größte Eile geboten war — es blieb nichts anderes übrig, als wirklich planmäßig zu arbeiten, und dazu mußte ich zunächst zu Spitz und Heilgendorff, also über die Spalte hinüber. Das war der gefährlichste Augenblick — wehe, wenn auch ich einbrach! Wir machten es so, daß Heilgendorff unseren armen Höhlenforscher weiter am straffen Seile hielt, während ich bis hart an den Spaltenrand herankroch und dann, ganz flach liegend, von Spitz mit Hilfe des zweiten Seiles herübergeschleift wurde. In diesen paar Sekunden hielten wir wohl alle den Atem an.

Als ich glücklich drüben war, ging ich daran, die tief eingeschnittenen Seile freizulegen, wozu ich riesige Schneemassen wegräumen, abhacken und in die Kluft hinunterwälzen mußte. Der arme Noack befand sich also längere Zeit in einer wahren Kaskade von Schnee. Dann schob ich meinen Pickel unter die Seile, ging drei Meter zurück und — nun war endlich der Augenblick gekommen: Es lebe die Armkraft! „Ho Ruck!“ Man sollte meinen, das müsse für drei Mann doch eine Kleinigkeit sein. Aber nein — unsere Anstrengung war gewaltig, denn es handelte sich ja nicht nur um Noacks Gewicht samt Rucksack und Schneemassen, sondern vor allem um die Überwindung der Reibung. Trotz des untergeschobenen Pickels schnitten sich die Seile auf beiden Seiten des Stiels noch immer mindestens 30 *cm* tief ein.

Mit einem letzten wuchtigen „Ho Ruck“ beförderten wir Noack ans Tageslicht, er lüftete mit Grandezza den Hut und erbat und erhielt die Erlaubnis, sich in Zukunft als Spalten- und Höhleneisbär bezeichnen zu dürfen. Seitdem prangt ein reizender Porzellan-Eisbär, ein Geschenk von Landesrat Noack, in meinem Arbeitszimmer.

Die Treséro-Patrouille

Auf der Brennerbahn keuchen die Züge in dichter Folge, tief gestaffelt rüstet sich die Heeresgruppe Erzherzog Eugen zum Stoß auf Asiago und Arsiero, die Südtiroler Offensive — Mai 1916 — liegt in der Luft. Sie wirft ihre Schatten voraus, auch an der Ortlerfront. Eine Fernpatrouille mit einem Bergführerschwarm in die südliche Ortlergruppe, tunlichst bis zum Pizzo Treséro, das war die mir zugefallene Aufgabe.

Aus unseren eisigen Höhen waren wir durch das Martelltal in den Vintschgau hinuntergezogen, durch das im Blütenschmuck prangende Meran, durch unser altes liebes Bozen, durch den Nonsberg und Sulzberg waren wir nach Fucine gerollt. Meldung bei Generalmajor von Steinhart, Kommandanten des Rayons II (Tonalefront). In Acidule di Peso, dem entzückenden kleinen Bade, hatten wir die letzten Informationen bekommen. Nun lag die eigene Hindernis- und Minenzone hinter uns, und im strahlenden Lichte eines herrlichen Nachmittags stiegen wir —



Ortler (Hochjochgrat) und Trafoier Eiswand aus der Schneeglocken-Stellung



Postenstand auf der Königsspitze

vor unserer Front, aber vom Feinde nicht eingesehen — durch die Val degli Orsi, das Bärental, zum gleichnamigen Col, 3304 *m*, hinauf. Zeltlager knapp unter dem Joch, in einer flachen Randkluft, gegen Wind und Sicht geschützt. Abkochen und kurze Rast.

Um Mitternacht brachen wir auf. Eine bitterkalte Vollmondnacht, in der die Eisgipfel wie flüssiges Silber leuchten. Die Steigeisenzacken knirschen im harten Firn. In weiße Schneemäntel gehüllt, steigen wir gegen die Giumella empor und über den Mantellosattel — knapp südlich der Punta San Matteo, unter diesem stolzen Gipfel hindurchquerend — zur Cima Dosegù. Weit war der Weg zum Treséro, mehr als 4 *km* ins feindliche Gebiet hinein, dazu starke Gegensteigungen. Auf Mantellograt und Sattel ließ ich drei Mann zurück, auf Cima Dosegù zwei Mann, mit dem Rest ging ich weiter. Die verschneiten und vereisten Felsen des Dosegùgrates hielten uns länger auf, als ich gerechnet hatte. Immer wieder trieb ich zur Eile, doch wurde es schon hell, als wir auf Punta Pedranzini standen.

Da drüben, durch eine Scharte von uns getrennt, lag der Treséro. Sollte ich noch hinüber? Die Gefahr wuchs. Jetzt, im hellen Morgenlicht, konnte unsere Gratwanderung den italienischen Feldwachen am Dosegùgletscher nicht länger verborgen bleiben. Ich hatte keinen strikten Befehl, nur „wenn möglich" sollte ich bis zum Treséro vordringen. Trotzdem scheute ich mich, die Aufgabe nur halb, von der Punta Pedranzini aus, zu lösen. Noch war der Italiener weit, also — versuchen wir's!

Zwei Mann lasse ich auf Pedranzini zurück und gehe mit Freund M e l e t z k i - Wien, zur Zeit Kriegsfreiwilliger Oberjäger, über den scharfen Westgrat hinunter. Die winterlichen Verhältnisse erfordern eine gewisse Vorsicht. Drüben steigen wir rasch auf den Treséro hinauf.

Zum zweiten Male innerhalb von vier Jahren bin ich auf diesem stolzen Südwestpfeiler der Ortlergruppe. Damals, 1912, hatte ich die — 1906 mißlungene — große Gratwanderung über alle Gipfel der südlichen Ortlergruppe glücklich durchgeführt und stand mit meiner Frau und mehreren Freunden im letzten Tagesschimmer auf dem Treséro. Ein abenteuerlicher Nachtabstieg nach Santa Caterina bildete den Abschluß.

So mächtig die Erinnerung an diese schöne Friedenstur mich überkam, jetzt war keine Zeit zum Träumen. Rasch, aber sorgfältig, wurde alles, was von der feindlichen Situation zu sehen war, beobachtet, notiert, gezeichnet und photographiert. Und viel war zu sehen — im Gaviatal, in Santa Caterina und im Cedehtal; denn der Treséro sprang ja so weit ins feindliche Gebiet hinein, daß wir viele italienische Stellungen genau von rückwärts beobachten konnten, besonders die unserem Cevedaleabschnitt gegenüberliegenden Cedehstellungen. Dort war gerade Gefecht, unsere Gruppe hatte einen Vorstoß gemacht und dem Italiener eine ordentliche Schlappe beigebracht.

Wir waren mit der Beobachtung fertig und packten unsere Rucksäcke zusammen. Da verkündete das verabredete Signal unseres Pedranzinipostens das Nahen des Feindes. Und die Italiener waren tatsächlich bereits viel näher, als wir angenommen hatten, nämlich eine starke Alpiniabteilung hatte sich sehr geschickt auf der von uns nicht eingesehenen Westseite des Treséro-Südwestgrates emporgearbeitet. Als wir vom Sattel zwischen Treséro und Pedranzini den Aufstieg über den Pedranzini-Westgrat begannen, bekamen wir aus wenigen hundert Schritt Entfernung starkes Feuer. Bereits die erste Salve pfiff und zwitscherte ganz dicht an uns vorbei und über uns weg. Eine blitzschnelle Überlegung lehrte, daß die Fortsetzung des Gratanstiegs unmöglich war. Selbst im schnellsten Tempo mußte dies mehrere Minuten dauern, und schon in der nächsten wurden wir voraussichtlich ab-

geschossen. Also rasch in die Nordflanke der Pedranzini und durch diese zu ihrem Gipfel hinauf.

Hier waren wir im schußtoten Raum, dafür wurde die alpine Situation mit einem Schlage sehr ernst. Die Nordwand der Pedranzini ist eine äußerst steile Eisflanke, von brüchigen, verglasten und verschneiten Felsen durchbrochen und gekrönt — denkbar ungünstige Verhältnisse, größte Exposition. Ich glaube nicht, daß vor uns jemand in dieser Nordwand gequert ist. Freiwillig tut man so etwas nicht, nur in höchster Not! Jetzt galt es, jetzt kam es auf alpines Können an, denn rasch mußte es gehen, sehr rasch — sonst schnitten uns die Italiener den Rückzug ab!

Merkwürdig, wie man sich selbst dabei beobachtet. So weiß ich noch ganz genau, daß ich vollkommen objektiv, mit kühl sachlicher Anerkennung, die Schnelligkeit konstatierte, mit der ich das Schmelzwassereis von den Felsen entfernte und die schwersten Stellen im ersten Anlauf nahm. Dann, alle 25 *m*, ein kurzer Ruck am Seil, das Zeichen für Meletzki, und dieser folgte mit größter Beschleunigung. So arbeiteten wir uns, immer unterhalb der deckenden Gratkante, bis auf den Gipfel der Punta Pedranzini hinauf.

Unser nächstes Ziel war eine schußtote Mulde unter der Cima Dosegù. Dazu befahl ich sitzende Abfahrt. Wir vier — denn wir hatten uns ja inzwischen mit unseren beiden Leuten auf der Pedranzini vereinigt — sprangen also gleichzeitig auf und sausten, ohne irgendwie zu bremsen, über den Südosthang hinunter. Das ging so rasch, daß der Italiener nur zu wenigen ungezielten Schüssen Zeit fand. Soweit war's gut gegangen. Nun mußten wir südlich an der Cima Dosegù vorbei den Mantellosattel im Südgrat der Punta San Matteo zu erreichen suchen. Das gab noch sehr böse Viertelstunden. Denn außer der Alpiniabteilung am Treséro-grat war noch eine zweite, mindestens eine halbe Kompagnie stark, auf dem Dosegù-gletscher erschienen und beschoß uns bei diesem Marsch zum Mantellosattel sehr lebhaft, anfänglich aus 1200, später etwa 1400 Schritt. Näher heranzukommen wagten die Italiener nicht, denn meine braven Leute auf Mantellograt hatten unsere üble Lage natürlich erkannt und mit lebhaftem Einzelfeuer eingegriffen.

Sonderbar ist die verschiedene Sprache der Mannlicher Stutzen und der italienischen Gewehre. Mit kurzem harten Krach — Pack! — sprechen die Steyrer Stutzen, mit fragendem Doppelklang — tak tak oder, wenn man etwas Phantasie hat, nanu? — antworten die Italienerbüchsen. Über diese physikalisch wirklich interessante Erscheinung stellte ich meine Betrachtungen an, trotz des Ernstes der Situation. Denn wenn die feindliche Schützenlinie auch ziemlich weit war, so blieb die Sache doch recht unangenehm — es schossen drüben eben zu viele! Jeden von uns hatten mindestens zehn Mann auf dem Korn. Das meiste lag, infolge des grellen Gletscherlichtes, glücklicherweise zu kurz, aber es war noch genug, was an uns vorbeisummte oder mit leisem, bösartigem Zischen im Schnee verschwand.

Es war ein Laufen ums Leben: Im tiefen, brechenden Schnee, noch dazu bergauf, immer 100 *m* Laufschritt, dann Hinwerfen, sich in den Schnee Einwühlen und Atemschöpfen. Wieder Aufspringen und 100 *m* Laufen — so ging es Viertelstunden lang. Aber wir hatten Glück, unverschämtes Glück! Am Ende unserer Herz- und Lungenkraft, doch ohne jeden Verlust, erreichten wir die deckende Linie des Mantellogrates und blieben dort längere Zeit erschöpft im Schnee liegen, während die drei Mann vom Mantellograt das Feuergefecht fortsetzten. Dann, als wir wieder etwas zu uns gekommen waren, bauten auch wir uns unsere Schneescharten, gruben uns ein und ließen die anfänglich lebhafte Schießerei allmählich abflauen.

Auf eine alsbaldige weitere Fortsetzung des Rückzuges verzichtete ich, da wir sofort wieder in bestrichene Räume gekommen wären. Wir mußten also von mittags bis 9 Uhr abends bei 12° Kälte und scharfem Wind im Mantellosattel aushalten.

Erst nach Einbruch der Dunkelheit querten wir zur Giumella hinüber und waren 11 Uhr nachts bei unserem Zeltlager am Col degli Orsi. Zusammenpacken, Weitermarsch, unter großen Schwierigkeiten durch die eigenen Minenfelder nach Montozzo hindurch und um 1/25 Uhr früh in Pejo. Wenige Tage später waren wir wieder im Cevedaleabschnitt, in unserer eisigen Frontheimat.

Die Lawine

Es war am 12. Dezember 1916. Es schneite — es schneite ununterbrochen, in der Stunde immer 10 *cm*. Es schneite eigentlich schon seit Wochen, mit kurzen Pausen. Wir saßen in der Offiziersmesse in Zufall. Unsere liebe Kolonie Zufall — im Frieden hatte hier nur eine einzige Hütte gestanden, das Heim der Sektion Dresden. Was war hier alles im Laufe der Zeit hinzugekommen! Mannschaftsbaracken und Ställe, Seilbahnstationen und Werkstätten, Mannschaftsküche, Schlächterei, Entlausungsanstalt und Wäscherei, Marodenhaus, sogar eine Kapelle. Die alte Alpenvereinshütte war Offizierswohnung geworden, der Speisesaal unsere gemütliche Offiziersmesse.

Schwere, verantwortungsvolle Wochen hatte ich hinter mir. Der Kampf gegen den Feind war eingeschlafen, von den seit Wochen niedersinkenden weißen Schleiern zugedeckt. Aber der andere Kampf, der Kampf gegen den weißen Tod, gegen die Lawinengefahr — der war von Tag zu Tag erbitterter geworden. Und in diesem Kampfe hatte der Alpine Referent das Kommando, da trug er allein die volle Verantwortung.

Vom frühesten Morgen bis spät in die Nacht ging es in meinem kleinen Zimmer zu, wie in einer viel besuchten Auskunftei. Da kam der Oberarzt: „Lieber Doktor, ich habe zwei Schwerkranke, die müssen sofort zur Operation nach Spondinig hinunter, hier gehen sie mir ein.“ Für mich ein schwerer Entschluß. Das Tal ist gesperrt, der Train verkehrt wegen Lawinengefahr nicht mehr. Soll ich 16 Bergführer, erstklassige Leute, an diesen Transport wagen? Oder einer unserer Ingenieure, der Seilbahnbetriebsleiter, stürzt zu mir herein: „Lieber Doktor, auf der zweiten Sektion ist das Zugseil gerissen. In Station Butzenbach gibt es kein Holz und kein Benzin mehr. Die sofortige Ausbesserung ist dringend. Kannst du mir acht Bergführer dafür geben?“ Die Seilbahn geht am steilen, lawinengefährlichen Hange der Muthspitze entlang. Kann ich die Arbeiten heute verantworten oder warte ich doch lieber auf etwas besseres Wetter und auf die kühlen Morgenstunden? Oder der stellvertretende Kommandant kommt an: „Lieber Doktor, könnten wir die Post nicht mal wieder durch Schiläufer hinunterschicken und die angekommene Post heraufholen lassen? Seit sechs Tagen sind wir nun schon ganz abgeschnitten.“

Aber meine Arbeit beschränkte sich nicht auf bloße Befehls- oder Auskunftserteilung vom Schreibtisch aus. Fast jeden Tag war ich selbst mit draußen, hatte Telephonpatrouillen geführt und vergeblich versucht, den unterbrochenen Verkehr mit den Höhenstellungen wieder aufzunehmen. Es war nicht gelungen. Mit meinen längsten Schiern versank ich bis zur Brust in dem einfach grundlosen Schnee. Zusammen mit zehn meiner besten Leute hatte ich drei Stunden an einer Strecke gearbeitet, für die man sonst zehn Minuten benötigt. Dann waren wir erschöpft vor der übermächtigen Lawinengefahr zurückgewichen. Bisher war alles gut gegangen. Seit ich die Leitung hatte, war noch kein Lawinenunfall vorgekommen, aber die Gefahr wuchs von Tag zu Tag.

Es war also am 12. Dezember abends. Wir sitzen beim Essen, die Telephonordonnanz kommt herein: „Melde gehorsamst, heute ist ein wichtiger Bericht“, und gibt mir das Buch. Ich lese vor — es ist die Meldung von unserem Friedens-

angebot. Allgemeiner Jubel. Haben wir nicht noch ein paar gute Flaschen? Her damit! Heute ist die richtige Gelegenheit.

Inmitten all der Begeisterung klingle ich der Telephonordonnanz: „Die letzten Zeilen sind entstellt. Rufen Sie noch mal an und lassen Sie wiederholen". Nach fünf Minuten kommt der Mann wieder: „Verbindung mit dem Vintschgau soeben unterbrochen, vielleicht eine Lawine." „Fragen Sie in Zufritt an, ob man dort etwas von der Lawine weiß." Wieder vergehen einige Minuten; durch Rametzer Burgunder angefeuert, wird die allgemeine Stimmung immer ausgelassener. Da tritt die Telephonordonnanz leise zu mir: „Zufritt meldet, wahrscheinlich Lawinenunglück — eine riesige Lawine soll zwischen Station und Hotel Zufritt heruntergekommen sein."

„Alarm! Die Seilbahn wartet auf mich; mit dem ersten Wagen fahre ich hinunter, außerdem Kriegsfreiwilliger Oberjäger Meletzki, der Oberarzt, ein Kriegshund, vier Fackeln und Werkzeuge. Mit dem nächsten Wagen der Herr Feldkurat, Oberleutnant H. und weitere Fackeln und Werkzeuge."

Nach zehn Minuten sind wir bereit. Der kleine Wagen, der laut Vorschrift höchstens 250 *kg* tragen darf, gleitet, weit überlastet, über den Bock hinaus in die Luft. Man sieht nichts, gar nichts. Der Schneefall ist noch dichter geworden, wie dichte weiße Vorhänge. Man hört nichts, nur das Surren des Rades am Tragseil. Wir denken alle dasselbe: Heute nacht wird die Rotspitzlahn erwartet, die riesige Lawine zwischen Zufall und Zufritt. Wenn sie kommt, fliegt der zweite Seilbahnbock mit, dann reißt das Tragseil — dann liegen wir dreihundert Meter tiefer. Wir lauschen in die undurchdringlich dunkle Nacht, wir hören da und dort Lawinen rauschen, doch die große Rotspitzlahn kommt nicht.

Sieben Minuten von der Station Zufritt entfernt ist die Unglücksstelle. Eine mächtige Lawine hat das Tal in 300 *m* Breite verschüttet und birgt die Köhlerhütte mit vier Mann unter sich. 60 Mann von der Station Zufritt arbeiten bereits, doch noch ist kein Posten aufgestellt. Wehe, wenn eine Nachschublahn kommt — dann sind sie alle verschüttet! Unsere erste Aufgabe war also, festzustellen, woher die Köhlerlahn eigentlich gekommen war. Das war nicht einfach, denn die Lawine hatte viel alten Wald weggeräumt und das Tal stark verändert. Sie war an einer Stelle gekommen, wo seit mindestens 80 Jahren niemals eine Lawine gegangen war. Dazu die undurchdringlich schwarze Nacht, nur an der Ausgrabungsstelle selbst durch das grelle Licht der Fackeln erhellt, und der Schneefall — dicht, unermüdlich, immer 10 *cm* in der Stunde.

Doch bald hatten wir uns unterrichtet, an geeigneter Stelle Posten aufgestellt, die beim Rauschen der nahenden Lawine durch Warnungsschuß alarmieren sollten, und die Ausgrabungsmannschaft angewiesen, wohin sie in diesem Falle zu rennen hatte. Dann wurde die Arbeit mit verstärkten Kräften wieder aufgenommen. Ein Lebender, nur oberflächlich verschüttet, war bald geborgen, dann lange, sehr lange nichts — endlich zwei Leichen. Alle Wiederbelebungsversuche unseres Oberarztes blieben erfolglos, der Druck der sich zusammenpressenden Schneemassen war zu gewaltig gewesen.

Immer wieder hörte man das Rauschen abgehender Lawinen, zweimal flüchtete die Mannschaft, durch die Posten gewarnt, an die bezeichnete sichere Stelle im Schutze eines Felskopfes. Um 12 Uhr 30 Min. in der Nacht wurden die Arbeiten abgebrochen. Daß der eine Mann, den wir noch nicht gefunden hatten, ebenfalls tot war, das war ja so gut wie sicher; eine längere Gefährdung der Arbeitsmannschaft wäre also nicht mehr zu rechtfertigen gewesen. Tatsächlich wurde dieser Vierte einige Tage später mit zertrümmertem Schädel ausgegraben, er hatte ein schnelles Ende gefunden. Mit dem letzten Wagen der Seilbahn fuhr ich nach Zufall hinauf. Die Rotspitzlahn war gnädig, um 1 Uhr morgens war ich oben.

An dem Vormittage, der dieser Nacht folgte, überprüfte ich noch einmal genau, welche Vorsichtsmaßregeln überall getroffen waren. Der Schneefall hielt ununterbrochen an. Gab es nicht doch noch irgendwelche Wohnstätten im oberen Martelltal — mit dem unteren hatte ich keine Verbindung mehr — die gefährdet waren? Die Schneehöhe in Zufall betrug bereits 4—5 *m*, mehr als seit 60 Jahren. Man mußte also mit Lawinen auch an solchen Stellen rechnen, die seit Jahrzehnten als vollkommen sicher galten. Ja, richtig — der Stall beim Hotel Zufritt, die alte Alphütte, wo sich unser Train befand, diese Hütte könnte durch eine ungewöhnlich große Lahn der südöstlichen Talseite gefährdet werden. Also telephonischer Befehl hinunter: „Der Stall ist sofort zu räumen, Mannschaft und Pferde beziehen in der Glasveranda des Hotels Zufritt Notquartier." Die sogenannten ältesten Leute, alte erfahrene Lokalführer, hielten diese Maßregel für überflüssig, unten in Zufritt erregte der Befehl größtes Mißvergnügen, aber ich bestand darauf, bis endlich gemeldet wurde: „Befehl ausgeführt, Stall vollkommen geräumt." Wenige Stunden später lag er bereits 20 *m* tief unter Lawinenschnee! Die ungeheure „Zufrittlahn" brach hoch oben in einer Breite von mehr als 1 *km* ab, entwaldete einen ganzen Hang, verschüttete den breiten, ebenen Talboden mit einer Schneemächtigkeit von 30—40 *m* und schlug auf der gegenüberliegenden, nordwestlichen Talseite hoch hinauf. Das ganze Tal war stundenlang von Schneestaub erfüllt — es war eine Lawine von allergrößtem, ganz ungewöhnlichem Ausmaß, glücklicherweise ohne Menschenverluste. Seit dieser Stunde genoß der Alpine Referent ein beinahe abergläubisches Vertrauen.

Auch die nächsten Tage waren hart, furchtbar hart. Besonders der 15. Dezember brachte neuen gewaltigen Schneefall und damit den Höhepunkt der Krise. Wie mein Schneepegel zeigte, betrug die Schneehöhe bei Zufall bereits 6 *m*. Täglich mußten die Dächer freigeschaufelt werden, um ein Zusammenbrechen der Baracken zu verhüten. In Zufritt herrschte Panik. Die unsinnigsten Bitten und Vorschläge wurden gemacht, am liebsten wollten die Leute in ihrer kopflosen Angst versuchen, nach Gand und nach dem Vintschgau hinunter durchzubrechen, was jetzt den sicheren Tod bedeutet hätte. Leicht war meine Verantwortung nicht: 600 Mann waren eingeschlossen, belagert von einem Feinde — viel gefährlicher als der Italiener — vom weißen Tod! Und 25 breite Lawinenstriche von der Stellung am Cevedalepaß bis hinunter nach Gand. Bergerfahrung und gute Nerven, aber auch Glück gehörte dazu, alles heil hinunterzubringen. Unbeirrt durch alle Aufregung, durch alles Reden warten, auf den richtigen Augenblick warten, und dann handeln — ohne Scheu vor Verantwortung.

Um in Zufritt Ordnung zu schaffen und die Panik zu bannen, wurde einer unserer tatkräftigsten Offiziere mit unumschränkten Vollmachten hinuntergeschickt. Die große Mannschaftsbaracke bei der Seilbahnstation Zufritt ließ ich räumen, alles mußte in dem verhältnismäßig sicheren Gasthaus Notunterkunft beziehen. Die bei der Seilbahn beschäftigte Mannschaft wurde auf eine Mindestzahl eingeschränkt, um im Falle einer Seilbahnkatastrophe möglichst wenig Opfer zu haben. Als Schutz für die große Mannschaftsbaracke in Zufall gegen eine vom Klösterle her drohende Lahn ließ ich den Zwischenraum zwischen Baracke und Hang mit Schnee ausfüllen, so daß die Lawine keine Angriffsfläche fand und über die Baracke wie über einen Schisprunghügel hinübergleiten mußte. Alle Schaufeln und Werkzeuge wurden in die Zufallhütte geschafft, den einzigen als vollkommen sicher zu betrachtenden Platz. 50 Mann mußten stets in unserer Offiziersmesse übernachten, damit wir genügend Mannschaften für Ausgrabungsarbeiten hatten, falls die Baracken verschüttet wurden. Sämtlicher Proviant wurde genau aufgenommen und mit Hilfe der letzten Seilbahnfahrten — dann war das Benzin zu Ende! — auf die Stationen des oberen

Martelltales gleichmäßig verteilt und für Kopf und Tag genau berechnet. Brot gab es schon längst nicht mehr, Zwieback nur noch 50 *g* den Tag auf jeden Mann.

Es waren harte Tage! Doch das Letzte blieb uns erspart. Kurz vor Weihnachten besserte sich das Wetter, der Schneefall hörte auf, ruhiger Frost trat ein. Jetzt war der Augenblick zum Handeln da. Schipatrouillen stellten fest, daß alle großen Lawinen des Martelltales im Laufe der letzten Tage abgegangen waren. An einem kalten, windstillen Morgen gingen wir's an! Nach oben, zu den Höhenstellungen hinauf, und nach unten, in den Vintschgau hinunter, wurde gleichzeitig durchgebrochen: Schiläufer in Doppelreihen voraus, dann Schneereifengänger, zuletzt das Gros. Alles, was zum Halten der Stellungen nicht unbedingt erforderlich war, mußte aus unserem Lawinental heraus, hinunter nach Schlanders; die „Wintergruppierung" wurde angenommen. Es war für mich ein stolzes und erhebendes Gefühl, als ich knapp vor Weihnachten in Schlanders einrückte.

Auch beim Brigadekommando war die Freude groß, denn wochenlang hatte man gar nichts mehr von uns gehört und bereits mit dem Schlimmsten gerechnet. Waren doch in diesen Tagen an der Tiroler Front, nur auf österreichischer Seite, 6000 Mann den weißen Tod gestorben! Was sind alle alpinen Unfälle der Friedenszeit gegen diese furchtbare Ziffer!

Ich wurde nach Prad hinüberbefohlen, zum Rayonskommando, und sehr belobt und gefeiert. Und doch war mir dieser Ruhm etwas unheimlich. Denn man ist ja nur ein schwacher Mensch gegenüber den ungeheuren Naturgewalten, und alle Bergerfahrung, alle Sorgfalt in der Beobachtung von Wetter und Schnee schließt gelegentlichen Irrtum nicht aus. Heute aber, wo meine Tiroler Kriegszeit abgeschlossen weit hinter mir liegt, darf ich mit einer gewissen Befriedigung zurückblicken — auf den Lawinenwinter in der Ortlergruppe.

1917.

Ich blättere in meinem Kriegstagebuch. Wie wird da alles wieder lebendig!

Die Gefechte droben im ewigen Eis. Keine Massenaktionen, gewiß — dafür hatte der Krieg hier noch etwas von seinem romantischen Schimmer, von alter Ritterlichkeit bewahrt. In den Bergen, „da ist der Mann noch was wert", mehr als die sonst allmächtige Technik.

Der unbeschreiblich schwere und mühevolle Stellungsbau in diesen Höhen. Mit den Pässen hatte es angefangen, dann waren die ihnen benachbarten Gipfel an die Reihe gekommen, und im Frühjahr 1917 erfolgte ein Wettrennen mit dem Italiener auf die bisher noch herrenlosen Spitzen. Wer hätte es früher für möglich gehalten, Berge wie Ortlervorgipfel, 3862 *m*, Königsspitze, 3857 *m*, Cevedale, 3774 *m*, militärisch zu besetzen, nicht nur gelegentlich und mit schwachen Patrouillen, sondern dauernd, auch im Winter, und mit starken Kräften! Und doch wurde das scheinbar Unmögliche geleistet. Welche Unsumme von organisatorischer Arbeit, welches Übermaß von Strapazen war dazu erforderlich!

Pasquale und Cevedale, Schrötterhorn und Kreilspitze — das waren meine vier „Kinder". Ich kannte ihre Stärken und ihre Schwächen, ihre Freuden und ihre Schmerzen bis ins Letzte. Zelte und Strohmatten, Pelze und Schlafsäcke, Balken und Bretter, Dachpappe und Nägel, Werkzeuge und Munition, Maschinengewehre und Scheinwerfer — jedes Stück, das in meine Gipfelstellungen hinaufwanderte, bedeutete ja einen Kampf, einen Sieg gegen zahllose Schwierigkeiten. Innerhalb weniger Monate war ich zwölfmal auf den Schrötterhörnern, vierzehnmal auf der Kreilspitze, dreizehnmal auf dem Cevedale, fünfzehnmal auf dem Pasquale! Daß die Baracken auf Cevedale und Kreil von meinen Leuten „Villa Dyhrenfurth" getauft wurden, war nicht ganz unverdient.

An meine prächtige Mannschaft, mit der mich tiefes Vertrauen verband, an die Freundschaft mit meinen lieben deutsch-österreichischen Kameraden denke ich in wehmütiger Freude zurück.

Ich blättere weiter:

Die Schwebebahnen, über ganze Täler hinweg, von Gipfel zu Gipfel. Welcher Triumph, als sich das Tragseil zwischen der Rückfallkuppe 3600 (unter dem Cevedale) und dem Pasquale spannte. Und gar der Bau eines Handaufzuges auf Kreilspitze — als wir durch ihre steile Nordwand das schwere Seil transportierten! Glücklich waren wir, wie die Kinder, daß es nun nicht mehr nötig war, jedes einzelne Stück über Schrötterhörner, Fornopaß und Kreilostgrat zu tragen.

Unsere Geschütztransporte über steile Hänge und zerklüftete Gletscher. Wie stolz war alles gewesen, als die ersten beiden 9-*cm*-Geschütze im Cevedalepaß standen, und doch war das nur ein bescheidener Anfang. Später donnerten unsere Kanonen überall, vom Madatsch und vom Ortler, von Eissee- und Suldenspitze. Zuletzt schafften wir sogar drei erbeutete italienische 15-*cm*-Haubitzen bis auf den „Eiskofel", P. 3310, am Cevedaleplateau. Das Rohrelement allein wog 3300 *kg*! Durch das lange Martelltal waren diese Ungeheuer mühsam bis Zufall heraufgebracht worden. Nun wurden sie auf lange Balkenschlitten montiert. 120 Mann vor jedem Schlitten — so haben wir sie über den Langenferner gezogen, jeden Tag ein Stück vorwärts, wochenlang, bis sie endlich in Stellung waren. Nach dieser ungeheuren Plage klang uns das tiefe Heulen ihres Steilfeuers wie Musik.

Wintermarkierungen, Gletscherbrücken und hochalpine Steiganlagen, das tägliche Brot der Bergführerkompagnie. Viel Ruhm war dabei nicht zu ernten, aber die Arbeit war deshalb nicht weniger schwer. Wieviel Klüfte mögen wir wohl überbrückt haben? Zeitweise mußten wir mehr als 60 Brücken gleichzeitig in Ordnung halten, darunter einige von stattlichem Ausmaß. Wieviel Drahtseilversicherungen haben wir gespannt!

Bergführer- und Schikurse, schöne Zeiten, besonders wenn ich als Kursleiter hübsche Übungsturen ansetzen konnte, mit Vorliebe natürlich solche Bergfahrten, die ich selbst noch nicht kannte. So begingen wir den ganzen Venezia-Zufritt-Kamm von der Fürkelescharte bis zum Soyjoch. Auch die Berge von der Eissee- bis zur Laaserspitze, auf der linken Seite des Martelltales, boten dankbare Aufgaben. Auf diesen Turen hinter der Front fühlten wir uns sozusagen „in den Ferien".

Doch genug — ich will ja keine Geschichte der Ortlerkämpfe[1]), auch keine tagebuchartigen Memoiren schreiben.

Der Zusammenbruch

Die Piavefront war gebrochen, die Tiroler Front hielt noch. Zwischen der stehenden Tiroler und der weichenden Piavefront bildete sich eine gähnende Lücke; die Lage war unhaltbar, es wurde verhandelt.

Am 2. November 1918 abends telephonierte mir der Brigadier, unser hochverehrter lieber Freiherr von Lempruch persönlich, daß voraussichtlich die Sprachgrenze als Demarkationslinie besetzt werden müsse. Unserem Abschnitt werde die Aufgabe zufallen, den linken Flügel zu verlängern und zurückzudrehen, um den Venezia- und Eggenspitzenkamm zwischen der italienischen Val di Rabbi und dem

---

[1]) Wer sich eingehender dafür interessiert, sei auf das prachtvoll illustrierte Werk „Der König der deutschen Alpen und seine Helden (Ortlerkämpfe 1915/1918)" von Gmjr. a. D. Frh. v. Lempruch (Verlag Chr. Belser, Stuttgart, 1925) verwiesen.

deutschen Altental provisorisch zu besetzen. Ich solle dies inzwischen durchdenken und vorbereiten.

Am Sonntag, dem 3. November, früh um $^1/_2$6 Uhr, kam der Befehl: „Waffenstillstand abgeschlossen, Feindseligkeiten sind sofort einzustellen.“ Also wir sollten schon Sonntag früh die Feindseligkeiten einstellen, der Italiener aber stellte sie erst Montag nachmittag ein. 34 Stunden Differenz — ein entsetzliches „Mißverständnis“! Wer trägt die Schuld?! Unser Brigadekommando jedenfalls nicht! Im Gegenteil, auch hier sei ausdrücklich festgestellt, daß Oberst von Lempruch das Menschenmögliche tat, um die hereinbrechende Katastrophe einzudämmen. Nein, die Schuldigen saßen höher oben, beim Armeekommando oder beim A.O.K.

Ob es katastrophale Kopflosigkeit, Feigheit oder Verrat war, wird hoffentlich die Zukunft klären[1]).

Für uns an der Front waren die Folgen jedenfalls furchtbar. Noch glaubten selbst die größten Pessimisten, daß wir — selbst wenn wir ganz Südtirol bis Reschenscheideck und Brenner räumen müßten — dafür doch wenigstens eine Woche Zeit haben würden. Es sollte anders kommen. Noch am gleichen Tage, Sonntag nachmittag um $2^1/_2$ Uhr, bekamen wir Befehl, die Stellungen sofort zu räumen, Geschütze, Maschinengewehre, Munition, Scheinwerfer und Telephonmaterial, kurz alles ärarische Eigentum zurückzulassen und sobald wie möglich abzumarschieren. „Morgen den 4. November früh versammelt sich die Brigade im Raume von Nauders.“

Dreieinhalb Jahre hatten wir die Ortlerfront gehalten und wirklich wundervoll ausgebaut, so daß wir sie als militärisch fast uneinnehmbar betrachten konnten. Mit berechtigtem Stolze schreibt Generalmajor von Lempruch: „Meine Front stand unbesiegt und unerschüttert bis zur letzten Minute; da gab es trotz aller Qual und Not, trotz Hunger und Kälte kein Schwanken, keine Spur einer Verfallserscheinung.“ Und nun mußten wir unsere Stellungen räumen, Hals über Kopf, alles zurücklassend. Wir mußten sogar trotz des heftigsten feindlichen Feuers abmarschieren, denn der Italiener versuchte, unsere Stellungen sturmreif zu schießen. Hätten wir diesen Angriff Sonntag abend nur noch abwarten dürfen! Aber wir hatten ja seit Sonntag früh einseitigen „Waffenstillstand“, wir mußten befehlsgemäß abmarschieren!

In 20 Stunden sollten wir ganz Südtirol räumen! Daß es unter diesen Umständen an manchen Stellen zur Panik und zum Chaos kam, ist nur selbstverständlich. Wenn man dazu noch bedenkt, wie bunt zusammengewürfelt die österreichisch-ungarische Armee war, muß man sich höchstens wundern, daß das Durcheinander nicht noch schlimmer wurde. Immerhin — was nun folgte, war wie ein furchtbarer, unwahrscheinlicher Traum.

Mein ganzes Gepäck, viel unersetzliches wissenschaftliches Material und meine photographische Ausbeute von $2^1/_2$ Jahren[2]) mußte zurückbleiben, bis auf zwei Rucksäcke von insgesamt 35 *kg*, die ich selbst schleppte. Nächtlicher Marsch durchs Martelltal hinunter, in Gand von unseren fünf Lastautos nur zwei zur Stelle — die anderen drei waren gegen Befehl schon losgefahren — Autofahrt ohne Laterne auf kurvenreicher schmaler Bergstraße in den Vintschgau hinab, Absturz des einen Wagens, in Goldrain Abschied von meinen Leuten, meist Südtirolern, die ich befehlsgemäß hier entließ — sie sollten sich in ihre nahe gelegenen Heimatsorte zerstreuen und die italienische Besetzung erwarten.

---

[1]) Vgl. hierüber auch das eben genannte Werk von Lempruch, S. 145—151.

[2]) Es ist noch Glück im Unglück, daß wenigstens mein Freund Rudolf Kauschka-Reichenberg (der als B. F.-Leutnant in der Ortlergruppe war) und der Photograph Herr Otto Steiner-Schruns ihr schönes photographisches Material rechtzeitig, anläßlich eines Urlaubes, in Sicherheit bringen konnten.

Hallesche Hütte am Eisseepaß, mit Sandsack-Mauer

Stellung am Cevedalepaß (1917)



Harppredht-Rinne am Ortler-Hochjochgrat

Trostlose Fahrt über Spondinig und Mals gegen Reschenscheideck, durch aufgelöste Massen, die unser ohnehin schon weit überlastetes Auto immer wieder zu stürmen versuchten. Mehrmals schwere Pannen, die nur in langer Arbeit behoben werden konnten, Nachdrängen der Italiener über das Stilfser Joch, am 4. November vormittags Ankunft in Nauders. Von einer ordnungsgemäßen Versammlung der Brigade im Raume von Nauders war natürlich keine Rede mehr. Wer noch einigermaßen marschfähig war, lief weiter gegen Landeck zu, es war eben — das Ende!

Bis zum 5. früh blieb ich in Nauders. Wie erzählt wurde, stauten sich in Landeck bereits die Massen. Da ging ich im vollsten Einverständnis mit meinem Abschnittskommandanten (Hauptmann Micheluzzi) — denn unser Cevedaleabschnitt hielt noch immer in treuer Kameradschaft zusammen — zu meinem Obersten und bat um die Erlaubnis, die Schweizer Grenze überschreiten zu dürfen. Er billigte mein Vorhaben vollkommen. Warum sollte ich, der Reichsdeutsche, mich in der Menschenwoge der zertrümmerten österreichischen Armee weiter schleppen lassen. Über die Schweiz hoffte ich rascher heimzukommen.

Ein glücklicher Zufall kam mir zu Hilfe. Ich hatte nicht nötig, bei Nacht und Nebel über meine lieben alten Engadiner Berge zu steigen, ich konnte ganz feierlich und offiziell die Grenze überschreiten. Auf den Hilferuf Tirols hin, das die Schweiz um Lebensmittel bat, kam ein Schweizer Oberst, der Kommandant des Grenzschutzdetachements Graubünden, am 5. vormittags im Auto angebraust, um sich den Jammer selbst anzusehen. Mein Oberst stellte mich ihm vor und unterstützte auf das wärmste meine Bitte, mich, den langjährigen Schweizer Geologen, mit hinüberzunehmen. Ein mir ewig unvergeßlicher Abschied von meinem Obersten, meinem Abschnittskommandanten und all meinen lieben Kameraden — dann bestieg ich auf dem Marktplatz von Nauders das Schweizer Auto, das mich rasch nach Martinsbruck trug, heraus aus dem Jammer, aus dem Chaos — hinein in meine Friedensbergheimat, in mein Engadin.

So endete meine Tiroler Kriegszeit.

Ich hatt' einen Kameraden

1914 bis 1918 — 10 Millionen Tote! In diesem unfaßbaren Leid verschwindet das Einzelschicksal. Und doch — wenn ich von meinen Ortlerfahrten in Krieg und Frieden spreche, muß ich eines Mannes gedenken, der es wahrlich verdient, vom großen Kreise der Bergsteiger und Alpenfreunde gekannt zu werden — Dr. Albrecht Spitz †.

Einer der hervorragendsten jüngeren Alpengeologen, der Mittler zwischen west- und ostalpiner Tektonik, ein klarer, umfassender Geist, ein Mensch von seltener Reinheit und vornehmster Gesinnung, ein feinfühliger Musiker, ein tüchtiger, sehr erfahrener Alpinist.

Auf zahlreichen Bergfahrten, besonders in Graubünden, war er mein treuer Gefährte gewesen. Vom Februar 1917 ab waren die Freunde in der Ortlergruppe wieder vereint. Er kam im richtigen Augenblick — als mir die Vorarbeiten für die „Frühjahrsaktion 1917“ über den Kopf zu wachsen drohten — und griff ein mit seiner ganzen Arbeitsfreude, seiner klaren Sachlichkeit und seiner genauen Gebietskenntnis. So hat dieser große Alpenforscher am guten Gelingen der Frühjahrsaktion als „alpiner Generalstäbler“ einen wichtigen Anteil. Wie wichtig, wissen nur wenige, denn wenn er auch die Patrouille, welche die Besetzung der Kreilspitze durchführte, kommandiert und alpin geführt hat, so trat er doch im allgemeinen nach außen hin nicht hervor.

1918 war er Kriegsgeologe für die Tiroler Westfront geworden. Im September erfüllte sich sein Geschick. Von einer geologischen Exkursion im Gebiete der Troppauer Hütte, in den Laaser Bergen, kam er, allein gehend, nicht mehr zurück. All unser Suchen war vergebens, seine letzte Bergfahrt ist in tiefes Dunkel gehüllt. Wahrscheinlich ist er von einer über die Felsen niedergehenden großen Eislawine überrascht worden, ähnlich wie Englands größter Bergsteiger, Mummery.

Vergleichbar dem Zirkus von Gavarnie, schließen sich am Ende des Laaser Tales die schroffen Wände zum gewaltigen Halbrund zusammen. Blinkende Gletscher hängen von oben herab, und Wasserfälle sprühen über den dunklen Fels. Ein gewaltiges Monument für Albrecht Spitz.

Nach sieben Jahren

Aus Überlebenden wurden wir wieder zu Lebenden. Die Jahre vergingen, sie brachten mir neue Bergfahrten, im Sommer und Winter, Ost und West. Meine Ortlerberge grüßte ich nur von ferne — zu frisch war noch die Wunde. Es bedurfte eines zwingenden Motivs, um diese schmerzhafte Scheu zu brechen. Ein nobile officium, die Neubearbeitung der Ortlergruppe für den „Hochtourist", forderte von mir eine Reise ins Ortlerreich — 1925, nach sieben Jahren.

In Bormio traf ich mich mit meinem alten Freunde und Kriegskameraden Max Hilber, Salzburg, der im Frühjahr 1917 die Besetzung der Königsspitze durchgeführt hatte. Wir beabsichtigten, uns vor allem die ehemaligen feindlichen Stellungen auf der Nordseite des Zebrùtales anzusehen und nebenbei noch ein paar hübsche Bergfahrten mitzunehmen.

Unser Standquartier für etwa eine Woche sollte also die Capanna Milano sein. Obgleich diese Hütte — vom hochturistischen Standpunkte aus — die bei weitem beste Lage von allen Hütten des Ortlergebietes hat, ist sie noch immer klein und unbewirtschaftet. Diese Tatsache machte uns jedoch zunächst wenig Sorgen. Brennholz ist ja fast überall im Bereiche der ehemaligen Alpenfront reichlich, auf Jahrzehnte hinaus, vorhanden, und für den Transport von Proviant und sonstigem Gepäck wurde ein braves Maultier (molto forte!) mit zugehörigem Treiber gemietet.

Aber — — der Hüttenschlüssel! Dieses kleine, nicht unwichtige Instrument wird nur an Mitglieder des Club Alpino Italiano und an autorisierte C.A.J.-Bergführer ausgehändigt. Selbst die Zugehörigkeit zum Schweizer Alpenklub oder Alpine Club bleibt wirkungslos — vom D. u. Ö. A.-V. oder Ö. A.-K. wollen wir erst gar nicht reden! Wer sich nicht als Mitglied des C. A. J. ausweisen kann, der soll eben draußen bleiben!

Alle Verhandlungskunst — Liebenswürdigkeit, Energie, Grobheit, bares Geld — wurde hier zunichte. Es blieb also nur ein Ausweg, nämlich einen autorisierten Bergführer für die Cap. Milano zu nehmen! Unsere dahin zielende Besprechung verlief etwas eigenartig. Wir hatten es nämlich, glücklicherweise, mit einem sehr netten, ordentlichen Manne zu tun, dem es sichtlich peinlich war, nur als Türaufschließer und Hüttenwart für die Cap. Milano engagiert zu werden. Anderseits begriff er vollkommen, daß er als „Führer" für uns nicht am Platze war. Er kannte unsere Zwangslage genau und nutzte sie doch nicht aus! Er begnügte sich also mit einer bescheidenen Entschädigung für seinen Zeitverlust; Arbeit hätte er ja nicht.

Nachdem wir dieses schwierige Problem gelöst hatten, übersiedelten wir auf die Cap. Milano. Und dann wanderten wir herum in den verfallenden Barackendörfern, in den Stellungen, die durch lange, inhaltsreiche Jahre für uns „der Feind" ge-

wesen waren. „Dort die Geschützkavernen! Da der Scheinwerferstand! Weißt du noch? . . .“ Ein eigenartiges, schwer zu beschreibendes Gefühl!

Unsere erste Gipfeltur war die Thurwieserspitze über die Südostwand — nicht leicht, die Felsen im oberen Teile vereist, die alten Seile aus der Kriegszeit natürlich nur noch mit großer Vorsicht zu gebrauchen. Diese kühnste Zinne der Ortlergruppe wurde von den Italienern auf diesem Wege im zeitigen Frühjahr 1917 — eigentlich noch im Winter — besetzt und ausgebaut. Eine hervorragende Leistung! Thurwieser, Bäckmanngrat, Trafoier Eiswand und ihre Südrouten genießen bekanntlich seit jeher große Achtung, auch bei Bergsteigern der schärferen Tonart. Dieses ganze, schwer zugängliche Massiv wurde von den Italienern jahrelang mit starken Kräften gehalten und prachtvoll ausgebaut. Die Alpini uns gegenüber waren tüchtige Burschen — Ehre, wem Ehre gebührt!

Auf dem luftigen Thurwiesergipfel — in der alten Feldwachenstellung — rastend, sahen wir voll Sorge, wie sich das Wetter rasch verschlechterte. Wir wollten so gern noch zur Trafoier Eiswand hinüber! Doch kaum hatten wir den Abstieg über den schweren Westgrat angetreten, da faßte uns der Sturm mit wuchtigen Stößen, und die Berge des Cristallokammes verschwanden in dichten Schneewolken. Also zurück und über den früher so gefürchteten Ostgrat rasch hinab zum Thurwieserjoch. Vor uns liegen die Eisḱögele-Stellungen, um die seinerzeit die Hochgebirgskompagnie Molterer so schwer gerungen hatte. Doch das Wetter machte jetzt endgültig Ernst. Also in sitzender Abfahrt durch die große, steile Schneerinne der Südostseite auf den Zebrùgletscher hinunter und im Eiltempo zur Mailänder Hütte zurück. Pudelnaß kamen wir an.

Der nächste schöne Morgen sah uns im Aufstieg zum Suldenjoch. Dieses ist von der italienischen Seite aus leichter zugänglich, als von der Suldener Seite, und war daher in Feindeshand gewesen, ebenso der Mitscherkopf, P. 3444, und der Suldengrat der Königsspitze. Ihr Gipfel, von Freund Hilber und seiner Patrouille gerade noch rechtzeitig besetzt, hatte bekanntlich uns gehört, und von da ab der ganze Hauptkamm der Ortlergruppe.

Im Suldenjoch angelangt, waren wir kurze Zeit unschlüssig, ob wir die Königsspitze über Suldengrat oder den Zebrù überschreiten sollten. Wir entschieden uns für den letzteren und hatten es nicht zu bereuen. Denn die selten gemachte Zebrùtraversierung ist eine prachtvolle Tur, sehr interessant und nicht leicht. Besonders den Aufstieg vom Suldenjoch auf den Südostgipfel, P. 3710, soll man nicht unterschätzen; auch das erste, meist stark überwächtete Stück des Gratüberganges zum Hauptgipfel bietet allerhand Kurzweil. Dagegen ist der Abstieg zum Hochjoch bekanntlich ein Spaziergang bzw. eine sitzende Abfahrt. Von der lieben, kleinen Hütte der Sektion Berlin, die mich einst, 1906, zwei Nächte beherbergte, stehen nur noch ein paar rauchgeschwärzte Mauerreste.

Nachdem uns mehrtägiges Schlechtwetter mit starkem Neuschneefall in der Capanna Milano festgehalten hatte, machten wir einen genußreichen Bummel über Passo dei Volontari (P. 3046) im Thurwieser-Südgrat) und Passo dei Camosci — beide mit geradezu imponierenden italienischen Barackendörfern und Stellungen — auf die drei Cime di Campo (Kristallspitzen) südlich der Vedretta di Campo.

Unser Proviant ginz zu Ende. Für den Abmarsch wählten wir eine Ortlerüberschreitung, Aufstieg über Hochjochgrat, Abstieg über Pleißhorn—Meraner Weg nach Trofoi. Die Tur verlief zwar programmäßig, war aber für mich doch recht interessant, denn ich konnte mich davon überzeugen, wie ernsthaft der gute alte Hochjochgrat bei schlechten Verhältnissen werden kann. 1906 (vgl. S. 172) hatten mir die technischen Schwierigkeiten wenig Eindruck gemacht, und am Steinschlag waren wir ja selbst schuld gewesen. Seitdem glaube ich alpin eine ganze Menge

zugelernt zu haben, und doch fand ich die Tur diesmal ausgesprochen schwer, selbst im strengsten Sinne des Wortes. Erweichter, tauender Neuschnee auf vereistem Fels! — Unter diesen Umständen erforderte der berühmte lange Quergang oberhalb der Harpprechtrinne sorgfältigste alpine Präzisionsarbeit. Ehrliches grobes Stufenhacken kam hier nicht mehr in Frage, mit vorsichtigen Schlägen mußten kleine Kerben in die dünne Eisglasur hineingemeißelt werden.

Oben auf dem Ortlerplateau, bereits nahe dem Gipfel, trafen wir eine Dame mit ihrem Führer im Abstieg zur Payerhütte. Im Vollgefühl ihrer alpinen Leistung sagte sie herablassend zu uns: „Ich habe Sie vom Gipfel aus lange beobachtet, Sie sind ja schrecklich langsam gegangen. Ich habe den Aufstieg heute morgen viel schneller gemacht." „Welchen Aufstieg bitte?" „Von der Payerhütte, natürlich." Es ist doch manchmal recht schwer, höflich zu bleiben. Die Berechtigung der Bezeichnung „Kuhweg" war für mich geradezu blitzartig erhellt! Diese Erkenntnis nicht herauszuschreien, kostete eine fast übermenschliche Anstrengung.

Ein paar Tage später wanderte ich ganz allein von Santa Caterina zum Fornohotel und durch das Cedehtal zum Cevedalepaß hinauf. Die von uns zerstörte Capanna Cedeh wurde am alten Platze, südwestlich von den Laghi di Cedeh, wieder aufgebaut. Im Cevedalepaß erhob sich das neue Rifugio Gianni Casati, zum Teil aus dem Material unseres großen Paßunterstandes errichtet.

Es ist Abend, aus Italien ziehen schwere Wetterwolken heran. Einsam gehe ich in unseren Stellungen umher. Sieben Jahre sind versunken, wie der Traum einer einzigen Nacht. Fast wundere ich mich, daß die Laufgräben und Geschützstände voller Schnee, die Drahthindernisse verrostet sind. Aber dort, das Tragseil unserer Pasqualebahn, das spannt sich noch immer kühn von Gipfel zu Gipfel. Nun hüllen sich die Berge ein, und die ersten Stöße des nahenden Schneesturmes heulen durch die Schießscharten der steinernen Brustwehr — verloren, verloren! Ich friere bis ins Herz und gehe langsam ins überfüllte Schutzhaus. Eine Woge von Lärm schlägt mir entgegen — viele Deutsche — die laute Fröhlichkeit dieser Nachkriegsgeneration scheint mir, in meiner jetzigen Stimmung, beinahe ein Frevel.

Am nächsten Tage dichtes Schneetreiben, mir fast erwünscht. So komme ich gar nicht erst in die Versuchung, meine Gipfel, meine „vier Kinder" zu besuchen. Das Wiedersehen wäre zu schmerzlich gewesen. Ich begnüge mich, zum Eiskofel hinüberzuwandern. Da stehen unsere drei schweren Haubitzen, zwei davon noch feuerbereit, eingerichtet auf Passo dei Volontari, so wie wir sie vor sieben Jahren verlassen haben. Der Abtransport war dem Italiener zu mühsam. So sind sie droben geblieben, die trotzigen alten Kämpen, als Zeugen unseres Gletscherkrieges für kommende Geschlechter.

Am Eisseepaß, wo einst die Hallesche Hütte stand, geht es vorbei und über den Langenferner hinunter. In „Station Butzenbach" lagert viel Brennholz, für den Winter 1918/19. Kolonie Zufall — ein trauriges Bild. Die schöne Alpenvereinshütte ohne Türen, ohne Fenster, im Speisesaal trappeln die Ziegen[1]). Ich stehe in meinem alten Zimmer und schaue, gegen Zufritt, in den rauschenden Regen hinaus.

Erst als ich durch mein liebes Martelltal in den Vintschgau hinauswandere, schüttle ich die lastende Schwermut ab. Auch die dichtesten Regenwolken spülen unsere Berge nicht fort. Unerschüttert und gelassen, hoch über aller menschlichen Not und Verblendung, steht der Ortler, der König der deutschen Alpen.

---

[1]) Inzwischen ist die Zufallhütte wieder instand gesetzt worden.